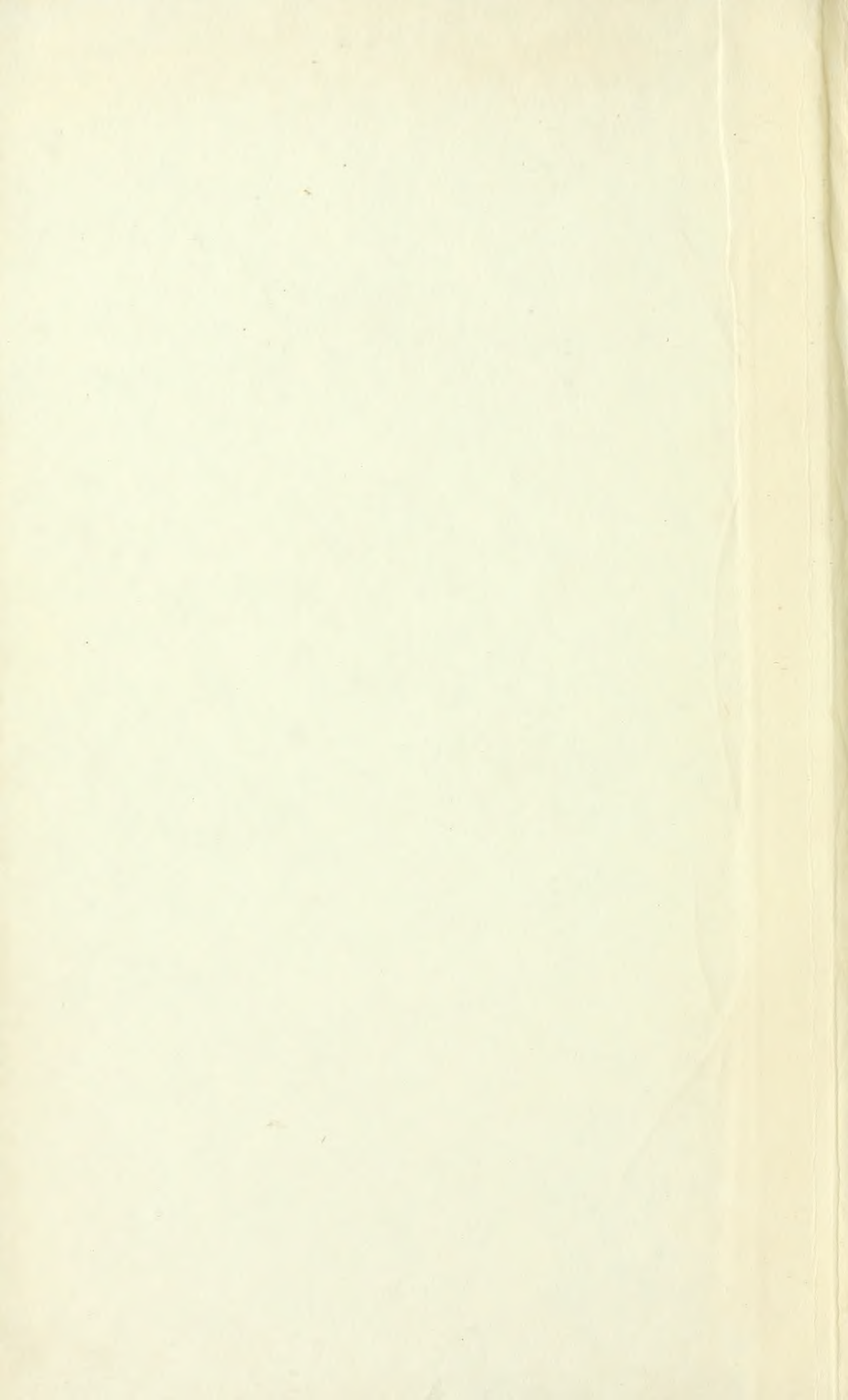
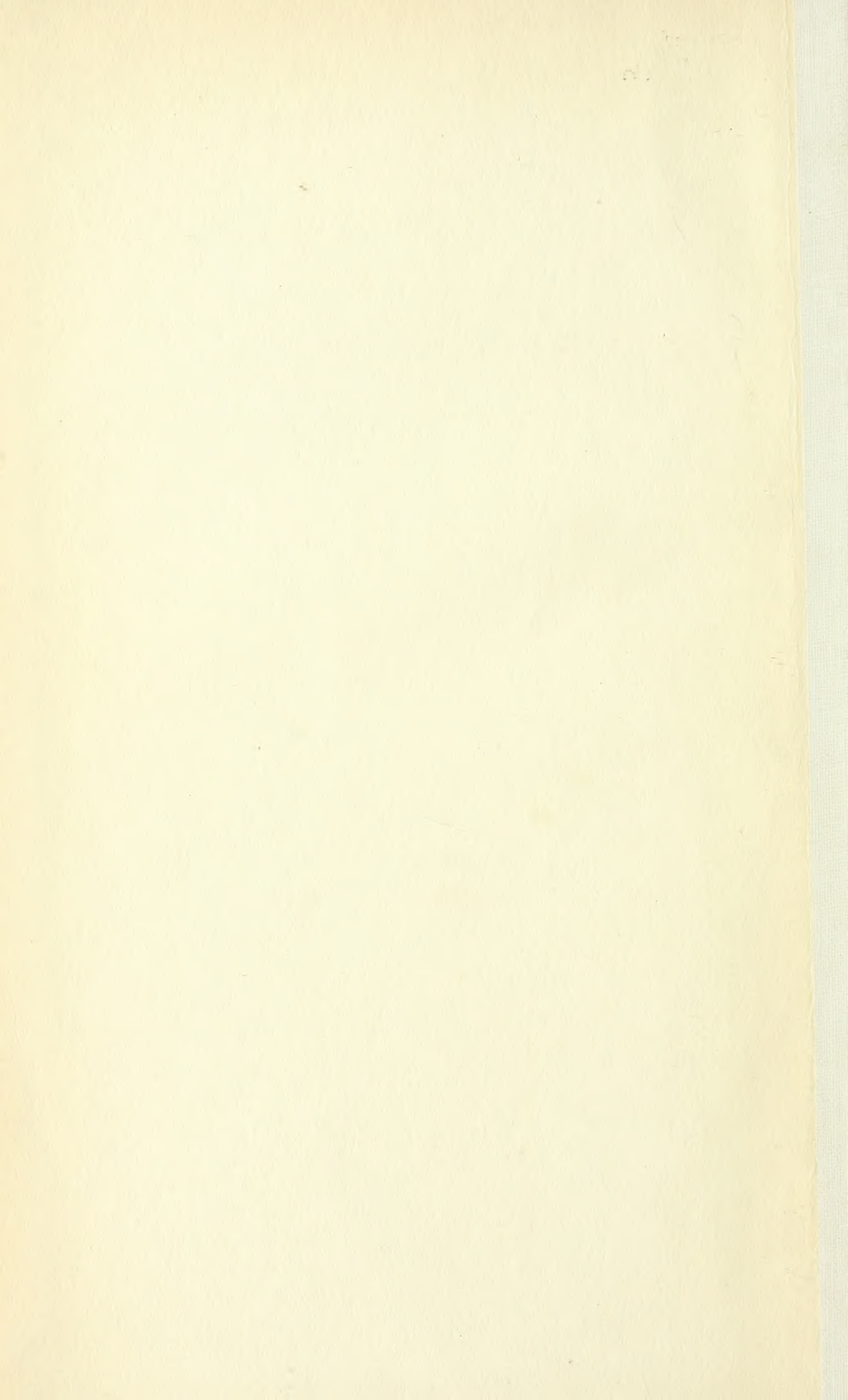

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01142753 1







HELLENIKA

Eine Auswahl
philologischer und philosophiegeschichtlicher
kleiner Schriften

Von

THEODOR GOMPERZ

Erster Band

Mit 2 Figuren



LEIPZIG
VERLAG VON VEIT & COMP.
1912

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Den Universitäten

Königsberg, Dublin und Cambridge,

die mich in verschiedenen Phasen meiner Laufbahn
(1868—1892—1904)
durch ermunternden Zuruf gestärkt und gefördert haben

widme ich dankbar

diese Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze.

Vorwort.

Wer seine zerstreuten Abhandlungen sammelt, der will vor allem dem Gebäude der Wissenschaft Bausteine einfügen, die in ihrer Vereinzelung nur wenig dauernden Nutzen stiften könnten. Daraus folgt, daß er als wertlos Erkanntes oder bereits voll Verwertetes gleich sehr aus der Sammlung ausschließt und auch in den Stücken, die er aufnimmt, das von ihm als mißlungen Erachtete oder auch seither Überholte als solches bezeichnet, wenn dessen Loslösung von dem Erhaltenswerten sich nicht als leicht tunlich erweisen sollte.

Einen anderen Grund der Ausschließung bildet die nachfolgende Erwägung. Die Denkmäler literarischer Fehden sollten diese nicht überdauern. Zumal über Gräbern sollte der Waffenlärm verstummen. Das gebietet wenigstens die Stimme meines Empfindens, der ich dort vollständig gehorche, wo dem Streit der Frieden gefolgt ist. So sind die Zweifel an der aristotelischen Autorschaft der Schrift „Vom Staatswesen der Athener“ allgemach erloschen, und gern verzichte ich daher darauf, eine diesen Gegenstand betreffende streitbare Erörterung von neuem zu veröffentlichen. Anders steht es mit meiner polemischen Abhandlung: „Die Bruchstücke der griechischen Tragiker und Cobets neueste kritische Manier“ (Wien 1878). Diese „kritische Manier“, das heißt die Neigung zur Hyperkritik, ist zwar in dem dort behandelten Literaturgebiet seither in den Hintergrund getreten; allein ihr Reich ist zur Zeit noch immer ein so ausgedehntes, daß wir Versuche, dieses einzudämmen, kaum als müßig oder entbehrlich betrachten können. Noch mehr bedeutete mir der Umstand, daß hier mit den negativen nicht gar wenige positive Ergebnisse eng verschlungen sind. Nicht unähnlich

steht es mit zwei Herodot-Rezensionen (aus den fünfziger Jahren), die ich jedoch ihres überscharfen polemischen Tones wegen aus der Sammlung auszuschließen mich entschlossen habe.

In der Auswahl von Rezensionen hat mich im übrigen eine zwiefache Rücksicht geleitet. Bücheranzeigen von bloß empfehlender oder ablehnender Art wurden nicht wieder abgedruckt; andere vorzugsweise dann, wenn ihr positiver Gehalt den negativen oder kritischen weitaus zu überwiegen schien.

Die erste Hauptabteilung bilden die rein philologischen, die zweite die philosophiegeschichtlichen Aufsätze. Innerhalb jeder der zahlreichen Unterabteilungen ist die Reihenfolge die chronologische. Die ursprüngliche sprachliche Form ist gewahrt worden; doch habe ich kein Bedenken getragen, hier und da einen unglücklich gewählten Ausdruck durch einen glücklicheren zu ersetzen.

Durch eckige Klammern habe ich neue Zusätze kenntlich gemacht; in einigen Fällen auch solche, die nur an der Stelle, an der sie jetzt erscheinen, nicht aber überhaupt neu sind. Genauere Mitteilungen über die wenigen Versetzungen einzelner Partien werden unter den betreffenden Rubriken erfolgen. Ein vollständiges Schriftenverzeichnis soll neben reichhaltigen Registern den Schluß des letzten Bandes bilden.

Für die von der Kais. Akademie der Wissenschaften mir gewährte Erlaubnis, in ihren Schriften veröffentlichte Abhandlungen in diese Sammlung aufzunehmen, sage ich ihr meinen ergebensten Dank. Desgleichen der Direktion der k. k. Hof- und Staatsdruckerei für die Gestattung der Reproduktion zweier ursprünglich in den „Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer“ publizierten Stücke.

Endlich habe ich Adolf Wilhelm für eine ansehnliche Zahl von Zusätzen zu danken, die der Meister epigraphischer Forschung der auf griechische Inschriften bezüglichen Abteilung beizufügen die Güte gehabt hat.

Wien, im Oktober 1911.

Th. G.

Inhalt.

Erste Hauptabteilung.

I. Zur dramatischen Poesie der Griechen.

II. Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller.

III. Die älteste griechische Kurzschrift.



I.

Zur dramatischen Poesie der Griechen.



1. Beiträge zur Erklärung des Sophokles.

Von **Hermann Bonitz.**

(Aus den Wiener Sitzungsberichten von 1855, besonders abgedruckt 1856.)[1]

Die gänzliche Vernachlässigung klassisch-philologischer 276 und insbesondere hellenistischer Studien in Österreich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, d. h. seit dem Zeitpunkte, in dem diesen Disziplinen zum erstenmal eine sorgfältige wissenschaftliche Behandlung zuteil wurde, ist eine der beklagenswertesten Tatsachen in der geistigen Geschichte unseres Vaterlandes. Während sich im gesamten übrigen Deutschland Schulen der Gelehrsamkeit erhoben, die aus den verhältnismäßig spärlichen Überresten der antiken Literatur durch emsigste Durchforschung aller Einzelheiten wie durch scharfsinnige Kombination eine Erkenntnis des Altertums gewannen, deren staunenswerte Fülle und Genauigkeit wir erst jetzt zu ermessen vermögen, da große Geschichtswerke, wie die von Mommsen oder Grote das gewonnene Material zu einem Gesamtbilde vereinigen, — hat Österreich auf diesem Gebiete nichts hervorgebracht, als einige dürftige Schulausgaben. Den glänzenden Leistungen Boeckhs, G. Hermanns, Lobecks oder Lachmanns haben wir nichts entgegenzusetzen als Hohlers Erklärungsschriften zu einigen römischen Klassikern oder, wenn wir recht weit zurückgreifen wollen, etwa Locellas Ausgabe des ephesischen Xenophon.

Je schmerzlicher und beschämender ein solcher Zustand der Dinge für jeden Österreicher sein muß (und es würde

[1] Österreichische Blätter für Kunst und Literatur, 30. August 1856. Nr. 35.

wenig nützen, den tiefen Schaden verhüllen oder beschönigen zu wollen), um so freudiger begrüßen wir jene leichtbeschwingten Boten, die uns seit einiger Zeit in der Gestalt von Gelegenheitsschriften, akademischen Abhandlungen usw. wieder die frohe Kunde bringen, daß auch auf diesem Gebiete die Wasser sich verlaufen haben und die Fluren klassischer Gelehrsamkeit auch in Österreich zu grünen beginnen. Hoffentlich ist die Zeit nicht ferne, da unser Vaterland auch auf diesem Gebiete dieselbe ehrenvolle Stellung einnehmen wird, die es schon längst auf der anderen großen Hemisphäre menschlicher Erkenntnis behauptet. Daß wir dies hoffen dürfen — und von mehr als Hoffnungen können wir gegenwärtig freilich noch nicht sprechen — haben wir wohl mehr als irgend einem anderen Einzelnen dem Manne zu danken, der nun bald seit einem Jahrzehnte mit unermüdetem Eifer für die Wiederbelebung klassischer Studien unter uns tätig ist und mitten unter den schweren und vielfachen Pflichten seines Berufes doch Muße genug findet, um von Zeit zu Zeit auch auf weitere Kreise durch den heilsamsten aller Einflüsse, die Macht des guten Beispiels, einzuwirken. Die „Beiträge zur Erklärung des Thucydides“ von Prof. Bonitz haben die höchste Anerkennung erfahren, die ihnen zuteil werden konnte, indem K. W. Krüger, der treffliche Grammatiker, gegen den dieselben ursprünglich gerichtet waren, 277 sich ihre Ergebnisse in fast allen wesentlichen Punkten selbst angeeignet hat (in dem ersten Hefte der 2. Auflage seines „Thucydides“, Berlin 1855). Ein gleich günstiger Erfolg kann auch der gegenwärtigen Abhandlung desselben Gelehrten nicht entgehen, und wir wollen uns angesichts so trefflicher Leistungen der segensreichen Wirksamkeit ihres Urhebers in unserer Mitte doppelt erfreuen und die Früchte, die uns dieselbe bringen muß, um so geduldiger erwarten, da wir ja wissen, daß die Früchte auf diesem Gebiete ganz besonders viel Zeit brauchen, um zur Reife zu gelangen.

Herr Prof. Bonitz hat in der vorliegenden Abhandlung eine Anzahl schwierigerer Stellen aus den Tragödien des

Sophokles, insbesondere aus dem „Philoktet" und dem „Ödipus auf Kolonos", einer eingehenden Besprechung unterzogen, die zunächst an die Schneidewinsche Bearbeitung dieser Trauerspiele anknüpft und bei aller Anerkennung der hohen Verdienste dieses Herausgebers in der Mehrzahl der Fälle eine abweichende Erklärung zu begründen sucht. In einigen wenigen Fällen haben die Änderungs- und Erklärungsvorschläge des Herrn Verfassers in der seither veröffentlichten 3. Auflage jener Bearbeitung (von der das 1. Heft, den „Philoktet" enthaltend, erschienen ist) eine nachträgliche Bestätigung erfahren, die nicht verfehlen wird, durch die bemerkenswerte Übereinstimmung zweier voneinander unabhängigen Forscher dem Gewicht seiner Gründe eine erhöhte Geltung zu verleihen. (Dies gilt insbesondere von der, durch die Zeichen nicht eben nahegelegten, Änderung in „Philoktet". V. 1049, S. 36 unserer Abhandlung, auf die die beiden Gelehrten gleichzeitig aus inneren Gründen geraten sind, und die ohne Zweifel demnächst die ihr gebührende Aufnahme in den Text des Sophokles finden wird.) Wie die in Anlage und Ausführung sehr ähnlichen „Beiträge zur Erklärung des Thucydides" (die jedoch der Kritik im Gegensatze zur Erklärung einen geringeren Raum gewährten, während die vorliegende Abhandlung richtiger „Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles" heißen würde), sind die gegenwärtigen Untersuchungen aus der Beschäftigung des Wiener philologischen Seminars mit dem betreffenden Schriftsteller hervorgegangen und haben nicht sowohl die Absicht, zu der großen Menge vorhandener Änderungsvorschläge in betreff der schwierigsten und bestrittensten Dichterstellen eine Anzahl neuer gleich scheinbarer und gleich unsicherer Vermutungen hinzuzufügen,[1] als vielmehr diejenigen Stellen, „bei

[1] Es liegt uns nichts ferner, als mit den obigen Worten ein Mißtrauensvotum gegen alle Konjekturalkritik aussprechen zu wollen, wie dies z. B. in jüngster Zeit von dem Herausgeber des Euripides geschehen ist. Geniale Einfälle, die eine schwierige Stelle wie ein Blitz in dunkler Nacht erhellen, werden gewiß zu allen Zeiten das vornehmste Rüstzeug der philologischen und mittelbar der historischen Kritik abgeben; allein

denen man sich voller Gewißheit eher scheint nähern zu können", durch eine umsichtige Erwägung aller einschlägigen Momente der endlichen Entscheidung näher zu bringen. Daß dies und mehr als dies, dem Verfasser fast durchgängig gelungen ist, glauben wir mit Zuversicht aussprechen zu dürfen. Wir haben in der Tat den Eindruck gewonnen, daß Prof. Bonitz die große Mehrzahl der Fragen, die er entweder selbst aufwirft oder von seinen Vorgängern überkommen hat,

Vermutungen, in deren Natur es liegt, daß sie sich fast immer jeder strengen Beweisführung entziehen, haben nur dann ein Recht, neben und über bewiesenen Tatsachen eine Stelle in der Wissenschaft einzunehmen, wenn sie jene seltene Eigenschaft besitzen, die jeden Beweis überflüssig macht, daß sie nämlich das unzweifelhaft Richtige treffen, was sich dort, wo dies wirklich der Fall ist, durch eine nachträglich hervortretende ungesuchte Übereinstimmung der aus den verschiedensten Quellen stammenden Wahrscheinlichkeitsgründe bekundet, die einem strengen Beweis an Gewicht oft mehr als gleichkommt, und die man füglich dem „Zusammentreffen der Umstände" der Kriminalisten vergleichen kann. Wie selten jedoch nicht nur gelehrte, sondern auch scharfsinnige und geistvolle Vermutungen jene letzte krönende Eigenschaft besitzen — und auch von Konjekturen wie von Gedichten kann man sagen, daß nur die besten unter ihnen gut sind — kann jeden, der dies noch nicht weiß, das Beispiel Theodor Bergks lehren, gewiß eines Meisters dieser Kunst, von dessen beim ersten Anblick überaus ansprechender Vermutung zu Phil. 1395 unser Verfasser sehr treffend bemerkt, daß sie sich bei genauerer Prüfung als unhaltbar erweist, daß sie vor allem nicht notwendig ist. — Es gibt jedoch eine andere — von jener höheren und schwierigeren Kunstübung völlig unabhängige — Tätigkeit des Kritikers, der man auch eine von dieser gesonderte Pflege um so lebhafter wünschen muß, weil ihre Vernachlässigung unfehlbar jene heillose Abstumpfung des Urteils herbeiführt, die zwischen Gut und Schlecht, zwischen Vernunft und Unsinn keinen Unterschied weiß, und der entgegenzuwirken ganz eigentlich die Aufgabe der Philologie ist. Es ist die erste und dringendste Pflicht des Kritikers, die Schäden seines Textes bloßzulegen und als solche zu bezeichnen, auch wenn er gänzlich darauf verzichten müßte, der Erkenntnis des Übels jemals die Heilung folgen zu lassen. Den Arzt, der sich anheischig macht, jedes vorhandene Leiden, und wäre es noch so tief gewurzelt und veraltet, zu heilen, wird man mit Recht für einen Scharlatan halten; allein demjenigen, dessen wissenschaftliche Besonnenheit so weit geht, daß er die Krankheit von der Gesundheit nicht mit Sicherheit zu unterscheiden weiß, wird man mit noch weit größerem Rechte jede Befähigung zur Ausübung seiner Kunst absprechen.

auch endgültig erledigt, so daß jede weitere Erörterung desselben überflüssig wäre. Ein so beträchtlicher und gerade bei der kritischen Behandlung von Dichterwerken so seltener Erfolg wäre vielleicht nicht zu erreichen gewesen, wenn die hier behandelten Stellen gerade die allerschwierigsten wären, die sich bei Sophokles überhaupt finden; allein auch so war es nur möglich durch die seltene Vereinigung einer streng geschulten Methode der Forschung mit einer ungewöhnlichen ursprünglichen Klarheit und Gesundheit des Urteils. Prof. Bonitz weiß, daß die bloße (oder besser, die rohe) Erfahrung in sprachlichen Dingen (das Sammeln von Beispielen, die Beobachtung des Sprachgebrauches usw.) nur insofern allgemein gültige Ergebnisse erzielen kann, als sie sich in letzter Instanz auch auf Gründe zu stützen vermag; er weiß aber auch, daß das voreilige Aufsteigen von den noch unvollständig gesammelten Erfahrungstatsachen zu den hinter ihnen zurückliegenden Gründen (was man gegenwärtig häufig mit einem nicht sehr passenden Ausdruck *a priori*sches Konstruieren nennt) bei den zarten und verwickelten Fragen der sprachlichen Kritik noch mehr als anderswo von den äußersten Gefahren begleitet ist und daß wir uns nicht selten mit der Erkenntnis begnügen müssen, daß für irgend eine Eigentümlichkeit der Sprache oder des Ausdrucks ein Grund vorhanden ist, auch wenn sich dieser selbst unserer Wahrnehmung entzieht. Von dieser richtigen Einsicht und von jenem feinen Gefühle für das relative Gewicht der Gründe geleitet, das bei diesen Untersuchungen eben ihrer verwickelten Natur wegen fast noch wichtiger ist als der freilich gleichfalls unentbehrliche Scharfsinn, ist Prof. Bonitz zur taktvollen Handhabung einer Methode gelangt, die auf der sicheren Grundlage umfassender Induktionen zu ursächlicher Erkenntnis aufzusteigen strebt und zwischen den beiden Extremen der einseitig empirischen und der einseitig rationalen Methode in der Tat in sehr glücklicher Weise die Mitte hält, wenn es anders passend ist, den richtigen Weg die Mitte zwischen zwei Irrwegen zu nennen. Sehr bezeichnend für die Weise des Verfassers ist es übrigens,

daß er in seinen kritischen Ergebnissen häufiger als mit irgend einem anderen Forscher mit Buttmann übereinstimmt, dessen musterhafte Umsicht und Besonnenheit gewiß der Schärfe seines Urteils keinen Eintrag getan haben.

Von S. 5—68 werden eine Anzahl von Stellen aus dem Philoktet dem Verlaufe des Dramas gemäß besprochen, wobei sich die Untersuchung, wo es erforderlich ist, auch auf die übrigen Werke des Dichters und die tragische Poesie der Griechen überhaupt erstreckt, und bei dieser Gelegenheit erhalten einige grammatische Fragen ihre Lösung, und unter anderen auch eine ästhetische. Es handelt sich um jenen Eindruck tragischer Ironie, den Sophokles vielleicht häufiger als ein anderer dramatischer Dichter dadurch hervorbringt, daß er seinen Personen Worte in den Mund legt, die von der Umgebung wie von den Zuhörern in einem anderen und für den Sprechenden selbst verhängnisvollen Sinn verstanden werden, wie wenn Ödipus (im König Ödip.), ohne es zu wissen und zu wollen, an eben jenes entsetzliche Verhältnis zu seinen nächsten Blutsverwandten erinnert, das den Fluch seines Lebens bildet. Schneidewin hatte nun dieser Eigentümlichkeit des Dichters eine weitere Ausdehnung gegeben, indem er eine derartige versteckte Beziehung in nicht wenigen Stellen entdeckte, in denen sie bisher niemand gesucht hatte, und Prof. Bonitz sucht der naheliegenden Gefahr zu begegnen, daß wir aus den Worten des Dichters mehr herauslesen, als dieser selbst in sie gelegt hatte, indem er aus dem tieferen Grunde jener eigentümlichen Wirkung auch die Grenzen ihres Umfangs herzuleiten sucht. Denn „nicht die Bedeutung der Worte an sich wird von dem Sprecher, den Erwidernden und den Zuhörern verschieden genommen, sondern weil ein verschiedenes Wissen über die zugrunde liegenden Tatsachen bei ihnen stattfindet, darum erhalten dieselben Worte eine verschiedene Beziehung. Und diese Weise verschiedener Deutung derselben Worte hat nur da ihre Stelle, wo die unter den hier in Betracht kommenden Personen stattfindende Verschiedenheit des Wissens über die Tatsachen in aller Klarheit vorliegt und wo es eine be-

stimmte dramatische Wirkung hat, diesen Kontrast hervortreten zu lassen.“ Dies ist unzweifelhaft richtig und ebenso die Anwendung, die der Verfasser den hier entwickelten Grundsätzen bei der Auslegung einer Reihe von Stellen (insbesondere aus dem Ödipus auf Kolonos) gegeben hat, bei denen er insgesamt die natürliche und ungekünstelte Auffassung der Dichterworte vor einem gewissen Raffinement der Erklärung zu bewahren suchte, zu dem der seither leider verstorbene F. W. Schneidewin eine unverkennbare Neigung besaß. Den Schluß bildet die Erörterung einer Anzahl von Stellen aus Ödipus auf Kolonos, die wir als den gelungensten Teil der Abhandlung bezeichnen müssen. Denn während wir bei der Lektüre der früheren Abschnitte doch ein oder das andere Mal Veranlassung fanden, ein Fragezeichen an den Rand zu setzen (und jeder kann hier nur von seinen eigenen Eindrücken berichten), so wüßten wir den hier entwickelten Gedanken nicht das mindeste entgegenzusetzen und können die daselbst gewonnenen Ergebnisse nur samt und sonders unbedingt unterschreiben. (Beiläufig bemerkt, ist dem Verfasser bei der letzten der von ihm besprochenen Stellen (Oed. Col. 806—807) ebenso wie seinen Vorgängern Reisig und Gottfried Hermann diejenige Stelle entgangen, die mit dieser die vollständigste Analogie darbietet und in der Tat jede Erörterung überflüssig macht, es ist Eurip. Hecab. 1165—1169. Vgl. auch Eurip. Frg. 205, 255, 532 und 587 Nauck.)[1]

Wir hoffen, daß diese schöne Arbeit, deren umfassendere Würdigung uns die diesen Blättern gesteckten Grenzen nicht gestatten, sich unter anderem auch dadurch fruchtbar erweisen werde, daß sie jüngere einheimische Kräfte zur Nacheiferung auf dem von dem Verfasser betretenen Wege anregen wird, und vielleicht kann sie auch etwas dazu beitragen, das noch so weit verbreitete Vorurteil gegen die vermeintliche Trockenheit und Reizlosigkeit dieser Studien beseitigen zu helfen, während es in der Tat kaum eine andere

[1] [= **Nauck² Eurip. Frg. 206, 253, 528, 583.**]

wissenschaftliche Tätigkeit gibt, die auch im Detail der Forschung eine so lebhafte Beteiligung des Gemütes in Anspruch nimmt. Ist es doch kaum möglich, von einer der namhafteren unter den hier behandelten Fragen auch nur oberflächliche Kenntnis zu nehmen, ohne daß wir halb unwillkürlich für die eine oder die andere Seite Partei ergreifen und mit einem fast persönlichen Interesse die eine Auffassung als des Dichters allein würdig festhalten, die andere als seiner unwürdig zurückweisen. Nun wissen wir aber auch, daß nichts so sehr durch individuelle Eigentümlichkeiten, ja Gewohnheiten bedingt ist, als die Urteile unseres Geschmackes, und daß wir auch Grundsätze, die bei uns die unbestrittenste Geltung genießen — solange wir sie nicht aus einfachen Grundgesetzen der menschlichen Natur herleiten können —, nicht ohne weiteres auf andere Zeiten und Sitten übertragen dürfen, so daß schließlich jener erste Eindruck nicht anders wirken kann, denn als — was die Wirkung aller Neigung in wissenschaftlichen Dingen sein sollte — ein Sporn, der uns antreibt, uns mit erhöhtem Eifer nach Gründen aller Art, sprachlichen wie sachlichen, umzusehen, die geeignet sein können, unsere vorgefaßte Meinung zu bestätigen oder zu widerlegen. Haben wir diese aber gefunden und neigt sich ihr Gewicht bei unbefangenster Erwägung nach einer Seite hin, so kann die also gewonnene Erkenntnis auch nicht verfehlen, auf unser Geschmacksurteil fördernd oder berichtigend wieder zurückzuwirken, indem sie uns entweder einen tieferen Grund unseres Urteils aufzeigt, den wir selbst nicht geahnt hatten, oder aber uns eines Irrtums überführt, der auch bei anderen Anlässen die Richtigkeit unserer Schlüsse beeinträchtigen mußte. So aufgefaßt und geübt wird die kritische Behandlung der Dichterwerke ganz vorzugsweise eine Schule für die wissenschaftliche Zucht der Geister, die uns lehrt, unsere Neigungen unserer Erkenntnis und beide den Tatsachen der Wirklichkeit zu unterwerfen.

---

278 Wenn wir im folgenden unsere Bedenken gegen einige von den Aufstellungen des Herrn Verfassers aussprechen, so

geschieht dies zum Teil, um unsere unbedingte Zustimmung zu fast allen anderen um so nachdrücklicher hervorheben zu können. S. 52 lesen wir:

„Odysseus beruft sich für sein Vorhaben, den Philoktet nach Troja zu bringen, auf den Beschluß des Zeus. Darauf Philoktet V. 991:

> *ὦ μῖσος, οἷα κἀξανευρίσκεις λέγειν·*
> *θεοὺς προτείνων τοὺς θεοὺς ψευδεῖς τίθης.*

„‚Odysseus macht die Götter zu Lügnern, weil Philoktet ihnen nicht folgen will, vgl. 993.‘ Schneidewin. Allerdings erklärt Philoktet V. 994 mit einem *οὔ φημι*, daß er nicht nach Troja folgen werde. Aber diese Äußerung knüpft sich ja erst an die hernach gesprochenen Worte des Odysseus *ἡ δ᾽ ὁδὸς πορευτέα.* Haben nicht, ohne daß man solche spitzfindige Konsequenz unterzulegen brauchte, die Worte des Philoktet schon so ihre passende Bedeutung? Odysseus ist dem Philoktet ein Lügner und Betrüger; wenn Odysseus für seine Handlungen Götterbefehl vorschützt und zum Deckmantel nimmt, so schreibt er seinen eigenen Charakter den Göttern zu, macht sie selbst zu Lügnern und Betrügern. In diesem Sinn erklärt Hartung die Worte.“

Gegen diese Auffassung scheinen uns, abgesehen von allen sonstigen Bedenken, die zunächst folgenden Worte des Odysseus: *οὔκ, ἀλλ᾽ ἀληθεῖς* geradezu entscheidend zu sprechen. Denn zugegeben, was sich nicht leicht zugeben läßt, daß man andere schon dadurch zu Lügnern und Betrügern machen kann, daß man, selbst ein Lügner und Betrüger, sie zu Mitschuldigen an einer einzigen Handlung macht, bei der Lug und Trug nicht einmal eine irgend hervorragende Rolle spielen, so kann man sie doch gewiß dadurch, daß man sich in diesem einen Falle der Lüge enthalten hat, nicht wahrhaft machen. Und wie konnte Odysseus auch nur dies behaupten? und wer glaubt wohl überhaupt, daß er mit diesen Worten eine sittliche Rechtfertigung des Verhaltens der Götter und dadurch mittelbar seines eigenen bezweckt? Nehmen wir aber dies nicht an — und Prof. Bonitz wird

gewiß mehr als jeder andere dieser künstlichen Auslegung widerstreben —, so bleibt uns nichts übrig, als die Worte in einer Weise zu erklären, die mit der von Schneidewin vertretenen Deutung des vorangehenden Verses aufs genaueste übereinstimmt. Odysseus nennt hier die Götter „wahrhaft", nicht weil die Wahrhaftigkeit überhaupt eine ihrer Eigenschaften ist, und noch weniger, weil sie derselben etwa durch ihre Verbindung mit Odysseus teilhaftig werden, sondern weil er in diesem bestimmten Falle nur das in ihrem Namen verkündet hat, was wirklich in Erfüllung gehen wird, weil sie — darauf baut er — ihren Ausspruch wahr machen und Philoktet vor Troja bringen werden. Verstehen wir aber die Worte also — und ein anderes mögliches Verständnis derselben gibt es, soweit wir irgend urteilen können, nicht —, so müssen wir notgedrungen auch in dem vorangehenden Verse, an den sich dieselben unmittelbar anschließen, dieselbe Beziehung wiederfinden — wir müßten denn etwa annehmen, daß die Worte von Philoktet anders gemeint waren, als sie von Odysseus verstanden worden sind, also eines jener unberechtigten und künstlerisch völlig wirkungslosen Mißverständnisse, deren Annahme Prof. Bonitz eben erst Schneidewin gegenüber mit so vielem Erfolg bekämpft hat. Und nun dürfen wir wohl bemerken, daß diese Auffassung doch nicht notwendig jene spitzfindige Konsequenz enthalten muß, die Prof. Bonitz in ihr zu finden glaubte. Solange Philoktet nur Neoptolem zu fürchten hatte, ließ er die Hoffnung nicht fallen, den milderen Sinn des Jünglings zu erweichen. Da tritt Odysseus auf und zieht mit einem Male das Netz über dem Haupte des Unglücklichen zusammen, indem er nicht nur seinen unabänderlichen Entschluß ausspricht, nötigenfalls auch rücksichtslose Gewalt gegen ihn zu gebrauchen, sondern zu der vollen Wucht des materiellen Zwanges auch noch den Druck des moralischen hinzufügt, da er ihm die Worte entgegenschleudert:

> Denn, wiss' es, Zeus ist's, dieses Landes Herr,
> Zeus, der's beschlossen hat; ich bin nur der
> Vollstrecker seines Willens — (989 ff.),

Worte, die eben nichts anderes bezwecken, als jeden Gedanken an Rettung in Philoktet im Keime zu ersticken, indem sie jedes derartige Beginnen als eine frevelhafte Auflehnung gegen den erklärten Willen der Gottheit erscheinen lassen. Ist es nun so unnatürlich, daß Philoktet dieser scheinheiligen Beschönigung frecher Gewalt gegenüber — und wie anders konnte ihm die Rede seines Todfeindes erscheinen? — mit schmerzlichem Erstaunen in die Worte ausbricht: „O Haß, was ersinnst du nicht für frevelvolle Reden! um deine eigene Ruchlosigkeit zu beschönigen, scheust du dich nicht, die Götter selbst zu Lügnern zu machen, indem du nämlich das als ausgesprochenen und unabwendbaren Beschluß der Gottheit verkündest, was abzuwenden doch noch in meiner Macht liegt," — wobei wir freilich annehmen müssen, daß in diesem Augenblick schon der Entschluß in seiner Seele feststeht, lieber tot auf der Stelle zu bleiben und sein Haupt am nächsten Felsen zu zerschellen (V. 1001), als sich dem höhnenden Machtspruch des verhaßten Mannes zu fügen. Allein welcher Augenblick war auch geeigneter, einen solchen Entschluß zur Reife zu bringen, als der, in welchem jene verhängnisvollen Worte, die ihn wie ein willenloses Opfer dem Verderben weihen, alle Kräfte der Verzweiflung in ihm wachrufen mußten? —[1]

Zum Schutz des von Bonitz hart angegriffenen *γέ τοι* Phil. V. 825 wäre doch noch zu bemerken, daß schon aus physiologischen Gründen zwischen dem ersten Zurücksinken des Hauptes nach jenem langen schmerzhaften Anfall bis zum Ausbruch eines heftigen allgemeinen Schweißes (824—825) notwendig einige Augenblicke der Ruhe vergehen müssen, gewiß Zeit genug, um den Faden der Rede fallen und mit *ἱδρώς γέ τοι* wieder aufnehmen zu lassen, und mehr bedarf es nicht, um die Überlieferung ganz in der Weise zu ver-

[1] [Diese Darlegung, die ich auch jetzt aufrecht erhalte, ist ohne Einfluß auf die Erklärer geblieben. Auch in der letzten, vortrefflichen Bearbeitung der Nauck-Schneidewinschen Ausgabe (1911) hat der Herausgeber, Ludwig Radermacher, die Worte so aufgefaßt, wie Bonitz gegen Schneidewin sie aufgefaßt sehen wollte.]

teidigen, wie dies von Gottfried Hermann geschehen ist. Es finden sich übrigens noch gar manche Verse in diesem Trauerspiel (Philoktet), die nicht etwa in bezug auf das feinste ästhetische Verständnis, sondern in betreff des gemeinsten Wortverstandes einer befriedigenden Erklärung entgegensehen, so unter anderen ein für die Charakteristik einer der Hauptpersonen sehr bedeutungsvoller Vers gegen das Ende der Tragödie (1387), der von Hermann gar nicht und von Schneidewin gewiß unrichtig erklärt wurde (und so viel ich sehen kann, auch von den Übersetzern mißverstanden worden ist).

Denn *θρασύνεσθαι κακοῖς* kann weder heißen: in der Not trotzen, noch gegen die Not trotzen (zwischen beiden läßt Passow die Wahl, und Schneidewin adoptiert das erstere durch Verweisung auf Oed. Col. 592), sondern einzig und allein auf die Not trotzen, das heißt: dreist sein im Vertrauen auf seine unglückliche Lage und die Schonung, die diese einzuflößen pflegt; und eben dies ist auch der einzige Gedanke, der dem Zusammenhange wie dem Charakter des Redenden entspricht. Neoptolem hatte sich soeben in vergeblichen Vorstellungen erschöpft, die Philoktet zur Fahrt nach Ilion bestimmen sollten und in der Tat auch den Ungläubigsten überzeugen mußten, daß sein wahres Wohl mit dem der Griechen Hand in Hand gehe, daß er nur vor Troja Befreiung von seinen Leiden und zugleich den Ruhm und die Ehre des Siegers gewinnen könne. Allein der verstockte Greis bleibt wie ein trotziges Kind immer auf seiner ersten Rede stehen: „So willst du mich denn doch verraten und an meine Feinde überliefern?" (V. 1387). Da übermannt endlich selbst den Geduldigsten der Unmut, und auch der milde Neoptolem kann sich nicht des Ausrufs erwehren: „Freund, poche nicht allzusehr auf dein Mißgeschick".[1] G.

[1] [An dieser Stelle stimmt mir Radermacher zu, mit den Worten: „*κακοῖς* wird von Gomperz mit Recht als instrumentaler Dativ verstanden".]

2. Zu Euripides.[1]

In dem Chorgesange der Iphigenia in Aulis, der die 470 Hochzeit der Thetis schildert, lesen wir V. 1057 ff.:

> *Ἀνὰ δ' ἐλάταισι στεφανώδει τε χλόᾳ*
> *θίασος ἔμολεν ἱπποβότας*
> *Κενταύρων ἐπὶ δαῖτα* —.

Warum die Roßmenschen hier rossenährende genannt werden, wird nicht leicht jemand zu sagen wissen. Doch wohl nicht darum, weil sie sich selbst nähren? — Der Zusammenhang verlangt augenscheinlich ein Wort, welches die äußere Erscheinung des Zentaurenzuges beschreibt, und wir irren wohl nicht, wenn wir mit Änderung eines Buchstaben *ἱπποβάτας* lesen (Aesch. Pers. 27: *τοξοδάμαντές τ' ἠδ' ἱπποβάται*). [Eine genaue Parallele bietet Sophokles Trach. 1095 f.: *ἱπποβάμονα στρατὸν θηρῶν*, eben von den Zentauren.]

In V. 883 fragt Klytämnestra den alten Diener, der ihr eben das entsetzliche Vorhaben Agamemnons eröffnet hatte: *ὁ δὲ γάμος τίν' εἶχε πρόφασιν ᾗ μ' ἐκόμισεν ἐκ δόμων.* Von den beiden Bedeutungen, die *πρόφασις* haben kann, Vor- 471 wand und Grund, ist die letztere wegen des folgenden *ᾗ μ' ἐκόμισεν* hier nicht wohl möglich und wäre nach dem Vorangehenden jedenfalls sinnlos. Übersetzen wir also: „Und die Vermählung, welchen Vorwand gab sie ab, der mich hierherlockte?“ — so gewinnen wir eine Frage, die sich die Fragende in der zweiten Hälfte des Satzes selbst beantwortet: und welch eine Frage für die Mutter, deren Gedanken von Angst und Sorge um das Leben der Tochter beflügelt sind!

---

[1] Rhein. Museum N. F. XI. S. 470. 1857.

Soeben war Klytämnestra der Mitteilung des Dieners vorangeeilt mit dem Ausruf: *εἰς ἄρ' Ἰφιγένειαν Ἑλένης νόστος ἦν πεπρωμένος*; (881), so daß ihr dieser erwidert: *πάντ' ἔχεις* — und so wird sie auch wohl jetzt halb fragend ausgerufen haben: *ὁ δὲ γάμος παρεῖχε πρόφασιν, ᾗ μ' ἐκόμισεν ἐκ δόμων*; (aus ΠΑΡΕΙΧΕ — ΤΙΝΕΙΧΕ), worauf der Alte in seiner Antwort die schreckliche Ironie jenes Gegensatzes noch einmal im einzelnen und in seiner Wirkung auf das Gemüt der Mutter ausmalt: *ἵν' ἀγάγοις χαίρουσ' Ἀχιλλεῖ παῖδα νυμφεύσουσα σήν.* [Die beiden Emendationen, die 1854/55 durch Otto Jahns Vermittelung an das Rheinische Museum gelangt sind, wurden von August Nauck in die 3. Auflage seines „Euripides", die erstere auch von H. Weil und von Dindorf in den Text der „Iphigenie" aufgenommen.]

3. Zu den griechischen Tragikern.

[Unter diesem Titel habe ich im Rhein. Mus., N. F. XIII, S. 477—479 (1858) acht bzw. zehn Bruchstücke der Tragiker im Anschluß an Naucks Tragicorum Graecorum Fragmenta kritisch behandelt. In betreff der Nr. 1—4 hat es sich später herausgestellt, daß dieselben Besserungen bereits, zum Teil Jahrhunderte vorher, von namhaften Kritikern, nämlich von Salmasius, von Camper, von Valckenaer und Bothe gefunden worden sind: was Nauck selbst nicht weniger als dem in seinen Spuren wandelnden Anfänger unbekannt geblieben war. Wenig bedeutet es, daß jede dieser Besserungen seither wieder von anderen Gelehrten veröffentlicht worden ist. Ich wiederhole im folgenden nur jene Vorschläge, als deren ersten Urheber ich mich mit Fug betrachten darf.

Zu einem Ganzen verbunden habe ich in Nr. 5 die Bruchstücke Eurip. 1035, 4—6 (= 1048²) und 379 (= 378²)]:

478

5. *ὅστις κατ' ἰσχὺν πρῶτος ὢν ἠτάζετο*
ἢ τόξ' ἰάλλων ἢ μάχῃ δορὸς σθένων,
τοῦτον τυραννεῖν τῶν κακιόνων ἐχρῆν·
νῦν δ' ἤν τις οἴκοι πλουσίαν φάτνην ἔχῃ,
πρῶτος γέγραπται τῶν τ' ἀρειόνων[1] κρατεῖ,
τὰ δ' ἔργ' ἐλάσσω χρημάτων νομίζομεν.

[1] Die Notwendigkeit dieser oder einer völlig gleichbedeutenden Änderung des überlieferten *κακιόνων* wird man kaum bestreiten [Darin war mir schon Erfurdt und später H. Weil zuvorgekommen.] Gibt man die Zusammengehörigkeit zu den letzten drei Versen des Frag. 1035 zu (die schon Matthiä mit gutem Grund von dem Vorhergehenden trennte), so begreift man die Verderbnis als Folge der so häufigen, fast unwillkürlichen Wiederholung eines vorangehenden ähnlich klingenden Wortes, des *κακιόνων* der 3. Zeile. So hat wohl 7) Aesch. 43 *γάμον* der

479 6. Chaeremon 37 [= 36[2] p. 790].

πλοῦτος δὲ πρὸς μὲν τὰς ἁμαρτίας ἰὼν
οὐκ ἔστι σεμνὸς ὥστε καὶ δόξης τυχεῖν,
ἀλλ' ἔσχεν ὄγκον· ἐν δὲ λώροισιν βροτῶν
ἡδὺς συνοικεῖν καί τιν' εἰληχὼς χάριν.

[So klar hier der Gedanke ist, so schwierig ist es, das korrupte *ὅλας τιμὰς* mit Sicherheit zu heilen. Meine alte Vermutung *ἁμαρτίας* würde ich jetzt lieber durch *ἀτιμίας* ersetzen, ohne mich jedoch auch hierbei vollständig zu beruhigen. Es ist augenscheinlich von einem Makel die Rede, der dem Reichtum bisweilen anhaftet; ob infolge seines unedlen Ursprungs oder seiner unedlen Verwendung, und wie die eine oder die andere Gedankennuance ausgedrückt war, das wird sich wohl erst entscheiden lassen, wenn eine auch paläographisch völlig zutreffende Emendation gefunden ist.]

7. Aesch. 43 [= 44[2]].

. . . . ἡ δὲ τίκτεται βροτοῖς
μήλων τε βοσκὰς καὶ βίον Δημήτριον·
δενδρῶτις ὥρα δ' ἐκ νοτίζοντος γάνους
τέλειός ἐστι· τῶνδ' ἐγὼ παραίτιος.

---

2. Zeile die Wiederholung Zeile 6 veranlaßt; hat nicht auch Soph. 104 (= 103[2]), Zeile 2 *πράσσειν* auf Zeile 6 eingewirkt und ist nicht zu lesen:

οὐ χρῆν τάδ' οὕτω δαίμονας θνητῶν πέρι | τάσσειν —

hier von der Feststellung der Weltordnung gebraucht, wie von jener der Staatsordnung Eurip. Supplices 247: *κόσμον ὅντιν' ἂν τάξῃ πόλις* oder Herodot IV 162, 5: *κατὰ ὁ Μαντινεὺς Δημῶναξ ἔταξε* (vgl. Herodot V 29, 14)? Zeile 8 dieses Bruchstückes hat Nauck irrtümlich *τοὺς δὲ* (in 2. Aufl. *τούσδε*] geschrieben, während die besten Handschriften des Stobaeus auf *τοῖσδε* (zu verbinden mit *τὴν ἐναντίαν*) zu führen scheinen. Ich habe im obigen (insbesondere in 5 und 6) einige bei Nauck verzeichnete, nur mehr oder minder wahrscheinliche Konjekturen dem Text einverleibt, um diesen lesbarer zu machen und dadurch die Beurteilung meiner eigenen Vorschläge zu erleichtern; daß die Aufnahme dieser Vermutungen in keinem Falle einer *petitio principii* gleichkommt, darf mit Fug behauptet werden. [Zum Schluß noch die Bemerkung, daß nahezu alle meine damals mitgeteilten Vermutungen von August Nauck gebilligt und in den Text seiner 2. Auflage gesetzt worden sind.]

[Die Berichtigung von *γάμου* zu *γάνους* ist von Meineke in seiner Ausgabe des Athenaeus IV p. 285 irrtümlicherweise Gottfried Hermann zugeschrieben worden. Da ich Meinekes Namen nenne, so mag auch erwähnt sein, daß er meine Verbesserung von *ὠνομάζετο* zu *ὢν ἠτάζετο* (Nr. 5) in seinem Callimachus p. 163 (1861) von neuem vorgebracht und meine 3 Jahre früher erfolgte Behandlung des Bruchstücks nicht gekannt hat.]

8. Soph. 787 [= 788[2]].

καὶ τὰν νέορτον ἇς ἔτ' ἄστολος χιτὼν
θυραῖον ἀμφὶ μηρὸν
πτύσσεται Ἑρμιόναν.

Die hergebrachte Erklärung des *θυραῖος μηρός* (wie sie noch in der neuesten Bearbeitung des Passowschen Wörterbuches zu lesen ist) darf man wohl unsäglich abgeschmackt nennen. Weil man durch das flatternde Gewand wie durch eine Türe (!) auf das entblößte Bein der Jungfrau hindurchblickt, soll dieses selbst türartig heißen können. Wir geben dem Dichter wohl nur, was ihm gehört, wenn wir schreiben:

καὶ τὰν νέορτον ἇς ἔτ' ἄστολον χιτὼν
ὡραῖον ἀμφὶ μηρὸν
πτύσσεται Ἑρμιόναν.

4. Zu Menander.[1]

507 Ich war im Herbst 1867 Zeuge eines Vortrages, in welchem Constantin Tischendorf den Plan zu einem großen Werke über griechische Paläographie entwickelte. Darin sollten auch allerhand Anekdota Platz finden, und nichts machte uns den Mund so sehr wässern als die Verheißung von einigen vierzig neuen Versen des Menander.[2] Seither ist nahezu ein Jahrzehnt ins Land gegangen, der vielgewanderte Bibelforscher hat mittlerweile seine letzte Reise angetreten — da bringt uns endlich die jüngste Nummer der Mnemosyne (Nova series IV 3, 285—293) die Einlösung des von den meisten wohl schon vergessenen Versprechens. Wir erfahren jetzt durch Cobet, daß ihm der Verewigte dereinst — wie es scheint vor mehr als als drei Jahrzehnten — von einer seiner Orientfahrten „*ex perantiquo codice descripta verba incerti graeci poëtae*“ übersandt habe; an die Spitze seiner

[1] Hermes XI, 507 (1876). [Man findet diese Fragmente jetzt bei Kock III, 421, 428 u. 151. Die zwei Bruchstücke zu einem Ganzen zusammenzuschweißen versucht hat v. Wilamowitz, Hermes XI, 498—506. Dagegen Kock, Rhein. Mus. 32, 101 ff. „Menander und der Pseudo-Pessimist“. Derselbe teilt Rhein. Mus. 48, 222 nach Jernstedt Genaueres über Herkunft und Beschaffenheit ‚der Pergamentfetzen‘ mit. Wie das eine der Bruchstücke als zu Menanders „Deisidaimon“, so ist das andere jetzt als zu dessen „Phasma“ gehörig erkannt worden. Die weiteren Versuche der Gelehrten findet man zusammengestellt bei A. Körte, Menandrea (Leipzig, Teubner, 1910), S. 203 ff. u. 209.]

[2] „Zuerst nenne ich Fragmente von Menander, einige vierzig Verse über das alte Thema: Weiber und Wein. Sie wurden auf einem Pergamentfetzen gefunden, dessen Alter an dasjenige des codex Sinaiticus hinanreichen mag.“ Verhandlungen d. 25. Vers. deutsch. Philolog. u. Schulm. in Halle, S. 45.

Abschrift habe jener die Worte gesetzt: „*fragmenta duo codicis antiquissimi, IV ut videtur saeculi*“.

Über den Fundort u. dgl. m. wird uns kein Sterbenswörtchen mitgeteilt, ja es ist nicht einmal völlig klar, ob wir es mit den Überresten einer Menanderhandschrift oder etwa einer Anthologie zu tun haben. Das letztere müßte nämlich der Fall sein, wenn die von Tischendorf in jenem Vortrag gebrauchten Worte „auf einem Pergamentfetzen“ mehr als ein *lapsus linguae* wären. Denn die zwei Bruchstücke gehören offenbar zwei Dramen an und können — da sie augenscheinlich einen Teil der jedesmaligen Exposition bilden — nicht weit vom Anfang der Stücke entfernt gewesen sein. 508 Ihre Vereinigung auf einem Blatte wäre daher nur unter der Voraussetzung denkbar, daß dieses einer Anthologie entnommen ist, die freilich ungleich umfangreichere Stücke enthalten haben müßte, als dies bei Eklogen der Fall zu sein pflegt. Doch es tut um so weniger Not, bei dieser Möglichkeit zu verweilen, da Tischendorfs schriftliche Angabe, eben weil sie die schriftliche und weil sie die weitaus ältere ist, vor jener beiläufigen Äußerung sicherlich den Vorzug verdient. Auch kann die Kopie schwerlich eine ganz vollständige sein; wenigstens wäre es fast einem Wunder gleich zu achten, wenn das Original auch in jenen Zeilen, die nicht nur am Ende, sondern auch am Anfang und in der Mitte beschädigt sind, keinen einzigen (oder vielmehr nur einen einzigen) verstümmelten Buchstaben aufwiese. Man wird bis auf weiteres vermuten dürfen, daß Tischendorf solche Buchstabenreste in die an den Freund gesandte Kopie nicht aufgenommen hat. Sollte sich auch in seinem Nachlaß nicht ein in diesem Betracht treueres Faksimile finden, oder das Original selbst, oder doch ein Hinweis auf den Fundort oder Verbleib desselben?

Doch wir wollen die wertvolle Gabe, für die der hervorragende holländische Kritiker alles getan hat, was ihm zu tun möglich war, dankbarst genießen: und ich will meine Dankbarkeit insbesondere dadurch zu beweisen trachten, daß ich das von Cobet Begonnene der Vollendung entgegen-

zuführen suche. Ich lasse die zwei Bruchstücke folgen, indem ich Cobets Ergänzungen in runde, die von mir versuchten in eckige Klammern einschließe. Da ich meines Vorgängers Vorschläge durchweg anführe, so ist aus meinem Schweigen jedesmal zu schließen, daß dieser auf die Herstellung verzichtet hat.

I.

A. (ὅτι μὲν τοσοῦτον ἐκπέπωκ' ἄνευ κακοῦ)
1 ἄνθρωπος οἶνον, αὐτὸ τοῦτ' ἐκπλήτ(τομαι
2 ἔγωγ'· ὑπὲρ τοῦ ⟨μὴ⟩ μεθύσκε⟨σ⟩θ' οὐ λέγω,
3 ἀπιστία⟨ι⟩ γὰρ ἔσθ' ὅμοιον τοῦτό γε·
4 εἰ καὶ βιάζεται κοτύλην τις τοὺς βό(ας
5 ὠνούμενος πίνειν ἑαυτόν. B. τοῦτ' ἐ(γώ
6 προσέμενον. A. οὗτος ἐμπεσὼν διασ(κεδᾷ
7 τὸν ἔρωτα. C. τί δέ μοι τοῦτο; πάλιν οἰμώ(ξομαι.
509 8 προῖκα δὲ λαβὼν τάλαντα τέτταρ' ἀργύ(ρου,
9 ο)ὐ τῆς γυναικὸς νενόμιχ' αὑτὸν οἰκέ(την·
10 ἀπόκοιτός ἐστι, πορνοβοσκῶ⟨ι⟩ δώδεκ(α
11 τῆς ἡμέρας δραχμὰς δίδωσι. A. δώδεκα·
12 ἐπίστα)τ' ἀκ(ρι)βῶς οὑτοσὶ τὰ πράγματα,
13 εἰ πρὸ]ς δια(τ)ροφὴν ἀνδρὶ καὶ πρὸς ἡμέρ[ας
14 πόνον] (λ)ελ(όγ)ισται δύ' ὀβολοὺς τῆς ἡμέρας
15 τελεῖ]ν· τ[ί ἐ]γὼ πεινῶντι [δὴ] πτι[σάνην] ποτε
16 ἔδωχ']; ὁ [δὲ] χαίρω[ν] προσμένει . . . .
17 . . . . γλυκύταθ' ὁ τῆς . . . .
18 . . . . ἄθλιός τις . . . .
19 . . . . τρὶς κακοδ[αίμων . . . .

II.

20 πῶς εἰσὶν οἱ πυρο(ὶ) [κατ' ἀγορὰν] (ὤνιοι;
21 B. τί δὲ σοὶ μέλει τοῦτ'; A. οὐθέν· (ἀλλὰ βούλομαι
22 εἰς τὴν ἀλήθειαν καταχρῆσ(θαι τῷ λόγῳ·
23 ἂν τίμιος, δακέτω σ' ὑπὲρ ἐ(μοῦ τοῦ σφόδρα
24 πένητος. αἰσθοῦ σαυτὸν ὄντα, (Φειδία,
25 ἄνθρωπον, ἄνθρωπον δὲ κα[ὶ τὸν πλησίον,
26 ἵνα μὴ ἐπιθυμῇς τῶν ὑπὲρ [θνητοῦ φύσιν.

27 ὅταν δ' ἀγρυπνεῖν εἴπῃς, τί σε [λυπεῖ· φράζ' ἐμοί·
28 τὴν αἰτίαν γνώσει. περιπατεῖς (ἡδέως;
29 εἰσῆλθες εὐθὺς ἂν κοπιάσῃ(ι)ς τὰ σκέλη;
30 μαλακῶς ἐλούσω; πάλιν ἀνασ[τὰς περιπατεῖς
31 πρὸς ἡδονήν; ὕπνος αὐτὸς . . . .
32 τὸ πέρας, κακὸν ἔχεις οὐδέν, ἡ [γὰρ αἰτία
33 ἔσθ' ἣν διῆλθες. φορτικώτερ(ον δέ τι
34 ἐπέρχεταί μοι, τρόφιμε, συγγν(ώμην δ' ἔχε·
35 τὸ δὴ λεγόμενον, οὐκ ἔχεις ὅπ(οι χέσῃς
36 ὑπὸ τῶν ἀγαθῶν, εὖ ἴσθι, μη[δ' ὀργιστέον.
37 ἐπεί ⟨γε⟩ τἀληθῆ λέγω νὴ τοὺς θε[ούς.
38 τοῦτ' ἔστι τἀρ⟨ρ⟩ώστημα. B. καὶ μή(ν, ὦγαθέ,
39 ἀτόπως ἐμαυτοῦ καὶ βαρέως (ἔχω πάνυ.
40 A. φιλό)νικόν ἐστι τἀνόητο(ν)· [ῥᾴδιον
41 φέρει]ν πάνυ γὰρ ταῦτ', εἰ λελ[ογισμένως ἔχεις.
42 B. τί [δὴ] παραινεῖς; A. ὅ τι πα(ραινῶ; τοῦτ' ἐρῶ.
43 εἰ μέν τι κακὸν ἀληθὲς εἶχες, Φειδία,
44 ζητεῖν ἀληθὲς φάρμακον τούτου σ' ἔδει.
νῦν δ' οὐκ ἔχεις. κενὸν ἄρα καὶ τὸ φάρμακον 510
πρὸς τὸ κενόν. οἰήθητι δ' ὠφελεῖν τί σε.
περιμαξάτωσάν σ' αἱ γυναῖκες ἐν κύκλῳ,
καὶ περιθεωσάτωσαν· ἀπὸ κρουνῶν τριῶν
ὕδατι περίρραν' ἐμβαλὼν ἅλας, φακούς.

(43 sqq. ap. Clem. Alex. Strom. VII, 884 Pott. = Meineke, Com. IV, 100.)

Zu 1.

Die eine der beiden Gesprächspersonen ist ein an Schläge gewöhnter (7) Haussklave, der zur nächsten Umgebung seines Herrn gehört, über dessen wüstes Treiben er so genauen Bescheid zu geben weiß. Die andere lebt getrennt vom Gebieter (denn wozu bedürfte es sonst dieser bis zur Heirat zurückgreifenden Schilderung?), hat ihn aber schon als Kind gekannt und, zum mindesten gelegentlich, gepflegt (15). Als Alten, oder vielmehr als Alte, (dazu stimmt auch der ungehemmte Redefluß und das Scherzwort 6—7, dem sonst die erforderliche Pointe fehlt) kennzeichnet sie überdies die

niedrige Meinung, die sie vom menschlichen Trinkvermögen hegt (1—6), eine des Lysias würdige *ἠθοποιΐα*; auf ländlichen Aufenthalt weist V. 4—5. Es mag mithin die ihre letzten Lebensjahre in ländlicher Ruhe verbringende greise *τροφός* sein. Und das gute Mütterchen, welches das Weintrinken nur als eine Zutat ländlicher Kaufgeschäfte, gleichsam als ein notwendiges Übel, kennt und die Hände über dem Kopf zusammenschlägt vor Verwunderung über die Summen, die zu Athen für lockere Genüsse verausgabt werden — für eine Dirne zahlt man fast das Vierzigfache von dem, was ein Tagelöhner erhält, der doch ein Mann ist und schwere Arbeit verrichten muß! — die köstliche Alte, deren Entrüstung sich in dem Ausruf Luft macht: Hätte ich den Schlingel doch lieber verhungern lassen, statt ihm sein Gerstensüppchen darzureichen! — diese alte „Unschuld vom Lande" mußte die geräuschvolle Heiterkeit des hauptstädtischen Theaterpublikums erregen und zählte vielleicht zu den wirksamsten Lustspielfiguren Menanders. Auch mag die Szene auf dem Landgut des Herrn spielen, der selbst im Hintergrund der Bühne aufzutauchen scheint (vgl. zu V. 5—6).

511 V. 1 ΤΟΥΤ, in anderen Fällen bietet die Handschrift den zu elidierenden Vokal, was ich jedesmal anmerke.

V. 2 ΕΓΩΓΕΥΠΕΡ, woraus Cobet ohne Not *ἐγώ· περὶ δὲ* gemacht hat. Daß unser Dichter auch sonst *ὑπέρ* c. gen. ganz gleichbedeutend mit *περί* c. gen. gebraucht, kann Jacobis Index lehren.

ΜΕΘΥϹΚΕΘ. Das Fehlen des Ϲ hat Tischendorf ausdrücklich bemerkt; *μή* vor diesem hat Cobet eingesetzt.

V. 4—5 Die Gewohnheit, ein abgeschlossenes Kaufgeschäft durch einen gemeinsamen Trunk zu besiegeln, kann man noch heutzutage bei unseren Bauern beobachten. Hier mag ein kleines Opfer mit im Spiele sein; vgl. Theophr. ap. Stob. Flor. 44, 22.

V. 5—6 Zu *τοῦτ' ἐγὼ προσέμενον* bemerkt Cobet: *obscura res est et micamus in tenebris.* [Diese Worte glaube ich jetzt vom vorangehenden ablösen und einer dritten Gesprächsperson, dem im Hintergrund auftauchenden Herrn, beilegen

zu sollen. Dieser errät wohl ohne weiteres den indiskreten Inhalt jener „trauten Zwiesprach“, der er jedoch kein gewaltsames Ende bereitet. Er mag sich an der Verlegenheit der Ertappten weiden wollen (ὁ δὲ χαίρων προσμένει, V. 16). Erst da sie sich zum Aufbruch anschicken, scheint es zu einer nichts weniger als freundlichen Begegnung zu kommen. V. 17—19. Nachtrag aus Hermes XII, 511.]

V. 6—7 Die Phrase διασκεδᾷ τὸν ἔρωτα muß von der Störung eines Liebespaares sprichwörtlich gegolten haben. Die Worte τί — οἰμώξομαι fügen dem Bilde des Herrn einen neuen Strich hinzu: der Trunkenbold und Bruder Lüderlich ist auch ein brutaler Gebieter.

V. 8 läßt Cobet einen Personenwechsel eintreten, den ich nicht für statthaft halte.

V. 9 Daß zu ΝΕΝΟΜΙΧΑΥΤΟΝ nachträglich Apostroph und Spiritus hinzugefügt seien, bemerkt Tischendorf. — Der ungetreue Ehemann ist stolz auf seine Untreue, es soll nicht von ihm heißen: λατρεύσεις ἀλόχῳ λυγρῆς χάριν εἵνεκα φερνῆς (Ps. Phocyl. 200 Bergk).

V. 13 C. läßt die Eingangslücke unausgefüllt und schreibt εἰς διατροφήν. Meine Herstellung dieser Verse, in denen C. nur mehr λελόγισται (14) ergänzt hat, bedarf kaum einer Rechtfertigung. Sie stimmt genau zu den Spatien der Eingangs- und Binnenlücken. Zwei Obolen ist der niedrigste und bekannte Tagelohn (Lucian Timo 6); diesen wählt der Dichter des Kontrastes halber, und vielleicht auch, weil die Sprechende zunächst an ländliche Arbeit denkt, die ja immer die am schlechtesten bezahlte war.

V. 16 Statt ὁ bietet die Abschrift C, was eben ein schadhaftes Ο sein wird. χαίρω[ν] und προσμένει habe ich um- 512 gestellt; es wird kaum eine Herstellung denkbar sein, bei der sonst nicht der Spondeus χαίρων den vierten Fuß bilden müßte. Desgleichen mußte ich V. 15 denselben Irrtum bei den Worten [δή] und πτι[σάνην] voraussetzen.

V. 17 ΓΛΥΚΥΤΑΤΕΟΤΗC und gegen Ende der Zeile ΤΗΡ.

V. 18 ΟΝΩC vor ἄθλιός τις.

Zu II.

Daß dieses Fragment in ein schon bekanntes Bruchstück des *Δεισιδαίμων* mündet, hat Cobet erkannt, nicht minder, daß fab. inc. II (Com. IV. 227), „*ex hac ipsa fabula et eadem fabulae parte (nempe ex principio)*“ entnommen ist.

V. 20 C. schlägt zweifelnd *παρ' ἡμῖν* vor, mir scheint *κατ' ἀγοράν* passender. Pheidias mag eben vom Markte heimkehren.

V. 21 ΤΟΥΤΟΟΥΘΕΝ. Cob. schreibt *οὐδέν*, wofür allerdings 32 zu sprechen scheint. Doch vgl. Meineke zu fab. inc. 288, und für die hier vorliegende Phrase wird *οὐθέν* geradezu bezeugt durch Etym. M. p. 640, 13: — *ὅθεν σεσημείωται τὸ παρὰ Μενάνδρῳ οὐθὲν μέλει σοι* (fab. inc. 324).

V. 23 ΤΕΙΜΙΟC[CE]. Über dem Υ hier und 26 stehen zwei Punkte.

V. 25 Nach dem ersten ΑΝΘΡΩΠΟΝ zeigt das Apographum einen kleinen Zwischenraum, wohl nur um den Sinnesabschnitt zu markieren. — Cobet ergänzt: *ἄνθρωπον δὲ κα(λόν τε κἀγαθόν)*, was mir nicht sinngemäß scheint. Der Pädagog will anfangs den miselsüchtigen Pheidias unvermerkt in die Sorgen und Interessen des Alltagslebens hineinziehen. Da ihm dies nicht gelingt, gesteht er unverhohlen seine Absicht: der Grillenfänger soll dadurch geheilt werden, daß er an Freud und Leid seiner Mitmenschen teilnimmt. Dazu ist es erforderlich, daß er sich als Gleicher unter Gleichen fühle. „Du bist nicht mehr als ein Mensch, dein Nächster ist nicht weniger“ [etwa wie Gellert dichtete: „Gott schuf die Welt nicht bloß für mich, | Mein Nächster ist sein Kind wie ich.“] Jedem ist sein Maß von Leiden zugeteilt, niemand erwarte vom Schicksal eine Ausnahmsstellung. Vgl. fab. inc. II, 10 ff.: *τὸ δὲ κεφάλαιον τῶν λόγων, ἄνθρωπος εἶ κτέ.* Die Folgerung wird

V. 26 gezogen, wo Cob. *τῶν ὑπὲρ (σαυτὸν πάνυ* ergänzt hat. Dürfte man statt des mir unpassend dünkenden *πάνυ* etwa *τέκνον* setzen, so könnte man sich das Supplement

vielleicht gefallen lassen. Doch stimmt ein mehr sententiöser 513
Abschluß wohl besser zu der Art des Dichters.

V. 28 ΓΝΩCΗ. Cobet hat hier und im folgenden keinerlei Fragen angenommen.

V. 28—31 Das dem mäßigen, nicht bis zur Übermüdung ausgedehnten, Abendspaziergang folgende behagliche Bad soll den Schlaf herbeiführen helfen, eine gemächliche Morgenpromenade den Tag wieder eröffnen. [Vgl. Hippocrates *περὶ διαίτης ὀξέων*. II 286 u. 478 Littré. Die Ergänzung von V. 31 ist wohl sicherlich verfehlt. Aber auch die übrigen Bearbeiter haben den Vers nicht in überzeugender Weise geordnet.]

V. 31 Nach *αὐτὸς* bietet das Apogr. noch OB. zu wenig, um darauf eine sichere oder auch nur sehr wahrscheinliche Ergänzung zu gründen. Ich dachte an: *ὀβ[ολιμαῖος ἦν]*. der Schlaf war spottwohlfeil zu haben, — wenn du nämlich etwas von alledem getan hättest, was du unterließest. Im vorangehenden muß man den Text durch stummes Spiel supplieren. Der „*malade imaginaire*“ muß alle oder die meisten dieser Fragen durch Geberden verneint haben, sonst könnte der Pädagog nicht 32 die Summe ziehen: „mit einem Wort, dir fehlt nichts.“

V. 33 hat Cobet auch ECTIHN nicht in den Text aufgenommen. Hingegen hat er zu

V. 35 mit großem Scharfsinn die erforderliche Ergänzung aus M. Anton. V. 12 entnommen und gleichzeitig die Verderbnisse jener Stelle sicher geheilt. Den Vers eines Komikers hatte bereits Nauck (bei Jacobi-Meineke S. 368) bei Marc Aurel erkannt und *οὐκ ἔχεις ὅποι χέσῃς* richtig vermutet. ON, woraus Cobet *ὅπ(οι)* macht, ward schon von Tischendorf als zweifelhaft bezeichnet. — Man vgl. das französische: *il ne sait pas où cracher.*

V. 37 init. bietet das Apogr. IKOI, wovon OI „*non plane certum*“ sein soll. Daraus wird jedoch niemand die erforderten ersten anderthalb Versfüße zu gewinnen wissen. Meine dem Sinn entsprechende, aber gewaltsame Schreibung will ich

gern mit einer gelinderen vertauschen, falls eine solche gefunden werden sollte.

V. 40 TOANOHTO.

V. 40—41 Vgl. fab inc. II 9: *οἰστέον ἄμεινον ταῦτα* — und 19: *ὥστ' ἀνὰ μέσον που καὶ τὸ λυποῦν δεῖ φέρειν* (wie Cobet den Vers, sicherlich richtig, schreibt).

V. 42 überschreitet Cobets Supplement *δέ μοι* weitaus die Grenzen der Spatien.

---

5. Die Bruchstücke der griechischen Tragiker und Cobets neueste kritische Manier.[1]

Ein bitterböser Angriff auf Carl Gabriel Cobet? Ein leidenschaftlicher Versuch, Ruhm und Bedeutung des gefeierten Hellenisten zu schmälern? Vielleicht durchwürzt mit allerhand gehässigen nationalen Ausfällen gegen den „holländischen“ Kritiker? — Nichts von alledem. Wer diese Blätter mit solcher Erwartung in die Hand nimmt, der wird sie bald enttäuscht zur Seite legen. Ihr Verfasser war allezeit ein aufrichtiger Bewunderer von Cobets kritischer Muse, und er hat dieser seiner Gesinnung mehrfach den wärmsten und kräftigsten Ausdruck geliehen. Allein er fühlt sich trotzdem, oder besser darum nur desto mehr, verpflichtet, seine Stimme gegen immer üppiger wuchernde Mißbräuche, gegen Auswüchse und Ausschreitungen zu erheben, die sich nachgerade zu ernsten Gefahren gestalten, — zu Gefahren für die jüngere Philologengeneration, für den Betrieb der kritischen Kunst, für ihr Ansehen und ihre Würde in den Augen des Fach- wie des Laienpublikums, und nicht am wenigsten freilich für die Autorität und den Nachruhm des um die griechische Literatur hochverdienten Leydener Gelehrten.

Ich empfing das jüngste Heft der Zeitschrift Mnemosyne (Nova series, V, 3) gerade in dem Augenblicke, als ich zum Bahnhof eilte, um eine Ferienreise anzutreten. Ich konnte mir im Eisenbahnwaggon keine anregendere Gesellschaft wünschen. Die Stunden verflogen wie Minuten, während ich

[1] Wien 1878, A. Hölder.

drei Aufsätze an der Spitze des Heftes — insgesamt den Bruchstücken der griechischen Tragiker gewidmet — mehr verschlang als las. Eine Reihe von glänzenden Verbesserungen, von geistvollen Bemerkungen übte eine blendende Wirkung. Dazwischen tauchte freilich allerhand Befremdliches auf: längst bekannte Emendationen, augenscheinlich verfehlte Konjekturen, völlig grundlose Änderungsversuche. Allein „es irrt der Mensch so lang er strebt“, und produktive Naturen, die viel leisten und dabei nicht wenig irren, schienen mir immer ein reiches Maß von Nachsicht und weitaus den Vorzug vor jener kahlen Korrektheit zu verdienen, die wenig verfehlt und wenig vollbringt. Doch eine erneute aufmerksame Lektüre veränderte jenen ersten Eindruck bereits gewaltig. Licht und Schatten verteilten sich alsbald in wesentlich anderer, dem Verfasser weit weniger günstiger Weise. Und als ich mich schließlich, von meinen Büchern umgeben, mehr und mehr nachprüfend in das Einzelne vertiefte, mit wachem Sinn und allgemach stark gewecktem Mißtrauen, da ward mir eine Überraschung nach der anderen zuteil, mein Erstaunen wuchs ins Grenzenlose, bis ich endlich mich zu verwundern fast verlernt hatte; Stein um Stein löste sich ab von dem stolzen Bau, den ich anfangs zu erblicken vermeint hatte, und ich schaute — in ein Wirrsal von Irrtümern und Flüchtigkeiten! — Dies muß öffentlich gesagt werden, wenn nicht um des Meisters (was leider wenig fruchten dürfte), so doch um gegenwärtiger und künftiger Jünger und Nachahmer willen. Und da es sich um ein Arbeitsfeld handelt, auf dem ich selbst seit mehr als zwei Jahrzehnten heimisch bin und auch weil ich mich von jedem Hauch von Übelwollen gegen Cobet frei wußte, schien ich mir nicht ungeeignet diese Warnungstafel aufzupflanzen.

Dreierlei ist es, was ich dem Leydener Kritiker vorzuwerfen habe: ein meines Wissens beispielloses Sich-selbst-abschreiben, — den Superlativ jener freilich längst sprichwörtlich gewordenen „Cobetschen Nichtachtung der Vorgänger“ und Mitforscher — und, was die Hauptsache ist,

und weshalb ich allein die Feder ergriffen habe, unerhörten, ja kaum glaublichen Mangel an Sorgfalt und Gründlichkeit in der kritischen Arbeit selbst.

Nichts natürlicher, als daß ein Schriftsteller Ansichten, die er schon einmal geäußert, aber nicht zu voller Anerkennung gebracht hat, gelegentlich wiederholt, entweder um sie dort bekannt zu machen, wo sie noch unbekannt geblieben sind, oder um ihre Geltung durch das Gewicht neuer Gründe zu verstärken. Wozu es jedoch dienen soll, Konjekturen, die sich bereits in den gangbarsten Ausgaben verzeichnet finden (wie in Dindorfs Poetae scenici graeci oder in Naucks kleinerer Ausgabe der Euripidesfragmente), von neuem vorzubringen, oft mit fast denselben Worten, ohne Hinzufügung des kleinsten neuen Arguments oder der winzigsten Parallelstelle vorzubringen — dies bleibt uns unerfindlich. Auch sollte man denken, es wäre für die Verbreitung einer Konjektur (zu Aeschylus Frg. 193 [= 199²]) genug geschehen, wenn sie im Laufe eines Jahres zweimal (Mnemos. IV, 98 und Miscell. critica p. 123) *urbi et orbi* verkündet ward, und es läge kein dringendes Bedürfnis vor, dieselbe (übrigens, wie ich zu zeigen hoffe, mehr als zweifelhafte) Vermutung im Laufe des darauffolgenden Jahres noch ein drittesmal der Kenntnisnahme des philologischen Publikums aufzudrängen! Auch wird der Leser keineswegs immer durch ein „*maneo in vetere sententia*", „*nondum me poenitet veteris conjecturae*" u. dgl. darüber aufgeklärt, daß er statt mit frischer Kost nur mit kritischen Konserven bedient wird. Wäre es da nicht besser, Cobet trüge ein für allemal dafür Sorge, daß seine Konjekturen in angemessenen Zwischenräumen (vielleicht nach Jahresfrist, wenn dies genügen sollte) Gläubigen und Ungläubigen von neuem in Erinnerung gebracht werden, etwa wie die *mutiny-act* im englischen Parlament alljährlich neu verlesen wird. Doch dies Verfahren hat nicht nur eine heitere Seite. Kann doch auch der Argloseste sich kaum des Gedankens erwehren, daß nicht die prunk- und scheinlose Wissenschaft es ist, der ein so übereifriger Dienst geweiht wird.

Wir kommen zu dem zweiten, ungleich heikleren Punkte, der Ignorierung fremder Leistungen. Hier steht die Sache einfach so, daß Cobet seiner Arbeit die Naucksche Fragmentsammlung vom Jahre 1856 (im folgenden von mir *editio major* genannt) zugrunde legt und von allem, was in diesen keineswegs unergiebigen zwanzig Jahren auf demselben Gebiete geleistet ward, keinerlei Notiz nimmt. Er dehnt diese Enthaltsamkeit so weit aus, daß er sogar von Naucks erneuter Bearbeitung der Euripidesfragmente (Teubner 1869, im folgenden *editio minor* genannt) ebensowenig Kenntnis nimmt, als von den jüngeren Auflagen der Dindorfschen Sammlung. Die Zahl der hier vorgebrachten Änderungsvorschläge, die längst von anderen veröffentlicht und ein Gemeingut der Wissenschaft geworden sind, ist daher einfach Legion. Und nicht eben gering ist auch die Anzahl der Fälle, in welchen sich Cobet mit leichter Mühe von seinen Vorgängern eines besseren hätte belehren lassen können. Ja, in der Benützung des Nauckschen Werkes selbst hat sich unser Kritiker mitunter auf den Text allein beschränkt und die hart darunter befindliche knappe ***adnotatio critica*** keines oder nur des flüchtigsten Blickes gewürdigt.

So lautet Frg. 327 [= 325²] bei Nauck also:

„*κρείσσων γὰρ οὔτις χρημάτων πέφυκ' ἀνήρ,*
πλὴν εἴ τις· ὅστις δ' οὗτός ἐστιν οὐχ ὁρῶ.

Stob. Flor. 10, 18: *Εὐριπίδου Δανάης. ‚κρείσσων — ὁρῶ.‘* vs. 2. *εἷς τις* Porson. *οὐκ ἐρῶ* Badham.“

Dazu bemerkt Cobet (S. 257): „*optime Badham οὐκ ἐρῶ, sed non satis est. Scribendum praeterea πλὴν* ΕΙC (*εἷς*) *τις, nam sic demum*“ *etc.* — ohne Porsons mit einer Silbe zu gedenken! Kann man die Saloppheit weiter treiben? Ja wohl! Denn ich bemerke soeben, daß derselbe Cobet diesen Vers schon einmal (vor drei Jahren) behandelt und dabei das Verhältnis der beiden Stellen in höchst wunderbarer Weise umgekehrt hat. Dort (Mnemos. n. s. II, 96) hatte er Meinekes Text des Florilegium vor Augen, dem Porsons Emendation schon einverleibt ist; er las darin:

πλὴν εἷς τις· ὅστις δ' οὗτός ἐστιν οὐχ ὁρῶ

und bemerkte dazu: „*delirantis haec oratio est idem simul se scire ac nescire dicentis. Verum esse suspicor: ὅστις δ' οὗτός ἐστιν οὐκ ἐρῶ*". Die eine „Emendation" ist also erweislichermaßen eine Reminiszenz, und wahrscheinlich ist dies auch die andere: dort kennt er Porson als Urheber der ersten Verbesserung nicht, hier Badham nicht als Urheber der zweiten! — Halte ich darum Cobet für einen Plagiator? Nein und abermals nein. Aus vielen Gründen und zumal aus den zwei folgenden. Ich glaube nicht ohne zwingende Nötigung an die Vereinigung literarischer Falschmünzerei mit hervorragenden wissenschaftlichen Verdiensten, die fast immer nur die Frucht eines tiefen und echten Wahrheitssinnes sind, und in unserem Falle kommt noch eine besondere Erwägung in Betracht. Wenn Cobet darauf ausginge, fremdes Gut zu plündern, so müßte er dieses kennen lernen; wenn er es aber kennte, so würde er gar vieles daraus lernen, was er augenscheinlich niemals gelernt hat. Aber freilich ist es nicht möglich, den holländischen Gelehrten von dem schimpflichen Vorwurf des Plagiarismus 5 freizusprechen (was ich *optima fide* und aus vollster Überzeugung tue), ohne ihn der allerärgsten Flüchtigkeit zu zeihen. Auch gibt es Abstufungen der literarischen Redlichkeit und ich möchte sagen der literarischen Sauberkeit. Und daß Cobet in ersterer Rücksicht nicht auf der höchsten, in letzterer auf einer ziemlich niedrigen Stufe steht, dies läßt sich leider mit dem besten Willen von der Welt nicht in Abrede stellen. Von jener ängstlichen Gewissenhaftigkeit, die uns gebietet, Vorgänger nicht nur zu berücksichtigen, sondern aufzusuchen, ja eifrigst aufzuspüren, — von jenem strengen Gerechtigkeitssinne, der uns, nachdem wir irgend eine, und sei es die kleinste, neue Wahrheit gefunden haben, Umschau halten heißt, um zu entdecken, ob nicht irgend jemand dieselbe vor uns gefunden hat, — von jener Entsagung, die uns nach Abschluß einer mühevollen Untersuchung neue und nicht selten größere Mühe, Zeit und auch Kosten daran wenden läßt, in den Besitz von Schriften zu gelangen, in denen vielleicht die eine Hälfte unserer ver-

meintlichen Funde widerlegt und die andere vorweggenommen ist — von all diesen Regungen ist Cobets Seele offenbar niemals gestreift worden! Ich möchte beileibe nicht allzu streng urteilen. Allein das mindeste, was man von einem vielseitig tätigen philologischen Kritiker, den die Suche nach Vorgängern manchmal ins Unabsehbare führen und einer ersprießlicheren Tätigkeit entfremden könnte, fordern darf, ist dieses. Er ist es sich und seinen Lesern schuldig, die letzten Bearbeitungen des Schriftstellers, mit dem er sich jedesmal, wenn auch nur gelegentlich, beschäftigt, vor allem das, was die Engländer die *standard editions* nennen, zu kennen und zu benützen, und er muß seine Unkenntnis der sonstigen Spezialliteratur offen bekennen und mit guten Gründen rechtfertigen. Tut er dies nicht, so hat er es sich selbst zuzuschreiben — es sei sein Verdienst und seine Bedeutung, welche sie wolle —, wenn ihn alsbald von seiten härter Urteilender ein schmählicher Verdacht trifft und wenn schließlich auch die Wohlwollendsten es müde werden, das Neue und Alte, das Eigene und Fremde, das Wahre und Falsche, das er selbst zu einem wüsten Knäuel zusammengeballt hat, geduldig zu entwirren.

6 Das Wahre und das Falsche, sage ich und damit bin ich zu dem dritten und entscheidenden Punkte meiner Erörterung gelangt. Denn daß des niederländischen Kritikers bisher gerügte Gebrechen, die auch wir längst kannten, aber um seiner phänomenalen Vorzüge willen liebreich zu entschuldigen suchten, nunmehr, da sie ins Maßlose angewachsen sind, von der Schale in den Kern seiner wissenschaftlichen Produktion zu dringen beginnen und das innerste Mark derselben mit Zerstörung bedrohen, — dies sollte zwar keinen Kenner menschlicher Dinge wundernehmen, aber die Verehrer dieses bedeutenden Mannes muß es mit Trauer und Betrübnis erfüllen. Möchte es zur Selbsterkenntnis und Umkehr noch nicht zu spät und möchte dieser Mahnruf kein völlig vergeblicher sein!

Doch es ist Zeit, unsere Behauptungen durch Belege zu erhärten. Leider brauchen wir nach solchen nicht weit zu suchen.

Sogleich an der Spitze des ersten der drei Aufsätze, — *De nonnullis fragmentis tragicorum* — lesen wir folgendes:

„Pag. 4 Nauckii. Aeschylus [Frg. 5 = 6[2]]:

τί δῆτ᾽ ἐπ᾽ αὐτοῖς ὄνομα θήσονται βροτοί;

Graece dicitur ὄνομα τίθεσθαί τινι *nomen imponere* (*indere*) *alicui, non*[1] ἐπί τινι. *Quamobrem poëta dixisse videtur:*

τί δή ΠΟΤ᾽ αὐτοῖς ὄνομα θήσονται βροτοί;

Perinde bene in tali re dicitur τί δή, τί δῆτα *et* τί δή ποτε."

Wie kahl und abweisend doch solch ein *non* klingt! Fast übertäubt es die Stimme der Erinnerung, die uns leise ins Ohr raunt, es gebe im Griechischen eine Phrase ὄνομα ἐπιτιθέναι oder ἐπιτίθεσθαι, und desgleichen gebe es eine Erscheinung, die man Tmesis genannt hat. Schon Vater Homer singt (θ, 552):

οὐ μὲν γάρ τις πάμπαν ἀνώνυμός ἐστ᾽ ἀνθρώπων,
οὐ κακὸς οὐδὲ μὲν ἐσθλός, ἐπὴν τὰ πρῶτα γένηται,
ἀλλ᾽ ἐπὶ πᾶσι τίθενται, ἐπεί κε τέκωσι, τοκῆες.

Und Plato schreibt: ἑκατέρῳ τὸ πρέπον τε καὶ ἁρμόττον ἐπιθεὶς ὄνομα (Legg. 816 c), nicht minder Aristoteles: οὗ στοχάζεται ἡ ποίησις ὀνόματα ἐπιτιθεμένη (Poet. c. 9. 1451 b 9—10). Mit dieser Änderung ist es also nichts, und wir brauchen nicht erst zu erwägen, ob τί δή ποτ᾽ an dieser Stelle auch nur passend wäre, ob es nicht vielleicht allzu affektvoll klänge in der einfachen Frage: „wie werden wohl die Menschen diese Götter" (es sind die sizilischen Paliken gemeint) „benennen"? Erstaunt sind wir freilich ob dieser ersten Erfahrung, allein wir werden wohl daran tun, mit unserer Fähigkeit des Erstaunens Haus zu halten.[2]

---

[1] Wir zeichnen hier und im folgenden die Worte durch den Druck aus, auf die wir die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken wünschen.

[2] Fast ergötzlich ist es übrigens zu sehen, wie rasch die Hyperkritik in die kaum verlassenen Geleise der Vulgata zurücklenkt. Man las nämlich vordem den ersten Vers des bei Macrob. Sat. 5, 19, 17 erhaltenen Bruchstückes also: τί δῆθεν αὐτοῖς ὄνομα τίθενται βροτοί; daran ward lange vergeblich herumgebessert, bis endlich Schneidewin den codex Parisinus einsah, dem J. Gronov vorher schon θήσονται ent-

Oder kann sie wohl auf eine härtere Probe gestellt werden als durch die folgende Bemerkung zu Eurip. frg. 362 [= 360²], V. 41:

οὐκ οὖν ἅπαντα τοὔν γ' ἐμοὶ σωθήσεται

„*in libris est γοῦν τ' ἐμοί. Quod Nauck. reposuit τοὔν γ' ἐμοί nemo Graecorum umquam dixit. Solebant omnes in tali re dicere τοὐπ' ἐμοί, quod Euripidi reddendum*“ (p. 258). Welcher Nation mag wohl Sophokles angehören, wenn er Oed. Col. 152—153 schreibt:

ἀλλ' οὐ μὰν ἔν γ' ἐμοὶ
προσθήσεις τάσδ' ἀράς

(„so viel an mir liegt“, Nauck-Schneidewin)? Oder tut es not, alle die Stellen hierherzusetzen, welche Dindorf, lex. Soph. p. 166b, unter der Rubrik *ἔν τινι* gesammelt hat, und die zahlreichen Belege, die sich aus Euripides (z. B. Iph. T. 1057), aus Herodot (z. B. 8, 118, 16), aus Platon (Protag. 313a) beibringen ließen? Reiskes Besserung (*τοὐν*), von G. Hermann und Heinrich vervollkommnet, von zahllosen Nachfolgern angenommen, wird auch künftig ihren 8 Platz in den Texten behaupten, da sie paläographisch ebenso leicht als mit dem Sprachgebrauch übereinstimmend ist; Cobets Observationen aber werden wir in Zukunft eine starke Dosis von Mißtrauen entgegenbringen. So lesen wir zu Eurip. frg. 395 [= 391²]:

σπουδάζομεν δὲ πόλλ' ὑπ' ἐλπίδων, μάτην
πόνους ἔχοντες, οὐδὲν εἰδότες σαφές

„*Sunt qui σαφές omittant, quod prorsus supervacuum est; et οὐδὲν εἰδότες in tali re dicere solent. Res ipsa docet μάτην in secundo senario locatum fuisse:*

μάτην πόνους ἔχοντες οὐδὲν εἰδότες.

Itaque prior senarius sic est redintegrandus:

σπουδάζομεν δὲ πόλλ' ὑπ' ἐλπίδων (*κενῶν*).“

---

nommen hatte. Gottfr. Herrmann, Wagner, Dindorf, Nauck, sie nahmen alle mit Freuden „die vortreffliche Lesart“ an, von der Schneidewin meinte, sie mache „allem Zweifel ein Ende“ (Rh. Mus. 3, 75). Allem Zweifel, — aber, wie man sieht, nicht aller Zweifelei!

Wir kennen dies alles bereits aus den „Variae lectiones", wo der auch von Nauck (*ed. min.*) und Dindorf angeführte, meines Erachtens monströse, Vorschlag ein wenig eingehender begründet ist. „*Qui hominum ignaras mentes arguunt*" — so heißt es daselbst p. 292 — „*solent eos οὐδὲν εἰδέναι significanter dicere, ut Theognis: ἄνθρωποι δὲ μάταια νομίζομεν εἰδότες οὐδέν, et passim sic queruntur: σαφὲς aut simile quid nemo addit, neque id Euripidem addidisse ex Theophili* [*ad Autolyc.* 2, 8, p. 72] *loco manifestum est qui Euripidea afferens σαφὲς omittit.*" Was der Bischof Theophilus für ein Gewährsmann ist, dies mag, wer es noch nicht weiß, aus Diels' lehrreichem Aufsatz „Eine Quelle des Stobäus" (Rh. Mus. 30, 172) entnehmen.[1] Fast schäme ich mich, dem einen Vers des Theognis [141 Bergk] erst einen anderen entgegenzusetzen, nämlich das allbekannte Wort des Xenophanes:

καὶ τὸ μὲν οὖν σαφὲς οὔτις ἀνὴρ γένετ' οὐδέ τις ἔσται
εἰδὼς ἀμφὶ θεῶν κτέ.

oder den Ausruf der Jokaste:

τί δ' ἂν φοβοῖτ' ἄνθρωπος, ᾧ τὰ τῆς τύχης
κρατεῖ, πρόνοια δ' ἐστὶν οὐδενὸς σαφής? (Oed. R. 977.)

Als ob in solchen Dingen der Sprachgebrauch entschiede: als ob nicht der eine Dichter klagen könnte, „wir Menschen wissen nichts", und der andere — oder auch derselbe ein andermal — „wir wissen nichts Sicheres"! Und als ob, wenn der Sprachgebrauch in Frage käme, es etwas Häufigeres gäbe als die Verbindung von *σαφής* und *σαφῶς* mit den Verben des Wahrnehmens, Wissens, Erfahrens! Auch liegt der Sinn des Bruchstückes sonnenklar zutage. Voran geht der Vers: *οὐκ ἔστιν οὐδὲν χωρὶς ἀνθρώποις θεῶν.* Wie passend reiht sich daran der Gedanke: unser Handeln wird zum großen Teil durch Mutmaßungen bestimmt (*ἐπ' ἐλπίδων*), die sich einmal bewähren, ein andermal nicht: die unfehlbare Gewißheit (*τὸ σαφές = τὸ ἀτρεκές*) haben sich die Götter

---

[1] Vgl. auch unsere „Beiträge zur Erklärung griechischer Schriftsteller" III, 21—22.

vorbehalten. Wer erinnert sich hier nicht der ähnlichen sokratischen Gedanken: unser Wissen ist trügerisch und bedarf der Ergänzung durch göttliche Leitung und Offenbarung? — Jenes „*res ipsa clamat*“ endlich kann nur besagen wollen: es fehlt an jedem, auch dem fadenscheinigsten Argument für die betreffende Annahme; denn daß der Vers- und der Sinnesabschnitt immer zusammenfallen müssen, wer könnte solch eine allen Tatsachen zuwiderlaufende Behauptung mit ernster Miene aufstellen oder auch bestreiten? Und hat denn Cobet kein Ohr für den Parallelismus der beiden Glieder:

μάτην πόνους ἔχοντες
οὐδὲν εἰδότες σαφές?

Glaubt man doch den Sprechenden seufzen zu hören, indem er diese kurzen Sätze hervorstößt.

Doch ich erschrecke über die Langatmigkeit meiner Polemik. Wie dankbar bin ich doch unserem Kritiker in anderen Fällen, wo er uns der Mühe überhebt, auch nur das schwächste Scheinargument zu widerlegen. Oder welche Handhabe böte hierfür die nackte Willkür, wie sie uns in dem Machtgebot zu Eurip. frg. 356 [= 354²] entgegentritt:

— οὔτε γὰρ πλοῦτός ποτε
βέβαιος ἄδικος —

„*transponenda haec sunt:*

οὔτε γὰρ πλοῦτός ποτε
ἄδικος βέβαιος.“

Die elegante, der scharfen Hervorhebung des Hauptbegriffes dienende künstlichere Wortstellung wird einfach als entbehrlicher und darum verwerflicher Luxus getilgt. Wozu auch Kuchen, da man doch Haferbrot genießen kann? — Das Bruchstück:

10 τὰς οὐσίας γὰρ μᾶλλον ἢ τὰς ἁρπαγὰς
τιμᾶν δίκαιον· οὔτε γὰρ κτέ.

ist übrigens so heillos verderbt, daß jeder Versuch, die ersten anderthalb Verse mit annähernder Wahrscheinlichkeit

herzustellen, ein vergeblicher bleiben muß:[1] der Gedanke aber kann kaum ein anderer gewesen sein als dieser: „man muß die Gerechtigkeit höher achten als den Besitz, denn weder hat unrecht erworbenes Gut Bestand noch wird der Gerechte auf die Dauer von den Göttern verlassen“ (vgl. frg. 364 [= 362²], 11; Electr. 943f.; frg. 254 [= 252²], 3: *τάδ' ἐστὶ χρήματ' ἤν τις εὐσεβῇ θεόν*).

Den unnützen Zierat einer erleseneren Wortstellung verfolgt übrigens unser Kritiker auch anderwärts mit puritanischer Strenge. So heißt es in einem Fragment des Alkmeon (Eurip. frg. 80 [= 79²]), offenbar im Hinblick auf das Unheil bringende Geschmeide der Harmonia:

βροτοῖς τὰ μείζω τῶν μέσων τίκτει νόσους·
θεῶν δὲ θνητοὺς κόσμον οὐ πρέπει φέρειν.

Das unerbittliche Verdikt lautet: „*inepte turbatus est in his naturalis verborum ordo*“ und es wird uns nur die Wahl gelassen zwischen der Anordnung: *θεῶν δὲ κόσμον οὐ πρέπει θνητοὺς* — oder *θεῶν δὲ κόσμον θνητὸν οὐ πρέπει* —. Wollte der Dichter hierauf erwidern, daß der Widerspruch zwischen der Natur der Götter und jener der Menschen dann am grellsten hervortritt, wenn der eine der beiden kontrastierenden Begriffe dem anderen auf die Fersen tritt (vgl. z. B. Medea 1115: *θνητοῖσι θεοὺς ἐπιβάλλειν*) und daß die Unvereinbarkeit göttlichen Besitztums mit dem, was Menschen frommt, das Unziemliche menschlicher Anmaßung gar nicht besser versinnlicht werden kann, als wenn die „Sterblichen“ sich zwischen die „Götter“ und den ihnen gehörigen „Schmuck“ gleichsam mitten hineindrängen — es würde ihm wenig fruchten. Er würde von dem kritischen Tribunal mit seiner Beschwerde unnachsichtlich abgewiesen und wohl noch in die Kosten verurteilt.

Doch soll ich in dieser Weise fortfahren, Blümchen am Wiesenrain zu pflücken? Schwerlich würde der Leser an 11

[1] Euripides könnte beispielsweise geschrieben haben:

τὸ γὰρ δίκαιον μᾶλλον ἢ τὰς οὐσίας
ὅσια προτιμᾶν —.

die strenge Billigkeit der von mir getroffenen Auswahl glauben, während ich schier an der Möglichkeit verzweifle, dem Grundgesetz aller wirksamen, um nicht zu sagen künstlerischen Darstellung, einer stetig fortschreitenden Steigerung, zu genügen. Vielleicht empfiehlt es sich daher, wenn ich mich fortan Cobets Darlegung in der Art eines kritischen Glossators ängstlich anschmiege und sie ohne Auslassung und ohne Abschweifung auf ihren Wegen treulich begleite. Wie weit, — das wird von den Geduldproben abhängen, die uns zugemutet werden.

Von dem in so wenig erfreulicher Art behandelten Bruchstück der *Αἰτναῖαι* des Äschylos (s. oben S. 35) leitet die Bemerkung über den angeblich gleichwertigen Gebrauch von *τί δή, τί δῆτα, τί δήποτε* unseren Kritiker zu Sophocl. frg. 103 [= 102^2] hinüber:

> *τίς δήποτ' ὄλβον ἢ μέγαν θείη βροτῶν*
> *ἢ σμικρὸν ἢ τὸν μηδαμοῦ τιμώμενον;*
> *οὐ γάρ ποτ' αὐτῶν οὐδὲν ἐν ταὐτῷ μένει.*

„*sed in his manifestum est ἄν necessarium periisse. Itaque sic corrigendum est:*

> *τίς δήποτ' ὄλβον ἢ* ΜΕΓ' ἊΝ *θείη βροτῶν*
> *ἢ σμικρὸν ἢ* ΤΩΝ *μηδαμοῦ τιμωμέν*ΩΝ;

id est ἢ μέγα ἢ σμικρὸν ἢ οὐδενὸς ἄξιον."

Mag diese Änderung auch noch so unzureichend begründet, mag sie selbst nichts weniger als stichhaltig sein, jedenfalls haben Kritik und Interpretation über diese Verse noch nicht ihr letztes Wort gesprochen. Nicht weil *ἄν* nicht fehlen dürfte (darüber weiter unten ein Mehreres), sondern weil *τίς θείη* im Sinn von *quis existimaret* das substantivierte Neutrum des Prädikats erheischen würde („wer kann das Glück für etwas Großes halten?"), darum erscheint die veränderte Wortabteilung im ersten und die gelinde Änderung im zweiten Verse beim ersten Anblick wenigstens überaus

bestechend. Allein wenn das halbe Nachdenken uns von der Überlieferung entfernt, so leitet das ganze (wie so häufig) wieder zu ihr zurück. Denn der dritte Vers („nichts Menschliches hat Bestand" — vgl. Herod. I, 5 und was die Erklärer daselbst anführen) und desgleichen der zweite, sogar in Cobets veränderter Fassung, lehren unwidersprechlich, daß nicht die Wertschätzung, sondern die Existenz von Menschenglück und -unglück hier in Frage kommt. „Man kann" — dies scheint mir der unverkennbare Sinn des Bruchstückes — „niemanden sehr glücklich, minder glücklich oder auch unglücklich nennen, man kann von Glück und Unglück als dauernden Zuständen gar nicht reden, da alles Menschliche in fortwährendem, rastlosem Wechsel begriffen ist." Ähnlich hat, wie ich nachträglich mit Freuden sehe, Meineke (zum Floril. 105, 42) die Verse verstanden: *„neque magnam, neque exiguam, neque nullam fortunam in ullo numero habendam esse dicit Sophocles; ἐνεῖναι enim est numerare, in rationes referre"*, vielleicht besser *statuere, ponere* (vgl. z. B. Plato Phaedo 79d, 100a; Resp. 458b usw.). Cobets Änderung erscheint mir daher bei reiflicher Überlegung um nichts annehmbarer als Heaths ungenügende Konjektur *ἤτοι* statt *ἢ τόν* oder Wagners unmotivierte Annahme einer Lücke nach V. 2 oder endlich selbst Meinekes Vorschlag, *τίς δή ποτ'* in *τίς ἄν ποτ'* zu verändern.[1] Zum Gedanken vgl. man Soph. frg. 532—533 [= 535 36²] und 786 (= 787²]:

---

[1] Solange nämlich die Kritik zu Stellen wie Soph. Antig. 604—605: *τίς σάν, Ζεῦ, δύνασιν τίς ἀνδρῶν ὑπερβασία κατάσχοι;* oder Aesch. Choeph. 594 *ἀλλ' ὑπέρτολμον ἀνδρὸς φρόνημα τίς λέγοι;* nur die ein wenig schulmeisterliche Bemerkung zu machen weiß: *„optativi postulant ἂν particulam"* u. dgl. m., ohne daß in den Stellen selbst irgend ein Indicium von Verderbnis zu erkennen wäre, wird man wohl mit Krüger (II, 2³, 54, 3, 8) dafür halten dürfen, daß „der bloße Optativ an mehreren Stellen der Dramatiker in Fragen nicht anzutasten" ist. Und nur solch eine zwingende Notwendigkeit könnte es rechtfertigen, eine so häufige und dem Zusammenhang so wohl entsprechende Wortverbindung wie *τίς δή ποτ'* mit konjekturalen Änderungen heimzusuchen.

ἀλλ' οὑμὸς ἀεὶ πότμος ἐν πυκνῷ θεοῦ
τροχῷ κυκλεῖται καὶ μεταλλάσσει φύσιν
ὥσπερ σελήνης [δ'] ὄψις εὐφρόνας δύο
στῆναι δύναιτ' ἂν οὔποτ' ἐν μορφῇ μιᾷ κτέ.

13 (Ich halte nämlich die Tilgung eines Buchstabens in V. 3 für minder gewagt als die Annahme, daß dem durch sechs Verse ausgesponnenen und mit den Worten *πάλιν διαρρεῖ κἀπὶ μηδὲν ἔρχεται* zu einem voll ausklingenden Abschluß gelangenden Gleichnis noch ein Nachsatz gefolgt sei.)

Wir kehren mit Cobet zu Aeschylos (frg. 20) zurück:

(3)[1] *ποῦ δ' ἐστὶν Ἀργοῦς ἱερόν, αὔδασον, ξύλον;*

„*Mendosum est αὔδασον et forma vitiosum et inepte interpositum. Poëta dixerat:*

*Ἀργοῦς ἱρὸν αὐδ*AEN *ξύλον;*"

Ob die Wortform, die man (von der Chorpartie Oed. Col. 204 abgesehen) in der lyrischen Hexapodie Eurip. Phoen. 124 (Nauck) bisher geduldet und welche Dindorf (Thes. VI, p. 1500) zu rechtfertigen versucht hat, oder auch die Wortstellung uns zu der Änderung berechtigen würde, mag unerörtert bleiben; sie wird durch den Zusammenhang, in dem der Vers bei Philo (II, 468 Mangey) erscheint, unbedingt erfordert: *οὐδ' ἡ Ἀργὼ ναυαρχοῦντος Ἰάσονος ἐπέτρεπεν ἐπιβαίνειν οἰκέταις μεμοιραμένη καὶ ψυχῆς καὶ λογισμοῦ, φύσις οὖσα φιλελεύθερος, ὅθεν καὶ Αἰσχύλος ἐπ' αὐτῆς εἶπε κτέ.* Und eine glänzende Bestätigung bieten die von Nauck dort angeführten Stellen des Apollod. bibl. I, 9, 16 und Hyginus Poët. astron. 2, 37, p. 490, wozu noch das von Cobet herbeigezogene Scholion zu Apollon. Argon. I, 526 kommt: *πιθανῶς ἐκ τῆς Δωδωνίδος φησὶ δρυὸς τὸ ξύλον εἶναι ἐν τῇ Ἀργοῖ τὸ φωνῆεν ἐπεὶ καὶ αὐτὴ ἐφθέγγετο* [Ein neues Zeugnis bei Kaibel Epigrammata Graeca Nr. 995.] Die treffliche Besserung ist übrigens nicht völlig neu; Dindorf hat sie im lexicon Aeschyleum s. v. *αὐδήεις* verzeichnet:

[1] Ich erlaube mir, Cobets Bemerkungen im folgenden mit Nummern zu versehen.

„ποῦ δ' ἐστὶν Ἀργοῦς ἱρὸν αὐδῆεν ξύλον; Sic Bergkius correxit.“

(4) Aeschyl. frg. 193, 6 [= 199, 6²]:

ἰδὼν δ' ἀμηχανοῦντά σε Ζεὺς οἰκτερεῖ

„nihil prodest quod Meineke pro σ' ὁ Ζεὺς reposuit σε Ζεύς, metrum enim in utraque scriptura perinde violatur. Suspicor scripsisse poëtam, ut ad Strabonem annotavi:

ἰδὼν δ' ἀμηχανοῦντά σ' οἰκτερεῖ ΠΑΤΗΡ

adscripsit ad πατήρ nescio quis ὁ Ζεύς et sic vulgata lectio nata est.“

Wenn eine Behauptung durch häufige Wiederholung an Wert gewänne, so müßte dieser im Laufe von zwei Jahren nun schon zum drittenmal veröffentlichte Vorschlag (s. o. S. 31) den denkbar höchsten Grad von Gediegenheit besitzen. Sehen wir zu, wie es sich in Wirklichkeit verhält. In der Mnemos. IV, 98 und in den „Miscell. crit.“ p. 123 lesen wir fast genau dieselben Worte wie hier, nur über die vermeintliche Verletzung metrischer Gesetze auch durch die von Meineke angenommene Fassung des Verses äußert sich Cobet dort eines weiteren in dem orakelhaften Satze: *„similiter contra certam legem metricam a Porsono indagatam in quinto pede spondeus est.“* Ist es möglich, sich inkorrekter auszudrücken? Und der Schluß von Lockerheit des Ausdrucks auf Ungenauigkeit des Denkens würde sich auch diesmal als kein Fehlschluß erweisen. Der Leydener Professor weiß so gut wie wir, was der (in der Vorrede zur Hecuba dargelegte) Porsonsche Kanon in Wahrheit besagen will. Wäre ihm jedoch die Mühe nicht zu groß gewesen, sich dessen was er weiß auch deutlich zu erinnern, er hätte den Unterschied zwischen der überlieferten Schreibung und derjenigen Meinekes schwerlich verkannt. Weil der Artikel mit seinem Nomen so eng zusammenhängt, daß die beiden gleichsam zu einem Worte verschmelzen, *ὁ Ζεύς* mithin ein *quasi-hypermonosyllabon* ist, nur darum konnte man an der Lesart der Handschriften (des Strabo IV, 183) einen Anstoß nehmen, welchen Meinekes Änderung vollständig beseitigt. Ob jener

Anstoß begründet und ob es statthaft ist, auch nur so weit zu gehen als Meineke gehen will, dies werden manche 15 Kritiker bezweifeln;[1] daß nicht der Schatten eines Grundes

[1] So wird dies von jedermann geleugnet werden, der die von Wecklein statuierte zweite Ausnahme von Porsons Kanon (Studien zu Äschylus 131) als endgültig erwiesen erachtet: „Die lange Thesis des fünften Fußes, gebildet durch die letzte Silbe eines mehrsilbigen Wortes, verursacht keine Härte, wenn die Hauptcäsur in den vierten Fuß fällt.“ Ich selbst hege gegen den Satz, so allgemein ausgesprochen, manche Bedenken. Einmal läßt sich in einer nicht eben kleinen Zahl der von Wecklein zusammengestellten Fälle die Abweichung von jener Norm anders erklären, zumeist durch das schon von Porson selbst hervorgehobene Vorkommen quasi-enklitischer Worte in der Arsis des fünften Fußes („*vocum non encliticarum sed quae sententiam aut versum inchoare nequeant*“ l. l. p. XXXII). Dann aber erscheint bei nicht wenigen der übrig bleibenden Stellen ein Änderung entweder als notwendig (Eur. Ion 1, Phoen. 747, Hec. 729), oder sie wird durch die Paraphrase der Scholiasten nahe gelegt (Eur. Androm. 346), oder sie läßt sich, wenn nicht durch eine Umstellung (Eur. Heracl. 640), so durch andere Mittel der gelindesten Art und zum Vorteil des Ausdruckes bewirken (Iph. T. 580; Eur. frg. 497 [= 494²]), oder endlich die betreffenden Verse erregen gegründeten Verdacht (Eur. Alc. 671, Hercul. 1338). Von den Versen insbesondere, in denen *οὐδείς* oder *οὐδέν* dem schließenden Creticus vorangeht, fällt wohl nur Oed. Col. 1022 unter keine dieser Rubriken, und hier wird die Wirkung der Hephthemimeres (ein gewichtiger Faktor, aber schwerlich ein allein zureichender!) doppelt verstärkt, durch die mit ihr zusammenfallende Interpunktion und durch die enge Zusammengehörigkeit der Worte *οὐδὲν δεῖ.* Die Mitwirkung der Interpunktion ist — gleichwie in der Mehrzahl der Fälle, in denen wirkliche Enklitiken jene Arsis bilden — wohl zu beachten Aesch. Prom. 107, 820; Eur. Heracl. 303, Hel. 1552, Iph. T. 678, endlich Soph. Trach. 718, 932; Oed. Col. 1543 (ähnlich wie 1022); ob auch nur 664 oder Phil. 22 anzutasten sei, darf mit Rücksicht auf den minder strengen Versbau der spätesten Dramen als fraglich gelten; in beiden Fällen wird der Anstoß durch die Cäsur und die Unmöglichkeit, am Versende inne zu halten, Phil. 22 überdies durch die Elision gemildert. An so bescheidener Stelle darf vielleicht auch eine nicht streng erweisbare Vermutung Raum finden; Iph. A. 530 habe ich ohne jede Rücksicht auf jene metrische Norm, bloß um die gegenwärtige sinnwidrige Zerstückelung der Rede zu beseitigen, längst vermutet: — *κᾆτ' ἀναίνομαι | Ἀρτέμιδι θύσειν.* Sollte dies richtig befunden werden, so bliebe (da der Vers des Cyclops [303] eine Sonderstellung einnimmt) als *caput mortuum* der Untersuchung nur Heracl. 529

vorliegt, weiter zu gehen, darüber kann unter den Stimmfähigen (Cobet selbst inbegriffen, wenn er nicht gerade vom *furor corrigendi* ergriffen ist) keine Meinungsverschiedenheit bestehen.

(5) „Aeschyli fragm. 289 [= 296[2]].

Πᾶσα γὰρ Τροία δέδορκεν Ἕκτορος τύχης διαί.

nulla his verbis subjecta est sententia. Nondum poenitet veteris conjecturae pro δέδορκεν et τύχης emendari oportere δέδΟΙκεν et ψυχῆς, id est Ἕκτορος φοβουμένου πᾶσα ἡ Τροία εἰς φόβον καθίσταται."

Alle Fragmentenkritik birgt eine eigentümliche Gefahr in sich. Man ist unwillkürlich geneigt, die jedesmal zufällig erhaltenen Worte als ein Ganzes anzusehen und von ihnen einen abgeschlossenen Gedanken zu heischen. Nur diese fragmentarische Art der Kritik hat, denke ich, hier — wo nicht einmal ein Sentenzensammler unser Gewährsmann ist, sondern ein Grammatiker, der die Form *διαί* mit Beispielen belegen will — die Annahme einer Verderbnis erzeugen können. Konnte denn nicht Äschylos etwa also geschrieben haben: 16

(εἰς σὲ) πᾶσα γὰρ
Τροία δέδορκεν Ἕκτορος τύχης διαί

(vgl. Eur. Hercul. 228: — *πρὸς δ' ἐμ' ἀσθενῆ φίλον | δεδόρκατ'* —), oder auch: *πᾶσα γὰρ Τροία δέδορκεν Ἕκτορος τύχης διαὶ* „daß Ilions Geschick besiegelt ist" oder „daß die Götter seine Sache verlassen haben" usw.?

Die Konjektur *δέδοικεν*, die auch Dindorf vorbringt, leidet zum mindesten nicht an innerer Unwahrscheinlichkeit: die Vermutung *ψυχῆς* hingegen setzt nicht nur einen Fehler des Abschreibers, sondern überdies einen Irrtum des Grammatikers voraus, der die Worte durch *ἕνεκα Ἕκτορος* erklärt hat (Cramer, Anecd. Oxon. I, 119, 12); und ist es denn so viel wahrscheinlicher, daß der Dichter von der Furcht des

übrig, wo ich Weckleins Rechtfertigung nicht wohl zu verstehen bekenne. [Der Vers gilt mir als gebessert durch Mekler, Kritische Beiträge I, 12f.].

unerschrockenen Helden, als daß er von seinem Untergang gesprochen hat, dem Wendepunkt in Trojas Schicksal? (Vgl. Eur.Troad.1162: *ὅθ' Ἕκτορος μὲν εὐτυχοῦντος εἰς δόρυ* —)

(6) „Aeschylus fragm. 374 [= 384²]

ἐναγώνιε Μαίας καὶ Διὸς Ἑρμᾶ

in his vocabulum unum periit et supervacuum est alterum. Restitue sic numeros anapaesticos:

ἐναγώνιε (ΠΑΙ) *Μαίας καὶ Διός*

et expunge Ἑρμᾶ."

Als Pelias in den Hexenkessel geworfen ward, aus dem er mit erneuter Kraft hervorgehen sollte, da war der Unselige zum mindesten alt und gebrechlich; die Anapästen hingegen, deren Glieder unser Zauberkünstler zerstückt, während er ihnen „Wiederherstellung" verheißt, prangen in üppigster Lebensfülle. Die „*numeri anapaestici*", die wir „restituieren" sollen, sie sind vorhanden, und ihre untadlige Wohlgestalt spottet jeder aufdringlichen Heilbemühung! Denn was hindert uns, die Worte, da eine Pentapodie nur ganz vereinzelt, eine katalektische gar nicht vorzukommen scheint (doch verweist Nauck auf zwei Parallelfälle im Bulletin XXX, 102 Anm. 50), also abzuteilen:

Ἐναγώνιε Μαίας
καὶ Διὸς Ἑρμᾶ ⩝?

17 Nicht nur hindert uns nichts, sondern alles ermuntert uns dazu: das Vorkommen solcher Reihen von katalektischen Tripodien bei Äschylos selbst (Pers. 949 f. und 962 f.), ihre Verwendung zur Anrufung von Göttern (Eur. Iph. T. 126 f. *ὦ παῖ τᾶς Λατοῦς | Δίκτυνν' οὐρεία κτέ.*) und ihr wahrscheinlicher Ursprung aus den uralten Päanen des Apollo (Christ, Metrik § 301).

Wie Cobet auch dies verkennen konnte? Es läßt sich nur psychologisch erklären. Er ist ungeduldig, und er ist ein warmer Freund alles — Gewöhnlichen, in Gedanken und Ausdruck, in Versmaß und Rhythmus. Sobald er daher den anapästischen Takt vernimmt, erwartet er sofort der all-

täglichsten Form des Versmaßes, dem Dimeter zu begegnen. Und er sieht mit den Augen der Erwartung. Da die Wirklichkeit nicht seiner Annahme entspricht, so muß nicht die Annahme weichen, sondern die Wirklichkeit!

(7) „Sophocles fragm. 14

τί σοι ὁ Ἀπόλλων τεθϱίακεν:

perinfelix est Meinekii coniectura τεθϱίακεν *pro scriptura librorum* κεκιθάϱικεν. *Interpretatur Suidas* [und desgleichen die Parömiographen] ἀντὶ τοῦ τί σοι ἐμαντεύσατο: *Nihil horum est Sophocl. dignum* οὐδ' ἐγγύς. *A poëta profectum suspicor:*

τί δῆθ' ὁ Φοῖβος ΈΛΑΚΕΝ:

quod Aristophanes in Pluti initio παϱῳδεῖ."

Das heißt doch entschieden der Überlieferung zu viel oder zu wenig vertrauen! Glaubte ich mich berechtigt, so weit zu gehen, ich hielte mich nicht für berechtigt, hier stille zu stehen. Oder welche Gewähr besäßen wir für die Richtigkeit der zwei Anfangs- und der vier Endbuchstaben, wenn der Rest der überlieferten Schreibung gleich nichts zu achten wäre? Daß die Scholien zu jenem aristophanischen Verse (Plut. 39) auf Euripides als das Urbild der Parodie verweisen, mag nicht allzu viel bedeuten. Entscheidend ist, daß das Bruchstück sich durch Anwendung sehr gelinder Heilmittel und unter Anlehnung an zwei Glossen des Hesychius (ἐντεθϱ[ε]ίωκεν und ἐνθϱίακτος· ἐνθουσιῶν . . . Σοφοκλῆς Σίνωνι, frg. 499 [= 501²] in befriedigender Weise herstellen läßt, wie Nauck, wenngleich mit bescheidenem Zweifel, angedeutet hat:

τί σοι δ' Ἀπόλλων ἐντεθϱίακεν ⏑ ⏓:

Auch Dindorf hat diese Herstellung, gewiß mit vollstem Recht, gebilligt.

(8) Zu Soph. frg. 83 [= 82²]

δοκῶ μὲν οὐδείς· ἀλλ' ὅϱα μὴ κϱεῖσσον ἦ
καὶ δυσσεβοῦντα τῶν ἐναντίων κϱατεῖν
ἢ δουλὸν αὐτὸν ὄντα τῶν πέλας κλύειν

weist Cobet von neuem (vgl. Mnemos. 9, 90, daraus auch bei Dindorf) darauf hin, daß der dritte Vers in der überlieferten Fassung sinnlos sei, denn *τῶν πέλας κλύειν* sei soviel als *δουλεύειν*. „*Oppositio affert lucem et ostendit verum esse*:

ἢ (τοὺς θεοὺς σέβ)οντα τῶν πέλας κλύειν."

Der Hauptsache nach sicherlich richtig. Die Aufdeckung dieser Verderbnis ist ein Verdienst, an dem zu mäkeln uns nicht entfernt in den Sinn kommt. Doch scheint uns die Heilung des Übels bei weitem nicht so wohl geglückt wie seine Erkenntnis. Ist es denn rätlich, von der „Lückentheorie" einen so umfassenden Gebrauch zu machen, und müssen wir einem Sophokles das Gewand seiner Rede so knapp und kärglich zumessen? [Ich verzichte auf die Mitteilung meines eigenen Besserungsvorschlages, da ich seither überzeugt ward, daß ich „Cobet schon zu viel eingeräumt" habe. So Vahlen, dessen völlig überzeugende Erörterung ich in der „Nachlese zu den Bruchstücken der griechischen Tragiker" S. 5 mitgeteilt habe.]

19 (9) „Sophocles frg. 85 [= 84^2], *si verba inter duos interlocutores diviseris scripturam codicum sanissimam esse intelliges:*

ὁ δὴ νόθος τοῖς γνησίοις ἴσον σθένει;

respondet alter:

ἅπαν τὸ χρηστὸν γνησίαν ἔχει φύσιν."

Hier hält es schwer eine Aufwallung herben Unmuts zu bemeistern. Denn so viel Worte, so viel Flüchtigkeiten! Die Verteilung der Verse unter zwei Gesprächspersonen rührt von Nauck her, und Cobet hätte dies in der *adnot. crit.* der von ihm benützten Ausgabe lesen müssen, wenn er nicht — wie wir zu seiner Ehre annehmen wollen — der achtloseste aller Leser wäre. Auch ist es nicht wahr, daß seine Fassung mit der handschriftlichen Überlieferung durchweg übereinstimmt, denn auch der mit einem Male so hochkonservative Leydener Gelehrte mußte *δή* schreiben, wo die Handschriften übereinstimmend *δ' εἰ* bieten,

was gleichfalls bei Nauck zu lesen ist. Warum aber der letztgenannte, sonst nicht eben tollkühne Kritiker hier in der Tat noch um einen Schritt weiter geht und auch *ὁ* in *οὐ* verwandelt, während er der Lesart der Parisini[1] (des Stobäus flor. 77, 9) *τις τοῖς* sein *τις* entnimmt und schreibt: *οὐ δὴ νόθος τις* —, davon hat Cobet — und dies ist wieder seine Schuld — keine Ahnung! Der daselbst durch Verweis auf die *Observationes criticae* (*de trag. graec. fragm.*) angedeutete, dort (p. 15) in erschöpfender und wohl auch entscheidender Erörterung dargelegte Grund ist einfach der, daß die Tragiker es vermieden haben, einen rhythmisch so schlecht gebauten Trimeter zu bilden, wie *ὁ δ' εἰ νόθος τοῖς γνησίοις* | *ἴσον σθένει.*[2] Wem es um einen gelegentlichen Einblick in die verschlungenen Wege jener, zumeist unterirdischen, mühevollen Arbeit zu tun ist, welche der echte Kritiker nicht scheut, so oft es gilt auch nur „ein wenig Gold" zutage zu fördern, der lese jene Untersuchung und vergleiche damit — doch auch „Vergleiche sind gehässig".

(10) Das Lob des Reichtums in den Aleaden des Sophokles (frg. 86 [= 85²] — Stob. flor. 91, 27) gehört zu den ver-

[1] Ob man denselben nicht auch den Optativ *σθένοι* entnehmen dürfte, diese Frage möchte ich nur anregen, ohne sie entscheiden zu wollen, am wenigsten so lange man über die Lesarten des Codex Mendozae nicht genau unterrichtet ist. [Dieser scheint keine Abweichung zu bieten, da Hense IV, 614 *σθένοι* nur dem Parisinus A entnimmt.]

[2] Sophokles wenigstens ist selbst im melischen Trimeter von der Strenge dieser Regel nicht abgewichen, und die einzige Ausnahme, welche R. Röding in seiner fleißigen Abhandlung (*de Graecorum trimetris jambicis caesura penthemimeri et hephthemimeri carentibus*, Upsala 1874, p. 14) verzeichnet (Oed. Col. 372), ist nur eine scheinbare, nicht weil *τρὶς ἀθλίοιν* getrennt zu schreiben ist (wie Nauck gewiß mit Recht will, was aber doch nicht hindert, daß die zwei Worte rhythmisch für eines gelten), sondern weil der Artikel dort wie hier von seinem Nomen nicht zu trennen ist. Somit nimmt zwar ein Wort die zweite Dipodie ein, greift aber über dieselbe hinaus, was den Anstoß erheblich mildert (vgl. Aesch. Pers. 501). Bei alledem bleibt jener Vers: *εἰσῆλθε τοῖν τρὶς ἀθλίοιν ἔρις κακή* einer der unschönsten, die uns von Sophokles erhalten sind.

derbtesten Bruchstücken unseres Dichters. In dem letzten der drei Anfangsverse:

> *τὰ χρήματ' ἀνθρώποισιν εὑρίσκει φίλους,*
> *αὖθις δὲ τιμάς, εἶτα τῆς ὑπερτάτης*
> *τυραννίδος θακοῦσιν . . . . ἕδραν*

erhält das Schlußwort in verschiedenen Handschriften ein verschiedenes Epitheton: *αἰσχίστην, ἀγχίστην, ἡδίστην,* wozu noch Gaisfords Vermutung *ἐχθίστην* tritt. Nun bemerkt Cobet gewiß mit Recht, daß *αἰσχίστην* dem Zusammenhang widerstrebe. „*‚Pecunia‘ inquit ‚parit amicos, parit honores‘. itaque addere non potuit ‚et turpissimam dominationem.‘*“ [1] Er entscheidet sich für *ἀγχίστην* und will dies so verstanden wissen, daß die Reichen „*qui plurimum apud regem gratia pollebant*“ den nächsten Platz neben der *ὑπερτάτη τυραννίς* einnehmen. Sehr richtig, wenn wir unter dem *rex* einen Erbmonarchen verstehen; allein die Tragiker pflegen in derartigen Betrachtungen die Verhältnisse ihrer eigenen Zeit im Auge zu haben, und da konnte der Reichtum nicht nur zu den Vorstufen der Macht gelangen, sondern auch ihre oberste Staffel erklimmen. Diese Erwägung war es wohl, welche Dindorf, Hense (lect. stob. p. 47) und wie es scheint
21 auch Meineke (ad Stob. flor. 91, 27) die Lesart des Paris. B *ἡδίστην* bevorzugen ließ. Auch ich halte dies für den Gedanken des Dichters, bezweifle jedoch, daß das Ursprüngliche schon gefunden und jene Lesart mehr als eine Konjektur ist, wie diese Handschrift deren manche bietet, [z. B. Sophocles frgm. 524, 10 *ἀήθη* für *ἀληθῆ*. Übrigens hat seither Mekler an unserer Stelle wohl sehr plausibel *θακοῦσι μακαριστὴν ἕδραν* geschrieben, Lectionum Graecarum specimen p. 14].

---

[1] Es sollte mich höchlich wundernehmen, wenn diese naheliegende Erwägung Nauck entgangen wäre. Derselbe pflegt eben in Fällen, wo er eine Verderbnis erkannt, nicht aber deren sichere Heilung gefunden hat, die handschriftlich bestbezeugte Lesart vorläufig im Texte zu belassen. Dieses so wohlberechtigte Verfahren hat Cobet mehrfach verkannt.

(11) „Sophocles frg. 105 [= 104²]

εἴθ' εὖ φρονήσαντ' εἰσίδοιμί πως φρενῶν
ἐπήβολον καλῶν σε.

in his εὖ φρονήσαντ' est nescio cujus interpretatio verborum φρενῶν ἐπήβολον καλῶν et Sophocles dixerat:

εἴθ' εἰσίδοιμί πως φρενῶν ἐπήβολον
καλῶν σε."

Es gibt in unserer Literatur eine „Ästhetik des Häßlichen". In gleicher Weise scheint auch Cobet Materialien zu einer Lehre von der Dysrhythmie des Trimeters zu sammeln und sie gelegentlich aus eigener Machtvollkommenheit um ein Erkleckliches zu vermehren. Wir begegneten erst kürzlich einem Vers, dessen zweite Dipodie gegen die Vorschrift der Metriker aus einem Wort (im rhythmischen Sinne) bestand; das Kuckucksei, welches hier dem Dichter mit den Honiglippen ins Nest gelegt wird, versinnlicht ein anderes Gebrechen des Versbaues, die Teilung des Trimeters in zwei gleiche Hälften.[1] Die Enklitika *πώς* hindert die Penthemimeres zur Geltung zu kommen; so entsteht ein Vers, wie er unrhythmischer kaum gedacht werden kann.

Daß eine kritische Operation hier not tut, ist freilich unwidersprechlich, und Naucks zweifelnd vorgebrachtes *φρενώσαντ'* genügt mir so wenig, als es seinem Urheber genügt hat. Denn wäre auch der Gedanke ansprechend genug: „nachdem du andere zurechtgewiesen hast, mögest du nun selbst der Einsicht teilhaft werden", so müßte doch dieser Gegensatz („du selbst" und „andere") voll herausgearbeitet sein (etwa wie Antig. 754: *κλαίων φρενώσεις, ὢν φρενῶν αὐτὸς κενός*) und greifbar in die Erscheinung treten. 22
Cobets „*nescio quis*" hingegen, der es nötig gefunden haben

[1] Die vielen scheinbaren und die wenigen wirklichen Ausnahmen von dieser Regel verzeichnet Röding l. l. § 3; man vgl. auch Alb. Schmidt, *de caesura media in Graecorum trimetro iambico*, der Ed. Preuß und seiner Vorliebe für die „*caesura media*" gegenüber (*de senarii graeci caesuris*) meines Erachtens in allem Wesentlichen Recht behält.

soll, die Worte *φρενῶν ἐπήβολον καλῶν* durch *εὖ φρονήσας* (warum wählte er doch das Partizip des Aorist?) zu glossieren, erscheint mir auch an sich als ein Wesen von äußerst problematischer Realität. Desgleichen werden wir uns wohl vorsehen müssen, den reichen Faltenwurf sophokleischer Grandiloquenz durch die Ausscheidung solcher vermeintlicher Zusätze nicht bis zur Kümmerlichkeit zu beschneiden. Was wäre denn dagegen zu erinnern, wenn eine Reihe von Ermahnungen, welche der Vater dem Sohn oder der Freund dem Freunde erteilt, zunächst ein vielsagendes, vollwichtiges Wort eröffnete („mögest du gesunden Sinnes sein"), gleichsam als der Gedankenkeim, aus dem alles Folgende hervorschießt und worin es beschlossen ist. Also:

εἴθ' εὖ φρονήσαις· εἰσίδοιμί πως φρενῶν
ἐπήβολόν καλῶν σε (καὶ δραστηρίων)
. . . .

wie man beispielsweise ergänzen mag, ohne der weiteren möglichst reichhaltigen Darlegung dieser guten Wünsche irgend vorzugreifen.

(12) „Sophocles frg. 122

νόμος γάρ ἐστι βαρβάροις θυηπολεῖν
βρότειον ἀρχῆθεν γένος[1] *τῷ Κρόνῳ.*

Codex Hesychii τοῖς βαρβάροις. Transpositis verbis scribendum:

νόμος γάρ ἐστι τοῖσι βαρβάροις Κρόνῳ
θυηπολεῖν βρότειον ἀρχῆθεν γένος."

Eben diese Umstellung haben schon Daniel Heinsius und Joseph Scaliger vorgenommen, was neuere Herausgeber treulich berichten. Wenn aber die Vermutung nicht neu ist, so ist sie darum doch keineswegs

---

[1] Bei Nauck steht *γέρος*, was Cobet wohl einfach übersehen hat; *γένος* ist eine Konjektur Scaligers, die gewiß ebenso verfehlt ist wie Buttmanns *γέρας*; „*latet aliud quid*" meint Nauck, dem M. Schmidt sicherlich mit Recht beistimmt.

sicher begründet. Unser Bruchstück stammt nämlich aus Hesychius, der s. v. *Κουρ.ιον* (was man zu *κουρεῖον* verbessert hat) folgendes bietet: *Σοφοκλῆς Ἀνδρομέδᾳ· ἡμιουτὸν* (sic) *κόριον* (sic) *ἠρέθη πόλει· νόμος γάρ ἐστι τοῖς βαρβάροις θυηπολεῖν βρότειον ἀρχῆθεν γέρος* (sic) *τῷ Κρόνῳ.* Darin darf man unbedenklich zwei Verse erkennen; ob auch einen dritten, dies muß als fraglich gelten, da die an seine Herstellung gewandten Kosten (eine Transposition, die Tilgung eines Artikels, die Formveränderung eines anderen) jedenfalls recht kärglich belohnt werden durch den also gewonnenen, ziemlich prosaisch klingenden Vers *νόμος γάρ ἐστι τοῖσι βαρβάροις Κρόνῳ.* Darauf hat mich ein Wink des letzten Herausgebers des Hesychius geführt, der zugleich der Bearbeiter der Überreste des Didymus ist und in dessen Munde mithin die Bemerkung „*Didymus enim, cujus hic est articulus, solebat solutae orationi versus immiscere*“ doppelt beachtenswert erscheint. — Man hat längst erkannt, daß die dem Seeungeheuer preisgegebene Andromeda selbst es ist, die hier als ein „Schlachtopfer“ (*κουρεῖον*) bezeichnet wird. Somit möchte ich die ganze Stelle also zu ordnen versuchen: „*ἥδ' αἴσιον*[1] *κουρεῖον ἠρέθη πόλει·*“ *νόμος γάρ ἐστι τοῖς βαρβάροις* „*θυηπολεῖν βρότειον ἀρχῆθεν θέρος*“ [vgl. Eur. Bacch. 1026 und 1315 N.] *τῷ Κρόνῳ.*

(13) Zu Sophocl. frg. 216 [$=215^2$] tritt uns Cobet in der ungewohnten Rolle eines Vorkämpfers für Eurhythmie entgegen. Die Worte *ἀπώλεσέν τε καὐτὸς ἐξαπώλετο* erinnern ihn nämlich an Philoktet V. 1369:

ἔα κακοὺς αὐτοὺς ἀπόλλυσθαι κακούς,

dessen unrhythmischer Bau ihm auffällt und an dessen Stelle wir schreiben sollen:

ἔα κακοὺς τούσδ' ἐξαπόλλυσθαι κακούς.

---

[1] Andere, zahlreiche Konjekturen findet man bei Wagner (trag. gr. frgm. I, 225) und M. Schmidt (ad Hesych.) verzeichnet und — eingesargt.

Es ist dies eine Art von Kritik, die hoffentlich unseren Enkeln so fremd sein wird wie irgend ein erloschenes Pflanzen- oder Tiergeschlecht. Mit einer Textesänderung, die nicht durch Forderungen des Gedankens, der Sprache oder des Versmaßes geboten, nicht durch ein Schwanken der maßgebenden Handschriften unterstützt, ja nicht einmal durch paläographische Leichtigkeit empfohlen ist, sondern nur dem Wunsche entstammt, einen Mangel an rhythmischer Eleganz zu beseitigen, steht es unter allen Umständen mißlich. Doppelt 24 mißlich, wenn es sich um das Werk eines 84jährigen Dichters handelt, bei dem wir darauf gefaßt sein müssen, wie die Sprache an Schwungkraft, so auch den Bau der Verse an Strenge und Zierlichkeit manche Einbuße erleiden zu sehen. (Vgl. Nauck, Einleitung zum Philoktet, § 1.) Dreifach so, wenn Mängel von genau derselben oder ganz ähnlicher Art in ansehnlicher Zahl vorhanden sind und allen Anfechtungen der Kritik Trotz bieten (vgl. V. 276 — desgleichen C. F. Müller, *de pedibus solutis* p. 74, 92 usw.). Die Runzeln und Falten des Alters lassen sich eben nicht mit kritischen Schönpflästerchen verdecken.[1]

Nach einigen interessanten Bemerkungen über die Eigentümlichkeiten der tragischen Diktion und insbesondere über Sophokles' Scheu vor dem Gewöhnlichen (eine Bemerkung, von der wir mit Vergnügen Akt nehmen, S. 229—230) gelangen wir zu

(14) „Sophocles frg. 222 [= 180[2]] *πολλαχοῦ τὸ Ἄργος κοῖλόν φασι καθάπερ —*

τὸ κοῖλον Ἄργος οὐ κατοικήσουσ' ἔτι.

[1] Ungleich ansprechender ist ohne Zweifel Naucks Versuch einer Athetese jenes Verses, doch hat mich seine Beweisführung nicht vollständig zu überzeugen vermocht. Eine erfolglose Belagerung kann ja ebensowohl mit der völligen Vernichtung wie mit dem teilweisen Rückzug der Belagerer enden, und der leidenschaftlichen Rede muß es wohl freistehen, die erste Seite dieser Alternative allein ins Auge zu fassen. Bedenklicher erscheint mir die Wiederholung der Worte und die Abschwächung des Gedankens in 1371—1372. Allein auch dies mag ein Mangel der Dichtung und nicht der Überlieferung sein.

ex hoc loco revocari in lucem potest facetia apud Machonem Athenaei p. 582a

> ἡ δ' εἶπε· μῆτερ, πῶς, ἔφη, μέλλω φιλεῖν
> τὸν μηδὲν ὠφέλημα, τὸν ὑπὸ τὰς στέγας,
> τὸ κοινὸν Ἄργος δωρεὰν θέλοντ' ἔχειν;

imo vero τὸ κοῖλον Ἄργος dixerat meretricula eo sensu, qui perfacile intelligitur."

Wir erlebten es oben (Nr. 6), daß Cobetsche Heilkunst einen Gesunden zu Tode kurierte: weit harmloser ist es sicherlich, wenn sie einen Lebendigen aus dem Todesschlaf erweckt! Oder kann eine Emendation zu Athenäus in hellerem Sonnenlichte wandeln, als wenn sie in Meinekes Text (1859) zu lesen und zum Überfluß auch noch in den Additamenta so bündig als treffend begründet ist?! 25

(15) „Sophocles frg. 329 [= 330²].

> ἄπελθ' ἄπελθε, παῖ· τάδ' οὐκ ἀκούσιμα

ex Anecdotis Bekkeri p. 373, 6, *ubi in codice est*: *τὰ δ' οὐκ ἀκουστὰ, unde rescribendum:*

> ἄπελθ' ἄπελθε, παῖ· τάδ' οὐκ ἀκουστά COI."

Hätte unser Kritiker ein wenig unter die Oberfläche geblickt, zweierlei wäre ihm schwerlich entgangen. Einmal, daß sein Ergänzungsvorschlag keineswegs neu ist: ist doch der Vers also ergänzt nicht nur bei Dindorf zu lesen, sondern im Texte von Bekkers Anecdota selbst, an der von Cobet so genau zitierten Stelle!![1] Dann aber hätte er doch von einem Nauck und auch von Bergk, dem jener folgt, nicht annehmen dürfen, daß sie solche auf flacher Hand liegende Ergänzungen nicht selbst zu finden vermögen, oder, wenn sie von anderen geboten werden, sie aus Mut-

[1] Nur die adnot. crit. (Anecd. III, 1109) meldet uns: „*deest σοι.*" Die ganze Stelle lautet: *ἀκουστά· ὡς ἐν τῇ Κρεούσῃ· ἄπελθ', ἄπελθε παῖ· τάδ' οὐκ ἀκουστά σοι. καὶ Εὐριπίδης δὲ πολλάκις. ὁ μέντοι Σοφοκλῆς ἀκούσιμά φησι. πολιτικώτερον δὲ λέγει ὁ Φρύνιχος τὸ ἀκουστὰ μᾶλλον ἢ τὸ ἀκούσιμα.*

willen verschmähen. Und wenn auch, was konnte denn diese Kritiker bestimmen, *ἀκουστά* durch *ἀκούσιμα* zu ersetzen? Nichts anderes als die Erwägung, daß jener Grammatiker dieses Adjektiv nicht in einem Atem der Kreusa (des Sophokles) zusprechen und dem Sophokles absprechen kann. Weil also der Anonymus sich selber widerspricht (nicht etwa weil er den Tatsachen widerspricht, vgl. Oed. R. 1312: ebenso irrig ist die Angabe über *ἀρχῆθεν* 450, 4—5, verglichen mit Soph. frg. 122, 3), darum änderten Bergk und Nauck die Wortform und versetzten das Zitat hinter *ἀκούσιμά φησι*. Ellendt und Dindorf hingegen setzten an Stelle des doppelten kritischen Eingriffs einen einfachen (*ὁ μέντοι Σοφοκλῆς ⟨καὶ⟩ ἀκούσιμά φησι*) und vermieden es zugleich, die Worte *καὶ Εὐριπίδης δέ* jeder Anknüpfung entbehren zu lassen. Dabei wird es wohl sein Bewenden haben — und somit behielte Cobet Recht und hätte in neidenswerter Unkenntnis aller 26 in Frage kommender Tatsachen durch geniale Erleuchtung das Richtige gefunden, — diesmal leider nur wiedergefunden.

(16) Hier betritt eine wahre Veteranin des Konjekturenkriegs die Bühne, ein Lieblingskind seines Erzeugers, der dasselbe nun schon zum vierten Male „auf dem kritischen Theater" zur Schau gestellt hat! (Var. Lect. p. 295, Mnem. 9, 119, wo uns bereits ein „*admonuimus jam ante*" begegnet, und damit verliert sich die Geschichte dieser Konjektur in die Nacht der sagenhaften Vorzeit). Es gilt den bei Stob. flor. 29, 25 fehlerhaft überlieferten sophokleischen Vers zu heilen:

οὔτοι ποθ' ἥξει τῶν ἄκρων ἄνευ πόνου (frg. 364 [= 365^2]).

Otto Schneiders Vermutung *ἅψει* ist von Nauck, Dindorf, Meineke in den Text aufgenommen worden, und sie dürfte von ihrer Rivalin (dem vollkommen sinngemäßen, nur ein wenig zu gewaltsamen *οὐδέποτ' ἐφίξει*) auch in Zukunft nicht daraus verdrängt werden, trotz des uns immer von neuem eingeschärften Machtgebotes: „*ad summa pervenire non dicitur τῶν ἄκρων ἅπτεσθαι aut ψαύειν sed ἐφικέσθαι.*" Man ersetze „*ad summa pervenire*" durch „*summa attingere*",

und wo bleibt das Argument?[1] — Läßt sich aber hierüber möglicherweise streiten, so gilt dies sicherlich nicht von

(17) wo uns die — gleichfalls schon einmal (Mnem. 9. 116) — vorgebrachte Behauptung entgegentritt, es müsse Sophocl. frg. 372 [= 375²]

ὡς τοῖς κακῶς πράσσουσιν ἡδὺ καὶ βραχὺν
χρόνον λαθέσθαι τῶν παρεστώτων κακῶν

statt *καί* heißen *κἄν*, „*quod eo sensu constanter dici solet*“. So viel ich weiß, steht es dem Dichter vollkommen frei, das „zeitweilige Vergessen gegenwärtigen Leides“ als ein eventuelles, vorkommendenfalls eintretendes zu bezeichnen, oder — was der Situation im Drama besser entsprechen mochte — auf diese Modifikation des Gedankens und Ausdrucks zu verzichten. (Vgl. z. B. oben Soph. frg. 83, 2 [= 82, 2²] *καὶ δυσσεβοῦντα τῶν ἐναντίων κρατεῖν*). Jenes „*constanter dici solet*“ aber hat für uns wenigstens längst seine Schrecken verloren.

(18) Zu Soph. frg. 393 [= 396²].

καὶ πεσσὰ πεντάγραμμα καὶ κύβων βολάς

werden wir zum dritten Male darüber belehrt (vgl. Mnem. 7. 423 und Nov. Lect. 775—776), daß die Attiker nicht *πεντάγραμμα* sondern *πεντέγραμμα* zu schreiben pflegten. Die Sache kann als nahezu ausgemacht gelten (vgl. übrigens Thesaur. s. v.), und auch Nauck würde in einer zweiten Auflage das kleine Versehen wahrscheinlich berichtigen und jene attische Form in den Text setzen, gleichwie dies Dindorf längst getan hat. [Das ist seither geschehen.]

Die Gewissenhaftigkeit, welche uns selbst das kleinste Lichtlein unseres Kritikers — und wäre es so schmächtig wie eine Pfennigkerze — nicht unter den Scheffel stellen

---

[1] Die Konjektur wird übrigens, wie billig, von Dindorf angeführt, ad loc. und im lex. Soph. s. v. *ἅπτω*, ein Umstand, den ich, um nicht allzu einförmig zu werden, im folgenden nicht mehr jedesmal besonders namhaft mache.

heißt, nötigt uns, eines minimalen Zusatzes zu gedenken, durch welchen derselbe seine alte, aber diesmal gute Ware aufzufrischen bemüht war:

„*Apud Suidam* v. *πεντετάλαντος δίκη editur τὸ* Ε *ἄτρεπτον τηρεῖται παρὰ τοῖς Ἀττικοῖς, sed pro τὸ* Ε *emendandum est τὸ πέντε.*"

Wir verstanden bisher unter einer Emendation eine wohlbegründete Änderung überlieferter Textesworte. Wir werden jedoch demnächst diese Definition selber emendieren müssen. Denn Cobets „Emendation" ist eben die Überlieferung selbst, und die vermeintliche Überlieferung, gegen die er zu Felde zieht, ist Porsons wohlbegründete Änderung derselben: „*τὸ πέντε*" *κτέ.* „*lege, ne apice quidem mutato, τὸ* ε̄ i. e. litera ε̄, *non numerus* V' (Tracts, p. 287, 8). Und daß diese Änderung in der Tat eine wohlbegründete war, d. h. daß hier nicht die allgemeine Regel gelehrt wird, welche Lobeck ad Phryn. p. 412†) also formuliert hat: „*in compositis formam simplicium cardinalium servari debere intemeratam*", sondern die spezielle auf die Wortform von *πέντε* bezügliche Vorschrift, dies zeigt Phot. s. v. *πεντέπηχυ* (worauf Cobet selbst verweist!): *καὶ πεντέκλινον, καὶ πεντέχαλκον καὶ πεντέμηνον καὶ πάντα τὰ ὅμοια οὕτω λέγουσι διὰ τοῦ* ε, nicht minder die Urquelle dieser ganzen Tradition, Aelius Dionysius (ap. Eustath.
28 ad Odyss. *α*, 281—1417, 33): *οὕτω* (l. *οὗτος*) *δέ φησι καὶ τὸ πέντε ἐν συνθέσει φυλάττον* (l. *φυλάττειν*) *τὸ* ε̄ *κτέ.*[1] [Vgl. Aelii Dionysii reliquiae ed. C. Th. Ph. Schwartz, p. 121.]

(19) wird Dindorfs (richtiger Bergks, s. lex. Soph. s. v. *σπίζα*) evidente, auch von Nauck angeführte Besserung zu Soph. frg. 395 [= 398²] (*σπίζ' ὅπως*) zur Annahme empfohlen.

---

[1] Ebenso legt Cobet seiner Behandlung von Eurip. frg. 139, 3 [= 1054, 3²] ein *ἈΡΧεῖν* zugrunde, was Meinekes Konjektur ist und als solche in der *adnot. crit.* bei Nauck erscheint. Die beste Handschrift bietet *ἀκεῖν* (man vgl. die Varianten zu Soph. frg. 86, 3 [= 85²]), weshalb ich schreiben möchte:

— *ὡς ἄπιστόν ἐστ' Ἔρως*
κἂν τῷ κακίστῳ τῶν φρενῶν θακεῖν φιλεῖ.

(20) „*Sophocles frg. 427* [= *430*^{2}] *apud Apollonium de Pronom. p. 70 b scribitur: ει μεν ωσει θασσονα ειδως ειτεκοι παιδα, in scholio ad Iliad.* X, 410 *ἡ μὲν ὡςεὶ θάσσο. ἡ δὲ ὡσιτέξου παῖδα. ἔστιν οὖν δφί. Sophocles dederat:*

ἡ μὲν ὡς ἴ θάσσονα
ἡ δ' ὡς ἴ TETOKE *παῖδα.*

Duae matres inter se contendebant utra velociorem filium peperisset. Manifesto requiritur perfectum τέτοκε. Quod Nauck pro δφί reponebat διφορούμενον fallitur. Noto compendio sic scribitur pro δίφθογγον. Ambigebant utrum COCEI *an* COCI *esset apud Homerum scribendum. Reperta vera lectio demonstrat ι esse breve.*

ἡ δ' ὡς ἴ τέτοκε παῖδα'.[1]

Sollte man nicht glauben, daß unser Kritiker der erste ist, der hier Unsinn in Sinn verwandelt und aus dem Wust der Überlieferung ein anziehendes sophokleisches Bruchstück gewonnen hat? Doch mußte er diesmal in Naucks *adnot. crit.* die er wiedergibt, lesen: „*Poetae verba restituit Dindorfius addens ‚loquitur de duabus matribus, quarum sui utraque filii celeritatem praedicabat*'". Wahrscheinlich soll das durch den Druck ausgezeichnete ***τέτοκε*** andeuten, daß sich sein Anteil an der Restitution des Bruchstücks auf dieses Wort beschränke. Warum ist aber doch Cobet so überaus wortkarg, wenn es fremde, und so ungemein redselig, wenn es die eigenen Verdienste gilt? — Gar merkwürdig ist es auch, daß die Entscheidung über die Quantität jenes *ῐ* nicht von der handschriftlichen Überlieferung und nicht von der Tradition der Grammatiker abhängen soll, sondern — von Cobets Gutdünken. Denn für die Behauptung „*manifesto requiritur perfectum*" wird es nicht möglich sein, irgend einen stichhaltigen Grund zu entdecken. Die „*reperta vera lectio*" kann

---

[1] Die hier noch folgende Bemerkung über ein kleines Versehen Piersons ad Moerid. p. 182 darf ich wohl wiederzugeben unterlassen, um so mehr, da Pierson selbst in den Addenda die Sache sofort geordnet hat. Auch Naucks analoges Übersehen ist längst bei Dindorf stillschweigend berichtigt.

nichts anderes erweisen, sondern muß als wahr selbst erst erwiesen werden.

Die Sache steht in Wirklichkeit, denk' ich, einfach also. Wir werden der Schreibung Dindorfs ⏓ *ἡ μὲν ὡς ἱ θάσσον' ἡ δ' ὡς ἳ τέκοι | παῖδ'* (vgl. lex. Soph. p. 228, von Bergk also modifiziert: *παῖδ' ἡ μὲν ὡς ἳ θάσσον' ἡ δ' ὡς ἳ τέκοι*) oder jener Cobets den Vorzug geben, je nachdem wir die Autorität der Handschrift — die *τέκοι* bietet — oder diejenige der Grammatiker — welche die Kürze von *ἵ* behaupten — höher achten. Unter gewöhnlichen Umständen würde die Entscheidung zugunsten der Tradition vielleicht nicht fraglich sein. Anders hier, wo es eine Wortform gilt, deren Verbreitung jedenfalls eine äußerst beschränkte war, die man überdies dort zu erkennen vermeinte, wo sie nicht zu finden war (wie bei Homer), und aus denselben Gründen wohl auch mehrfach dort verkannt hat, wo sie wirklich vorkam, in betreff deren also das Beobachtungsmaterial ein ebenso kärgliches als unzuverlässiges war. Da ist ein Zweifel wohl gestattet. Und somit bliebe wahrscheinlich die Frage offen, wenn nicht derselbe Apollonius Dyscolus, der uns das Bruchstück bewahrt hat, eine Seite weiter die *βραχεῖα ἐκφορά* jenes Pronomen bezeugte (p. 71a), woraus man mit Fug, wenn nichts anderes, so doch das eine schließen darf, daß er nicht in Widerspruch mit sich selbst das geschrieben hat, was wir jetzt in der Handschrift lesen. Und so gebührte denn wohl Cobet Dank und Anerkennung für seine schlecht motivierte Änderung? Es möge ein Größerer statt meiner antworten: „Unter einer großen Zahl solcher Einfälle werden ja auch wohl einige sein müssen, die sich schließlich als halb oder ganz richtig erweisen; es wäre ja geradezu ein Kunststück, immer falsch zu raten. In solchem Glücksfall kann
30 man seine Entdeckung laut geltend machen, wenn nicht, so bedeckt glückliche Vergessenheit die gemachten Fehlschlüsse.“[1]

(21) Zu Soph. frg. 429 [= 432²]: *Σκυθιστὶ χειρόμακτρον ἐκκεκαρμένος* wird Herwerdens hübsche Besserung *ἐκδεδαρ-*

---

[1] Helmholtz, Das Denken in der Medizin, S. 28.

μένος mit großer Wärme gepriesen. Ich hätte auch auf Herod. IV, 64 verwiesen. Demselben Schüler Cobets gehört übrigens die Ergänzung zu Soph. frg. 693 [= 697²] und die Richtigstellung der Verbalform in Eurip. frg. 692 [= 696²] (vgl Exercit. crit. p. 21, 28 u. 59), oder richtiger die erstere dieser zwei Verbesserungen würde ihm gehören, wenn sie nicht Meineke (im Text seines Athenäus) vorweggenommen hätte. Auch mit der evidenten Verbesserung zu Eurip. frg. 494 [= 491², 5]: *οὐ χρὴ μάχεσθαι πρὸς τὸ θεῖον,* müht sich Cobet (p. 262) fast eine Seite lang ab, während er sie eben derselben Schrift seines Schülers (p. 53) entnehmen konnte, die er hier kennt und anführt. Dieselbe scheint übrigens (nach Nauck, *ed. min.*) zuerst von Conington publiziert worden zu sein. Daß frg. adesp. 363 [Tragicae Dictionis Index, Epimetrum 31 p. 22] mit Eurip. Ion 1521 identisch ist, hat gleichfalls Herwerden, ebend. p. 89, erkannt, Nauck (*ed. min.* p. XXI) längst anerkannt.

(22) „Soph. frg. 515:

βιοτῆς μὲν γὰρ χρόνος ἐστὶ βραχύς,
κρυφθεὶς δ' ὑπὸ γῆς κεῖται θνητὸς
τὸν ἅπαντα χρόνον.

Suspicantur θνητός significare mortuus; quod quum fieri non possit repone

κεῖται ΤΕ*θνεὼς τὸν ἅπαντα χρόνον.*

Praecedens ΤΑΙ *absorpsit* ΤΕ *sequens et* ΘΝΕΩC *in θνητὸς est corruptum.*"

Hätte der große Tragiker so geschrieben, der Vers würde an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Allein kann denn ein Dichter nur durch Dunkelheit sündigen, kann er nicht auch überdeutlich werden? Braucht man uns erst zu sagen, daß der im Grabe Ruhende tot ist, etwa mausetot und nicht bloß scheintot? Gewiß hätte niemals jemand auf den unglücklichen Gedanken geraten sollen, *θνητός* mit *mortuus* zu übersetzen (wer dies übrigens getan hat, [31] habe ich trotz eifrigen Nachsuchens nicht zu ermitteln vermocht); allein darum müssen wir noch nicht mit unserem

Kritiker ausrufen: *quis sanus eum, qui mortuus sit, θνητόν appellaverit?* (Mnem. 9, 147, wo derselbe Gegenstand ein wenig ausführlicher abgehandelt wird.) Ich habe schon einmal meine Überzeugung angedeutet, daß das fragliche Wort in diesem Zusammenhang völlig unbedenklich ist (Beiträge zur Krit. und Erkl. III, 23 Anm.). Man übersetze nur — wie schon Hugo Grotius übersetzt hat: „Kurz währt des Lebens Frist, dann ruht unter der Erde geborgen der Mensch (*homo*) die ganze Ewigkeit.“ Sich der etymologischen Bedeutung von *θνητός* zu erinnern, oder sich derselben anders zu erinnern als in dem Sinne, daß hier das Los des Sterblichen, im Leben und im Tode, geschildert wird, dazu war kein Anlaß vorhanden, und einen Anstoß wird der griechische Leser so wenig empfunden haben wie bei Eurip. frg. 830 [= 833[2]] *βροτῶν | νοσοῦσιν οἱ βλέποντες, οἱ δ' ὀλωλότες οὐδὲν νοσοῦσιν οὐδὲ κέκτηνται κακά.*

(23) Porson fand es auffällig, daß zwei benachbarte Vokabeln im Hesychius eine teilweise übereinstimmende Erklärung finden:

ἀειφόρος· ἀειθαλής. Σοφοκλῆς Τηλέφῳ
ἀείφρουρος· ἀεὶ διαμένων, ἀειθαλής

und da das letztere Wort in beiden Bedeutungen nachzuweisen (*οἴκησις ἀείφρουρος* Soph. Antig. 892 — *ἀειφρούρῳ μελιλώτῳ* Cratin. ap. Athenae. 15, 685c), von dem anderen aber sonst keine Spur zu finden ist, so wollte er lieber an Abschreibertücke als an Zufallslaune glauben und sprach die Vermutung aus, es seien auch die Worte *Σοφοκλῆς Τηλέφῳ* zur zweiten Glosse zu ziehen, die erste aber zu tilgen. Diese *suspicio*, welche — da *ἀειφόρος* an sich keinerlei Bedenken unterliegt — wohl in alle Ewigkeit eine *suspicio* bleiben muß, findet sich (wie billig) im Thesaurus s. v. *ἀείφρουρος* mit Porsons eigenen Worten, etwas kürzer in Schmidts Hesychius verzeichnet; Meineke pflichtet ihr bei (zu Athen. l. l.), nicht so Nauck (frg. 519 [= 522[2]]), Dindorf und M. Schmidt. Cobet empfiehlt nunmehr dieselbe — ohne irgend ein neues Argument vorzubringen — unter Verweisung auf allbekannte

derartige Irrungen im Hesychius[1] nochmals zur Annahme. 32 nachdem er schon früher in den Novae lectiones (p. 343) dieselbe Mutmaßung, damals ohne Kenntnis von des englischen Kritikers Vorgang und Belegen, geäußert hatte.

(24) Wir sind glücklich, diesen mit einigermaßen lästiger Breite behandelten Quisquilien zu entrinnen, und sehen mit Freuden, daß im folgenden einige bedeutende Bruchstücke der Tragödie Tereus den Gegenstand der Besprechung bilden, ein Stoff, an dem sich die Kraft eines großen Kritikers betätigen kann, und, wir hoffen es, glänzend bewähren wird.

„Sophocles frg. 521 [= 524²]

νῦν δ' οὐδέν εἰμι χωρίς. ἀλλὰ πολλάκις
ἔβλεψα ταύτῃ τὴν γυναικείαν φύσιν,
ὡς οὐδέν ἐσμεν —

verba sensu vacua. Suspicor olim fuisse:

νῦν δ' οὐ ΔΙΕΙΜΙ *χωρὶς ἀλλὰ πολλάκις*
*ἐ*MEM*ψά*MHN *δὴ τὴν γυναικείαν φύσιν*
ὡς οὐδέν ἐσμεν.

praeterea a Valckenario accipiendum: αἱ νέαι μὲν 'EN *πατρὸς Ἥδιστον — ζῶμεν βίον,* pro *αἱ νέαι μὲν γὰρ πατρός.* cf. frg. Euripides 284, 13:

ἐμεμψάμην δὴ καὶ τὸν Ἑλλήνων νόμον.
οἳ τῶνδ' ἕκατι σύλλογον ποιούμενοι
τιμῶσ' ἀχρείους ἡδονὰς δαιτὸς χάριν."

Wir sind sprachlos! — Wenn hier irgend welche Worte „*sensu vacua*" sind, —. Doch nein, ich eile den brennenden Boden der Kritik zu verlassen und flüchte schleunigst in die heiteren Gefilde der Exegese. Interpretieren wir also diese

---

[1] Neu ist hierbei nur die Schreibung *Στραβαλοκόμαν· οὐλόκομον* statt des überlieferten *οὐλοκόμην*. Und diese Neuerung ist grundlos, da nicht nur diese Form auch anderweitig (bei Plut. Arat. c. 19) bezeugt ist, sondern die gleiche Doppelform in den verwandten Bildungen (*λευκοκόμης* und *λευκόκομος, ξανθοκόμης* und *ξανθόκομος, χρυσοκόμης* und *χρυσόκομος*) mehr oder weniger, in den letzten zwei Fällen ungemein reichlich zu belegen ist.

dritthalb Verse, und beginnen wir mit einer Übertragung des ganzen Bruchstücks.

Es spricht ohne Zweifel Prokne, die verratene Gattin des treulosen Tereus. Sie beklagt ihr vernichtetes Dasein 33 und knüpft an diese Klage sofort eine allgemeine Betrachtung. „Was sie jetzt ihr eigenes Schicksal lehre, die Nichtigkeit alles Frauenglücks, das habe sie längst schon auf dem Wege der denkenden Beobachtung erkannt.“ Und nun folgt jene taufrische Schilderung der frohen Mädchenzeit, des kurzen Glücks im Vaterhause mit seinem allzufrühen Ende, der Trennung von Eltern und Heimat, dem Hinaustreten in neue, fremde Kreise, in ein Hauswesen, das einmal in seinen Grundvesten erschüttert (*αἱ δ' εἰς σαλευτὰ δώματ'* vermute ich V. 10, wie vor mir Jacobs vermutet hat), ein andermal von Schuld befleckt ist; doch wie es auch beschaffen sei, die Ehefrau hat kein Recht zum Tadel, sie muß sich mit demselben eins fühlen, sobald eine Nacht ihr Schicksal besiegelt und ein unlösbares Band geknüpft hat. Dies der Inhalt jener herrlichen zwölf Verse. — Wer nun einer Belehrung darüber bedürftig ist, daß *ἔβλεψα* auch bei Sophokles nicht nur „ich schaute (mit dem körperlichen Auge)“ sondern ebensowohl „ich nahm wahr, ich erkannte“ bedeuten kann, der möge in Dindorfs lex. Soph. den Artikel „*βλέπω cerno* (*animo*), *animadverto*“ p. 85a nachlesen; wem für die Verbindung *ἔβλεψα ταύτῃ* „ich nahm auf diese Weise wahr“ — auf das Folgende bezogen, indem *αἳ νέαι μὲν* die Stelle eines begründenden Satzes vertritt[1] — die Erinnerung etwa an Eurip. Hippol. 379: *ἀλλὰ τῇδ' ἀθρητέον* nicht genügt, dem möge der Absatz „*οὗτος ad sequentia relatum*“ (ib. p. 374a) diesen Skrupel beseitigen helfen. Wirklich anstoßen kann man, wenigstens für einen Augenblick, an *χωρίς*; allein der Gegensatz des individuellen Schicksals der Sprechenden

---

[1] Man sollte vor diesen Worten nicht stark interpungieren: *ὡς οὐδέν ἐσμεν· αἳ νέαι μὲν ἐν πατρός κτέ.* Weil man in *αἵ* einst nicht das Relativ erkannte, darum schob man *γάρ* ein. Valckenaers Besserung ist übrigens von Meineke (Stob. Flor. 68, 19) in den Text gesetzt worden, desgleichen von Dindorf.

und des allgemeinen Frauenloses — *οὐδέν εἰμι* und *οὐδέν ἐσμεν* — läßt keinen Zweifel darüber, daß der das Ungewöhnliche liebende Dichter mit diesem Worte dieselbe Vorstellung („*privatim, seorsum*“, wie Wagner, im übrigen den Zusammenhang gröblich verkennend, übersetzt) ausdrücken wollte, welche ein Prosaiker oder ein dem Prosaischen minder abholder Poet durch *ἰδίᾳ*,[1] ein Spätling durch *κατ' ἰδίαν* bezeichnet hätte. Man vergleiche, worauf eben dieser Gelehrte hinweist, Eurip. Hec. 860: *χωρὶς τοῦτο καὶ κοινὸν στρατοῦ*. [Statt *χωρίς* haben seither *Χλωρίς* vermutet Gennadios und Bergk, meines Erachtens ohne Grund.] 34

Sollen wir endlich fragen, was Cobet mit seiner „Parallelstelle“ beweisen wollte? Gewiß nicht, denn jedes nähere Eingehen darauf wie auf seinen Restitutionsversuch überhaupt würde leicht einen höhnischen Beigeschmack erhalten, den ich — mit dem Aufgebot aller Kräfte — von meiner kritischen Darlegung fernzuhalten bemüht bin.

(25) Das derselben Tragödie angehörige Frg. 525 [= 528²] *φιλάργυρον μὲν πᾶν τὸ βάρβαρον γένος* erinnert den Leydener Kritiker an Antig. 1055 „*unde vetus mendum expellere jurat. Editur*

ΚΡ. *τὸ μαντικὸν γὰρ πᾶν φιλάργυρον γένος.*
ΤΕΙΡ. *τὸ δ' ἐκ τυράννων αἰσχροκερδίαν* [l. *αἰσχροκέρδειαν*] *φιλεῖ.*

mendosum est ἘΚ *τυράννων et poëta dixerat: το* ΔΕ ΓΕ ΤΥΡΑΝΝΟΝ, *ut constanter loquuntur veteres, ubi quis maledicto maledictum reponit: φιλάργυρος εἶ B. σὺ δέ γ' αἰσχροκερδής.*“ (Hier folgt eine weitläufige Erklärung der Tatsache, daß dieser und andere Besserungsvorschläge in Dindorfs Ausgaben unter dem Namen Bisschop, wieder andere unter dem Namen Deventer usw. erscheinen. Eine Anzahl von Cobets Schülern habe bei einem Besuche Dindorfs in Leyden diesem zu Ehren Thesen verteidigt, die der Meister

[1] Selbst das Adjektiv *ἴδιος* gebraucht Sophokles nur einmal, desgleichen Äschylos. Häufig ist es hingegen bei Euripides, der auch das adverbiale *ἰδίᾳ* keineswegs vermeidet.

zum größten Teile selbst verfaßt hatte.[1]) „*Emendandum est praeterea τὸ δέ γε τύραννον*", — Cobet-Bisschop hatten früher *τυράννων* beibehalten — worauf der Gebrauch des adjektivischen *τύραννος* noch durch einige Beispiele belegt wird. [Herwerden hat „Exercitationes Criticae" p. 22 *τὸ δέ γε τυράννων* vermutet.]

35 Wieder will ich das mißliebige Amt des Kritikers mit der dankbareren Rolle des Interpreten vertauschen. Übersetzen und erklären wir also jene zwei Verse:

Kreon: Wahrsagervolk ist stets auf Gold erpicht.
Teiresias: Und Fürstenblut liebt schimpflichen Gewinn.

Der Seher greift das vom König gebrauchte Wort — *γένος* — auf und gibt ihm durch die Verbindung mit *ἐκ τυράννων* eine unzweifelhaft verschiedene und zugleich die in diesem Zusammenhang allein passende Bedeutung. Man vergleiche die verwandten Schmähreden bei Euripides:[2]

Iph. A. 520: *τὸ μαντικὸν πᾶν σπέρμα φιλότιμον κακόν*
Hec. 254—255: *ἀχάριστον ὑμῶν σπέρμ' ὅσοι δημηγόρους ζηλοῦτε τιμάς —*
frg. 284, 2 [= 282, 2²]: *οὐδὲν κάκιόν ἐστιν ἀθλητῶν γένους*
frg. 1001 [= 1012²]: *ἀεί ποτ' ἐστὶ σπέρμα κηρύκων λάλον*

und frage sich, ob jemand daran denken konnte, von einem *τυράννων γένος* in diesem Sinn zu sprechen. Auch die leiden-

---

[1] Eine „*levis suspicio*" des jungen Deventer sei es gewesen, den Vers Oed. R. 845 tilgen zu wollen. Auch hier bedauere ich unserem Kritiker nicht beipflichten zu können, bin vielmehr mit Nauck und Herwerden (welch letzterer seinen Landsmann als Vorgänger nicht kennt) von der Unechtheit dieses Verses überzeugt. Man erwäge doch den Zusammenhang, wonach die Worte nichts anderes besagen können, als: Einer ist nicht dasselbe wie Viele — Wenn Viele Laios ermordet haben, so kann ihn nicht ein Einziger ermordet haben, — und urteile, ob sich einem Sophokles solch eine Exemplifikation des Satzes des Widerspruchs füglich zutrauen läßt.

[2] Bei Äschylos findet sich kein, bei Sophokles nur dieses eine Beispiel des also abgeschwächten Gebrauchs von *γένος* (denn Aj. 357 möchte ich, insbesondere im Hinblick auf 201 f. nicht sowohl „Schiffsvolk" als — salaminisches — „Schiffervolk" verstehen); *σπέρμα* findet sich im uneigentlichen Sinne nur bei Euripides vor. Wann werden wir Wörterbücher besitzen, die uns in solchen Fragen nicht im Stiche lassen?

schaftliche Scheltrede hat ihre Logik. Sie will oft Unwahres behaupten, niemals Unglaubhaftes. Nur der Bewohner eines Tollhauses mag einen Krämer wie einen König schmähen und einen König wie einen Krämer. Kein anderer wird einen machtlosen Kleinbürger „tyrannischer Wüterich" schelten oder einen Herrscher zum Mitglied einer Zunft oder Sippe herabdrücken, einer Sammlung von zahlreichen gleichartigen Individuen, worin der Einzelne sich verliert. Spricht doch aus guten Gründen niemand auch nur von einem Stand der Monarchen, wie man von einem Stand der Ärzte und Anwälte, der Seeleute und Soldaten redet. Darum mußte der Dichter der Antigone genau so schreiben, wie er geschrieben hat.

Daß aber die schmähende Erwiderung es liebt, den Hauptbegriff durch ein *γέ* zu urgieren, wie einleuchtend ist dies von vornherein und auch wie wohl bezeugt; allein daraus nunmehr ein Gesetz zu machen, eine unabänderliche Regel, an die wir den Tragiker gebunden erachten, wie soll man das nennen, wenn nicht kritischen Pedantismus? Und wären wir nicht schließlich selbst Pedanten, wenn wir einem Sophokles erst noch ausdrücklich das Recht wahren wollten, in dem einen Vers *γένος* mit einem Adjektiv zu verbinden und im andern mit einem Substantiv (mit oder ohne Präposition) — etwa wie Homer singt: *θεῖον γένος οὐδ' ἀνθρώπων*, *Z* 180 —, auch wenn es hier nur jene Uniformität zu meiden gälte, die dem Dichter so verhaßt und seinem Kritiker so wert ist?

(26) „Sophocles frgm. 527 [= 530[2]]

ὅστις γὰρ ἐν κακοῖσι θυμωθεὶς βροτῶν
μεῖζον προσάπτει τῆς νόσου τὸ φάρμακον,
ἰατρός ἐστιν οὐκ ἐπιστήμων κακῶν.

Non est facile perspicere quae sit tandem horum verborum sententia. Quid est φάρμακον μεῖζον τῆς νόσου? Intelligi possit ΧΕΙΡΟΝ *τῆς νόσου, plane ut est in Gallico proverbio:*

le remède est pire que le mal.

Deinde qui ita facit non est ἰατρὸς οὐκ ἐπιστήμων κακῶν, ignarus malorum, sed artis imperitus, οὐκ ἐπιστήμων τέχνης. In textu Stobaei passim pessime interpolato non ex apicibus litterarum sed ex sententiae fundo sana lectio est eruenda."

Was ein *φάρμακον μεῖζον τῆς νόσου* bedeuten soll, dies einzusehen mag nicht völlig „leicht" sein, allein übermäßig schwer ist es sicherlich auch nicht. Es ist dies natürlich ein Heilmittel von heftigerer, eingreifenderer Wirksamkeit als die Krankheit selbst. Und daß es nur von der Größe der Gabe abhängt, ob ein Mittel heilbringend oder zerrüttend wirkt, ob es eine Arzenei oder ein Gift ist, wem brauchte man das zu sagen? Gewiß keinem Griechen, dessen doppeldeutigem *φάρμακον* diese Lehre auf der Stirn geschrieben steht. Und ist denn Cobets „Besserung" auch nur möglich? Hat etwa der Zorn (*θυμωθείς*) die Tendenz uns „schlechtere" Heilmittel wählen zu lassen und nicht gewaltsamere? Auch gehen diesen Versen zwei andere voraus, welche unser Kritiker nicht anführt (obgleich er den einen derselben in 37 alter Zeit durch eine kleine, aber treffliche [auch von Pflugk zu Eurip. Herc. 282 gefundene] Emendation: *ἀνουστέρως* für *ἀνούστερ'*, berichtigt hat):

> *ἄνους ἐκεῖνος, αἱ δ' ἀνουστέρως ἔτι*
> *ἐκεῖνον ἠμύναντο ⟨πρὸς τὸ⟩ καρτερόν.*[1]

Kann da noch ein Zweifel bestehen? Oder vielmehr könnte selbst dann ein solcher übrig bleiben, wenn wir nicht (seitdem Welcker, Griech. Tragöd. I, 363, darauf hingewiesen hat) wüßten, daß hier die Opferung des Itys, jener entsetzliche Racheakt gemeint ist, durch welchen Tereus seinen Frevel mehr als einfach gebüßt und Prokne ihr Leid zehnfach vermehrt hat? Solch ein *φάρμακον* war nicht nur *μεῖζον*, es war *πολλαπλάσιον τῆς νόσου*.

Der zweite Teil von Cobets Anmerkung verdient weit ernstere Beachtung. Auch uns wenigstens will es nunmehr bedünken, daß jenes Wort nicht von des Dichters Hand

---

[1] Wie Bamberger, oder *ἠμύνοντο κοὐκ ἐκαρτέρουν*, wie Nauck zweifelnd vermutet.

herrühren kann: schon die Wiederholung desselben im Laufe von drei Versen (wohlverstanden die Wiederholung ohne Nachdruck) scheint seiner kaum würdig, hauptsächlich aber: ein Arzt wie jener, mit dem die Handelnden verglichen werden, kann sehr wohl „der Übel kundig" sein, nur nicht des angemessenen Gebrauchs der Heilmittel: seine Diagnose mag richtig sein, nur seine Therapie ist es nicht. Und eben dies scheint mir hier Cobets eigener Fall zu sein, dessen gewaltsamem *φάρμακον* ich ein weit gelinderes vorziehe:

ἰατρός ἐστιν οὐκ ἐπιστήμων ἀκῶν.

(27) Wir waren soeben in der erfreulichen Lage, von Cobet eine Belehrung oder doch mindestens eine fördernde Anregung zu empfangen; leider muß ich sofort wieder die Amtsmiene aufstecken, und zwar die Miene eines arg gequälten und darum freilich auch ein wenig grämlichen Rezensenten. Zu Soph. frg. 528 [= 531²] nämlich:

θνητὰ φρονεῖν χρὴ θνητὴν φύσιν
τοῦτο κατειδότας κτέ.

wo wir bisher die Wahl zu haben glaubten zwischen des Hugo Grotius Umstellung: *θνητὴν δὲ φύσιν χρὴ θνητὰ φρονεῖν* und Meinekes Versuch einer Hebung des metrischen Fehlers: *θνητὰ φρονεῖν χρὴ θνητοὺς φύντας* werden wir jetzt darüber belehrt, daß letzteres unstatthaft sei und es heißen müsse: *θνητοὺς ὄντας*. Denn — man höre! — *πέφυκα* zwar werde gleichbedeutend mit *εἰμί* gebraucht und *πεφυκώς* mit *ὤν*, weil aber *φῦναι* „*non ita usurpatur, sed pro γενέσθαι* (*μὴ φῦναι ἐπιχθονίοισιν ἄριστον et τὸν φύντα θρηνεῖν εἰς ὅσ' ἔρχεται κακά et similia passim*), *apparet θνητοὺς φύντας vitiose esse dictum*". Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, diesen Worten einen anderen Sinn zu entlocken, als den monströsen: *φῦναι* werde immer absolut gebraucht, ohne prädikative Bestimmung. Doch muß das Cobets Meinung sein, weil nur dies die Wahl seiner Beispiele erklärt und weil aus jeder anderen Auffassung seiner Worte nicht das folgen könnte, was er daraus folgert. Allein, welche Deutung immer wir diesem Satze leihen, er

steht in jedem Falle mit allbekannten Tatsachen der griechischen Sprache in so grellem Widerspruch, daß wir kaum begreifen können, wie ein Kenner derselben ihn zu Papier gebracht hat. Oder weiß Cobet irgend einen, auch den leisesten Bedeutungsunterschied zwischen *μῶρος πέφυκε* (Soph. frg. 866 [= 865²]) und *ἔφυμεν — μῶροι* (Oed. R. 435—436), zwischen *κακὸς πέφυκα* (Phil. 558) und *ἔφυς κακός* (Oed. R. 627)? Dann möge er uns und andere Gräzisten schleunigst davon verständigen.

Wie es möglich ist, daß unser auf Konjekturen erpichter Kritiker mitunter Dinge übersieht, die jeder Anfänger inne hat? Ich will mit einem Bild antworten. Der muntere Knabe auf der Schmetterlingsjagd hat nur für den farbenglänzenden Falter Augen, nicht aber für die Dornhecke oder den Wassergraben, der ihn von seinem Ziele trennt.

(30) Eine lehrreiche Zusammenstellung von Überresten sophokleischer Poesie, in welchen ein geringfügiger Inhalt in ein unverhältnismäßig pomphaftes Wortgewand gehüllt ist und die darum zum Teil schon im Altertum den Vorwurf der *ψυχρότης* auf sich zogen — in Wahrheit wohl Äußerungen dessen, was ich den sprachlichen „Spieltrieb" des Dichters nennen möchte — mündet S. 236 in die folgende kritische Bemerkung:

39 „*Fallitur Nauck, in frg. 640* [= 645²] *ex Polluce VII, 193: τὸ κωμῳδούμενον ἐν Σοφοκλέους Φινεῖ*

βλέφαρα κέκληταί γ' ὡς καπηλείου θύραι.

Suspicatur enim verba ὡς καπηλείου θύραι comici poëtae esse et Sophoclea periisse. In dramate Satyrico et re ludicra poëta suo jure sic jocatus est. Res Comico nescio cui ridicula visa est et lusit aut:

τὸ τοῦ Σοφοκλέους ὡς καπηλείου θύρα

aut aliquo simili modo . . . Leve est ex eodem fragmento vitium eximendum. Scribendum enim ὡς καπηλείου θύρΑ, pro θύραι."

Daß der Phineus des Sophokles ein Satyrdrama war — die *res ludicra* war wohl die Blendung seiner Söhne —

durch diese Entdeckung hat sich unser Kritiker alle Freunde des Dichters sicherlich zu lebhaftem Danke verpflichtet; nur der Entdecker selbst achtet seinen Fund auffallend gering, indem er drei Seiten später (p. 239) über eine Stelle des Dramas und dessen hochtragischen Inhalt in einem Tone handelt, als hätte er jenes *ἕρμαιον* bereits vergessen. Wollen wir daher nicht Cobetischer sein als Cobet selbst, so werden auch wir den „Zwischenfall als erledigt ansehen" dürfen und, da an eine Flüchtigkeit — des Lexikographen zu denken durchaus kein Grund vorliegt, notgedrungen zu Naucks Annahme zurückkehren müssen. [Jene grundlose Vermutung war übrigens schon von Brunck aufgestellt, von Welcker, Griech. Tragödien I, 330 ff. und von Wagner in seiner Fragmentsammlung entschieden abgelehnt worden.]

Warum aber der Plural von *θύρα* ein „*leve vitium*" sein soll? Hätte es doch unserem Kritiker gefallen, diesen Ausspruch auch nur mit einer Silbe zu begründen! Er überschätzt augenscheinlich unsere Kraft, die Kraft von Durchschnittslesern, wenn er meint, wir könnten in solchen Dingen seiner führenden Hand entraten. Warum also muß der parodierende Komiker *θύρα* in der Einzahl geschrieben haben? Etwa, weil es unpassend ist, die zwei Augenlider mit zwei Türflügeln zu vergleichen? Oder weil der Parodist sich ängstlich davor hüten mußte, einen Anklang an das tragische Original zu bewahren, in welchem wahrscheinlich das hochtrabendere *πύλαι* einen Platz fand?[1]

(31) „Soph. frg. 574 [= 579[2]] 40

φεῦ φεῦ, τί τούτου χάρμα μεῖζον ἂν λάβοις
τοῦ γῆς ἐπιψαύσαντα κᾆθ' ὑπὸ στέγῃ
πυκνῆς ἀκοῦσαι ψακάδος εὑδούσῃ φρενί;

---

[1] Sophokles könnte geschrieben haben: *δίθυρα κλῇθρα τὠφρύος ὡς Ἅιδου πυλαί*, was freilich frostig genug wäre; allein eben darum lud es zur Parodie ein. [Im Anschluß an diese Vermutung und im Hinblick auf Diogenian IV, 86 hat seither Otto Crusius vermutet *ὡς [illegible] πύλαι*, Gött. gel. Anz. 1890, S. 703.]

Stobaeus [flor. 59, 12] *omisso φεῦ φεῦ exhibet λάβοις ποτέ. Verum esse videtur:*

τί τοῦΔΕ χάρμα μεῖζον ἂν λάβοις ποτέ;

Refertur enim τοῦδε ad id quod sequitur. Plutarchus eximio loco, quem Nauckius indicavit (in vita Aemilii Pauli cap. I [in neueren Ausgaben *Timol. c. I*]*) ad superiora referens dedit: τί τούτου χάρμα μεῖζον ἂν λάβοις;*"

Daß Valckenaer (in der Diatribe p. 294) genau dasselbe vermutet hat (wohlgemerkt, ohne die Plutarchische Stelle herbeizuziehen und desgleichen ohne Kenntnis der besten Handschriften des Stobäus), dies soll Cobets Verdienst nicht im mindesten schmälern. Denn ihm gehört die Ehre der Begründung. Plutarch also hat, wir wissen nicht, ob mit Absicht oder aus Achtlosigkeit, jenes *τοῦδε*, weil es im Zusammenhang seiner Rede auf das Vorangehende hinweist, mit *τούτου* vertauscht. Und nicht genug an dieser Irrung oder dieser Willkür; der liebenswürdige Moralist erträgt es nicht, den infolgedessen um einen Fuß gekürzten Vers — *τί τούτου χάρμα μεῖζον ἂν λάβοις* — in dieser unvollständigen Gestalt anzuführen, wie er ähnliches doch beinahe auf jeder Seite seiner Werke tat; vielmehr ruht er nicht, ehe er die Einbuße, welche der Wegfall der Partikel *ποτέ* verursacht — die übrigens, merkwürdig genug, ganz wie ein Flickwort aussieht — wieder wett gemacht hat, indem er das durchaus angemessene und echt tragische *φεῦ φεῦ* anstückt. Kurzum, der Weise von Chäronea hantiert mit Nadel und Schere, ganz ebenso flink und keineswegs ungeschickter als manch ein Textverbesserer der neuesten Ära. Und all das müssen wir glauben, weil — nun weil uns wohl die Aussage eines älteren Zeugen, eines verläßlicheren Gewährsmanns keine andere Wahl läßt? Nicht doch, das alles ist ja Plutarch und nicht Stobäus, und zum Überfluß bieten auch die besten Handschriften des Stobäus jenes verpönte *τούτου*. Warum also ist es doch verpönt? Einzig und allein darum, weil nicht *τούτου*, sondern *τοῦδε* „*refertur* 41 *ad id quod sequitur*"! — Und nun male man sich das Bild eines Poeten aus, der sich an solch eine Regel sklavisch

bindet, angesichts der wechselnden Forderungen des Metrums, des Rhythmus, des Wohlklangs, angesichts der echt künstlerischen Neigung, von dem Gewöhnlichen abzuweichen, schon darum, weil es das Gewöhnliche ist. Armer Sophokles! Wie traurig, wenn dies dein Bild ist, und auch wie traurig, wenn es das nicht ist und dafür ausgegeben wird — von jenen, welche dich kennen und ehren sollten und die man nunmehr von deinen Werken hinweg zu einer Wortsammlung[1] weisen muß, auf daß sie gewahr werden, daß du ein Dichter bist und kein Pedant!

Wir aber sind es herzlich müde, den Schulmeister zu spielen. Auch lieben wir es keineswegs, uns an dem Anblick des Niedergangs einer bedeutenden Forscherkraft zu weiden. Hätten wir doch — wie gerne! — über dieses unerfreuliche Schauspiel den Schleier nachsichtigen Vergessens gebreitet, wenn es nicht eine Erscheinung gälte, die wie wenige dazu angetan ist, den tiefgreifendsten und nachhaltigsten Schaden zu stiften. Der Forscher, dessen Leistung uns beschäftigt, steht auf der Höhe des Erfolgs und in der Vollkraft seines Wirkens. Noch zeigen seine Fähigkeiten keine Spur des Verfalls oder Ermattens. Die autoritätsscheue Nüchternheit, die skeptische Fragelust, die ihn auszeichnen, sie sind noch 42

[1] Dindorfs lex. Sophocl. 374a: „*οὗτος ad sequentia relatum*", belegt mit einem halben Schock von Beispielen, desgleichen *ὅδε* 331a „*saepissime ita dicitur ut res jam memorata respiciatur*". Die vermeintliche Regel ist gar keine solche, sondern daß *ὅδε* im ganzen häufiger auf das Folgende, *οὗτος* auf das Vorangehende (nicht als ein Vorangehendes, sondern als ein geistig Gegenwärtiges) sich bezieht, s. wieder Dindorf l. l. 373a, dies ist ein Corollar jener Bedeutungsnuance, auf die Krüger hinweist mit dem Bemerken: *ὅδε* bezeichne „eigentlich eine Anschauung, *οὗτος* eine Vorstellung". Auch hier waltet nur ein Gradunterschied ob, denn in der Phrase *οὗτος ἐκεῖνος* z. B. bedeutet *οὗτος* die Anschauung und *ἐκεῖνος* als das räumlich weiter abliegende die Vorstellung, vermöge derselben Sprachlogik, welche die Partikel der zeitlichen Nähe oder Gegenwart (*νῦν*) zum Symbol der Wirklichkeit erhebt im Gegensatze zu einer bloßen Annahme. — Jene Pseudoregel hat übrigens mancherlei Irrungen erzeugt, z. B. im Herodot, worüber ein andermal mehreres.

ganz so rege und lebendig wie ehemals. Sein Geschmack verriet allezeit einen, neuerlich vielleicht etwas schärfer ausgeprägten, Zug zum Trivialen. Sein erfindsamer Scharfblick, der niemals ein weitsichtiger war und den nie irgendwelcher Tiefsinn begleitet oder begrenzt hat, bewährt innerhalb der ihm gezogenen Schranken noch immer die alte durchdringende Kraft. Was jedoch in stets rascherem, ja in erschreckend raschem Sinken begriffen ist, das sind die anderweitigen Faktoren gedeihlicher wissenschaftlicher Arbeit .... Möchte es noch gelingen, den Unholden, welche diesen starken Geist umstricken und in die Tiefe zerren, ihr Opfer zu entreißen.

6. Zu Euripides Hippolyt.[1]

V. 115 genügt keiner der zahlreichen bisherigen Vorschläge. Der greise Diener muß Hippolyts Verhalten, das er nicht nachahmen will, tadeln, aber so tadeln, wie es eben einem Diener ziemt (d. h. mit Reserve — *ἀπαρρησιάστως* Schol.):

> *ἡμεῖς δὲ, τοὺς νέους γὰρ οὐ μιμητέον*
> 115 *φρονοῦντας ὥσπερ οὐ πρέπει δούλοις λέγειν,*
> *προσευξόμεσθα τοῖσι σοῖς ἀγάλμασι,*
> *δέσποινα Κύπρι, —.*

[Überliefert ist *φρονοῦντες οὕτως ὡς πρέπει.*] Ausgangspunkt der Verderbnis war die Hinzufügung des verdeutlichenden *οὕτως*, gerade wie in der Grabschrift 621, 5 bei Kaibel (Epigrammata Graeca) ein derartiges *τούτῳ* den Vers der guten Vorlage verdorben hat: *τὴν δ' ἐπιτυμβίδιον τούτῳ θῆκεν χάριν ὃν τρέφε παῖδα.* Auf dem Stein konnte der siebenfüßige Hexameter nicht angefochten werden; in der handschriftlichen Überlieferung ward der metrische Überfluß getilgt, indem man an unrechter Stelle einen Versfuß wegschnitt und aus *οὕτως ὥσπερ οὐ πρέπει* machte *οὕτως ὡς πρέπει.* (Auf *φρονοῦντας* statt *φρονοῦντες* war schon ein „*nobilis amicus*" Musgraves verfallen; auch die Negativpartikel ist bereits wiederholt — wenngleich in unmöglichen Kombinationen — in Vorschlag gebracht worden.)

Schilt man jedoch meine Änderung [die übrigens, wie ich nachträglich fand, schon längst von Hartung vorgebracht worden war] gewaltsam, so erwidere ich mit dem Verlangen nach einer minder gewaltsamen, aber nicht minder sinn- und

---

[1] Zeitschrift f. österreich. Gymnasien 1879, S. 94.

sprachgemäßen Herstellung der Worte. Läßt sich diese Forderung nicht erfüllen, und ebensowenig der Vers in seiner überlieferten Fassung befriedigend erklären, so bleibt nur mehr die Auskunft der Athetese übrig, welche einst Brunck, neuerlich Dindorf und zuletzt, wenngleich zweifelnd, Weil empfahl. Dies ist jedoch nicht nur das gewaltsamere, sondern ein (wie ich denke) in unserem Falle gänzlich unzulässiges Verfahren. Denn die Worte *τοὺς νέους* schreien — wenn mich mein Gefühl nicht völlig täuscht — nach einer Ergänzung; oder vielmehr, sie dienen nur dazu, das Urteil über Hippolyts unfromme Gesinnung ganz ebenso zu mildern und abzuschwächen wie die analogen Worte: *ὑφ' ἥβης σπλάγχνοι ἔντονον φέρων* die entsprechende Äußerung der Verse 117—119.

[Seither hat Isidor Hilberg die Schreibung: *φρονοῦντες (οὕτω πως πρέπει δούλοις λέγειν)* in Vorschlag gebracht, die Weil überzeugt hat, mir jedoch nur als sehr bestechend gilt. Denn wenn *φρονοῦντες* im Sinne von *εὖ φρονοῦντες* gemeint ist, so muß man den Gegensatz *ἄφρονας* als Kennzeichnung der *νέοι*, d. h. Hippolyts, zwischen den Zeilen lesen, was ein zwar leise verschleierter, aber doch sehr scharfer Tadel wäre, den der Diener gegen seinen Herrn ausspricht.]

V. 193f. liest man: *δυσέρωτες δὴ φαινόμεθ' ὄντες | τοῦδ' ὅ τι τοῦτο στίλβει κατὰ γῆν.* — Sollte dies heil sein, so müßte man annehmen, daß *τοῦτο* hier ebenso adverbial gebraucht wird („was hier auf Erden glänzt") wie *ὅδε* in *πάρεσθ' ὅδε* (Soph. O. R. 1416), *ὅδε χωρεῖ* (Antig. 155), *ὅδ' ἡμῖν — κεῖται* (Aj. 898). Für solche Gebrauchsweise scheinen aber die erforderlichen Belege vollständig zu mangeln, abgesehen davon, daß auch *ὅδε* nur mit Verben der Anwesenheit oder Annäherung also verbunden erscheint. Man schreibe: *τοῦδ', ὅ τι τοῦθ', ὃ στίλβει κατὰ γῆν*, was auch ungleich sinngemäßer ist. [Das von allen Menschen geliebte Sonnenlicht will der Dichter in diesem Zusammenhang nicht nennen. Es soll eine ähnliche Unbestimmtheit walten wie dort, wo Euripides die Frage aufwirft, ob nicht das Leben Tod, der Tod Leben sei, frgg. 638 und 833 N². Entstanden ist die

Korruptel wohl dadurch, daß der elidierte Vokal ursprünglich geschrieben ward: τοῦτο ὃ —. Weils Modifikation meines Vorschlags — τοῦτ' ὅ⟨ν⟩ — macht den Vers vielleicht etwas gefälliger, gewiß nicht ausdrucksvoller.]

V. 438 steht in einem auffallenden, bisher seltsamerweise 95 nicht bemerkten Widerspruch mit dem vorangehenden wie dem folgenden Verse. Vom Zorn einer Gottheit getroffen zu werden, das ist etwas Außerordentliches (περισσόν, ἔξω λόγου) und nichts Alltägliches (σὺν πολλοῖς βροτῶν). Man tilge den Vers und lese:

> οὐ γὰρ περισσὸν οὐδὲν οὐδ' ἔξω λόγου·
> ἐρᾷς· τί τοῦτο θαῦμα; σὺν πολλοῖς βροτῶν.
> κἄπειτ' ἔρωτος εἵνεκα ψυχὴν ὀλεῖς;

[Das Vorbild des unseres Erachtens interpolierten Verses: πέπονθας· ὀργαὶ δ' εἴς σ' ἀπέσκηψαν θεᾶς ist wohl im V. 1418: ὀργαὶ κατασκήψουσιν εἰς τὸ σὸν δέμας zu erkennen.]

Artemis verheißt ihrem sterbenden Liebling posthume Ehren (1423 ff.), die ihn für die erlittene Unbill und sein frühes Ende schadlos halten sollen. [Die trözenischen Jungfrauen werden ihm ihr Lockenhaar und Klaggesänge weihen.] Dieser Teil ihrer Rede schließt mit den Versen (1428—1430):

> ἀεὶ δὲ μουσοποιὸς εἰς σὲ παρθένων
> ἔσται μέριμνα, κοὐκ ἀνώνυμος πεσὼν
> ἔρως ὁ Φαίδρας εἰς σὲ σιγηθήσεται.

Ist es denkbar, so frage ich, daß Euripides, daß ein nicht von allen Grazien und von jeglicher Einsicht verlassener Dichter auch den letzten dieser Verse geschrieben hat? Ein Trost für Hippolyt — für den keuschen Helden, für den Verächter auch der schuldlosen Frauenliebe, für den Märtyrer seiner Pflichttreue, soll es sein, daß die blutschänderische Leidenschaft der Phädra, deren falsche Anklage seinen Tod bewirkt hat, im Gesange fortleben wird? Und das soll ihm die jungfräuliche Göttin verkünden — in Gegenwart des irregeleiteten Vaters und verratenen Gatten, an den schon die nächsten Worte der Artemis sich richten: σὺ δ' ὦ γεραιοῦ τέκνον Αἰγέως —?

Wir dürften hier, so denke ich, die Hand eines Interpolators auch dann erkennen, wenn der vorletzte Vers durch den ungeschickten Zusatz [man beachte unter anderem die Wiederholung von *εἰς σὲ*] tiefer verderbt wäre, als dies tatsächlich der Fall ist, und wir nicht einen völlig befriedigenden, das Vorangehende ganz angemessen zusammenfassenden Abschluß gewännen durch die Schreibung:

κοὐκ ἀνώνυμος πεσεῖ („und du wirst nicht ruhmlos enden").

Vgl. Troades V. 1319: *τάχ' εἰς φίλαν γᾶν πεσεῖσθ' ἀνώνυμοι.* Desgleichen hier V. 1028 (es spricht Hippolyt): *ἦ τἄρ' ὀλοίμην ἀκλεὴς ἀνώνυμος.* [Nebenbei bemerkt: nach einem so kühnen Gebrauch von *ἀνώνυμος* habe ich in der griechischen Dichtersprache vergebens gesucht. Denn auch Pindars *γῆρας ἀνώνυμον* (Ol. I, 82) bleibt hinter diesem *ἔρως — ἀνώνυμος σιγηθήσεται* weit zurück. Bei Tragikern und Komikern begegnet nichts Ähnliches.]

---

7. Eine vermeintliche Tragödie des Euripides und ein Papyrus der Sammlung Erzherzog Rainer.[1]

Ein festgewurzelter literarhistorischer Irrtum läßt sich mittels einer ebenso sicheren als naheliegenden Kombination hinwegräumen, zu welcher der Inhalt eines der zahlreichen von Sr. kais. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Rainer im Interesse der Wissenschaft erworbenen, aus Ägypten stammenden griechischen Papyrus die Handhabe bietet. Vor mehr als Jahresfrist ward ich von dem Konservator der erzherzoglichen Sammlung, Herrn Professor Dr. Karabacek, ersucht, den betreffenden Papyrus zu prüfen, dessen *disiecta membra* bereits von Herrn Dr. C. Wessely eifrigst zusammengesucht, kunstvoll aneinandergefügt und durch manche kundige Ergänzung vervollständigt waren. Eine von dem letzteren angefertigte überaus treue Kopie liegt mir vor Augen; auch erfolgt diese Mitteilung, wie selbstverständlich, unter Vorwissen und im Einvernehmen mit der Direktion der erzherzoglichen Sammlung.

Aristoteles gedenkt an zwei Stellen seiner Poetik (im 15. und im 26. Kapitel) eines Dichtwerkes namens Skylla, ohne dessen Verfasser namhaft zu machen oder auch nur die Dichtgattung, welcher dasselbe angehört, in unzweideutiger Weise zu bezeichnen. Über beide Punkte glaubten jedoch die Gelehrten Vermutungen aufstellen zu können, von welchen die eine sich beinahe unbestrittener Geltung erfreut, während die andere mindestens von der überwiegenden Mehrzahl der Forscher gebilligt worden ist. Beide Mut-

[1] Aus dem Anzeiger der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften vom 10. Febr. 1886.

maßungen lassen sich nunmehr als gleich sehr grundlos erweisen. Weder ist unter jener „Skylla“ eine Tragödie des Euripides zu verstehen — was insbesondere Welcker (Griech. Tragöd. II, 528), minder zuversichtlich auch Vahlen (Beiträge II, 34—35), dann Bergk, Überweg u. a. annahmen, hingegen Fabricius (Bibl. gr. ed. Harl. II, 254), Valckenaer (Diatribe[1], p. 15), Wilamowitz-Möllendorf (Analect. Euripid. p. 159) bestritten —, noch ist dies überhaupt der Titel einer Tragödie, wie nahezu sämtliche Herausgeber der Poetik sowohl als der Überreste der tragischen Poesie der Griechen voraussetzen zu dürfen glaubten. Freilich war der zuletzt erwähnte Irrtum allzu lockend, als daß man ihn vermieden zu sehen füglich erwarten konnte. Denn an der ersten der zwei erwähnten Stellen (Poet. c. 15) erscheint jene Dichtung inmitten von drei Tragödien und dient ihre Anführung zur Beleuchtung eines der Fehler, welchen die tragischen Dichter in Ansehung der Charakterzeichnung ausgesetzt sind, nämlich der Verletzung des Gebotes der Angemessenheit in der Charakteristik. Als ein Beispiel des „Unziemlichen und Unangemessenen“ nämlich wird unter anderem der „Klaggesang des Odysseus in der Skylla“ (*ὅ τε θρῆνος τοῦ Ὀδυσσέως ἐν τῇ Σκύλλῃ κτέ.*) angeführt, augenscheinlich darum, weil weibisches Klagen der mannhaften Heldennatur des Ithakesiers wenig gemäß ist. Nichts natürlicher, als daß man auch in der Skylla eine Tragödie erblickt hat. Allein so scheinbar dieser Schluß auch sein mag, er wird sich uns nimmermehr als notwendig, ja bei genauerer Erwägung kaum als zulässig erweisen. Nicht als notwendig: denn der Stagirit ist bei der Exemplifikation seiner Kunstlehren keineswegs auf strenge Scheidung der Dichtgattungen ängstlich bedacht. Er nimmt vielmehr seine Beispiele dort, wo er sie findet. Erläutert er doch, beispielsweise, wenige Zeilen später den Mißbrauch des Maschinengottes und der durch ihn erfolgenden gewaltsamen Lösungen gleichzeitig an der euripideischen Medea und an einem Vorgang im zweiten Buche der Ilias; und desgleichen weiß er seine Vorstellung von einer „Doppelkomposition“ (*διπλῆ σύστασις*) der Tragödie nicht besser zu

veranschaulichen als durch den Hinweis auf Bau und Ausgang der Odyssee (c. 13). So ist denn auch hier nicht von vornherein die Möglichkeit ausgeschlossen, daß nach einer und vor zwei Tragödien auch das Erzeugnis einer anderen Dichtungsart genannt werde. Und diese Möglichkeit im Auge zu behalten, dazu hätte vielleicht die Erwägung mahnen sollen, daß das gefahrvolle Abenteuer des Odysseus zwar das völlig ausreichende Sujet einer lyrischen Dichtung sein konnte — man denke an die Skylla des Stesichoros (welche Otfr. Müller, Lit.-Gesch. I², 361, gegenwärtig kaum mehr auf ein Abenteuer des Herakles beziehen würde) neben dessen Kerberos, Kyknos u. dgl. m. —, schwerlich aber für die Tragödie einen nach Art und Umfang zulänglichen und wohl geeigneten Stoff darbot.

Weit denkwürdiger, aber auch weit rätselvoller ist die zweite Erwähnung jener angeblichen Tragödie (c. 26 der Poetik), die in einem Zusammenhang erfolgt, welcher die mannigfachsten Deutungen erfahren und veranlaßt hat. Es ist daselbst von einer übermäßig pointierten, mit groben Kunstmitteln arbeitenden Darstellung die Rede, und die Träger derselben werden mit „jenen schlechten Flötenspielern“ verglichen, „welche ihren Körper umherschleudern, wenn sie den „Diskoswurf“ darstellen, und den Chorführer am Gewande zerren, wenn sie die ‚Skylla‘ blasen“ (gleichwie nämlich diese die vorüberfahrenden Schiffe gewaltsam an sich zieht). Man hat hierbei an die musikalische Begleitung des tragischen Chors, nicht minder aber auch an Chöre von Flötenspielern und deren Instrumentalkonzerte, endlich auch (G. Hermann) an „Tänzer zur Flöte“ und ihre pantomimischen Aufführungen gedacht. Wie schwerwiegende Einwände sich gegen jede dieser Auslegungen erheben lassen, dies kann Susemihls 22 Erörterung des Gegenstandes lehren, welche mit den nachfolgenden bemerkenswerten Worten abschließt (Aristoteles über die Dichtkunst², 296): „Möglich wäre allerdings aber auch noch, was Twining annimmt, daß hier von dem einzigen den Dithyrambos begleitenden Flötenspieler . . . die Rede wäre . . ., so daß dann also die Skylla und der Diskos-

wurf doch Dithyramben waren.“ In der Tat: daß Twining allein sich auf richtiger Fährte befand, und desgleichen, daß nicht der mindeste Grund vorliegt, die hier erwähnte Skylla (wie Susemihl will, und ebenso Bergk, Lit.-Gesch. II, 509, der gleichfalls in ihr einen Dithyrambos erkannt hat) von der im c. 15 genannten angeblichen Tragödie zu unterscheiden, dies ersehen wir aus dem Eingangs erwähnten sogenannten ästhetischen Papyrus, von dessen fünf Bruchstücken das weitaus besterhaltene also lautet: — *μά | (λιστ)α δυνάμ(ενος) | αὐτὴν ἀκρειβῶς | ἀποδιδόναι μάλ(ισ)τα ἀγαθὸς ποιητής· | καὶ διὰ τοῦτο Ὅμη | ρος ἀγαθὸς καὶ Σοφο | κλ(ῆς). οἷα γὰρ ἂν εἴ | ποι καὶ ὡς ἡ Ἀνδρο | μάχη, ἰδοῦσα τὸν | ἄνδρ(α ἑλκό)μενον, | δύνα(νθ' εὑ)ρεῖν καὶ | λέξει (κ)α(ὶ) ἤθει καὶ | διανοίᾳ. εἰσὶν δὲ | τινὲς οἳ ὃν μὲν | προτίθενται οὐ μει | μοῦνται [δὲ], ἄλλον δὲ | καὶ τοῦτον καλῶς*, *(εἰ τ)υγχάνοιεν ἐνέ | χοντες ἔννοιαν | καὶ παράδειγμα πα | ρ' ἡμεῖν αὐτοῖς |, ὥσ | περ καὶ Τειμόθεος | ἐν τῷ θρήνῳ τοῦ | Ὀδυσσέως εἰ μέν | τινα μειμεῖται καὶ τὸ ὅμοιον τινὶ | οἶδεν, ἀλλ' ο⟨ὐ⟩ τῷ Ὀδυσσεῖ* —· (Die Ergänzungen des Textes rühren zum größeren Teile von Dr. Wessely her; ich habe nur *δύνανθ' εὑρεῖν* hergestellt [auch von Υ sind ziemlich deutliche Spuren erhalten], *εἰ τυγχάνοιεν* statt *οἱ τυγχάνοιεν* geschrieben [der erste Buchstabe ist verstümmelt und ward von Dr. Wessely als O gelesen, während mir die Ergänzung zu E um so eher möglich schien, da O in diesem Papyrus als ein kleines Ringelchen gebildet ist], endlich *ο⟨ὐ⟩* vor den letzten zwei Worten restituiert und das eine *δέ* eingeklammert). [Wie die unmögliche Verbindung von *τυγχάνοιεν* mit *παρ' ἡμῖν αὐτοῖς* zu beseitigen ist, weiß ich nicht zu sagen.]

So erfahren wir denn, daß der berühmte Nomen- und Dithyrambendichter Timotheos von Milet der Verfasser jenes Klageliedes und somit auch des Werkes, dem dieses angehörte, der Skylla, gewesen ist, die mithin in Wahrheit ein Dithyrambus und keine Tragödie war. Denn jenem Übermaß von Skepsis, welches uns die Identifizierung des hier und dort genannten Klaggesanges des Odysseus etwa zu verwehren geneigt sein könnte, läßt sich durch den Hinweis

auf eine weitere Übereinstimmung der beiden Quellen in wirksamer Weise begegnen. Wird doch auch in der neuerschlossenen Urkunde — wenngleich mit sehr verschiedenen Worten und Wendungen — gegen jene Komposition genau derselbe Vorwurf erhoben, den wir aus dem Munde des Aristoteles vernommen haben: es fehle ihr zwar nicht an Naturwahrheit (denn dies wäre ein Verstoß gegen die Forderung des *ὅμοιον*), wohl aber an Angemessenheit der Charakteristik (*τὸ ἁρμόττον*). 23

Die „Skylla“ war übrigens nicht das einzige Werk, dessen Stoff unser Dithyrambendichter dem Kreis der Odysseussage entlehnt hat. Längst kannten wir seinen „Kyklops“; desgleichen seinen „Laërtes“: eben da ich diese Zeilen niederschreibe, geht mir ein Aufsatz Köhlers zu (Athen. Mitt. X, 231), worin auf Grund einer choragischen Inschrift ein „Elpenor“ des Timotheos nachgewiesen wird. Durchaus unstatthaft erscheint es unter diesen Umständen, mit Bergk (P. L. G. III[4], 622) aus den Worten des Etym. magn. (630, 41) *Ὀδυσσείας δ'* einen „Odysseus“ schlechtweg herauszulesen. Vielmehr bleibt uns (falls wir nicht mit Sylburg vor jenen Worten eine Lücke ansetzen wollen) nur die Wahl, entweder eine tiefere Verderbnis — etwa aus *Ὀδυσσεῖ* mit einem charakterisierenden Zusatz — anzunehmen, oder aber vorauszusetzen, daß die jenem Sagenkreis angehörigen Dichtungen des Milesiers (von welchen schwerlich der „Rasende Aias“ zu trennen ist) irgend einmal unter dem Namen *Ὀδύσσεια* gesammelt waren. Ja, dem hochstrebenden, vom stärksten Selbstgefühl geschwellten Sinne des Mannes, der „die alte Muse“ ziehen heißt und sich mit Zeus vergleicht, der den Kronos verdrängt hat (Frg. 12), läßt es sich vielleicht zutrauen, daß er selbst jenen Dithyrambenkranz unter der überstolzen, den Vergleich mit Homer herausfordernden Aufschrift vereinigt hat.

Schließlich sei in betreff der schauspielerischen Anforderungen, welche an den Flötenspieler im Dithyrambus gestellt — und mitunter freilich auch, wie jene kritische Bemerkung des Aristoteles lehrt, im Übermaß erfüllt —

wurden, auf Lukian. Harmonid. 1, Theophrast bei Athen. I. 22c, Pausan. IX, 12, 5, insbesondere aber auf Dions 78. Rede (II, 281, 11 Dind. [= II^2 16, 15 Arnim]) verwiesen. Aus der ganz beiläufigen, und darum augenscheinlich wenig beachteten 24 Äußerung des letzteren ersehen wir nämlich, daß der Flötenspieler, welcher „die kreißende Semele“ (gleichfalls ein Werk des Timotheos) blies, zum mindesten in Gang, Haltung und Geberden einer hochschwangern Frau zu gleichen pflegte. Wer dies alles erwägt, der wird sicherlich Bergks Behauptung — der selbst (a. a. O.) zwei dieser Stellen herbeigezogen hat —, der Tadel des Aristoteles sei nicht auf „die Musiker“, sondern auf „die Choreuten“ gemünzt, als grundlos verwerfen, so unbestritten es auch bleiben muß, daß die Ausdrücke *ἄνδρες αὐληταί* und *παῖδες αὐληταί* als formelhafte Bezeichnungen kyklischer Chöre in ständigem Gebrauche waren. [Vgl. den Anhang am Schlusse des Bandes.]

---

8. Skylla in der aristotelischen Poetik und die Kunstform des Dithyrambos.[1]

Franz Susemihl war jüngst so freundlich, in diesen 771 Blättern seine „Freude" darüber auszusprechen, daß ich gleich ihm in dem von Aristoteles Poetik cap. 26 erwähnten Dichtwerk Skylla nicht eine Tragödie, sondern einen Dithyrambos erkenne. Gleichzeitig hat er jedoch gegen meine Identifizierung dieser mit der ebd. c. 15 angeführten Skylla und die Verweisung auch der letzteren unter die Dithyramben des Timotheos von Milet „Bedenken" geäußert, die er für „erhebliche", wenn auch, wie es scheint, nicht für unüberwindliche hält. Gern würde ich dem verdienten Gelehrten durch eine eingehende Erörterung dieser seiner Skrupel meine Hochachtung bekunden. Allein eine derartige weitausgesponnene Diskussion dürfte schwerlich eine fruchtbare werden. Handelt es sich dabei doch um Fragen, die jedermann, ich will nicht sagen, nach seinem subjektiven Geschmack, aber doch nach dem einmal gewonnenen Maßstab der Wahrscheinlichkeit zu entscheiden pflegt, welchen prinzipielle Erörterungen kaum zu erschüttern oder zu verändern geeignet sind. Ob es wahrscheinlich ist, daß ein Autor innerhalb weniger Blätter zwei verschiedene Dichtwerke mit genau demselben Namen ohne jedes unterscheidende Kennzeichen anführt, ob es „wirklich nichts Auffallendes" hat, daß eben diese zwei Werke einen identischen Verstoß gegen die Normen der Ästhetik, und zwar bei demselben individuellen

---

[1] Aus den Jahrbüchern für klass. Philologie 1886. S. 771 ff.

Anlaß, nämlich „eine für diesen Helden unpassende Jammerklage des Odysseus", enthalten haben — darüber wird sich schwerlich durch Rede und Gegenrede eine Übereinstimmung erzielen lassen, wenn diese nicht von vornherein vorhanden ist. Und ebensowenig darüber, ob jene Koinzidenzen zwar unauffällig oder doch glaubhaft seien, der Umstand hingegen „im höchsten Grade auffallen müsse", daß der Verfasser der Poetik „an dieser einzigen Stelle" ein zur Verdeutlichung seiner Kunstregeln dienendes Beispiel „aus dem Dithyrambos . . . . entnommen hätte". Der eine hält eben singuläre Vorkommnisse an sich für unglaubwürdig, und sein Kanon der Wahrscheinlichkeit schließt die Forderung in sich, daß Tatsachen, um glaubhaft zu werden, reihen- oder doch 772 mindestens paarweise vor uns auftreten. Der andere glaubt, aus seinen geschichtlichen und philologischen Studien die Einsicht gewonnen zu haben, daß nicht jedes *ἅπαξ εἰρημένον* oder *εὑρημένον* als solches bereits Mißtrauen verdiene, während er andererseits bei Koinzidenzen gar bald an eine Grenze zu gelangen meint, wo die Annahme, es handle sich um ein Erzeugnis des Zufalls, die ernstesten Bedenken wachruft. Hier dürfte mithin, wie oben bemerkt, eine fortgesetzte Diskussion sich kaum als fruchtbringend erweisen.

Anders steht es mit der Frage, die Susemihl ebendaselbst mit den folgenden Worten aufwirft: „Und kamen denn im Dithyrambos, auch nachdem sich die Tragödie aus ihm abgezweigt hatte, neben dem Chorgesang noch Sologesänge vor, deren Darsteller in der Rolle anderer Personen auftraten?" Angesichts dieser Frage nämlich möchte ich nicht nur der Hoffnung nicht entsagen, meinen geehrten Gegner und jene, die etwa gleich ihm sie verneinend zu beantworten geneigt sind, durch Gründe zu meiner Ansicht zu bekehren, die auch diejenige Bergks war (G. L. G II, 530, Anm. 9). Es ist mir auch an sich erwünscht, eine prinzipiell wichtige, auf die Kunstform des Dithyrambos bezügliche Folgerung aus meiner oben erwähnten Ermittelung zu ziehen, die nicht sofort gezogen zu haben ich gar bald bedauerte. Auch fußt die

Behandlung dieses Problems zunächst auf dem Boden, der ein uns gemeinsamer ist, nämlich auf der Einsicht, daß die in c. 26 der Poetik namhaft gemachte Skylla nichts anderes sein kann als ein Dithyrambos. Der Flötenspieler zerrt daselbst den Chorführer am Gewande, um in recht plumper und eben darum vom Stagiriten getadelter Weise das Bemühen der Skylla zu versinnlichen, welche den Odysseus an sich und ins Verderben zu ziehen bestrebt ist. Hier tritt uns also eine dramatische Rollenverteilung gegenüber: der Aulet stellt die eine Hauptperson dar, der Koryphaios die andere. Wendet man aber ein, die *φαῦλοι αὐληταί*, von welchen dort die Rede ist, könnten nicht beweisen, daß dem Flötenspieler in Wahrheit eine mimetische Aufgabe zufiel, so antworte ich, daß wir auch keineswegs auf die Beweiskraft dieser einen Stelle angewiesen sind. Es tut nicht not, darüber zu streiten, ob der Tadel des Aristoteles nur der Übertreibung der mimetischen Leistung oder dieser selbst an sich und ohne Einschränkung gelte. Denn zu der letzteren Annahme könnten wir uns doch nur dann veranlaßt sehen, wenn es an anderen Zeugnissen dafür gebräche, daß der Aulet im Dithyrambos durch Gang, Haltung und Geberde dramatisch zu wirken berufen war. Nicht ohne allen Belang ist hierbei schon das große Gewicht, das auf das würdevolle Auftreten, die rhythmischen Bewegungen und das angemessene Mienenspiel der Flötenspieler gelegt wird — ein Gegenstand, in betreff dessen ich bereits . . . . auf Theophrast bei Athenaeus I, 22c, Lucian, Harmon. 1, Pausanias IX, 12, 5 hingewiesen habe. Entscheidend ist das gleichfalls dort angeführte Zeugnis des Dion — II, 281, 11, 773 Dindorf [= II, 216, 15 Arnim], — aus welchem sonnenklar hervorgeht, daß der Flötenspieler, der „die kreißende Semele" (ein Dithyrambos des Timotheos) blieb, die Heldin dieses Dichtwerkes auch in seiner äußeren Erscheinung nachzuahmen bemüht sein mußte. Somit kann es keinem vernünftigen Zweifel unterliegen, daß der Stagirit nur den Mißbrauch der Mimetik, ihre plumpen und groben Mittel, nicht diese selbst, an dem bei dithyrambischen Aufführungen mitwirkenden

Auleten zu tadeln beabsichtigte. Haben wir aber einmal ein ausgesprochenes Rollenelement, wie es ja kaum anders zu erwarten war, in den Darstellungen des „lyrischen Dramas" erkannt, wie sollte es uns da wundernehmen, dieses nicht völlig isoliert, auf eine einzige Person beschränkt zu finden? Vielmehr drängt sich von vornherein die Vermutung auf, der einen aus der Gesamtheit der Choreuten individuell hervortretenden Person, dem Chorführer, werde gleichfalls eine dramatische Aufgabe obgelegen, er werde die zweite Hauptperson dargestellt und somit den Widerpart des Auleten gebildet haben. Und diese Vermutung wird ja, wenn man genau zusieht, schon durch die aristotelische Äußerung bestätigt. Denn warum sollte der die Skylla darstellende Flötenspieler eben den Koryphaios am Gewande gezerrt haben, wenn dieser nicht als Vertreter des Odysseus gegolten hätte? (Nebenbei bemerkt, dieser Vorgang beweist an und für sich schon, daß dort nicht von einer Tragödie die Rede ist; mußte doch in einer solchen eine Hauptperson, wie der Ithakesier es ist, durch einen Schauspieler, nicht durch den Chorführer, dargestellt sein!) Nur ein weiterer Schritt auf der uns durch unzweideutige Zeugnisse gewiesenen Bahn ist es aber, wenn die aus dem „ästhetischen Papyrus" neu auftauchende Meldung, im vollen Einklang mit der in der Poetik c. 15 enthaltenen Notiz, uns lehrt, daß jener Chorführer nicht nur passiv, sondern auch aktiv, durch den Vortrag eines Klageliedes, die Rolle des Odysseus darstellte. Und als das eigentlich gewichtige Ergebnis des neuen Fundes tritt uns eben die Erkenntnis entgegen, daß der Dithyrambos, „auch nachdem sich die Tragödie" und das Satyrspiel „aus ihm abgezweigt hatten", das seinem Wesen innewohnende dramatische Element in noch reicherem Maße bewahrt und entfaltet hat, als wir bisher mit voller Sicherheit zu behaupten vermochten: genauer gesprochen, daß im „lyrischen Drama" der jüngeren Richtung der Chorführer und der Flötenspieler in ein Verhältnis zueinander traten, nicht ganz unähnlich demjenigen, das zur Zeit, da jene zwei dramatischen Gattungen sich aus dem gemeinsamen Mutter-

schoße losrangen, zwischen dem Chorführer und dem einen Schauspieler bestanden hatte.[1]

Hier könnte ich schließen, wenn es nicht noch auf zwei Einwürfe und Bedenken Susemihls zu erwidern gälte. Nachdem er nämlich die Frage aufgeworfen hat, die wir im voranstehenden zu beantworten versucht haben, fährt er wie folgt fort: „Entschieden dagegen" (nämlich gegen das Vorkommen von Sologesängen im Dithyrambos) „spricht die Äußerung von Platon in der Politeia III, 394 C *τῆς ποιήσεως . . . ἡ μὲν διὰ μιμήσεως ὅλη ἐστίν . . . τραγῳδία τε καὶ κωμῳδία, ἡ δὲ δι' ἀπαγγελίας αὐτοῦ τοῦ ποιητοῦ (εὕροις δ' ἂν αὐτὴν μάλιστά που ἐν διθυράμβοις) ἡ δ' αὖ δι' ἀμφοτέρων ἔν τε τῇ τῶν ἐπῶν ποιήσει, πολλαχοῦ δὲ καὶ ἄλλοθι* . . .[2] Und dazu kommt noch, daß Rohde meines Erachtens sehr wahrscheinlich gemacht hat (Rhein. Mus. 34, 572 Anm. 2 [= Kleine Schriften I, 376 f.]), Timotheos habe überhaupt keine Dithyramben, sondern ausschließlich kitharodische Nomen gedichtet und komponiert." Um mit dem letzteren Einwand zu beginnen: daß Thimotheos Dithyramben gedichtet hat, steht jetzt durch die von Köhler bekannt gemachte, auf den „Elpenor" dieses Dichters bezügliche choragische Inschrift (Athenische Mitteilungen X, 231) unumstößlich fest, ein Umstand, den Susemihl, der diesen Hinweis in meinem

[1] Wie weit freilich dieses Markieren individueller Züge getrieben ward, inwiefern es mit Solovorträgen des Flötenspielers verknüpft und wieder durch die ihm zufallende Aufgabe des Akkompagnierens (*προσαυλεῖν*) eingeschränkt war; darüber Bestimmteres behaupten zu wollen, wäre um so vermessener, als uns ja das Verhältnis der dramatischen Zutaten zum episch-lyrischen Grundstock des Dithyrambos überhaupt nicht im einzelnen bekannt ist. Im allgemeinen wird man bei diesem Hineinspielen einer Darstellungsweise in eine andere eine ebenso diskrete Behandlungsart voraussetzen dürfen wie etwa bei der Bemalung der plastischen Bildwerke.

[2] [Hier hatte ich weiteren Zweifeleien Susemihls wohl in allzu ausführlicher Weise begegnet. Nur eines sei wiederholt. An der Zugehörigkeit des „Kyklops" zu der „Odyssee" des Timotheos kann niemand zweifeln, und damit scheint die entsprechende Frage auch für das Werk des Philoxenos entschieden.

Aufsatz vorfand, auffallenderweise übersehen hat. Wir können uns daher der Mühe entschlagen, die von Rohde für seine These vorgebrachten Argumente einer eingehenden Prüfung zu unterziehen oder auch nur zu fragen, ob es irgend geraten war, in dem *ὁμώνυμος* des thebanischen Flötenspielers, welchen Lucian (Harmon. 1) als den Dichter des Dithyrambos „Der rasende Aias“ namhaft macht, einen anderen zu vermuten als den berühmten Milesier, oder ob Bergk nicht auch die „kreißende Semele“ mit vollstem Rechte als ein Erzeugnis desselben Poeten bezeichnet hat (S. L. G. III[4], 619). Die platonische Äußerung aber besagt nicht mehr, als daß der Philosoph Beispiele der reinen *ποίησις δι' ἀπαγγελίας* in Erzeugnissen der dithyrambischen [775] Poesie mehr als in solchen anderen Dichtgattungen angetroffen hat. Daß diese Charakteristik aber für alle Werke dieser Gattung, daß sie speziell für jene der neueren Richtung gälte, die hier allein in Betracht kommt, deutet er mit keinem Worte an. Auch stünde solch eine Behauptung nicht nur mit der Autorität des Aristoteles (Probl. 19, 15 *οἱ διθύραμβοι, ἐπειδὴ μιμητικοὶ ἐγένοντο*), sondern mit zahlreichen unzweideutig bezeugten Tatsachen in grellstem Widerspruch. Oder wer könnte wohl Dichtwerke, bei deren Darstellung individuell kostümierte, ja sogar berittene Personen auf der Bühne erschienen (siehe Bergk a. a. O. S. 531—35), die „durch äußerliche Pracht und sinnlichen Reiz zu fesseln“ und selbst mit der Tragödie zu wetteifern suchten, noch zum Typus der bloß und ausschließlich erzählenden Poesie gerechnet haben?

Ich schließe mit einem Nachtrag zu dem Aufsatz, dessen Inhalt Susemihl zu bestreiten unternommen hat. Meine Aufstellung, daß die im Et. M. 630, 41 angeführte, aus mindestens vier Büchern bestehende „Odyssee“ des Timotheos einen Dithyrambenkranz dieses Dichters bezeichnet, findet an Analogien der älteren lyrischen Dichtung eine erhebliche Stütze. Mehr als ein Buch zählte die „Oresteia“ des Stesichoros (Bergk, S. L. G. III[2], 219). Von seinen „*Νόστοι*“ könnte man dies nur dann bezweifeln, wenn die soeben ge-

nannte Parallele nicht vorhanden wäre. Und jene, gleichwie die „Iliupeisis“ desselben Dichters und des Sakadas (ebd. 203. 212. 213), waren lyrische Bearbeitungen umfangreicher epischer Stoffe, d. h. doch, sie bildeten, wie wir sagen würden, je einen Balladen- oder Romanzenzyklus.

Nachtrag.

[Seitdem diese Aufsätze zum erstenmal veröffentlicht wurden, sind die „Perser“ des Timotheos in einer Papyrushandschrift aufgefunden und durch v. Wilamowitz-Möllendorf kritisch bearbeitet worden (Leipzig 1903). So wertvoll dieser Fund als das erste umfangreiche Stück einer ganzen Literaturgattung auch ist, auf die eben behandelten Fragen in betreff der Kunstform des Dithyrambos wirft dieser kitharodische Nomos kein Licht.

Die in Ansehung jener Fragen oben gewonnenen Ergebnisse haben die Zustimmung von Christ-Schmidt (Griech. Lit.-Gesch. I[5] 237—241) gefunden. Auch darf ich einige diese Resultate bestätigende Mitteilungen aus einer Zuschrift von Emil Reisch (Athen, 16. Februar 1887) hier beifügen:

„Der Irrtum, daß Timotheos keine Dithyramben gedichtet haben könne, geht offenbar darauf zurück, daß er als *κιθαρῳδός* gepriesen ward. Daß aber in jener Zeit, wo eine feste Grenzlinie zwischen Nomen und Dithyramben kaum gezogen werden kann, Kitharöden auch Dithyramben dichteten, das beweist auch noch das Beispiel eines anderen Mannes, des Nikokles, Sohn des Aristoteles, unter dessen Siegen *Λήναια διθυράμβῳ* verzeichnet sind (Rhein. Mus. 39, 298).

Auch was Sie über die dramatische Rollenverteilung im Dithyrambos gesagt haben, halte ich für zweifellos gesichert. Dadurch finden auch die choregischen Inschriften von Orchomenos, C. J. G. 1579 f., ihre Erklärung, wo neben dem Auleten nicht, wie in älterer Zeit, der Didaskalos, sondern „der Sänger“ genannt wird. Daß es sich hierbei um Dithyramben handelt, geht aus der Weihung an Dionysos mit Sicherheit hervor.

Was endlich den „Dithyrambenkranz" des Timotheos betrifft, so gibt es, glaube ich, auch dafür eine interessante Analogie in einem Epigramme des Alcaeus, welches, so viel ich mich erinnere .... noch nicht die richtige Verwertung gefunden hat. Es steht in der Planudea (in Dübners Appendix I, 7).

Σύμφωνον μαλακοῖσι κερασσάμενος θρόον αὐλοῖς
Δωρόθεος γοεροὺς ἔπνεε Δαρδανίδας
καὶ Σεμέλας ὠδῖνα κεραύνιον, ἔπνεε δ' ἵππου
ἔργματ' — κτέ.

Wir haben also auch hier eine Reihe berühmter Dithyramben, deren Stoff zum Teil der troischen Sage entlehnt ist."

9. Nachlese zu den Bruchstücken der griechischen Tragiker.[1]

Die nachfolgenden Blätter waren nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Ihr Inhalt ward August Nauck mitgeteilt, als ein kleiner Beitrag zu seiner Neubearbeitung der Tragicorum graecorum fragmenta, deren Erscheinen in naher Aussicht steht. Es geschieht auf Grund des ausdrücklichen Wunsches meines hochverehrten Freundes, daß ich einen Teil der ihm zugemittelten Bemerkungen der Öffentlichkeit übergebe, und zwar bestimmt mich zweierlei, diesem Wunsche Folge zu leisten: die Einrichtung jenes großen Werkes, welche der Begründung textkritischer Vorschläge nur den allerknappsten und Interpretationsversuchen so gut als keinen Raum gewährt; dann aber auch das subjektive Moment des persönlichen Geschmackes, welches sich selbst bei dem entschiedensten Streben nach methodischer Strenge auf diesem Gebiete nicht völlig ausschließen läßt. Dasselbe bewirkt, daß Meinungsverschiedenheiten niemals ganz zu vermeiden sind und das Urteil auch des hervorragendsten Kenners nicht den Charakter der Endgültigkeit besitzt. So erfreulich es mir daher war, eine Anzahl meiner Vorschläge von Nauck gebilligt zu sehen, so haben sich doch auch nicht selten Differenzen ergeben. Manche meiner Aufstellungen vermochte dieser Forscher sich nicht oder doch nur mit erheblichen Vorbehalten anzueignen: in anderen Fällen freilich ist das Maß von Zuversicht, welches er meinen Versuchen entgegenbrachte, über meine eigenen Erwartungen hinaus-

[1] Wien 1888. Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften, Bd. 116, 1. Heft, S. 3ff.

gegangen. Hier wie dort schien es mir im Interesse der
4 Sache geboten, meine Gründe sowohl als den Grad von
Sicherheit, den sie zu gewährleisten scheinen, dem Leser unumwunden und so eingehend, als der Gegenstand es jedesmal erfordert, darzulegen. Getilgt wurden (von den Emendationsversuchen abgesehen, die eine nähere Begründung nicht zu erheischen schienen) die Hinweise auf die Vorschläge anderer, wenngleich nicht ohne jede Ausnahme, ferner — mit dem gleichen Vorbehalt — Emendationen, welche Nauck als schon von Früheren vorweggenommen bezeichnet hat, endlich jene Herstellungsversuche, von deren Unhaltbarkeit mich derselbe überzeugt hat, sei es, daß die überlieferte Textgestalt sich als unversehrt erweisen, sei es, daß der Schaden sich in gelinderer oder ansprechenderer Weise heilen ließ, als mir dies gelungen war.

Zu Äschylus Frg. 35 [= 37[2]]: *ἀγὼν γὰρ ἄνδρας οὐ μένει λελειμμένους* vgl. man Adespot. 242 [= 298[2]]: *ἀγὼν γὰρ οὐ μέλλοντος ἀθλητοῦ μένει | ἀλκήν.* Diese Zusammenstellung lehrt gleichzeitig, daß Nauck Recht hatte, den letzteren Vers einem Tragiker zuzuschreiben, und daß Herwerden fehlgriff, als er (Exercit. crit. 2—3) in dem ersteren Vers *ἀγὼν* in *ἄγων* verändern und übersetzen wollte: *ducens enim viros non inferiores alacritate.*

Auch dem rätselhaften Bruchstück Äschylus Frg. 349 [= 259[2]) mag es frommen, wenn man Sophocl. Frg. 806 zu seiner Aufklärung herbeizieht: *παῖδας γὰρ οὓς ἔφυσ' ἀναλώσας ἔχει.* Beide Fragmente werden wohl aus Satyrdramen stammen, und in betreff des Äschyleischen Bruchstücks mag Heaths Vermutung: *σύ τοι μ' ἔφυσας, σύ με καταφθιεῖν* (vielmehr *καταφθίσειν*) *δοκεῖς* der Wahrheit am nächsten kommen.

Sophocles frg. 58.

G. H. Müllers (Emendatt. Sophocleae p. 81) von Wecklein gebilligte Restitution der schwer entstellten Verse läßt sich noch etwas ansprechender gestalten, wenn man aus

ὦ ἀκούετ' statt *οὐκ ἀκούετ'* das zugleich gewähltere und paläographisch näher liegende *εἰσακούετ'* gewinnt, somit:

> *βοᾷ τις· εἰσακούετ' ἢ μάτην κλύω;*
> *ἅπαντα γάρ τοι τῷ φοβουμένῳ ψοφεῖ.*

Sophocles frg. 83. 5

> *δοκῶ μέν, οὐδείς· ἀλλ' ὅρα μὴ κρεῖσσον ᾖ*
> *καὶ δυσσεβοῦντα τῶν ἐναντίων κρατεῖν*
> *ἢ δοῦλον αὐτὸν ὄντα τῶν πέλας κλύειν.*

Bei der Besprechung dieses Fragments in meiner Schrift: „Die Bruchstücke der griechischen Tragiker und Cobets neueste kritische Manier“ (Wien 1878) [hier S. 47f.] habe ich den dritten Vers mit Cobet für verderbt erklärt und mich bemüht, den angeblichen Fehler der Überlieferung in gelinderer Weise, als der holländische Kritiker dies vermocht hat, zu beseitigen. Gern benütze ich den sich darbietenden Anlaß zu einer Richtigstellung des damals Geäußerten. Der von mehreren Seiten erfolgte Einspruch hat mich nämlich von der Grundlosigkeit meiner Annahme und von der Fehlerlosigkeit des Textes überzeugt. Die Argumente, welche Kollege v. Hartel in der Zeitschr. f. österr. Gymn. (1878, S. 16) angedeutet, ein seither verstorbener Freund (Eduard Wessel) mündlich und Vahlen brieflich in größerer Ausführlichkeit vorgebracht haben, darf ich mit des letzteren Worten hier wiederholen: „In Nr. 8, S. 18 haben Sie nach meiner Meinung Cobet schon zu viel eingeräumt: ich glaube nämlich nicht, daß der doppelte Gegensatz ausgedrückt sein mußte, und meine, daß dies durch *καὶ δυσσεβοῦντα* eingeschlossen werde. Es ist nämlich das Ganze, wie ich es verstehe, keine Sentenz, sondern ein Motiv aus einer *ῥῆσις*, das man sich etwa so vervollständigen kann: „Wer wollte nicht *εὐσεβῶν* lieber herrschen als dienen? Ich denke, keiner. Aber sieh' zu, ob nicht selbst *δυσσεβῶν* zu herrschen besser ist als selbst Sklave sein und auf andere zu hören?“ Denn auch *αὐτόν* erscheint mir durchaus am Platz und der ganze Ausdruck in seiner Fülle *ἢ δοῦλον αὐτὸν ὄντα τῶν πέλας*

κλίνειν dem Gedanken angemessen. Gerade an der Wort- und Gedankenfülle, die wir in ganzen Stücken uns leicht gefallen lassen, nehmen wir in Bruchstücken, wie Sie selbst ein und das andere Mal bemerken, zu leicht ungegründeten Anstoß.“ (Brief vom 27. Dezember 1877.)

In dem ebenso schönen als entsetzlich verderbten Bruchstück 154 [= 153[2]] des Sophokles, um dessen Herstellung insbesondere Meineke sich die größten Verdienste erworben hat, glaube ich mindestens ein Wort mit Sicherheit emendieren zu können, nämlich *κτῆμα* Vers 7, welches ich durch *πῆγμα* ersetzen will:

> *τέλος δ' ὁ χυμὸς* (*κρυμὸς* Meineke) *οὐθ' ὅπως ἀφῇ*
> (*οὔτ' ἀποσπᾶσθαι?*)*θέλει*
> *οὔτ' ἐν χεροῖν τὸ πῆγμα σύμφορον μένειν.*

Sophocles frg. 179.

> *καὶ γὰρ χαρακτὴρ αὐτὸς ἐν γλώσσῃ τί με*
> *παρηγορεῖ Λάκωνος ὀσμᾶσθαι λόγου.*

[Mein Herstellungsversuch ist ebenso wie jener Gottfried Hermanns antiquiert, seitdem Gennadios und Herwerden (s. Index Tragicae Dictionis p. 11) das evident Richtige gefunden und *αὐτὸς ἐν γλώσσῃ* durch *αὐτόθεν γλώσσης* ersetzt haben: sofort bei den ersten Worten, die sie sprach, ließ Helenas Mundart (*χαρακτῆρ γλώσσης*) in ihr eine Lakonerin erkennen. *Αὐτόθεν* begegnet auch im Ödipus auf Kolonos 637.] — Auf

Sophocles frg. 286

komme ich nur zurück, um meinem Herstellungsversuch (Herodot. Stud. II [40], 558: *Νόει πρὸς ἄνδρα χρῶμα πουλύπους ὅπως* | *πέτραν τραπέσθαι γνησίου φρονήματος*, eine denselben schützende Bemerkung nachfolgen zu lassen. Ich hätte nämlich darauf hinweisen sollen, daß die Auslassung des zweiten *πρός* (vor *πέτραν*) keineswegs so beispiellos dasteht, wie dies nach Cobets Ausführungen, Var. lect.[2] 164, und der darauf gegründeten Änderung von Antiphanes. Fab. incert. 68 (III,

155 Meineke) scheinen könnte. Daß jener Eingriff: *πρὸς γὰρ τὸ γῆρας ὡς πρὸς* (statt *ὥσπερ*) *ἐργαστήριον* grundlos ist, war mir seit lange klar (nicht zur Zeit freilich, da ich Beiträge zur Kritik und Erklärung III [17], 577 schrieb) und freue ich mich, dies nunmehr von Kock (Com. att. frg. II, 116) anerkannt und in ausreichender Weise erhärtet zu sehen. Über

Sophocles frg. 433 [= 436²]

muß ich notgedrungen mit einiger Ausführlichkeit handeln. Dasselbe lautet bei Nauck:

> *πλήθουσι γάρ τοι κἀνέμων διέξοδοι*
> *θήλειαν ὄρνιν, πλὴν ὅταν τόκος παρῇ.*

Der Schreibung *πλήθουσι* bei Plutarch (Mor. II, 875a, 12 Dübn.) steht *λήθουσι* bei Diogenes IV, 35 gegenüber, wo eine witzige Anwendung der Verse berichtet wird, die man dem Arkesilaos nacherzählte. Es fragt sich, welche Lesart den Vorzug verdiene und was somit als Sinn und Absicht des Verspaars zu gelten habe.

Ich halte die aus den Plutarch-Handschriften stammende Schreibung für unrichtig, aber freilich nicht für einen Fehler der Überlieferung. Plutarch selbst schrieb so, wie das folgende *ὑποπίμπλησι* lehrt. Allein er zitierte falsch, wie ich erweisen zu können glaube. Zunächst mag die Präsumtion allerdings für den Moralisten von Chäronea als den älteren und besseren Gewährsmann zu sprechen scheinen. Diese allgemeine Vorvermutung wird jedoch in diesem besonderen Falle dadurch wettgemacht, daß der jüngere Zeuge den Namen des Dichters und seines Werkes (*ἔστι δὲ ταῦτα ἐκ τοῦ Οἰνομάου τοῦ Σοφοκλέους*) anführt, mithin eine gute und genaue Vorlage benützt hat, während Plutarch, der nichts Derartiges tut, sehr wohl nur aus unsicherer Erinnerung zitieren mag. Doch wenden wir uns von der Vorfrage zur Sache selbst. Hier nehme ich zuvörderst an dem Verfahren Anstoß, welches wir, sobald die plutarchische Schreibung als die richtige gilt, bei Arkesilaos voraussetzen müssen. Er hat dem Worte *τόκος* einen anderen Sinn beigelegt, als es im Originale besitzt. Dies macht seinem Witz alle Ehre, wenn er das

Original im übrigen unverändert ließ. Aber mit dem Doppelsinn einer Dichterstelle spielen und zugleich das Zitat de fond en comble, nämlich in dem für die Bedeutung desselben entscheidenden Wort umgestalten — dies darf als der Gipfel der Frostigkeit gelten. Doch mag dieses eine Witzwort des geistreichen Akademikers immerhin ein frostiges gewesen sein: die Sache ist damit nicht zu Ende. Die Verse selbst sind sinnlos, sobald man *πλήθουσι* liest. Denn was soll dies heißen: „die Winde befruchten die Henne (oder welcher immer der weibliche Vogel sein mag) außer zur Zeit der Befruchtung (oder des Eierlegens)?" Man hat demgemäß eine Lücke nach Vers 2 angenommen; allein Dübner oder wer dies sonst noch tat, hätte schwerlich zu sagen vermocht, was jene vermeintliche Lücke sollte enthalten haben. Hingegen bedarf es weder dieser gewaltsamen Annahme, noch einer mit Etymologie und Sprachgebrauch kaum vereinbaren 9 Deutung des Wortes *διέξοδος*,[1] wenn wir die Lesart bei Diogenes für die ursprüngliche halten. Und schließlich stimmt zu der letzteren Annahme die Tatsache, daß *πλήθω* in alter Sprache, so viel ich sehen kann, niemals transitiv gebraucht wird. Bei Thukydides, Xenophon, Platon, in den Bruchstücken der Komiker begegnet unser Verbum (wenn den Spezialwörterbüchern irgend zu trauen ist) lediglich in der Verbindung *ἀγορᾶς πληθούσης* (bzw. *πρὶν ἀγορὰν πεπληθέναι*, Meineke II, 265 [= 1, 153 Kock]): dem Aristophanes und den Rednern ist es überhaupt fremd, desgleichen dem Aristoteles; bei Äschylos erscheint es nur intransitiv (an drei Stellen), bei Sophokles bloß an dieser, bei Euripides an einer Stelle (Frg. 1054 [= 1069²]), nach meiner Auffassung derselben, bei den Tragici minores durchaus nicht. Das älteste Beispiel des transitiven Gebrauchs bietet wohl ein dem 1. Jahrhundert v. Chr. Geb. angehöriges Widmungsepigramm aus Kyzikos dar (874a Kaibel). Somit erscheint der Schluß als gerecht-

[1] Denn daß *διέξοδοι* so viel als *ἐκκρίσεις*, *ἐκπνοαί* bedeuten könne, wird wohl niemand dem Suidas glauben wollen. Es ist dies augenscheinlich eine unserem — mißverständlich aufgefaßten — Fragment, dem sie vorangeht, auf den Leib geschriebene Erklärung.

fertigt, daß Sophokles *λήθουσι* geschrieben hat,[1] mochte er nun die Entstehung von Windeiern[2] oder die Erzählungen von der Befruchtung des Steinhuhns[3] durch den vom Männchen her streichenden Wind dabei im Auge haben. Und das Bild konnte wohl nur zur Illustrierung des Gedankens dienen: Gar vieles, worauf die Menschen nicht achthaben, solange ihre Interessen dabei nicht ins Spiel kommen, wissen sie, sobald letzteres der Fall ist, gar sorglich zu erspähen und 10 gar treulich zu beachten. Weiß doch auch die Henne nichts von Nord- und Süd-, von West- und Ostwind, außer zur Frühlingszeit, wo ihr der Zephyr — nach alter Sage — Befruchtung bringt und sie seinen Hauch begierig einsaugt. — Zu

Sophocles frg. 527, 3 [= 530, 3²]

halte ich meinen Vorschlag, *ἀκῶν* statt *κακῶν* zu lesen (Die Bruchstücke usw. 37 [hier 68 f.]), den Henri Weil (Revue critique 1878, n. 8) lebhaft gebilligt, Nauck² in den Text gesetzt, v. Hartel (a. a. O.) und Rühl (Jahrb. 1878, 316) hingegen bestritten haben, entschieden aufrecht. Vielleicht hilft die nachfolgende Übertragung der drei Verse die dagegen erhobenen Bedenken zerstreuen:

> Denn wer in arger Not, von Zorn entflammt,
> Heilmittel wählt, weit schwerer als das Leid,
> Das ist ein Arzt, der nicht zu heilen weiß.

---

[1] So wird der Vers im Thesaurus s. v. *διέξοδος* geschrieben, mit der sachgemäßen Übertragung: „*aves ventorum tum demum vias sentire, quum instat partus*“. Dindorf schreibt in den Poetae scenici *πλήθουσι*, im Lexic. Sophocl. hingegen, Ellendt folgend, *λήθουσι*.

[2] Aristot. *π. ζ. γεν.* 3, 1 (749 a, 34 sqq.). *ζ. ἱστ.* 6, 2 (560 a sqq.): *ζεφύρια δὲ καλεῖται τὰ ὑπηνέμια ὑπό τινων, ὅτι ὑπὸ τὴν ἐαρινὴν ὥραν φαίνονται δεχόμεναι τὰ πνεύματα αἱ ὄρνιθες.* Vgl. ebend. c. 1: *ἡ δ' ὥρα τῆς ὀχείας καὶ οἱ τόκοι* („die Verhältnisse des Legens“, Aubert und Wimmer) *οὐ πᾶσιν ὁμοίως ἔχουσιν . . . οἱ δὲ πλεῖστοι τῶν ὀρνίθων τίκτουσι τὴν ἐαρινὴν ὥραν.* Desgleichen Plin. n. h. X, § 166.

[3] Aristot. *ζ. ἱστ.* 5, 5 (541 a, 26): *αἱ δὲ πέρδικες ἂν κατὰ ἄνεμον στῶσιν αἱ θήλειαι τῶν ἀρρένων, ἔγκυοι γίνονται κτέ.* Vgl. ebend. 6, 2 (560 b, 12) und *π. ζ. γεν.* 3, 1 (751 a, 13): *ἔτι δὲ αἱ πέρδικες . . . ὀσμώμεναι τοῦ ἄρρενος . . . αἱ μὲν πληροῦνται αἱ δὲ τίκτουσι παραχρῆμα.* Vgl. Athen. 9. 389 e; Aelian. de n. an. 17, 15; Antigon. 81 (87) = Paradoxogr. ed. Westerm. p. 81, 13—14. Plin. n. h. X, § 102. Lewes, Aristotle p. 288.

Sophocles frg. 658 [= 870^2] (Strabo VII, p. 295).

Oreithyia wird von Boreas entführt:

ὑπέρ τε πόντον πάντ' ἐπ' ἔσχατα χθονός
νυκτός τε πηγὰς οὐρανοῦ τ' ἀναπτυχάς
Φοίβου παλαιὸν κῆπον —.

Hier will ich nur die Frage anregen, ob *κῆπον* erklärbar und nicht vielmehr durch *σηκὸν* zu ersetzen sei. Doch da ich einmal Strabo in der Hand halte, so mag ein handgreiflicher Textfehler, zu dessen Heilung eben diese Seite den richtigen Weg weist, erwähnt und beseitigt werden. XII, 550 ist augenscheinlich zu schreiben: *ὁμοίως δὲ καὶ Βροῦγοι καὶ Βρύγες καὶ Φρύγες οἱ αὐτοί, καὶ Μυσοὶ ⟨καὶ Μοισοί⟩, καὶ Μαίονες καὶ Μῄονες*, ähnlich wie es an unserer Stelle (c. 2) heißt: *ᾤκουν δ' ἐφ' ἑκάτερα τοῦ Ἴστρου καὶ οὗτοι καὶ οἱ Μυσοὶ Θρᾷκες ὄντες καὶ αὐτοὶ καὶ οὓς νῦν Μοισοὺς καλοῦσιν, ἀφ' ὧν ὡρμήθησαν καὶ οἱ νῦν μεταξὺ Λυδῶν καὶ Φρυγῶν καὶ Τρώων οἰκοῦντες Μυσοί. καὶ αὐτοὶ δ' οἱ Φρύγες Βρίγες εἰσὶ . . . . . καὶ Βιθυνοὶ*
11 *καὶ Θυνοὶ κτέ.* Man vergleiche auch XII, 542: *εἴρηται δ' ὅτι καὶ αὐτοὶ οἱ Μυσοὶ Θρᾳκῶν ἄποικοί εἰσι τῶν νῦν λεγομένων Μοισῶν.* Somit erweist sich Deimlings aus XII, 550 abgeleitete Folgerung: „Er hält also Myser und Mäoner für einen und denselben Stamm“ (Die Leleger, S. 80) als völlig hinfällig.

Sophocles frg. 616 [= 620^2]

erscheint mir durch Madvigs Vorschlag (Adversar. I, 230), *τὸν δ' εὐτυχοῦντα πάντ'* zu schreiben (statt *τὸ δ' εὐτυχοῦν ἅπαν*), nahezu vollständig geordnet. Nur die Adversativpartikel, in der ich einen Rest des N von *τὸν* erblicke, möchte ich tilgen; und außerdem wollte ich auf den Parallelvers des Euripides (Frg. 662, 1 [= 661^2]) hinweisen: *οὐκ ἔστιν ὅστις πάντ' ἀνὴρ εὐδαιμονεῖ.* In anderer Richtung bietet ein Vers des Astydamas (Frg. 8) *ἕν' ἄνδρα δ' εὑρεῖν τοῦτόν ἐστι δυσχερές*, auf den wir späterhin zu sprechen kommen, gleichfalls eine Parallele zu unseren Versen:

τὸν εὐτυχοῦντα πάντ' ἀριθμήσας βροτῶν
οὐκ ἔστιν ὄντως ὅντιν' εὑρήσεις ἕνα.

An ἀριθμήσας nehme ich keinen Anstoß. Der Dichter will sagen, daß, wenn man die Gesamtheit der Menschen durchgeht und der Reihe nach vornimmt, man in dieser ganzen ungeheuren Anzahl nicht Einen finden wird, bei dem jenes Kriterium zutrifft. Nicht allzu unähnlich drückt sich Aristoteles in der Poetik aus, c. 13, 1453a, 17—18: πρῶτον μὲν γὰρ οἱ ποιηταὶ τοὺς τυχόντας μύθους ἀπηρίθμουν (sie nahmen die Sagenstoffe, ohne Auswahl, der Reihe nach durch). — Wie hier Madvigs Emendation, so scheint mir Frg. 614 [= 618²] jene Meinekes: — τὸ γὰρ | γυναιξὶν αἰσχρὸν σὺν γυναῖκα (statt σὺν γυναικὶ) δεῖ στέγειν unbedingt sicher. Denn der durch die Tmesis so nachdrücklich hervorgehobene Begriff der Mithilfe: „jede Frau muß das Ihrige dazu beitragen, einen alle Frauen gemeinsam treffenden Schimpf zu verhüllen“, ist hier ebenso völlig angemessen, wie es, ich möchte sagen, unausweichlich war, daß diese Konstruktion mißverstanden und durch die Schlimmbesserung σὺν γυναικὶ verdrängt ward. Man vergleiche auch Euripid. frg. 684 [= 683²]: σοφοὶ δὲ συγκρύπτουσιν οἰκείας βλάβας. [Weder Weckleins Vorschlag (Über die Textesüberlieferung des Äschylus S. 357) τοὺς δ' εὐτυχοῦντας πάντας ἀθρήσας βροτῶν noch v. Wilamowitzens Versuch (zu Euripides Hippolyt S. 57) τὰ δ' εὐτυχοῦντα scheint mir gelungen.] — In

Sophocles frg. 683 [= 687²] 12

heben sich meines Erachtens die Worte ἣν φερέσβιος | Δηὼ βροτοῖσι χάρμα δωρεῖται φίλον so deutlich von der Umgebung ab, daß man sie und nur sie wohl unbedenklich dem von Antiphanes verspotteten Dichter zurückgeben darf.

Sophocles frg. 690 [= 694²].

Über die Anführung dieses Verses an zwei Stellen der Herculanensia Volumina habe ich in einem kleinen Aufsatz der englischen Wochenschrift „Academy“ gehandelt (15. Januar 1873), der, wie insbesondere Zellers und Überweg-Heinzes Stillschweigen über die den Metrodoros von Lampsakos betreffende Mitteilung zeigt, in Deutschland unbekannt ge-

blieben ist. Ich glaube daher nichts Überflüssiges zu tun, wenn ich den größeren Teil jener Notiz hier wiederhole, wobei ich neue Zusätze in eckige Klammern einschließe. Ich besprach daselbst das 3. Heft des 7. Bandes der Collectio altera, wie folgt:

Dieses neue Heft der herculanischen Rollen ist soeben veröffentlicht worden. Es enthält *Ignoti librum cujus titulus haud superfuit.* Die arg verstümmelten Blätter handeln über die Dichtkunst und gehören somit einer Schriftengruppe an, deren Ordnung infolge der polemischen Beziehungen, die zwischen im übrigen nahe verwandten Büchern bestehen, eine keineswegs leichte Aufgabe ist.[1] Allein diesmal wenigstens
13 können wir den Verlust des Titelblattes leicht verschmerzen, da der gesamte Inhalt und insonderheit das Wiedererscheinen des Herakleodoros (f. 100 und 103), eines der Gegner Philodems in seinem Buche *περὶ ποιημάτων* (II, 182 [jetzt auch
14 XI, 148)] kaum einen Zweifel darüber bestehen läßt, daß wir einen andern Teil jenes bändereichen Werkes vor uns haben.

Zwei Dinge, die uns in diesen Kolumnen aufstoßen, dürften allgemeineres Interesse erregen. Zunächst ein neues tragisches Fragment (f. 94 [jetzt Adesp. 25]):

πρός σε πελάζω, τὸν ὀπισθοβάτην
πόδα γηροκομῶν —

Worte, die ein Chorführer im Namen eines aus Greisen be-

---

[1] Vgl. z. B. VII, 107: mit IV, 174:

VII, 107	IV, 174
— *(τὸ τ)ὰ(ς ἀ)κο(ὰς ἔ)ξω τῶν εἰ(θ)ισ(μ)ένων γενομένας δοκ(εῖ)ν ἡ(ρω)ικῶν σωμά(τω)ν ἀκούειν. ἀλλὰ (μὴ)ν οὐδὲ τὰ τῶν πραγμάτων οἰκεῖα ῥήματα παραινεῖ λαμβάνειν κτἑ.*	— *(ὀν)ομάτων συντα(γ)ῆ(ν)αι καὶ τὰς ἀκοὰς δοκεῖν ἡρωικῶν σωμάτων ἀκούειν*
Oder VI, 155 = Pap. 994, 2 (Bodl. Facs.):	IV, 137 und 157 (wo sich das Ende des letzten Satzes vorfindet):
κἂν διὰ μηδὲν ἕτερον ἢ διὰ τὸν (ἦχ)ον γείνηται καὶ ἐ(πὶ) τῆς ἀηδόνος καὶ τῶν ἄλλων ὀρνέων, πῶς ἀποδεικτικόν ἐστι τοῦ (τὸ)ν ἐκ τῆς ἀρθρώσεως ἦχον ἀπ(ο)τελεῖν τινα (χ)άριν;	*ἕτερον . . . τὸν ἦχον . . . ἐπὶ τῆς ἀη(δόνος καὶ ἐ)πὶ τῶν ἄλλων ὀρνέων. οὕτω τοίνυν καὶ ἐπὶ τῶν ἑλληνιζόντων ὁ μὲν ἦχος ἀποτε(λ)εῖ τὸ ἴδιον κατὰ τὴν (χ)ά(ριν?)· ἢ δεινὸν ἂν εἴη (τὸ) διὰ*

stehenden Chores spricht (*τὸ παρεῖναι καμπύλας βακτηρίας ἔχοντας πρεσβύτα*(ς). Hart dagegen begegnen wir einer An-

---

τὸν ἑλληνισμὸν ἀποστερεῖσθαι. περισπᾶται δ' ἴσως ὑπὸ ἄλλων τινῶν, οἷον (*ὅτα*)*ν ἐπὶ τοῦ*(*δε κατ' ἰ*)*δίαν Σοφοκλῆς* (*εἴπ*)*ῃ· „ναῦται δ' ἐμηρύ*(*σαν*)*το νη*(*ὸς ἰσχά*)*δα“· φερόμεθα γὰ*(*ρ ἐφ' ὃ βο*)*ύλεται καὶ ὁ* (*ποητ*)*ής, οὐ*(*κ*) *ἐπὶ τ*(*ὸν κ*)*αρπό*(*ν, ὥσπ*)*ερ ἴσως γενομέν*(*ης τινὸ*)*ς πλη*(*γ*)*ῆς πρὸς* (*τὴν ἀκ*)*οήν, ἐν ᾗ μᾶλλον ἄν τις ἐξεδέξατο τὸν καρ*(*π*)*όν. τ*(*ὸ δ' α*)*ὐτὸ καὶ* (*ἐ*)*π' ἄλλων συμβαίνει πλειόνων.*

Es mag auf den ersten Blick phantastisch und willkürlich erscheinen, wenn ich das Ende einer Kolumne mit dem Anfang einer anderen, durch zwanzig dazwischenliegende Kolumnen davon getrennten verbinde. Allein der fragliche Papyrus gehört zu der Gattung, welche in der Officina dei Papiri den Namen Scorze erhalten hat. Es sind dies Rollen, welche bei der Aufwickelung zerstört worden sind und zerstört werden mußten, und bei denen daher die Kolumnenfolge keine andere als eine zufällige sein kann. So wird eine Anführung aus dem Ion des Euripides (237—240), welche f. 136 beginnt, f. 140 fortgeführt und beendet. [Nauck hatte den Anfang derselben, ich den Schluß erkannt. Vgl. dieses Gelehrten Krit. Bemerkungen VII, 170.] Der Papyrus 1081, der Gegenstand der obigen Notiz, bestand gleichfalls aus Scorze.

Und ferner vgl. VI, 153, 154 = 994, 19 und 24

— *ὥστε τοῦ λε*(*γ*)*ομέν*(*ου*) *βουληθεὶς ὑπόδειγμα παραθεῖ*(*ν*)*αι περ*(*ισ*)*πώμενον ὑπὸ διανοημ*(*άτων τοῦτο*) (?) *κατεχώρισεν, οὐχ ἡ*(*μεῖς*). *οἷον γάρ, φησίν, καὶ ὅταν Σοφοκλῆς εἴπῃ „ναῦται δ' ἐμηρύσαντο νηὸς ἰσχάδα“.* (*φε*)*ρόμεθα γὰρ ἐφ' ὃ βούλε*(*τα*)*ι κ*(*αὶ*) *ὁ ποητής, οὐ*(*κ ἐπ*)*ὶ τὸν* (*κ*)*αρπόν, καίπερ ἴσ*[*σ*]*ως γεν*(*ο*)*μέ*(*νης*) *τινὸς πληγ*(*ῆς*) *πρ*(*ὸ*)*ς* (*τ*)*ὴν* (*ἀκοὴν ἐ*)*ν* (*ᾗ μᾶλλο*)*ν* (*ἄ*)*ν τις ἐξεδ*(*έξα*)*το τὸν καρ*(*πὸν. τὸ*) *δ' αὐτὸ καὶ ἐπ'* (*ἄλ*)*λων συμβαίνειν* (*π*)*λειόνων, ὡς κα*(*ὶ*) *ἐπὶ τῶν ἄλλων συμβαίνειν ὑπολαμβά*(*νομεν*).

παρ(*α*)*θεωρ*(*ητ*)*έον δ' ἅμα καὶ τὸ φύρειν ὁμοῦ δ*(*ι*)*άνοιαν ἀκοῇ λέγοντα γείνεσθαί τινα πληγὴν πρὸς τὴν ἀκοήν, ἐν ᾗ μᾶλλον ἄν τις ἐξεδέξατο τὸν καρπόν. ἀλλὰ τὸ —*

Ein Versuch, diese Stelle zu restituieren, der nicht mehr als teilweise erfolgreich sein konnte, ist von Bücheler, Rhein. Mus. 25, 623 unternommen worden. Ebenso läßt sich zeigen, daß ein Teil von IV, 127 mit VI, 144 identisch war. Der *ἡμίοπτος ἰχθύς* VII, 94 bezieht sich auf IV, 177. [Ich bin jetzt, da Kemkes Durchforschung der Musikbücher Philodems uns in die Arbeitsweise dieses philosophischen Literaten genauere Einblicke eröffnet hat, zu der festen Überzeugung gelangt, daß alle diese Stücke Bestandteile eines Werkes, *Φιλοδήμου περὶ ποιημάτων*, sind, indem der detaillierten Wiedergabe gegnerischer Meinungen in früheren Büchern die Bestreitung derselben in späteren Partien gefolgt ist.

führung aus Euripides (*ἥκω φέρων σοι τῶν ἐμῶν βοσκημάτων*, Electr. 494 Nauck). Ob nicht auch das erste Bruchstück dem Euripides angehört? Dies können ähnliche Stoßseufzer, wie eben in Electr. 489—492 oder Frg. 868 [= 876²]: *τρομὸν δράμημα γηραιοῦ ποδός* mindestens vermuten lassen. „Seine Alten klagen immer“ — so bemerkt schon Schlegel, Dramaturg. Vorlesungen, Werke V, 138 — „über die Gebrechlichkeiten des Alters“. Allein ein Gegenstand von weit tieferem Interesse ist die klarere Einsicht, die wir nunmehr in das allegorische System des Metrodoros von Lampsakos, des Schülers des Anaxagoras, gewinnen mittels des f. 90, welches sich — mit Ausnahme der ersten Zeile — vollständig und mit Leichtigkeit herstellen läßt: *καὶ περ(ὶ) νόμ(ων) κα(ὶ ἐ)θισ(μ)ῶν τῶ(ν) πα(ρ') ἀν(θρώ)πο(ις). καὶ τὸν Ἀ(γα)μέμνονα μὲν αἰθέρα εἶναι* (cf. Hesych. *Ἀγαμέμνονα· τὸν αἰθέρα Μητρόδωρος ἀλληγορικῶς*), *τὸν (Ἀ)χιλλέα δ' ἥλιον, τὴν Ἑλέ(ν)ην δὲ γῆν καὶ τὸν Ἀλέ(ξα)νδρον ἀέρα, τὸν Ἕκτο(ρα) δὲ σελήνην, καὶ τοὺς ἄλ(λου)ς ἀναλόγως ὠνόμασ(ται) τούτοις. τῶν δὲ θεῶν (τὴν) Δήμητρα μὲν ἧπ(αρ τὸν Διό)νυσον δὲ σπλῆ(να, τὸν Ἀ)πόλλω[ι] δὲ χολή(ν).*

So sehen wir denn, daß dieser antike Vorläufer unserer modernen Uschold und Forchhammer es an systematischer Folgerichtigkeit keineswegs fehlen ließ, und daß ihn, was immer sich auch gegen seine Methode einwenden lassen mag, der Vorwurf der Inkonsequenz, den man in einer Bemerkung Tatians zu finden geglaubt hat, jedenfalls nicht mit Recht treffen würde (adv. Graec. c. 37; vgl. Grote, History I³, 563, Zellers Philosophie der Griechen I⁵, 1019).

15 Sophocles frg. 808.

ὀργὴ γέροντος ὥστε μαλθακὴ κόπις
ἐν χειρὶ θήγει, ἐν τάχει δ' ἀμβλύνεται.

„Der Zorn eines Greises gleicht einer weichen Klinge, die im Nu geschärft ist, aber ebenso schnell wieder stumpf wird.“ Daß dies der Sinn des teilweise arg verderbten Bruchstücks sein muß, wird schwerlich jemand bezweifeln,

dem es gesagt wird.[1] Diesem Gedanken dürfte aber kaum eine gelindere Herstellung genügen als diejenige, auf welche ich vor vielen Jahren geraten bin und die noch früher R. Enger (Gymnas.-Progr. von Ostrowo, 1863, S. 24) gefunden hatte: *ἀκαρῆ*[2] *τέθηκται, σὺν τάχει δ' ἀμβλύνεται.* Da Engers Vorschlag unbeachtet geblieben ist (vgl. Kocks sicherlich verfehlten Versuch in Jahrb., Suppl.-Bd. VI, 1, 246), so wiederhole ich ihn hier — indem ich von seinem Alternativvorschlag *ἀκ. τε θήγει* absehe — mit dem Bemerken, daß das zur Meidung des Hiats erforderliche *σὺν* schon von Matthiae vorgebracht ward, und daß der Schreibung *θήγει* höchstwahrscheinlich *θήγετ'* voraufging. Die Elision konnte als statthaft gelten (hat doch selbst Valckenaer noch *αὔξετ'* in Eurip. frg. 1016 [= 1029²] hineinkorrigiert! Diatrib. 163b), und *θήγετ' ἐν* empfahl sich für *τέθηκται σὺν,* sobald dieses neben *ἐν χειρὶ* keinen Platz im Verse fand. So dürfte der Ursprung der Corruptel in der irrigen Lesung des seltenen Anfangswortes (etwa AKAPEI, zunächst AXAPEI geschrieben) zu suchen sein. Man vergleiche auch Theodect. frg. 9, 2—3: *παρακελεύομαι δέ σοι | τεθηγμένῳ νῦν —.* Daß *ἀκαρῆ* im übrigen bei den Tragikern nicht gelesen wird, darf angesichts seines so wenig häufigen Vorkommens (einmal z. B. bei den attischen Rednern, einmal im Corpus platonicum!) füglich als Zufall gelten.

Sophocles frg. 822.

λύσω γὰρ εἰ καὶ τῶν τριῶν ἓν οἴσομαι.

Den Schlüssel[3] zum Verständnis dieses Verses liefert Zenobios VI, 11 (Paroemiogr. I, 164): *τὰ τρία τὰ εἰς τὸν θάνατον· μέμνηται ταύτης Ἀλέξανδρος ἐν Αἰπόλοις. Ἀριστείδης μὲν οὖν φησὶν ὅτι ὁ μαντευόμενος ἐν Δελφοῖς σεσημα-*

[1] Vgl. Aristot. Rhet. II, 1390a, 12: *καὶ οἱ θυμοὶ* (der Greise nämlich) *ὀξεῖς μέν, ἀσθενεῖς δέ εἰσιν —.*

[2] Enger schrieb *ἀκαρεί.*

[3] Darauf hat bereits Nauck auf Grund brieflicher Mitteilung von mir kurz hingewiesen, Euripidis Tragoed. III², p. XVIII. Doch hielt ich es für zweckdienlich, die Grundlagen meines Ergebnisses dem Leser vorzulegen.

σμένον ἐλάμβανε τὸν χρησμόν· καὶ προείρηται (l. *προείρητο* mit dem Athous in Millers Mélanges p. 356, 1) *αὐτῷ, εἰ λύσει πρὸ τῆς νενομισμένης ἡμέρας, ἕξει μίαν τῶν τριῶν· ἢ γὰρ τῶν ὀφθαλμῶν αὐτὸν ἔδει στερηθῆναι ἢ τῆς χειρὸς ἢ τῆς γλώττης. ἄλλοι δὲ φασὶν ὅτι* (l. *ὅτι ἐπὶ τῶν τριάκοντα* nach Flor. und Varianten zu Zenobios) *τῷ καταγινωσκομένῳ θάνατον τρία προσεφέρετο, ξίφος βρόχος κώνειον.*

Sophocles frg. 823.

ὠνὴν ἔθου καὶ πρᾶσιν ὡς Φοῖνιξ ἀνὴρ
Σιδώνιος κάπηλος —.

Meineke hat *Σιδώνιος* als Glossem erkannt; daß aber statt *κάπηλος* zu setzen ist *παλιγκάπηλος*, lehren die vorangehenden Worte des Pindar-Scholions: *οἱ γὰρ Φοίνικες παλιγκάπηλοι, καὶ Σοφοκλῆς κτέ.*

Sophocles frg. 850 [= 849[2]].

μή μοι κρυφαῖον μηδὲν ἐξείπῃς ἔπος·
κλῇθρον γὰρ οὐδέν· ὡς δ' ἂν εὐπετὲς λάβοις,
γλώσσης κρυφαῖον οὐδὲν οὐ διέρχεται.

Die letzten zwei Verse glaube ich mit Benützung zweier Cobetscher Vermutungen, *ᾧδ'* und *εὐπαγὲς*[1], also ordnen zu sollen:

κλῇθρον γὰρ οὐδὲν ᾧδ' ἂν εὐπαγὲς λάβοις
γλώσσης, κρυφαῖον οὐδὲν οὗ διέρχεται.

Für *διέρχομαι* mit dem Genetiv beachte man Soph. Trach. 717 (mit Naucks Anmerkung) oder Frg. trag. adesp. 72, 1 [Eurip. 901[2]] (*πολλάκι μοι πραπίδων διῆλθε φροντίς.*)

---

[1] Mnemos. N. S. V, 246 (früher in Mnem. IX, 89): *ᾧδ' ἂν εὐεργὲς* (oder *εὐπαγὲς*) *λάβοις, γλώσσης δι' οὗ κρυφαῖον οὐ διέρχεται.* Unzulänglich erscheint G. Hermanns Behandlung des Bruchstückes (Opusc. IV, 176); allzu gewaltsam dünken mich Kocks (Jahrb., Suppl.-Bd. VI, 1, 245) und F. W. Schmidts (Krit. Stud. I, 278) Versuche. [Ein noch passenderer Ersatz des überlieferten *εὐπετὲς* wäre *εὐστεγές*, ein von *εὖ* und *στέγω* regelmäßig gebildetes Adjektiv, gegen das nur, wohl aber nicht entscheidend, sein fast vollständiges Fehlen in den uns erhaltenen Literaturdenkmälern spricht.]

Sophocles frg. 878 [= 881²] 17

hat jetzt also zu lauten:

ὅταν τις ᾄδῃ τὸν Βοιώτιον νόμον,
τὰ πρῶτα μὲν σχολαῖον, εἶτα δ' εὔτονον —.

Der zweite Vers ist nämlich jüngst aus einer von L. Cohn (Zu den Parömiographen, Breslau 1887) verglichenen Pariser Handschrift dem Bruchstück zugewachsen, wobei ich nur *εὔτονος ἀεί* zu *εἶτα δ' εὔτονον* verbessert habe. [So schon vor Erscheinen dieser Blätter O. Crusius im Lit. Centralblatt 1887, Nr. 45, Spalte 1534.] Cohns Zurückhaltung („in den verderbten Worten *τὰ πρῶτα — ἀεί* steckt vielleicht ein neuer Trimeter des Sophokles“ S. 70) war nicht eben durch die Tatsachen gefordert. Auch die von jener Handschrift gebotene Erklärung erscheint als die allein richtige: *Βοιώτιος νόμος· ἐπὶ τῶν τὰς ἀρχὰς ἠρεμούντων, ὕστερον δὲ* (ohne *τοῖς κακοῖς*) *ἐπιτεινόντων*. Dem Dichter diente das Bild wohl sicherlich zur Illustrierung einer aus leisen Anfängen zu gewaltiger Stärke anschwellenden Leidenschaft.

Euripides frg. 15.

ἴδοιμι δ' αὐτῶν ἔκγον' ἄρσεν' ἀρσένων·
πρῶτον μὲν εἶδος ἄξιον τυραννίδος·
πλείστη γὰρ ἀρετὴ τοῦθ' ὑπάρχον ἐν βίῳ,
τὴν ἀξίωσιν τῶν καλῶν τὸ σῶμ' ἔχειν.

Den Anfang des Verses 3 glaube ich jetzt in zugleich gelinderer und angemessenerer Weise herstellen zu können, als dies früher Herwerden (Exerc. crit. p. 31) oder mir (bei Nauck, Eurip. Trag. III², p. XV) gelungen war, indem ich schreibe:

πλείστη γὰρ ἀρετῆ⟨ς⟩ τοῦθ' ὑπάρχον ἐν βίῳ.

Die drei Worte bedeuten so viel als *τὸ πλεῖστον τῆς ἀρετῆς μέρος;* vgl. Plato Resp. III, 416b: *τὴν μεγίστην τῆς εὐλαβείας* oder die ähnlichen Wendungen bei Aristoteles Poet. c. 1. 1447a, 15 oder de coelo 298b, 2.

Euripides frg. 23.

ἀλλ' ἢ (l. εἰ) τὸ γῆρας τὴν Κύπριν χαίρειν ἐᾷ,
ἥ τ' (l. δ') Ἀφροδίτη τοῖς γέρουσιν ἄχθεται.

Nur so befriedigt meines Erachtens das Verspaar die Anforderungen der Sprache und des Geschmackes. Es enthält 18 eine schalkhafte Erwiderung auf die Keuschheitsrenommage eines Alten. Zum leichten Anakoluth vgl. Sophocl. frg. 855 [= 854²]: *εἰ σῶμα δοῦλον, ἀλλ' ὁ νοῦς ἐλεύθερος,* oder Eurip. frg. 1051 [= 1066²]: *εἰ τοῖς ἐν οἴκῳ χρήμασιν λελείμμεθα, | ἡ δ' εὐγένεια καὶ τὸ γενναῖον μένει,* — Stellen, die sich wechselseitig stützen und erklären helfen, so daß Naucks wiederholt geäußerter Zweifel an der Richtigkeit seiner eigenen Schreibung von 1051 [= 1066²] *in.* („*fortasse νῦν legendum*") wohl grundlos ist. — F. W. Schmidts Vorschlag *ἀλλ' ἢ — εἴτ'* beseitigt den grammatischen Anstoß, beläßt aber das Bruchstück so salzlos, wie es vorher war (Anal Soph. et Eurip. p. 130).

Euripides frg. 29.

σιγᾶν φρονοῦντα κρεῖσσον εἰς ὁμιλίαν
πεσόντα· τούτῳ δ' ἀνδρὶ μήτ' εἴην φίλος
μήτε ξυνείην, ὅστις αὐτάρκη φρονεῖν
πέποιθε δούλους τοὺς φίλους ἡγούμενος.

Nicht in jeder beliebigen Gesellschaft wird oder soll der Verständige schweigen, wohl aber im Kreise derjenigen, die ihn an Einsicht übertreffen. Es ist daher Vers 1 zweifellos nicht *κρεῖσσον,* sondern *κρείσσον'* zu schreiben (was übrigens schon Monk bei einer gelegentlichen Anführung des Fragments, zu Hippol. 19, getan hat). Freilich hebt diese unbedingt gebotene graphische Änderung den Satz aus seinen Angeln. Am rätlichsten erscheint die Annahme, daß ein *φήμ' ἐγώ* oder ein ähnlicher Ausdruck der Zuversicht unmittelbar vorangegangen sei, womit die Notwendigkeit einer durchgreifenden Umgestaltung wegfällt, von der Art wie: *χρὴ τὸν φρονοῦντα κρείσσον' εἰς ὁμιλίαν | πεσόντα σιγᾶν· τῷδε μήτ' κτέ.* [Man vergleiche auch den verwandten Gedanken bei Epicharm

frg. 165 Kaibel = 19 Lorenz: *ἀλλὰ καὶ σιγῆν ἀγαθόν, ὄκκα παρέωντι κάρρονες.*] — Von

Euripides frg. 53 [= 52^2]

gilt noch immer, was Nauck vor 32 Jahren geäußert hat: „*scriptura et metrum incertum*". Nur so viel möchte ich behaupten, daß Vers 8 nicht viel anders gelautet haben kann als: *νόμῳ δὲ γαυρῶν αὐτὰ διακρίνει χρόνος,* während in Vers 4 der kontrastierende Gedanke: „die Natur oder die Erde hat zwischen Edel und Unedel nicht unterschieden" enthalten und somit eine Negation vor *ἔκρινε* (*διὰ δ' οὐκ ἔκρινε*) vorhanden sein mußte. Vgl. Sophocl. frg. 529 [= 532^2], Eurip. frg. 22 und 1027.

Euripides frg. 72 [= 71^2].

Die Worte des Berichterstatters: *αἷμα γάρ, φησί, σὸν μήτηρ ἀπενίψατο,* führen im Verein mit der Erklärung: *τουτέστι καθάρσει τινὶ τὸν τῆς μητροκτονίας ἀπενίψατο μολυσμόν* und mit der Erinnerung an jene Lustrationsbräuche, welche Heraklit verspottet hat (*καθαίρονται δὲ αἵματι μιαινόμενοι ὥσπερ ἂν εἴ τις ἐς πηλὸν ἐμβὰς πηλῷ ἀπονίζοιτο,* frg. 130 Byw. [= 5 Diels]) wohl am ehesten auf einen Vers wie dieser:

αἵματι σὸν αἷμα, μῆτερ, ἐξενίψατο.[1]

Darin wird eine nicht minder bittere Kritik enthalten sein, als der ephesische Weise seinerzeit geübt hatte.

Euripides frg. 112 [= 111^2].

τί δῆτα μοχθεῖν δεῖ γυναικεῖον γένος
φρουροῦντας; αἱ γὰρ εὖ τεθραμμέναι πλέον
σφάλλουσιν οἴκους[2] *τῶν παρημελημένων.*

So lauten die Verse in den Handschriften (nur *γένος* ward von Meineke [und früher schon von Hartung, Euripides

[1] Die Worte *μῆτερ, ἐξενίψατο* hat S. Mekler gefunden (Euripidea, S. 61) und sie dem bei Apollodor (III, 7, 6) erwähnten Bruder des Alkmeon, Amphilochos in den Mund gelegt.

[2] [*ἡμᾶς* bei Nauck[1] kann nur auf einem Versehen beruhen, da *οἴκους* ohne Angabe einer Variante in Meinekes wie in Henses Stobaeus, Floril. 74, 17 und jetzt auch bei Nauck[2] erscheint.]

restitutus II, 179] aus *γάμον* gewonnen) und so scheinen sie mir auch fernerhin lauten zu sollen. Denn der Widerspruch, welchen Nauck (Observat. crit. p. 35) zwischen *φρουροῦντας* und *αἱ — εὖ τεθραμμέναι* wahrzunehmen glaubt und der zur Änderung eines oder des anderen Wortes nötigen soll, ist wohl mehr scheinbar als wirklich. Bestand doch die weibliche Erziehung zu allen Zeiten und im griechischen Altertum (zumal in Athen) noch weit mehr als heutzutage in der Fernhaltung schädlicher Einflüsse, in sorgsamster Behütung der heranwachsenden Mädchen. Man vergleiche, was Becker-Hermann, Charikles III, 264 anführen, desgleichen das Gegenbild zum athenischen Erziehungsideal bei Euripides selbst, Andromache 595 ff.

20

Euripides frg. 145 [= 144[2]].

μὴ τὸν ἐμὸν οἴκει νοῦν· ἐγὼ γὰρ ἀρκέσω.

Hier sei mir die exegetische Bemerkung gestattet, daß diese witzige Wendung (die an das bekannte Scherzwort: „Warum zerbrichst du dir meinen Kopf?“ erinnert) — sicherlich zur Abwehr unerbetener Ratschläge diente und auf Phrasen fußt von der Art wie: *τὸν ἐμὸν οἰκεῖν οἶκον οὐκ ἐᾷς ἐμέ;* oder *ἐγὼ γὰρ τὸν ἐμὸν οἰκήσω δόμον* (Iph. Aul. 331; Phoen. 602).

Euripides frg. 162.

ἀνδρὸς δ' ὁρῶντος εἰς Κύπριν νεανίου
ἀφύλακτος ἡ τήρησις, ὡς κἂν φαῦλος ᾖ
τἄλλ', εἰς ἔρωτα πᾶς ἀνὴρ σοφώτερος·
ἢν δ' ἂν προσῆται Κύπρις, ἥδιστον λαβεῖν.

Dieses Bruchstück der euripideischen Antigone gilt mir als durch Musgraves, Naucks und anderer Bemühungen völlig geordnet (denn ob man *ἀφύλακος ἡ τήρησις* mit Meineke oder *ἄπρακτος ἡ τήρησις* mit Nauck schreiben will, ändert am Sinne nichts), bis auf einen Buchstaben, von dessen Einsetzung aber die ganze Auffassung des anziehenden Fragmentes bedingt ist. Ich will nämlich Vers 4 schreiben: *ἢν δ' αὖ,* wie schon Wagner mit Boissonade geschrieben hat. Doch weicht meine Deutung der Worte *ἥδιστον λαβεῖν* von

jener Wagners ab, der im übrigen das Bruchstück befriedigend erklärt hat. Der liebegierige Jüngling (so fasse ich das Ganze auf) macht unsere Nachstellungen zu nichte: sobald sich ihm aber die Kypris hold erweist, ist es ein Leichtes, ihn zu ertappen. Denn so klug und verschlagen sich auch der sonst Unbegabte erweisen mag, solange es ihm gilt, an das Ziel seiner Sehnsucht zu gelangen, so läßt ihn doch die erhörte Liebe, der Taumel des ersten Genusses alle Vorsicht vergessen. Man vergleiche in der Inhaltsangabe dieses Dramas: — *φωραθεῖσα μετὰ τοῦ Αἵμονος.*

Euripides frg. 163.

ἀνδρὸς δὲ φαύλου χρυσὸς ἀμαθίας μέτα
ἄχρηστος, εἰ μὴ κἀρετὴν ἔχων τύχοι.

Diese, wie mich dünkt, einfachste und natürlichste Herstellung des Bruchstücks (überliefert ist *ἀνδρὸς φίλου δέ*, wozu Nauck mit Recht bemerkt: „*sanum non puto*") wäre wohl schon längst gewählt worden, wenn nicht die Scheu vor Tautologie daran gehindert hätte. Jene Scheu ist aber unbegründet, wie z. B. Frg. 211 [= 212[2]] zeigen kann:

εἰ νοῦς ἔνεστιν· εἰ δὲ μή, τί δεῖ καλῆς
γυναικός, εἰ μὴ τὰς φρένας χρηστὰς ἔχοι.

Euripides frg. 173.

οἰκεῖος ἀνθρώποισι γίγνεσθαι φιλεῖ
πόλεμος ἐν ἀστοῖς, ἢν διχοστατῇ πόλις.

Thudichums, von Wagner angenommene Erklärung dieses Bruckstücks: „*bellum in urbe in intimas domos penetrare solere, si civitas in partes scissa sit*", wird sich schwerlich gegenwärtig jemand anzueignen vermögen. Ich kann im ersten Worte nur ein Prädikat vermuten, welches den Bürgerkrieg und seine Schrecknisse in ähnlicher Weise kennzeichnet, wie dies z. B. durch Herodot geschieht: *στάσις γὰρ ἔμφυλος πολέμου ὁμοφρονέοντος τοσούτῳ κακίον ἐστὶ ὅσῳ πόλεμος εἰρήνης.* (VIII, 3.) Ich schlage daher vor, *οἰκεῖος* in *οἰκτρότατος* zu verwandeln. (Vgl. Frg. 965 [= 975[2]]: *χαλεποὶ πόλεμοι γὰρ ἀδελφῶν.*) [Ich lasse diese Darlegung stehen, obgleich ich

an ihrer Richtigkeit irre geworden bin, hauptsächlich durch die Erinnerung an Aeschylus Eumen. 848: *θυραῖος ἔστω πόλεμος* und an Solon IV, 27 — Bergk II⁴ p. 37 —: *οὕτω δημόσιον κακὸν ἔρχεται οἴκαδ' ἑκάστῳ*, worauf mich v. Hartel brieflich aufmerksam gemacht hat. Die Tautologie ist wahrscheinlich zu dulden und der Sinn dieser: „wenn der Zwiespalt der Parteien überhand nimmt, dann droht dem Staat häuslicher Krieg — *οἰκεῖος* im Gegensatz zum *θυραῖος* — unter den Bürgern".]

Euripides frg. 200 [= 201[2]].

καὶ μὴν ὅσοι μὲν σαρκὸς εἰς εὐεξίαν
ἀσκοῦσι βίοτον, ἢν σφαλῶσι χρημάτων,
κακοὶ πολῖται· δεῖ γὰρ ἄνδρ' εἰθισμένον
ἀκόλαστον ἦθος γαστρὸς ἐν ταὐτῷ μένειν.

Daß die letzten Worte „graviter affecta" sind, wird jedermann zugeben.[1] Schwieriger ist es, die Heilung zu finden. In die Irre geht sicherlich jeder Versuch, der an der Phrase *ἐν ταὐτῷ μένειν* zu rütteln wagt, die ebenso gedankengemäß ist, 22 als sie durch den euripideischen Sprachgebrauch, und zwar eben an dieser Versstelle, geschützt erscheint. Vgl. Helen. 1026: *Ἥρας δὲ τὴν ἔννοιαν ἐν ταὐτῷ μένειν.* Ion 969: *τὰ θνητὰ τοιαῦτ'· οὐδὲν ἐν ταὐτῷ μένει.* Troad. 350: — *ἀλλ' ἔτ' ἐν ταὐτῷ μένεις.* (Ähnlich Bacch. 1261: Sophocl. frg. 103 [= 102[2]] und was zu Herodot I, 5 angeführt wird.) Dadurch scheint Kocks Konjektur (Jahrb., Suppl.-Bd. VI, 1, 228) beseitigt. Die Worte *εἰθισμένον ἀκόλαστον ἦθος* aber sind wie an sich angemessen, so durch die analoge Wendung des Parallelfragments 284 [= 282[2]], nämlich Vers 8: *ἔθη γὰρ οὐκ ἐθισθέντες καλὰ* jedem Zweifel entrückt. So bleibt bloß *γαστρὸς* als Gegenstand der Konjekturalkritik übrig; und da kann ich nur meine Überzeugung dahin aussprechen, daß es

[1] Damit hatte ich zu viel gesagt. Denn Cobet findet hier keine Schwierigkeit (Mnem. N. S. V, 255). Er verbindet *ἀκόλαστον ἦθος γαστρός* und fügt hinzu: „*Quorum si quis opes amisit* (*σφαλεὶς χρημάτων*) *nihilo minus helluo et gulosus est quam fuerat ante, id est ἐν ταὐτῷ μένει*". *μένει* — dies mag hingehen, aber auch *δεῖ* — *ἐν ταὐτῷ μένειν*?

anderen nicht besser als Enger (Rh. Mus. 23, 538) gelingen wird, durch die bloße Änderung von *γαστρὸς* — sei es allein oder in Verbindung mit Heimsoeths *λῇ γὰρ ὧδ'* (statt *δεῖ γὰρ ἄνδρ'*) — das Ursprüngliche wiederzugewinnen. Nur die Annahme einer Lücke vermag meines Erachtens hier Rat zu schaffen. Dies dürfte feststehen, auch wenn mein eigener Restitutionsversuch nicht den Beifall der Kundigen finden sollte. Ich vermute nämlich:

> *κακοὶ πολῖται· χρῆν γὰρ ἄνδρ' εἰθισμένον*
> *ἀκόλαστον ἦθος ⟨νηδύος θ' ἡσσημένον*
> *τύχης βεβαίως αἰὲν⟩ ἐν ταὐτῷ μένειν.*

„Denn wer an Zuchtlosigkeit gewöhnt und ein Knecht seines Bauches ist, der müßte (um ein guter Bürger zu bleiben) jeglichem Wechsel seines Loses entrückt sein." *νηδύος θ' ἡσσημένον* entnahm ich aus der Parallelstelle Frg. 284, 5 [= 282, 5²]: *γνάθου τε δοῦλος νηδύος θ' ἡσσημένος*. Daß, falls ich richtig urteile, der Gleichklang von issimenon und ithismenon den Ausfall verschuldet hat und *νηδύος* durch das Glossem *γαστρὸς* verdrängt ward, braucht kaum gesagt zu werden. In der letzteren Annahme, aber auch nur in dieser berühre ich mich mit F. W. Schmidt (Krit. Stud. II, 450: „Hier sieht dies Wort aus wie eine in den Text geratene Randglosse, durch welche die rechte Lesart verdrängt ist").

Euripides frg. 221 [= 220²].

> *πολλοὶ δὲ θνητῶν τοῦτο πάσχουσιν κακόν·*
> *γνώμῃ φρονοῦντες οὐ θέλουσ' ὑπηρετεῖν*
> *ψυχῇ τὰ πολλὰ πρὸς φίλων νικώμενοι.*

Der Wortlaut dieses Bruchstücks ist von mehreren Seiten, 23 darunter auch von Meineke angefochten worden; mit Unrecht, wie ich meine. Dieser hervorragende Kritiker wollte *φίλων* in *κακῶν* ändern und überdies, wenngleich zweifelnd, *τύχῃ* anstatt *ψυχῇ* setzen (Jahrb. 1863, 384), wozu er nachträglich (Stob. Floril. IV, p. LXIV) bemerkte: „*non sufficit quod conieci τύχῃ*". Hieran anknüpfend schlug O. Hense vor, *γνώμῃ* durch *αὐτοὶ* zu ersetzen (Exercit. crit. p. 49 [andere

Vermutungen in Henses Ausgabe des Stobäos III, 665]) während Herwerden (Studia crit. p. 45) „*leni manu*“ *ψυχῆς* schreiben und mit *γνώμῃ* verbinden wollte. Die beiden zuletzt genannten Kritiker erklären *φίλων* ausdrücklich als Genetiv von *φίλοι* und offenbar hat auch Meineke das Wort so verstanden. Wer sich jedoch der euripideischen Lieblingsthese: *video meliora proboque, deteriora sequor* (Ovid. met. VII, 20) erinnert, der wird darüber klar sein, daß hier der Genetiv von *φίλα = ἡδέα* vorliegt (vgl. Troad. 466; Phoen. 1274) und daß *πρὸς φίλων νικᾶσθαι* nichts anderes ist als jenes *ἡδονῶν ἡττᾶσθαι*, dessen Realität von Euripides ebenso eifrig verfochten, als von Sokrates geleugnet ward. Ebensowenig läßt ein Blick auf Hippolyt. 377 ff.: *καί μοι δοκοῦσιν οὐ κατὰ γνώμης φύσιν κτέ.* oder auf Frg. 837, 2 [= 840, 2²]: *γνώμην δ' ἔχοντα μ' ἡ φύσις βιάζεται* einen Zweifel an der Richtigkeit der Überlieferung auch in bezug auf *γνώμῃ* bestehen; *ψυχῇ* endlich dient nur zur Variation des Ausdrucks und ist minder farblos, als ein bloßes *αὐτῇ* es wäre.

Doch da ich einmal bei den auf die Willensfrage bezüglichen Äußerungen des Dichters bin, so sei noch an Medea 1079: *θυμὸς δὲ κρείσσων τῶν ἐμῶν βουλευμάτων* und an Frg. 838 [= 841²] erinnert: *αἰαῖ, τόδ' ἤδη θεῖον ἀνθρώποις κακόν, | ὅταν τις εἰδῇ τἀγαθόν, χρῆται δὲ μή*, und desgleichen an Suppl. 486—487 [eine Stelle, deren Schwierigkeiten ich durch eine wohl allzu gewaltsame Mutmaßung zu beseitigen versucht habe].

24 Euripides frg. 245 [= 243²].

ὀλίγον ἄλκιμον δόρυ
κρεῖσσον στρατηγοῦ μυρίου στρατεύματος.

Hier befinden sich, wie ich meine, alle jene auf falscher Fährte, die im verderbten *στρατηγοῦ* einen Gegensatz zu *ἄλκιμον* suchen. Weder Henses *πονηροῦ* (Lection. Stobens. p. 17) noch F. W. Schmidts *ταπεινοῦ* (Krit. Stud. II, 454) scheint empfehlenswert. In Wahrheit bedarf es solch eines Gegensatzes nicht; denn ein *μύριον στράτευμα* kann an und für sich kein Elitekorps sein, und damit ist der Kon-

trast zwischen einer „erlesenen Schar von Tapferen" und dem nach Zehntausenden zählenden und darum notwendigerweise sehr verschiedenartige Bestandteile in sich schließenden Heere bereits gegeben.[1] So wird denn des Hugo Grotius Besserung *στρατηγῷ* schließlich das Feld behaupten, um so mehr, als der Satz: „eine Handvoll tapferer Streiter wiegt mehr als ein gewaltiges Heer" nicht schlechtweg und unbedingt, sondern nur unter einem bestimmten Gesichtspunkt als wahr gelten kann. Diesen liefert aber der einschränkende Zusatz *στρατηγῷ*, der zumeist an die leichtere Lenkbarkeit des an Umfang geringeren Truppenkörpers denken läßt. Und die Erinnerung an die Schwerfälligkeit der ungelenken Riesenheere, welche bei Marathon und Platää unterlagen, mochte ja dem Dichter, als er jene Verse schrieb, vornehmlich vor Augen stehen.

Euripides frg. 263 [= 261²].

ἔσωσα δούλην οὖσαν· οἱ γὰρ ἥσσονες
τοῖς κρείσσοσιν φιλοῦσι δουλεύειν βροτῶν.

So dunkel auch der Zusammenhang bleibt, welchem dieses Bruchstück des Archelaos angehört, so viel scheint klar, daß der begründende Satz *οἱ γὰρ ἥσσονες — βροτῶν* ein Kennzeichen oder Merkmal der *δουλεία* enthält. Ich vermute daher: *ἔγνων σε δούλην οὖσαν* — was als dramatisch belebterer Ausdruck vor Meinekes *ἐγῷδα* den Vorzug verdienen dürfte. 25

Euripides frg. 287 [= 285²].

Das Bruchstück des Bellerophontes, in welchem Euripides in einer mehrfach an Herodot I, 32 anklingenden Weise das Los des niedriggeborenen Reichen, des edelgeborenen Armen und endlich desjenigen vergleicht, dem die Vorzüge der Geburt wie des Reichtums gleichmäßig abgehen, hat die Kritik vielfach und mit vollem Rechte beschäftigt. Während jedoch

[1] Vgl. Eurip. Hecub. 606: *ἔν τοι μυρίῳ στρατεύματι | ἀκόλαστος ὄχλος ναυτική τ' ἀναρχία | κρείσσων πυρός, κακὸς δ' ὁ μή τι δρῶν κακόν.*

der (wie ich mit Sybel, De repetit. verbor. in fabul. Euripid. p. 29 denke) völlig tadellose und zum Teil durch die genau zutreffende Analogie von Alcest. 1093 (*αἰνῶ μὲν αἰνῶ, μωρίαν δ᾽ ὀφλισκάνεις*) bestens geschützte Vers 7 (*ἀλγεῖ μὲν ἀλγεῖ, παγκάλως δ᾽ ἀλγύνεται*) mit unnötigen Konjekturen heimgesucht ward, ist eine Verderbnis bisher ungebessert und nahezu unbemerkt geblieben, die minder augenfällig, aber kaum weniger tiefgreifend ist als jenes von Salmasius berichtigte *ζεύς τ᾽ ἂν ἀσχάλλῃ, ζεῦς τ᾽ ἀνασχάλει, ζεύς τ᾽ ἀνασχάλλει* der Handschriften im 10. Vers.

Das zweite jener „drei Schicksalslose" wird nämlich in den zwiefach (Stob. Floril. 96, 1 und 97, 16) überlieferten Versen 11—14 also beleuchtet:

11 *ὅστις δὲ γαῦρον σπέρμα γενναῖόν τ᾽ ἔχων*
12 *βίου σπανίζει, τῷ γένει μὲν εὐτυχεῖ,*
13 *πενίᾳ δ᾽ ἐλάσσων ἐστίν, ἐν δ᾽ ἀλγύνεται*
14 *φρονῶν, ὑπ᾽ αἰδοῦς δ᾽ ἔργ᾽ ἀπωθεῖται χερῶν.*

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß sich in den letzten zwei Versen auch nicht die Spur eines verständigen Gedankenfortschritts erkennen läßt. Wie hängt *ἐν δ᾽ ἀλγύνεται φρονῶν* oder *ἐν δ᾽ ἀλγύνεται* schlechtweg (wenn man *φρενῶν* liest und es an *αἰδοῦς* anschließt) mit dem Vorangehenden oder mit dem Folgenden zusammen? Was soll die Adversativpartikel *δέ* an der Spitze dieser drei aufeinder folgenden Sätze? Niemand hat diese Fragen beantwortet oder auch nur ernstlich aufgeworfen. Man hat es vorgezogen, 26 sie zu umgehen — durch Übersetzungen, die sich genau in dem Maße vom Original weiter entfernen, als sie einen verständlicheren Sinn gewähren. Fassen wir selbst Samuel Musgraves Übertragung als diejenige, die dem Richtigen unzweifelhaft am nächsten kommt, ins Auge, so finden wir, daß sie nur zum Teil durch die von ihm — und bisher von ihm allein — als nötig erachteten Änderungen gerechtfertigt wird und daß sie selbst dann noch keinen völlig genügenden Gedanken liefert. Sie lautet also: „*Qui autem superba nobilique stirpe ortus in re tenui versatur, genere quidem*

felix est, sed paupertate deprimitur, et licet contristetur, tamen prae pudore manuum laborem recusat.“

Ich frage nun: können die Worte *πενίᾳ δ' ἐλάσσων ἐστί* in Wahrheit das besagen, was Musgrave sie besagen läßt? Kann *εἰ* — was er und nur er statt *ἐν* schreiben will — allein so viel bedeuten als *licet* und läßt sich *δέ* hier durch *et* wiedergeben? Und wenn es sich so übersetzen ließe, erheischt denn der Zusammenhang eine kopulative und nicht vielmehr entweder eine begründende oder gar keine Partikel, da doch das Folgende augenscheinlich den Grund angibt, weshalb die Armut auf dem ahnenreichen Armen so besonders schwer lastet? Und nicht daß die Scham ihn abhält, sich der Armut zu erwehren, mag diese ihn auch noch so sehr (subjektiv) betrüben, sondern — mag diese ihn noch so schwer (objektiv) bedrücken, ist hier sicherlich der angemessene Gedanke. Das Recht, den Vers 14 als Nachsatz aufzufassen, hat sich Musgrave allerdings erworben, indem er — und wieder nur er — das schon durch seinen schwankenden Sitz verdächtige *δ'* zu tilgen vorschlug.

Doch genug — ich vermute, daß Euripides geschrieben hat:

> *πενίας δ' ἐλάσσων ἐστί· κεἰ βαρύνεται,*
> *φρενῶν ὑπ' αἰδοῦς ἔργ' ἀπωθεῖται χερῶν.*

Ich wende mich zur Begründung und Rechtfertigung dieser Änderungen. Die überlieferten Worte: *πενίᾳ δ' ἐλάσσων ἐστίν* können nichts anderes bedeuten als (wie Wagner sie in der Didotschen Ausgabe der Tragikerfragmente übersetzt) „*paupertate vero inferior est*“, inferior nämlich als der *ζάπλουτος δυσγενής*. Die Trivialität dieses Gedankens: „der edelgeborene Arme steht in betreff seiner Armut dem niedriggeborenen Reichen nach“, müßten wir uns vielleicht gefallen lassen, wenn ein derartiger direkter Vergleich zwischen den fraglichen drei Schicksalstypen in diesem Bruchstück überhaupt durchgeführt würde. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Jeder dieser Typen wird auf das Maß von Glück und Unglück, das ihm zuteil wird, geprüft, und ihre Vergleichung ist nur eine indirekte. So heißt es unmittelbar vorher: *τῷ*

γένει μὲν εὐτυχεῖ, nicht etwa *εὐτυχεῖ μᾶλλον* oder *εὐτυχέστερός ἐστιν ἐκείνου.* Noch entscheidender ist eine andere Erwägung. Das Folgende enthält augenscheinlich die Begründung des Gedankens: der arme Adelige wird von seiner Armut ganz besonders schwer bedrückt;[1] er muß im Kampf mit ihr unterliegen. Diesen Gedanken gewährt uns Badhams ebenso treffende als gelinde Besserung: *πενίας* statt *πενίᾳ.*[2] *πενίας ἐλάττων εἰμί* heißt nämlich: „ich bin der Armut nicht gewachsen, ich unterliege ihr", gerade wie *ἐλάττων χρημάτων* (cf. Thes. s. v. *ἐλαχύς*) so viel bedeutet als *ἥσσων χρημάτων.* Wenn aber in Verbindungen wie *χρυσοῦ, ἔρωτος, ἡδονῶν, κέρδους* usw. mit *ἥττων εἰμί* oder *ἡσσῶμαι* der Gedanke zum Ausdruck kommt: ich bin den Verlockungen des Goldes, der Liebe, der Lust usw. nicht gewachsen, so liegt dies nur an der Natur der betreffenden Begriffe, während den allerdings etwas selteneren, aber gleichfalls aus Schriftstellern der besten Zeit zu belegenden Wendungen von der Art wie: *ἡσσηθεῖεν τοῦ παρόντος δεινοῦ* (Thucyd. IV, 37), *τοῖς ἡττωμένοις τῶν φόβων* (Plato, Legg. I, 635d), *τῶν δὲ συμφορῶν μὴ λίαν ἡττωμένους* (Isocr. Panath. 31), *τοῦ πονεῖν ἡσσώμενοι* (Agatho frg. 7 — p. 593 [= 765²] Nauck), diese Bedeutungsnuance ebenso fremd ist wie unserer Stelle.

Für das nun folgende Satzglied: *ἐν* (oder *ἓν*) *δ' ἀλγύνεται* (mit oder ohne *φρονῶν*, wofür andere Handschriften *φρενῶν* bieten) ist es höchst bezeichnend, daß die einsichtsvollsten Übersetzer mit ihm in der allerfreiesten Weise schalten. Für Hugo Grotius ist *ἐν δὲ* ganz und gar nicht, *ἀλγύνεται* kaum vorhanden: „*hoc gravius illum dura paupertas premit*" (!). Wagner hilft sich durch die zugleich sprach- und gedanken-
28 widrige Übertragung: „*simulque dolet et prae animi pudore* —", während er übersetzen müßte: *inter alia vero dolet.* Erst die Schreibung *βαρύνεται* gibt uns das Recht, das Verbum so wiederzugeben, wie es Hugo Grotius mit Unrecht übertragen hat; unser *κεὶ* bringt den Satz als konzessiven Vorder-

---

[1] Vgl. Bauernfeld, Die Freigelassenen II, 154: „Eine Arme von Adel ist doppelt arm."

[2] Iphig. Taur. Praef. p. 8 (ohne ein Wort der Begründung).

satz mit dem Folgenden in die gedankenmäßig korrekte Verbindung, was Musgraves bloßes *εἰ* kaum zu leisten vermochte.[1] Die Schreibung *φρενῶν ὑπ' αἰδοῦς* endlich dürfen wir aus Stob. Floril. 97, 16 entnehmen (die andere Anführung ib. 96, 1 bietet *φρονῶν*[2] *δ' ὑπ' αἰδοῦς*) und mit *φρενῶν θράσος* bei Sophocl. Aias 46 vergleichen.

Zum Schluß dieser vielleicht allzu weitläufigen Darlegung darf ich vielleicht bemerken, daß mein Urteil über die Stelle längst feststand, ehe ich mit Musgraves zum Teil übereinstimmenden Vermutungen bekannt ward. Beobachten doch die neueren Herausgeber über dieselben tiefes Schweigen, wenn sie nicht geradezu Unwahres berichten. So findet man bei Matthiae und Wagner die Angabe, Musgrave lese Vers 13 *ἓν* statt *ἐν*. Dies steht aber bei diesem nur im Text, der eben die Vulgata seiner Zeit ist, wie sie der von Valckenaer in der Diatribe mit so vollem Recht gegeißelte Josua Barnes zurechtgemacht hatte. Unter dem Text aber liest man in der von Musgrave selbst besorgten Oxforder Ausgabe von 1778 III, 555a: „v. 13 lego *εἰ δ'* et v. 14 omitto *δ'*, quod MS. collatio nova post *αἰδοῦς* ponit." Und dazu allein stimmt seine Übersetzung, welche auch die große Glasgower Ausgabe getreulich wiedergibt.

Zu Euripid. frg. 288 [= 286^2] möchte ich auf die Parallelstellen Euripid. frg. 581 [= 577^2] und adespot. 388 [= 460^2] (daneben auch auf adespot. 72 [= Eurip. 901^2] und 253 [= 313^2], 29 desgleichen auf Sophocl. frg. 104 [= 103^2]) verweisen. Nicht

---

[1] Für *κεἰ* = *etsi* oder *etiamsi* gibt Dindorf im Lex. Sophocl. 242a ausreichende Belege.

[2] Lange Zeit wollte ich von dieser Lesart ausgehend *προγόνων ὑπ' αἰδοῦς* schreiben (vgl. Eurip. Suppl. 1117 *παίδων ὑπὸ πένθους*). Denn der Ahnenstolz, als zurückhaltendes Prinzip die „Ahnenscheu", der Ruf: *προγόνους καταισχύνεις σέθεν* (Iph. Aul. 505) ist es ja in der Tat, der dem verarmten Edelmann die Hände bindet, seine Armut so bitter und so hoffnungslos macht. Und gälte es eine Lücke auszufüllen, so würde ich an jener Vermutung unbedingt festhalten. Da jedoch *φρενῶν ὑπ' αἰδοῦς* den gleichen Gedanken, wenngleich in etwas matterer Weise ausdrückt, so darf man sich wohl dabei beruhigen.

minder zu Euripid. frg. 301 [= 299²] auf desselben Frg. 478 [= 475²], gleichwie auf adespot. 420 [= 501²] und 421 [= 502²].

Euripides frg. 294, 4—8 [= 292², 4—8].

Auf die Ermahnung, der Arzt möge die Natur der Krankheit genau erkunden und ihr die Heilmittel anpassen, folgt die Belehrung:

νόσοι δὲ θνητῶν αἳ μέν εἰσ' αὐθαίρετοι,
αἳ δ' ἐκ θεῶν πάρεισιν, ἀλλὰ τῷ νόμῳ
ἰώμεθ' αὐτάς. ἀλλά σοι λέξαι θέλω,
εἰ θεοί τι δρῶσιν αἰσχρόν, οὐκ εἰσὶν θεοί.

Wenn die Worte *ἀλλὰ τῷ νόμῳ* fehlerlos überliefert sind, so können sie sich nur auf die gottgesandten Leiden beziehen und auf deren Beseitigung durch rituelle Bräuche. Denn weder Musgraves „*sed ea lege corrigimus*", noch Hugo Grotius' „*queis ars medetur*" gibt das Original getreulich oder verständlich wieder. [Der Sinn ist vielleicht dieser: wir behandeln die Krankheiten in herkömmlicher, konventioneller Weise, die jenem — *φύσει* bestehenden — Unterschied keine Rechnung trägt. Ich vermutete ehemals: *ἀλλ' ἁπλῷ νόμῳ*.] Doch wie dem sein mag, statt *ἀλλά σοι κτέ.* wird man jedenfalls zu schreiben haben: *ἄλλο σοι λέξαι θέλω*, da ja ein neuer Gedanke eingeführt wird (vgl. das homerische und empedokleische *ἄλλο δέ τοι ἐρέω*.).

Euripides frg. 345 [= 336²].

εἰς δ' εὐγένειαν ὀλίγ' ἔχω φράσαι καλῶς·
ὁ μὲν γὰρ ἐσθλὸς εὐγενὴς ἔμοιγ' ἀνήρ,
ὁ δ' οὐ δίκαιος, κἂν ἀμείνονος πατρὸς
Ζηνὸς πεφύκῃ, δυσγενὴς εἶναι δοκεῖ.

Das von Nauck und Meineke beanstandete *Ζηνός* möchte ich durch den Hinweis auf eine ganz ebenso kühne und durchaus gleichartige Hyperbel zu schützen unternehmen. Aristoteles, der es liebt, die Wahrheit allgemeiner Sätze durch einen extremen Fall zu erproben, hat uns eine Fülle
30 gewagter Hyperbeln hinterlassen, darunter auch die nachfolgende (Polit. III, 13 fin.): Was soll man in dem Staat der

besten Verfassung mit dem Tugendbold anfangen, der alle anderen überragt? Niemand wird behaupten, man müsse einen solchen ausstoßen oder verbannen; aber ebensowenig wird man ihn den Befehlen der Obrigkeit unterordnen wollen: *παραπλήσιον γὰρ κἂν εἰ τοῦ Διὸς ἄρχειν ἀξιοῖεν* —. Was dem philosophischen Prosaiker — und noch überdies in einer seiner Lehrschriften — statthaft däuchte, wird man doch dem Dichter nicht verwehren wollen.[1] [Man vergleiche Epicurea frg. 602 und was dort Usener zusammengestellt hat. Auch Wotkes Epikureische Spruchsammlung Nr. 33.]

Euripides frg. 347, 1—3 [= 334[2]].

πολλοῖς παρέστην κἀφθόνησα δὴ βροτῶν,
ὅστις κακοῖσιν ἐσθλὸς ὢν ὅμοιος ᾖ,
λόγων ματαίων εἰς ἅμιλλαν ἐξιών κτέ.

Hier besitzt Vers 1 *παρέστην*, statt dessen die drei besten Handschriften des Stobäos *πάρεστι* bieten, allerdings keine urkundliche Gewähr; man wird aber an der Richtigkeit dieser naheliegenden Konjektur doch nur dann zweifeln wollen, wenn man (wie Herwerden, Exerc. crit. p. 47, und Nauck in der *ed. min.*) den Vers damit nicht für völlig geordnet hält. Dazu gibt die ungewöhnliche Anwendung von *φθονεῖν* Anlaß, weshalb ich die von Musgrave herbeigezogene Parallele, Euripid. frg. 701 [= 703[2]], den Kritikern von neuem in Erinnerung bringen möchte:

μή μοι φθονήσητ᾽, ἄνδρες Ἑλλήνων ἄκροι,
εἰ πτωχὸς ὢν τέτληκ᾽ ἐν ἐσθλοῖσιν λέγειν.

An dieser wie an jener Stelle zeigt *φθονεῖν* dieselbe nicht eben alltägliche Bedeutungsnuance des Unmuts und Un-

---

[1] Ich sehe nachträglich, daß schon Schneidewin (Philolog. V, 26) Naucks Widerstreben gegen die hyperbolische Ausdrucksweise dieses Bruchstücks zu überwinden versucht hat, und zwar durch den Hinweis auf eine noch näherliegende Parallele, Sophocl. Antigon. 486—487. Vielleicht gelingt es dem obigen Nachweis, die halbe Zustimmung, welche Schneidewin errang (Nauck in Philolog. VI, 387: „Somit kann Euripides *Ζηνός* geschrieben haben; doch scheint mir *ἴνις* gefälliger") in eine ganze zu verwandeln.

31 willens.[1] Hier wie dort (wo Grotius das Verbum mit „*indigne tuli*“, Musgrave mit „*animo succensui*“ übersetzt) wäre Herwerdens Einwand gleich zutreffend: „*nemo . . . eiusmodi hominibus . . . invidet*“. Was endlich dieses Gelehrten Bedenken gegen den Übergang von der Vielzahl zur Einzahl betrifft, so erledigen sie sich wohl durch unsere Bemerkungen zur nächsten Nummer. [Zurückgekommen bin ich auf dieses Bruchstück Beiträge V, S. 6.]

Euripides frg. 362, 1—3 [= 360[2]].

Wer diese drei vielbehandelten Verse ordnen will, hat einer doppelten Forderung zu genügen. Er muß den fehlenden Versfuß in Vers 3 ergänzen und zugleich dem Satzglied *ἥδιον ἐν βροτοῖσιν* (Vers 2) den unerläßlichen Abschluß schaffen. Beides scheint unser Vorschlag in angemessener Weise zu leisten:

τὰς χάριτας ὅστις εὐγενῶς χαρίζεται,
ἥδιον ἐν βροτοῖσιν, οἳ δὲ δρῶσι μὲν
χρόνῳ δὲ δρῶσι, δυσγενέστερον ⟨κλύει⟩.

Die chiastische Stellung von *εὐγενῶς* und *δυσγενέστερον* ist eine Schönheit, die man nicht (mit F. W. Schmidt) wegemendieren darf. Desgleichen der Doppelwechsel des Numerus,[2]

---

[1] Andere und ausreichende Belege für diese Bedeutung hat Lehrs, Popul. Aufsätze[2] 66—67 beigebracht. Nur darf man freilich Sophocl. Electr. 1466, wo ich mit Naucks und anderer Billigung gebessert habe, nicht hierher rechnen. Daß ein Mann wie Lehrs jene Stelle nur in so äußerst gezwungener Weise zu erklären vermocht hat, dies ist an sich ein nahezu genügender Beweis ihrer Verderbtheit, wie ich in dem Briefe, welcher die Mitteilung jener Textesberichtigung enthielt, bemerkt hatte. Da durfte es mich denn wohl heiter stimmen, als v. Wilamowitz einen Zweifel äußerte, „ob die Textverbesserer Lehrs über den Neid der Götter und Jahn über den bösen Blick gekannt haben“ (Hermes, 18, 225). Wer übrigens Aesch. Agam. 947 oder Eurip. Hipp. 497 *φθόνος* und *ἐπίφθονος* beseitigen wollte, ist mir unbekannt. In neueren Textausgaben wenigstens ist kein derartiger Versuch verzeichnet.

[2] Zum einfachen Wechsel des Numerus vgl. Krüger § 58, 4, 5; Heindorf zu Plato Protagor. 319d; Wecklein zur Medea Vers 220; Boeckh in Monatsber. der preuß. Akad. 1854, S. 275. Auch die englische Sprache duldet die gleiche Freiheit; z. B.: *everyone has a right*

von der Einzahl zur Vielzahl und von dieser zurück zu jener. Man vergleiche Plato Resp. I (344b—c): *ἐπειδὰν δέ τις πρὸς* 32 *τοῖς τῶν πολιτῶν χρήμασι καὶ αὐτοὺς ἀνδραποδισάμενος δουλώσηται, ἀντὶ τούτων τῶν αἰσχρῶν ὀνομάτων εὐδαίμονες καὶ μακάριοι κέκληνται, οὐ μόνον ὑπὸ τῶν πολιτῶν ἀλλὰ καὶ ὑπὸ τῶν ἄλλων, ὅσοι ἂν πύθωνται αὐτὸν τὴν ὅλην ἀδικίαν ἠδικηκότα* —. Beide Kunstmittel dienen in unserem Falle dazu, die zwei Glieder des Gegensatzes aufs engste zu einem Ganzen zu verstricken. Zu *ἐν βροτοῖσιν* — *κλύει* vergleiche man, wenn es not tut, Euripid. Electr. 930: *πᾶσιν δ' ἐν Ἀργείοισιν ἤκουες τάδε*; Aeschyl. Prometh. 868: *κλύειν ἄναλκις μᾶλλον ἢ μιαιφόνος*; Sophocl. Electr. 524: *κακῶς κλύουσα πρὸς σέθεν θαμά* (und mehrfach): Euripid. frg. 347, 5 [= 334²]: *κλύοντα δεινὰ πρὸς κακιόνων*; Aristoph. Nubb. 459—460: *ταῦτα μαθὼν παρ' ἐμοῦ κλέος οὐρανόμηκες | ἐν βροτοῖσιν ἕξεις* oder Odyss. δ, 710: *μηδ' ὄνομ' αὐτοῦ ἐν ἀνθρώποισι λίπηται.*

Euripides frg. 377 [= 376²].

οὐκ οἶδ' ὅτῳ χρὴ κανόνι τὰς βροτῶν τύχας
ὀρθῶς ἀθρήσαντ' εἰδέναι τὰ δαιμόνων.

Die Freiheit dichterischer Bildersprache in Ehren: aber einige Folgerichtigkeit wird man immerhin von ihr verlangen dürfen. Daß jemand „mit dem Richtscheid“ nicht mißt oder richtet, sondern „schaut“ oder „erwägt“ — solch eine Ausdrucksweise wird man vielleicht dort für zulässig halten müssen, wo das Bild ein bis zur Fadenscheinigkeit abgegriffenes und verschlissenes ist. Dies trifft jedoch in unserem Falle so wenig zu, daß vielmehr G. Kinkel mit Recht bemerken konnte, es komme „*κανών*, Richtschnur, in übertragener Bedeutung erst bei Euripides vor“ (Euripides und die bildende Kunst, S. 88). Auch wird man schwerlich irgend eine Verbindung von *ἀθρεῖν* (nicht mehr als von *ὁρᾶν, βλέπειν, θεωρεῖν* u. dgl.) mit einem Dativ nachzuweisen

---

to go to their own country (Washington Square, by H. James, Tauchnitz Edit. II, 141). — Der Doppelwechsel ist bei Eurip. Hipp. 79—81 von Porson wegemendiert worden; anderen gilt diese Lizenz als ein Verdachtsgrund gegen die Echtheit der Verse.

vermögen, der jenem *κανόνι* im entferntesten gliche; und selbst die Verbindung von *κρίνω* mit instrumentalen Dativen (z. B. Euripid. Electra 373—374 oder 384—385) ist eine ganz verschiedenartige. So halte ich denn an der Mutmaßung fest, auf welche längst vor mir Pierson und Valckenaers Zustimmung geraten war (Diatrib. 171—172), es sei statt *ἀθρήσαντ'* zu schreiben *σταθμήσαντ'*.

33 Dasselbe Verbum ist sicherlich auch, wie bereits Wakefield erkannt hat — dem Sinne nach verlangte Porson dasselbe, nämlich *μετρῶν* — in der Form *σταθμῶν* Hecub. 602 herzustellen in den Versen:

> 600 *ἔχει γε μέντοι καὶ τὸ θρεφθῆναι καλῶς*
> *δίδαξιν ἐσθλοῦ· τοῦτο δ' ἤν τις εὖ μάθῃ,*
> *οἶδεν τό γ' αἰσχρόν,*[1] *κανόνι τοῦ καλοῦ μαθών.*

Hier tritt zur Unbildlichkeit des Ausdrucks als ein weiterer Anstoß noch die Wiederholung nach *μάθῃ* hinzu, eine Wiederholung ohne Nachdruck, die jederzeit, zumal aber nach L. Sybels eindringender Erörterung des Gegenstandes (*De repetitionibus verborum in fabulis Euripideis*, Bonn 1868) als unzulässig gelten mußte. Freilich hat der mediale Gebrauch von *σταθμάω* die Aktivformen des Verbums so gut als völlig verdrängt: aber dies kann uns nicht hindern, dem Euripides ein *σταθμῶν* oder *σταθμήσας* zurückzugeben (trotz des „censor Britannus" bei Gottfried Hermann), da doch Ion 1137 *πλέθρου σταθμήσας μῆκος* unangefochten und unanfechtbar dasteht. Auch der Abfassungszeit nach liegt die Hekabe, welche v. Wilamowitz mit guten Gründen 425 oder 424 ansetzt, nicht weit ab vom Ion, den sein strengerer Versbau nicht unter 421 herabzurücken gestattet (Analecta Euripidea, 151 und 154).

---

[1] Man erwartet: *καὶ τἀσχρὸν οἶδε* —. Denn der Gedanke ist dieser: „wer das *ἐσθλόν* kennt und die Richtschnur desselben an eine Denk- oder Handlungsweise legt, die ihr nicht entspricht, hat durch eben diese Abweichung auch das *αἰσχρόν* kennen gelernt". Daß *γέ* „*un mauvais supplément*" ist, hat Weil, Sept Tragédies² 255, wohl mit Recht bemerkt. Welcher der dort verzeichneten Besserungsvorschläge oder ob keiner derselben der richtige ist, bleibe dahingestellt.

Euripides frg. 442 [= 439²].

φεῦ φεῦ, τὸ μὴ τὰ πράγματ' ἀνθρώποις ἔχειν
φωνήν, ἵν' ἦσαν μηδὲν οἱ δεινοὶ λέγειν·
νῦν δ' εὐρόοισι στόμασι τἀληθέστατα
κλέπτουσιν, ὥστε μὴ δοκεῖν ἃ χρὴ δοκεῖν. [*ἃ χρῆν δοκεῖν* Nauck im Index Dictionis Tragicae p. 22.]

Hier möchte ich das von Porson und Nauck angefochtene *εὐρόοισι* zu schützen versuchen durch den Hinweis auf Ps. Hippocrat. de natura hominis § 1 (VI, 32—34 Littré): *ἀλλὰ* 34 *ποτὲ μὲν οὗτος ἐπικρατέει, ποτὲ δὲ οὗτος [ποτὲ δὲ],*[1] *ᾧ ἂν τύχῃ μάλιστα ἡ γλῶσσα ἐπιρρυεῖσα πρὸς τὸν ὄχλον.* Man vergleiche auch Choricius, Apologie des Mimes § XV, 3: *δεῖ γὰρ καὶ φωνὴν εὐφραίνουσαν ἔχειν καὶ ῥέουσαν γλῶτταν ἑτοίμως* (Revue de philol. I, 239). Auf Plato Phaedr. 238c: *εὔροιά τίς σε εἴληφεν* und manches andere, was der Thesaurus verzeichnet, hat schon Valckenaer, Diatribe 148c, hingewiesen.

Euripides frg. 582, 8—9 [= 578²]

ἃ δ' εἰς ἔριν πίπτουσιν ἀνθρώποις κακὰ
δέλτος διαιρεῖ κοὐκ ἐᾷ ψευδῆ λεγειν.

So schließt der beredte Preis der Schreibekunst, welchem dieses Bruchstück des Palamedes gewidmet ist. Vers 8 ist in seiner gegenwärtigen Gestalt nahezu unverständlich. Denn nicht von den Folgen des Streites, sondern von dessen Anlässen muß hier die Rede sein. Diese räumt „das beschriebene Blatt“ aus dem Wege. Es schafft urkundliche Gewißheit und verhütet somit, daß aus widersprechenden Behauptungen und Rechtsansprüchen sofort Streit und Hader

[1] Die Worte *ποτὲ δὲ* würden, wenn sie echt wären, den Sieg infolge der Redegewandtheit als einen Spezialfall neben zwei andere, nicht näher bezeichnete Spezialfälle stellen — was ganz und gar nicht die Absicht des Verfassers sein kann. Es ist eine plumpe Interpolation, veranlaßt durch das buchstäblich aufgefaßte *τρίς* im unmittelbar vorangehenden Satze: *πρὸς γὰρ ἀλλήλους ἀντιλέγοντες οἱ αὐτοὶ ἄνδρες τῶν αὐτῶν ἐναντίον ἀκροατέων οὐδέποτε τρὶς ἐφεξῆς ὁ αὐτὸς περιγίνεται ἐν τῷ λόγῳ, ἀλλὰ κτέ.*

erwachsen. Dieses „Schlichten" von Zwistigkeiten ist auch die ganz eigentliche Bedeutung von *διαιρεῖν*, dessen gewöhnlichste Objekte *τὰ ἀμφισβητήσιμα, τὰ ἀμφίλογα, αἱ δίκαι, αἱ διαφοραί* heißen. Man schreibe also:

ἃ δ' εἰς ἔριν πίπτουσιν ἄνθρωποι πέρι
δέλτος διαιρεῖ κτέ.

Der Schluß des Verses muß einmal unlesbar geworden und falsch ergänzt worden sein; zur Form des Ausdrucks vergleiche Euripid. frg. 367, 1 [= 365²]: *αἰδοῦς δὲ καὐτὸς δυσκρίτως ἔχω πέρι.* [Statt *ἃ* will Enger *οὗ*, Wecklein *ὧν* schreiben, letzterer mit Rücksicht auf Tycho Mommsens die Anastrophe betreffenden Beobachtungen in „Beiträge zu der Lehre von den griechischen Präpositionen" S. 125 f.]

Nauck teilt mir mit, daß R. Enger diese Besserung in einem Posener Programm vom Jahre 1868 (Adnotat. ad poetar. 35 graec. fragmenta, p. 18) zum Teil vorweggenommen hat, indem er den Versschluß gleich mir ordnen, am Eingang aber *οὗ* schreiben wollte. Solch ein zwiefacher Eingriff hat jedoch wenig Aussicht, allgemeine Billigung zu finden. Auch ist die Verbindung *ἃ—πέρι* nicht nur vollständig sprachgemäß;[1] ich würde den Plural hier an sich vorziehen, weil er auf die große Zahl und Mannigfaltigkeit der durch den Gebrauch der Urkunde beseitigten Streitanlässe weit vernehmlicher hinweist als der dürftige und alles ins Enge ziehende Singular.

Euripides frg. 608 [= 605²]

τὸ δ' ἔσχατον δὴ τοῦτο θαυμαστὸν βροτοῖς
τυραννίς, οὐχ εὕροις ἂν ἀθλιώτερον.
φίλους τε πορθεῖν καὶ κατακτανεῖν χρεών,
πλεῖστος φόβος πρόσεστι μὴ δράσωσί τι.

Von den vielfachen Anstößen, welche dieses Fragment darbietet, lassen sich einige durch Naucks Vorschläge hinweg-

---

[1] Vgl. Plato Protagor. 316 d: *οὐ γὰρ σμικροὶ περὶ αὐτὰ φθόνοι τε γίγνονται καὶ ἄλλαι δυσμένειαί τε καὶ ἐπιβουλαί.* Oder Resp. 416 e: *διότι πολλὰ καὶ ἀνόσια περὶ τὸ τῶν πολλῶν νόμισμα γέγονε —.* Theatet. 151 c: *μὴ ἀγρίαινε ὥσπερ αἱ πρωτοτόκοι περὶ τὰ παιδία.* Anderes bietet Kühner II, § 437 fin.

räumen, indem wir Vers 1 *ἐσχάτως* schreiben und Vers 4 (mit Nauck und Pflugk) *πλεῖστος* durch *ἐπεὶ* ersetzen. Allein die sinnlose Phrase *φίλους τε πορθεῖν* möchte ich nicht dadurch beseitigen, daß wir den Vers 3 also umgestalten: *πόλεις τε πόρθεῖν καὶ φίλους κτανεῖν χρεών* —. Denn Städte zu zerstören mag für den Tyrannen, der nach Aristoteles *πολεμοποιός* ist, zwar bezeichnend genug sein. Allein so quäkerhaft friedensfreundlich war doch die antike Welt nicht, um den Usurpator darum für „unselig" zu halten, weil seine Lage ihn oft nötigte, zum Eroberer zu werden. Hinrichtungen, Konfiskationen, selbst mit Meineid verbundene Eroberungen werden auch Frg. 288, 5 ff. [= 286²] als für die Tyrannis charakteristisch erwähnt, aber der Dichter fährt demungeachtet fort: *καὶ ταῦτα δρῶντες μᾶλλόν εἰσ' εὐδαίμονες | τῶν εὐσεβούντων κτέ.* Daß der Ungerechte vermöge seiner Ungerechtigkeit *ἄθλιος* ist, von dieser Lehre wußte man außerhalb des platonischen Kreises wenig.

Ich vermute vielmehr, daß *τε πορθεῖν* aus *τε ἀπωθεῖν* entstanden ist (ein bei Euripides sehr beliebtes Wort), woraus sich die angemessene Steigerung ergibt: „die Freunde zu verbannen und zu töten." Ferner erscheint mir unter allen Umständen die Annahme nötig, daß zwischen Vers 2 und 3 mindestens ein Vers ausgefallen ist. Denn ohne Änderungen der gewaltsamsten Art läßt sich ein angemessener Zusammenhang zwischen dem ersten und dem zweiten Verspaar unmöglich herstellen. In der Lücke mag von der vereinsamten Stellung des Gewaltherrschers die Rede gewesen sein. [Mein Änderungsvorschlag war, wie ich nachträglich sah, von Munro, Journal of Philology X, 242 vorweggenommen.] 36

Euripides frg. 620 [= 617²].

οὐκ ἔστιν ἀνθρώποισι τοιοῦτος σκότος,
οὐ χῶμα γαίας κληστόν, ἔνθα τὴν φύσιν
ὁ δυσγενὴς κρύψας ἂν εἴη σοφός.

Der verstümmelte Vers 3 hat die Kritiker um die Wette beschäftigt. Gegen Meinekes und Lewis' Vorschlag *κρύψειεν ἂν κἂν ᾖ σοφός* entscheidet, wie ich meine, die nachfolgende

Erwägung. Gäbe es in Wahrheit jenes tiefe Dunkel, jenes unerreichbare Versteck, von dem die ersten Verse sprechen, so bedürfte es ja keiner besonderen Klugheit, um sich darin zu verbergen. Das Schwergewicht des Gedankens fällt vielmehr augenscheinlich auf den Satz: es gibt keine Verborgenheit, die verborgen genug wäre, damit der Gemeine seine Gemeinheit darin versteckte. Und da Weisheit oder Klugheit (*σοφία*) nicht den richtigen Gegensatz zur Niedrigkeit (*δυσγένεια*) bildet, so scheinen auch Naucks, Halms und Engers Versuche: *κρύψας ἂν ἐκβαίη* (oder *ὀφθείη*) *σοφός* fallen zu müssen. Solch einen angemessenen Gegensatz bietet Henses *οὐκ εἴη ʼκακός*; aber dieser Vorschlag versieht es darin, daß er es mit dem „Sein", auf welches ja der Versteck keinen Einfluß üben kann, und nicht mit dem „Schein" zu tun hat. Darum gilt mir nur eine Wendung als sinngemäß von der Art wie

ὁ δυσγενὴς κρύψας ἂν ἐκφεύγοι ψόγον,

die nicht paläographisch glaubhafter gestalten zu können ich lebhaft bedauere.

37 Ein neues Bruchstück des „Protesilaos" [Nauck² 656] verdanken wir dem Sammelfleiß von L. Cohn (Zu den Parömiographen S. 82). Es ist ebenso leicht zu erkennen, daß dasselbe auf geplante Selbstmordversuche der Laodameia Bezug hat, die in Zweifel ist, ob sie durch Erstechen oder Ertränken ihr Leben beenden soll, als es schwierig ist, die Worte selbst mit annähernder Sicherheit herzustellen. Dieselben lauten nach Cohns Angabe in der Handschrift wie folgt: *δη.* *σ* (darüber *τ* *α*) *λαιμὸν ἢ πεσοῦσ᾽ ἀπ᾽ ἰσφνίου κευθμῶνα πηγαῖον ὕδωρ*, was Nauck, der meine Auffassung des Bruchstücks billigt, also ordnen will:

παίσασα) λαιμὸν ἢ πεσοῦσ᾽ ἀπ᾽ ἰσφνίου (?)
ἄβυσσον ἐς) κευθμῶνα πηγαῖόν ⟨*θ᾽*⟩ *ὕδωρ.*

Nur für das Supplement *ἄβυσσον* muß ich selbst die Verantwortung übernehmen. Daß die Worte die poetische Umschreibung des Begriffs „Brunnen" enthalten — das Wort *φρέαρ* ist den Tragikern fremd — gilt mir als ausgemacht.

Ob *ἴσφνιον*, wie Cohn meint, eine Nebenform von *ἴσθμιον* oder nur dafür verschrieben ist,[1] möchte ich nicht entscheiden. Jedenfalls bedeutet das Wort hier *τὸ τοῦ φρέατος περιστόμιον*, wie Photios (den Cohn anführt) *ἴσθμιον* erklärt. Statt *ἄβυσσον* läßt sich natürlich auch manches andere denken, wie *κελαινὸν* oder *μελαμβαθῆ 'ς*.

Euripides frg. 803 [= 806²].

ἀλλ' οὔποτ' αὐτὸς ἀμπλακὼν ἄλλον βροτὸν
παραινέσαιμ' ἂν παισὶ προσθεῖναι κράτη
πρὶν ἂν κατ' ὄσσων τυγχάνῃ μέλας σκότος.
εἰ χρὴ διελθεῖν πρὸς τέκνων νικώμενον.

Den letzten Vers hat Musgrave verständlich zu machen gesucht, indem er *εἰ* durch *ἦ*, Wecklein, indem er *πρὸς* durch *μὴ* zu ersetzen vorschlug. Ich möchte die Schreibung: *ἦ χρὴ διελθεῖν κτέ.* empfehlen, in dem Sinne: „denn in der Todesstunde muß man freilich vor Kindern und Erben die Segel streichen!"

Euripides frg. 903 [= 911²]. 38

Das glanzvolle Bruchstück (des Bellerophontes?) hat wahrscheinlich also zu lauten:

χρύσεαι δή μοι πτέρυγες περὶ νώτῳ
καὶ τὰ Σειρήνων πτερόεντα πέδιλα,
βάσομαί τ' εἰς αἰθέριον πόλον ἀρθεὶς
Ζηνὶ προσμείξων —.

Der von Nauck verdächtigte unmetrische Zusatz *ἁρμόζεται* am Schluß von Vers 2 rührt augenscheinlich von jemandem her, der die dichterische Freiheit des Ausdrucks mißverstand und dem Bezug vom *περὶ νώτῳ* auch auf den Vers 2 vorbeugen wollte. Mein *αἰθέριον πόλον ἀρθεὶς* statt des metrisch unmöglichen *αἰθέρα πολὺν ἀερθεὶς* möchte ich aber durch einige Beispiele stützen. Man vergleiche: Euri-

[1] Es gilt daselbst die Erklärung eines Sprichworts: *χαλεπὸς βίος ἴσφνι' ἄγοντος*, wobei wir lesen: *ἴσφνια γὰρ λέγεται τὰ περιστόμια τῶν κεράμων κτέ.*

pides Epigramm. frg. 2, 1 (Bergk II[4], 265): *Ὦ τὸν ἀγήραντον πόλον αἰθέρος, Ἥλιε, τέμνων κτέ.* [Nauck empfahl brieflich die Form *ἀγήρατον.*] Euripid. frg. 836, 10 [= 839[2]]: *τὰ δ' ἀπ' αἰθερίου βλαστόντα γονῆς | εἰς οὐράνιον πάλιν ἦλθε πόλον*; Aeschyl. Prometh. 430: *οὐράνιόν τε πόλον νώτοις ὀχῶν στενάζει*; Timotheus frg. 2 (Bergk III[4], 620): *διὰ κυάνεον πόλον ἄστρων*; Cleanthes hymn. v. 16 (Stob. Eclog. I, 26 Wachsmuth): *οὔτε κατ' αἰθέριον θεῖον πόλον οὔτ' ἐνὶ πόντῳ*; Epigramma sepulcr. 225, 3 Kaibel: *ψυχὴ δ' αἰθέριον κατέχει πόλον*; Aelian. de nat. anim II, 26 (I, 47 Herch.): *ὑπερφρονῶν δὲ καὶ τῶν ὑδάτων καὶ τῆς ἀναπαύσεως τὸν αἰθέριον τέμνει πόλον* (wohl nach Euripid. Epigr. frg. 2; dies wieder ausgeschrieben von Apostol. centur. I, 45 [Paroemiogr. gr. II, 252]: *τὸν ἀέρα τέμνει πολὺ κτέ*). [Endlich vergleiche man auch Orac. Sibyll. II, 40 *ἐς πολὸν οὐράνιον.*]

Heimsoeths *αἰθέρ' ἄπειρον* entbehrt gleich Dindorfs *αἰθέρα λαμπρὸν* jeder paläographischen Wahrscheinlichkeit: Bergks *πουλὺν* erregt den doppelten Skrupel, ob die homerische Form einem Tragiker zugemutet werden und ob ein *πολλὴ θάλασσα, πολλὴ γῆ* auch die Verbindung *πολὺς αἰθὴρ* rechtfertigen kann, wo vielmehr *βαθὺς* das gebräuchliche Adjektiv ist. Dobrees *πολιὸν αἰθέρ'* (vgl. Orest. 1377) endlich mißfällt durch die Auflösung der Länge sowohl als durch das Adjektiv, welches wenigstens nach meinem Gefühl von dem Goldglanz der Umgebung unschön absticht; der Weg zu Zeus führt nicht durch grauen Nebel, sondern durch schimmernde Klarheit.

39 Euripides frg. 905 [= 910[2]].

ὃς τάδε λεύσσων θεὸν οὐχὶ νοεῖ
μετεωρολόγων δ' ἑκὰς ἔρριψεν
σκολιὰς ἀπάτας, ὧν ἀτηρὰ κτέ.

Hier hat Cobet mit vollem Rechte darauf hingewiesen, daß das Relativpronomen im Eingang dem anführenden Schriftsteller gehört und Euripides *τίς* geschrieben hat. Um so entschiedener muß aber die (übrigens schon von Wagner vorgebrachte) Vermutung zurückgewiesen werden, es sei die

Adversativpartikel in Vers 2 durch θ' zu ersetzen (Mnemos. N. S. V, 271). Dadurch würde die Kraft des Ausdrucks erheblich abgeschwächt. Es liegt eben einer jener zahlreichen Fälle vor, in welchen eine Adversativpartikel einen Gegensatz ausdrückt, nicht zwischen den durch sie verbundenen Sätzen, wohl aber zwischen den in denselben vorherrschenden Hauptbegriffen. Der Gottesglaube und die Freigeisterei stehen in gegensätzlichem Verhältnis zueinander, wenngleich freilich nicht die Annahme des ersteren und die Verwerfung der letzteren. „Wer wird nicht“ — so ruft der Dichter aus — „bei solchem Anblick eines Gottes Walten erkennen, den krummen Trug der Himmelsklügler aber weit von sich schleudern“ usw.? Oder, kürzer ausgedrückt: wer wird nicht zur Gläubigkeit bekehrt, dem Unglauben aber entrissen werden?

Euripides frg. 968 [= 970[2]].

εἰ δ' ἦσαν ἀνθρώποισιν ὠνητοὶ λόγοι,
οὐδεὶς ἂν αὑτὸν εὖ λέγειν ἐβούλετο·
νῦν δ', ἐκ βαθείας γὰρ πάρεστιν αἰθέρος
λαβεῖν ἀμοχθεί, πᾶς τις ἥδεται λέγων
5 *τά τ' ὄντα καὶ μή· ζημίαν γὰρ οὐκ ἔχει,*
πίστεις ὅταν (γ' εὕρ)ωμεν —.

Wenn ich auf dieses, von Wilamowitz auf Grund von Volum. Hercul. C. A. IX, 95 schön ergänzte Bruchstück zurückkomme, so geschieht es nur, um gegen die zuversichtliche Behauptung jenes Gelehrten, es sei Vers 4 mit Plutarch *ἀμισθί* und nicht mit Philodem *ἀμοχθεί* zu schreiben (Hermes 11, 515), Einsprache zu erheben. Daß Euripides *ἀμισθί* (oder *ἀμισθεί*) schrieb, gilt mir keineswegs als *„propter apertissimam sententiam certum“*. Denn daß man für die Benützung des unergründlichen Luftraums nichts zu zahlen braucht, mußte niemandem gesagt werden. „Mühelos, in den tiefen Äther greifend“ paßt ja aufs trefflichste zusammen. Auf der einen Seite die „um Geld erkauften“, auf der anderen die ohne jeden Aufwand, nicht nur von Geld, sondern selbst von Mühe erzeugten Reden. Der Gegensatz ist darum nicht weniger

wahrhaft, weil dem einen Glied nicht nur seine Negation, sondern diese und noch etwas mehr gegenübersteht.

Euripides frg. 994 [= 974[2]].

οὐχ ἑσπέρας, φάσ', ἀλλὰ καὶ μεσημβρίας
τούτους ἀφεστήκασιν ἡμέραν τρίτην.

In das Dunkel dieses „*locus obscurissimus*“ bringt vielleicht die nachfolgende Mutmaßung einiges Licht. *ἀφίσταμαί τινα* scheint hier in gleichem Sinne gebraucht zu sein wie sonst häufig *ἐξίσταμαί τινα* (vito, refugio). Vielleicht ist von Kriegern, welche die Schlacht meiden, oder auch von Preiskämpfern, die einem Agon ausweichen, die Rede, wobei in letzterem Falle der Aufschub durch die Ungunst einer bestimmten Tageszeit motiviert sein mag, etwa wie in der Erzählung von Herodots Vorlesung zu Olympia (*εἰς τὴν Ἡροδότου σκιάν*). So habe ich einst zu Philostratos *περὶ γυμναστικῆς* (S. 34, 2 Daremberg) vermutet: *ἀφιστάμενον* — statt *ἀπιστούμενον* — *τὴν πυγμήν*, wie auch Volckmar (S. 19 seiner Ausgabe) schrieb, der jedoch, ich glaube ohne Grund, *τὴν πυγμὴν* in *τῆς πυγμῆς* verändert hat. [Mit mir übereinstimmend Jüthner in seiner kritischen Ausgabe S. 148, 34 und im Kommentar S. 233.] Der dritte Tag ist bei Aufschüben beliebt, wie Herod. V, 49 oder Stob. Flor. 28, 18 (hergestellt von Cobet, Mnemos. N. S. II, 99) zeigen kann.

Euripides frg. 1016 [= 1029[2]].

οὐκ ἔστιν ἀρετῆς κτῆμα τιμιώτερον·
οὐ γὰρ πέφυκε δοῦλον οὔτε χρημάτων
οὔτ' εὐγενείας οὔτε θωπείας ὄχλου.
ἀρετὴ δ' ὅσῳπερ μᾶλλον ἂν χρῆσθαι θέλῃς,
5 *τοσῷδε μᾶλλον αὔξεται τελουμένη.*

41 Zu Vers 4—5 bemerkt Nauck: „*fortasse a praegressis dirimendi sunt*“. Sicherlich sind die zwei Verse abzutrennen. Und täuscht nicht alles, so gehören sie zum Frg. 546 und sind nach einem fehlenden Mittelstück, des Inhalts: „auch das unverwüstlichste Metall wird im Laufe der Zeit durch Abnützung zu nichte“ also an dasselbe anzuschließen:

Frg. 546 [= 542²] *οὔτοι νόμισμα λευκὸς ἄργυρος μόνον*
καὶ χρυσός ἐστιν, ἀλλὰ χἀρετὴ βροτοῖς
νόμισμα κεῖται πᾶσιν, ἣν κτᾶσθαι χρεών.
. . . .

Frg. 1016, 4—5 *αὕτη δ' ὅσῳπερ μᾶλλον ἂν χρῆσθαι θέλῃς,*
τοσῷδε μᾶλλον αὔξεται μειουμένη.

Frg. 1016, 4 *αὕτη* statt *ἀρετὴ* zu schreiben hat Nauck empfohlen; dafür spricht die — bereits von Meineke bemerkte — scherzhafte Nachahmung dieser zwei Verse bei Theodektes (Frg. 12, 4—5 = p. 626 [= 805²] N.). An die Stelle des sinnlosen *τελουμένη* setze ich, auch der handschriftlichen Überlieferung — ΛΕΙΟΥΜΕΝΗ — genauer folgend, *μειουμένη*, eine Besserung, welche längst Christian Wordsworth (bei Meineke ad Stob. Flor. I, 1) vorweggenommen hat. „Je mehr man von der Tugend wegnimmt, um so mehr hat man von ihr übrig", hätte dann Euripides gesagt, sehr ähnlich Shakespeares hyperbolischem Ausspruch über die Liebe:

> My bounty is as boundless as the sea,
> My love as deep; the more I give to thee,
> The more I have, for both are infinite.[1]

Wie sehr aber Euripides die Figur des Oxymoron liebt, ist bekannt genug. Ich erinnere, um einige der hervorstechendsten Fälle zu nennen, die in den Zusammenstellungen von Busche (Observat. crit. in Euripides Troades p. 46—47) und von Schöne (zu Iph. Taur. 543) fehlen, an: Androm. 420 (*δυστυχῶν δ' εὐδαιμονεῖ*), Suppl. 32 (*δεσμὸν δ' ἄδεσμον*), Iph. Taur. 1139 (*ὁ νοῦς νοῦν οὐκ ἔχων*), Med. 598 (*λυπρὸς εὐδαίμων βίος*), Troad. 625 (*αἴνιγμ' οὐ σαφῶς εἶπεν σαφές*), ibid. 1291—1292 (*ἁ δὲ μεγαλόπολις ἄπολις ὄλωλεν*). — Ein ähnliches Diktum, wie wir es hier dem Euripides in betreff der Tugend zuschreiben, begegnet bei Plutarch in Ansehung der Einsicht: *μόνος γὰρ ὁ νοῦς παλαιούμενος ἀνηβᾷ, καὶ ὁ χρόνος τἄλλα πάντ' ἀφαιρῶν τῷ γήρᾳ προστίθησι τὴν ἐπιστήμην* (de educ. puerorum c. 8, Mor. I, 6, 33f. Dübner). 42

[1] Romeo and Juliet II, 2.

Euripides frg. 1052 [= 1067[2]].

τὸν σὸν δὲ παῖδα σωφρονοῦντ' ἐπίσταμαι
χρηστοῖς θ' ὁμιλοῦντ' εὐσεβεῖν τ' ἠσκηκότα.
πῶς οὖν ἂν ἐκ τοιοῦδε σώματος κακὸς
γένοιτ' ἄν; οὐδεὶς τοῦτό μ' ἂν πίθοι ποτέ.

Es ist hier (falls nicht etwa mit H. Grotius *πατέρα* statt *παῖδα* zu lesen ist)[1] von dem Enkel des Angesprochenen die Rede und der von Pierson (Verisimilia p. 138) und zahllosen anderen mißverstandene Sinn des Bruchstücks ist dieser: „Deinen Sohn kenne ich als einen trefflichen Mann; wie sollte aus den Lenden eines solchen Mannes ein schlechter entsprossen sein?" *σώματος* (Vers 3) ward von allen Seiten angefochten.[2] Bothe wollte das Wort durch *σήματος*, Valckenaer und Bergk durch *σχήματος*, Musgrave durch *γνώματος*, Düntzer durch *λήματος* ersetzen (Philolog. V, 191); Heimsoeth klagt über die Ängstlichkeit derjenigen, welche 43 „*Düntzeri coniecturam λήματος non audent recipere, quippe non intellegentes quomodo ex λήματος ortum sit σώματος*" und erklärt den angeblichen Vorgang nach dem beliebten Rezept:

---

[1] Wozu ich aber keinen zwingenden Grund sehe. Grotius hat übrigens die Stelle vollkommen richtig verstanden, wie seine Übertragung von Vers 3 lehrt: *Qui posset isto filius nasci malus* | *Genitore?*

[2] Fragt man, warum? so lautet die Antwort: weil man seit Valckenaer (Diatrib. p. 227b) mit der vorgefaßten Meinung an das Bruchstück herangetreten ist, es müsse in ihm nicht von Abstammung und Ererbung sittlicher Eigenschaften, sondern von einer inneren Umwandlung die Rede sein. So will Valckenaer darin den Sinn finden: „*istis ornatus virtutibus quomodo tandem malus fieret*"? Nach dieser Auffassung wurde die Zugehörigkeit des Fragments zum ersten Hippolyt behauptet (von Matthiae, Monk, Welcker), während Bergk lieber an den Phönix denken wollte, Dindorf und Wagner uns zwischen beiden die Wahl offen lassen. Von solchem Vorurteil geblendet, übersah man, daß das Präsens *ἐπίσταμαι* gar schlecht zu jenem Gedanken stimmt (müßte es doch heißen: ich kannte ihn als einen Trefflichen, wie sollte er sich so sehr verändert haben?). Auch der Abschnitt (*περὶ εὐγενείας*), in welchem das Bruchstück bei Stobäus erhalten ist, genauer die Aufschrift: *ὅτι εὐγενεῖς οἱ ἀπὸ χρηστῶν πατέρων ἢ δυνατῶν ἢ ἐνδόξων γενόμενοι* sowohl als der Inhalt desselben konnten jenes, man möchte fast sagen mutwillige Mißverständnis hintanhalten.

Verschmelzung eines Glossems (σώφρονος) mit dem glossierten Wort (Bonner Sommerprogramm von 1867, S. IX).

In Wahrheit ist die überlieferte Fassung des Bruchstücks, nachdem Pierson (a. a. O.) *τοσόν δὲ παῖδας* in *τὸν σὸν δὲ παῖδα* verbessert hat, eine völlig tadellose. Wen *σώματος* nach der Aufzählung sittlicher Eigenschaften befremdet, der möge vor allem bedenken, daß die Zeugung ein leiblicher Akt ist, mag auch ein Heiliger zeugen oder gezeugt werden. *σῶμα* = „Person“ begegnet in sehr ähnlichem Zusammenhang auch Frg. 531 [= 527²]: wenig verschieden ist Eurip. Electr. 371 *ἐν πένητι σώματι* = „im Körper eines Armen“.[1] Wie an unserer Stelle der Gedanke an Zeugung und Vererbung es bewirkt hat, daß *σῶμα* mit einem Attribut unkörperlicher Art verbunden wird, so ist das gleiche an der — ebenfalls grundlos angefochtenen — Stelle der Elektra durch die Gegenüberstellung von Leib und Seele veranlaßt: „im Geist eines Reichen herrscht nicht selten Hungersnot und eine Fülle von Einsicht wohnt oft im Körper eines Armen“ (*λιμόν τ' ἐν ἀνδρὸς πλουσίου φρονήματι | γνώμην δὲ μεγάλην ἐν πένητι σώματι*); vgl. Frg. 329 [= 327²]. Allein auch abgesehen von solchen besonderen Anlässen ist ja *σῶμα* wie *δέμας* gar häufig Bezeichnung der Gesamtpersönlichkeit, die für den Griechen weniger selten als bei uns durch den Körper vertreten ist (gleichwie umgekehrt die Person genannt wird, wo lediglich vom Körper die Rede ist: *ψυχὰς Ἄϊδι προΐαψεν — αὐτοὺς δὲ ἑλώρια κτἑ.*!). Dies weiß niemand besser als Nauck (vgl. seine Anmerkungen zu Sophocl. Electr. 1232, Oed. R. 643, Oed. Col. 355); dennoch vergißt er es gelegentlich, so wenn er (Krit. Bemerk. VII, 224) Iph. Aul. 936—937 *τοὐμὸν δέμας* anficht, weil die Atriden „nicht den Leib, sondern den Namen des Achilles . . . für ihre

---

[1] Den gleichen Gebrauch von *body* kennt das Englische aller Epochen. So Fielding, Tom Jones II, 145 (Tauchn.): „*Indeed if it* (ein bestimmter Geldbetrag) *belonged to a poor body, it would be another thing.*“ Oder Miß Martineau, Autobiography I², 188, 4 (London 1877): „*And I who am the quietest of quiet bodies, when let alone in my business*“ usw.

Zwecke gemißbraucht hatten". Man übersetze *δέμας* mit „Person" und der Anstoß wird hinfällig, während *τοὔνομα*
44 an der Spitze des folgenden Verses mir gegen und nicht für die Einführung desselben Wortes in 937 (*ἐγὼ παρέξω τοὐμὸν ὄνομα σῷ πόσει*) zu sprechen scheint. Lehrreiches bietet Karl Frey, Äschylosstudien (Schaffhausen, 1875) unter der Rubrik: „Der Körper und die Teile des Körpers nehmen das Epitheton der Person an" (S. 48ff.), wo vorerst eine Verbindung wie *ἐπὶ ναυάρχῳ σώματι . . . τῷ βασιλείῳ* gerechtfertigt wird. Völlig grundlos muß jedem, der dies alles erwägt, Cobets Vorschlag erscheinen, Sophocl. frg. 674 [= 678²]: *ἀκόλαστον σῶμα* in *ἀκόλαστον στόμα* zu verwandeln (Mnemos. N. S. V, 240). Auch die Verbindung *σώματ' εἰς εὐδαίμονα* (Hercules 66) scheint mir völlig unbedenklich. Nur darf man freilich nicht (mit Herwerden) *ἀριστέων* oder (mit Wecklein) *ἀνδρῶν* vorhergehen lassen. Denn ein Attribut wie *εὐδαίμονα,* welches keine Körpereigenschaft bezeichnet, kann nur dann mit *σώματα* verbunden werden, wenn das letztere Wort die Gesamtpersönlichkeit vertritt. Neben *ἀριστέων* oder *ἀνδρῶν* sind *σώματα* „Leiber", und diese können stark oder schwach, groß oder klein, nicht aber reich oder vornehm heißen. Durch den anderen Vorschlag Herwerdens aber (Exercit. crit. p. 145) *πηδᾶν ἐρῶσι* — statt *πηδῶσ' ἔρωτι* — gilt mir das vielumstrittene Verspaar als endgültig geordnet.

Zu unserem Fragment vgl. noch Frg. Euripid. 76, 344, 1053 [= 75, 333, 1067²]. Doch es ist Zeit, diese langwierige Erörterung zu beenden. Hoffentlich erscheint dieselbe auch nach F. W. Schmidts kurzer Rechtfertigung der Überlieferung (Krit. Stud. II, 510) nicht völlig überflüssig.

Euripides frg. 1054 [= 1069²].[1]

A. *χρυσοῦ σὲ πλήθει, τούσδε δ' οὐ χαίρειν χρεών;*
B. *σκαιὸν τὸ πλουτεῖν κἄλλο μηδὲν εἰδέναι.*

---

[1] Daß die zwei Verse als Frage und Antwort anzusehen und zwischen zwei Gesprächspersonen zu verteilen sind, ist selbstverständlich

Die herkömmliche Auffassung des ersten Verses ist jene Valckenaers: ‚*Tene decet auri copia laetari, hos autem dedecet? quin imo his nocerent divitiae ἄλλο μηδὲν εἰδόσι*. Ich wüßte nicht, daß die überlieferten Worte eine andere Auffassung gestatten; aber mancherlei macht uns dabei stutzig. Man ersetze *decet* durch *oportet*, was ja *χρεών* bedeutet, und der Sinn wird ein schiefer; ferner ist ja „des Goldes Fülle" ein Besitz, den man eher bei einem als bei vielen zu finden erwartet. Es sind dies vielleicht keine zwingenden Gründe, aber sie rechtfertigen wohl die Frage, ob wir nicht einen Buchstaben verändern dürfen, um die folgende, ungleich besser verständliche Situation und Wechselrede zu gewinnen. B. hat soeben über einen mürrischen Hausgenossen (Gebieter, Vater oder am besten Gatten) geklagt, worauf A. seine Verwunderung darüber ausspricht, daß N. N., der doch so reichbegütert sei, nicht auch frohgemut erscheine:

χρυσοῦ γε[1] *πλήθει· τούσδε δ' οὐ χαίρειν χρεών;*

Zur Erwiderung B.s vergleiche man Frg. 97, 237, 642, 773 [= 96, 235, wo mir Naucks Verdacht als grundlos gilt, 641, 776²]. (Vielleicht billigt jemand meine Vermutung, daß *πλήθει* als Verbum zu verstehen sei, möchte aber *σὲ* ungeändert lassen. Darauf antworte ich, daß *πλήθω* in alter Sprache als Transitivum nicht nachweisbar ist (s. oben S. 98 f.) und daß B. doch kaum über sich selbst das sagen kann, was der Dichter ihn oder sie sagen läßt.)

Euripides frg. 1055 [= 1070²].

ὅστις δὲ λύπας φησὶ πημαίνειν βροτούς,
δεῖν δ' ἀγχονῶν τε καὶ πετρῶν ῥίπτειν ἄπο,
οὐκ ἐν σοφοῖσίν ἐστιν, εὐχέσθω δ' ὅμως
ἄπειρος εἶναι τῆς νόσου ταύτης ἀεί.

---

und mindestens seit Valckenaer (Diatr. p. 228 c) allgemein anerkannt. Ich fügte daher die „*personarum notae*" hinzu, welche Nauck wohl unabsichtlich weggelassen hat.

[1] In der Anführung bei Plutarch (Mor. 20 = I, 24, 9 Dübn. heißt es *σκαιόν γε*. Sollte nicht die Partikel aus dem ersten in den zweiten Vers geraten sein?

Ich empfinde hier einen zwiefachen Anstoß. Der eingefleischte, Selbstmord predigende Pessimist des Vers 2 kann sich nicht so matt ausdrücken, wie es in Vers 1 geschieht. Das *λῦπαι βροτοὺς πημαίνουσι* ist eine nichtssagende Tautologie, die nur dadurch zum Bestandteil eines pessimistischen Bekenntnisses werden könnte, daß ein *ἀεί* oder *διὰ βίου* dabei stände. Da das Versmaß keinen solchen Zusatz duldet, so erscheint mir 46 die alte Konjektur *ποιμαίνειν*, welche der Parisinus B darbietet, aller Beachtung wert. Dann erscheinen die Kümmernisse gleichsam als die Lenkerinnen der Menschen (vgl. *ποιμὴν λαῶν* oder Eurip. frg. 744 *ποιμαίνειν στρατόν*), als die Hirtinnen der Menschenherde.

Ferner kann doch nicht dem Apostel dieser krankhaften Richtung selbst der Wunsch gelten, er möge dieselbe niemals kennen lernen (*ἄπειρος εἶναι ἀεί*)! Ich wollte daher *εὐχέσθω δὲ πᾶς* statt *εὐχέσθω δ' ὅμως* zu schreiben vorschlagen. Doch bemerke ich soeben, daß schon Musgrave den Schaden erkannt und in gelinderer Weise zu heilen versucht hat, durch die Schreibung: *εὐχέσθω δ' ὅμως | ἄπειρος εἶναι πᾶς νόσου ταύτης ἀεί*. In *ὅμως* liegt dann der Gedanke: so töricht diese Richtung auch ist, so ist sie darum doch keineswegs ungefährlich.

Euripides frg. 1064 [= 1079[2]].

οὐκ ἔστι λύπης ἄλλο φάρμακον βροτοῖς
ὡς ἀνδρὸς ἐσθλοῦ καὶ φίλου παραίνεσις·
ὅστις δὲ ταύτῃ τῇ νόσῳ ξυνὼν ἀνὴρ . . .
μέθῃ ταράσσει καὶ γαληνίζει φρένα,
παραυτὰ δ' ἡσθεὶς ὕστερον στένει διπλᾶ.

Cobet nimmt nach Vers 1 eine Lücke an, *„quia οὐκ ἔστιν ἄλλο ὡς pro ἄλλο ἤ dici non potest"* (Mnemos. N. S. V, 241). F. W. Schmidt will aus demselben Grunde *ἄλλο* tilgen und *ἴσον* nach *βροτοῖς* hinzufügen (Krit. Stud. II, 510). Ob in der Tat *ὡς* nach *ἄλλος* ein *ἤ* weniger vertreten kann, als nach dem Komparativ (vgl. Wecklein zu Aeschyl. Prometh. 629 oder Im. Bekker, Homer. Blätter I, 312—314), braucht nicht erörtert zu werden. Denn im vorliegenden Falle wäre ein *ἤ* ganz und gar nicht an seinem Platze! Der Gedanke kann

nicht dieser sein: „Der Zuspruch eines trefflichen Freundes ist die einzige Arznei gegen Kummer“; wird doch sogleich ein anderes Heilmittel, nämlich die Trunkenheit genannt. Vielmehr kann der Dichter nur sagen wollen: es gibt keine andere ebenso wirksame, ebenso nützliche, von übler Nachwirkung ebenso freie Arznei; kein anderes *φάρμακον* gleicht diesem an Trefflichkeit — und eben dieses besagen die überlieferten Worte, ohne daß man etwas hinzuzutun oder wegzunehmen brauchte. *οὐκ ἔστιν ἄλλο* — *ὡς* ist gleich einem *οὐκ ἔστιν ἄλλο τοιοῦτον οἷον.*

Allein auch nach Vers 3 möchte ich, diesmal mit Cobet, das Zeichen der Lücke tilgen, doch ohne mit diesem (oder vielmehr mit Gesner) *παραυτὰ δ'* in *παραυτίχ'* zu verwandeln. Man wird vielmehr das bei den Tragikern nicht eben seltene *δέ* in apodosi hier durch die Wiederholung aus dem Vordersatze (*ὅστις δὲ*) genügend gerechtfertigt finden dürfen. Desgleichen Oed. Tyr. 1266—1267, wo ich Naucks und anderer Bedenken nicht zu teilen vermag. Vgl. Aeschyl. Agam. 1060 Dind., Eumenid. 887, auch Pers. 415, wo Weils Änderung von *δ'* in *τ'* entbehrlich scheint (s. unsere Analyse der Fälle bei Homer und Herodot. Herodot. Stud. II, 26 [544] und 76 [594]).[1] 47

Astydamas frg. 8 (p. 605 [= 780²] Nauck).

Dieses vielerörterte Bruchstück möchte ich, zum Teil mit Hugo Grotius, mit Halm und mit Herwerden (Exercit. crit. p. 72) übereinstimmend also ordnen:

γένους δ' ἔπαινός ἐστιν ἀσφαλέστατος·
κατ' ἄνδρ' ἐπαίνει, χὤστις ἂν δίκαιος ᾖ
τρόπους τ' ἄριστος, τοῦτον εὐγενῆ κάλει.
ἓν ἄνδρα δ' εὑρεῖν τοῦτόν ἐστι δυσχερές,
5 *κἂν αὐτὸν οἱ ζητοῦντες ὦσι μύριοι.*

[1] Zu *ταράσσει καὶ γαληνίζει φρένα* vgl. die Darlegung der Theorie des Rausches bei Plutarch, Quaest. conviv. III, 8 (Mor. II, 797 Dübn.), insbesondere § 7: *τί οὖν κωλύει καὶ τὴν διάνοιαν ὑπὸ τοῦ οἴνου φυσικῶς κινουμένην, ὅταν ταραχθῇ καὶ παροξυνθῇ, πάλιν ἀνίεσθαι καὶ καθίστασθαι πλεονάζοντος.*

So nahe es liegt, *ἀσφαλέστατος* (Vers 1) zu ändern, sei es in *ἐπισφαλέστατος*, sei es in *ἀνωφελέστατος* (*ἐστ' ἀνωφ.*), so hält mich doch nach reiflicher Überlegung die nachfolgende Erwägung davon zurück. Ein Lob sei *ἀσφαλέστατος*, dies kann unter Umständen bedeuten, es sei vor Widerlegung vollkommen sicher; der Lobpreisende *ἐς ἀφανὲς τὸν μῦθον ἀνενείκας οὐκ ἔχει ἔλεγχον* (vgl. Herodot. Stud. II, 526 ff.). Und zwar läßt sich dies von dem Lob selbst eines edlen Geschlechtes, dessen Ursprung sich ja in das Dunkel sagenhafter Vorzeit verliert, sehr passend sagen. Aber freilich nur der Zusammenhang konnte diesen Sinn des Wortes klar machen. Es ist jedoch keineswegs unmöglich, daß der Satz, welchen das *δὲ* in Vers 1 voraussetzen läßt, diese Klarheit geschaffen hat.

48 In Vers 2 und 3 würde an sich nichts hindern, die überlieferten Infinitive *ἐπαινεῖν* und *καλεῖν* im imperativischen Sinne aufzufassen und zu dulden. Allein der Notwendigkeit, zwischen *κατ' ἄνδρ' ἐπαινεῖν* und *ὅστις ἂν δίκαιος ᾖ* eine Verbindung zu schaffen, wird am leichtesten genügt, wenn wir mit Halm das schließende *N* für ein entstelltes *X* halten. Porsons vermeintliche Besserung am Anfang von Vers 4 (*ἐν ἑκατὸν*) halte ich für erweislich falsch. Denn von zwei Dingen eines. Entweder der Dichter trachtet nicht nach numerischer Präzision, oder seine erdichteten Zahlen müssen in erträglichem Einklang miteinander stehen. Man kann sagen: nicht unter hundert wirst du einen Guten finden, oder auch: nicht einen Guten wird man finden, selbst wenn ihn zehntausend suchen. Allein beides zusammengenommen ergibt die ungereimte Vorstellung, daß es zehntausend Menschen braucht um hundert abzusuchen und zu prüfen! Eine Parallele zur Ausdrucksweise *ἕν' ἄνδρα — τοῦτον* bietet Sophocl. frg. 616 [= 626[2]]: *τὸν δ' εὐτυχοῦντα — ὅντιν' εὑρήσεις ἕνα* (s. oben S. 100f.). Der *τοιοῦτος*, so könnte man die Phrase erklären, wird eben dadurch, daß er nur einer ist, zum *οὗτος*. Im übrigen vgl. Medea 1088 (*μίαν ἐν πολλοῖς*) oder Heraclid. 327 (*ἕνα γὰρ ἐν πολλοῖς ἴσως κτέ.*). — Die Lobpreisung des Geschlechtsadels wehrt Euripides auch ein andermal fast leiden-

schaftlich ab (Frg. 22: *τὴν δ' εὐγένειαν πρὸς θεῶν μή μοι λέγε —*).

Crates frg. 3 [= 4²] (p. 629 [= 810²] Nauck).

ὁ γὰρ χρόνος μ' ἔκαμψε, τέκτων μὲν σοφός,
ἅπαντα δ' ἐργαζόμενος ἀσθενέστερα.

Es scheint der parodistische Bezug dieses Verspaares auf Critias frg. I, 34 (p. 598 [p. 771²] Nauck) noch nicht bemerkt zu sein. Und doch ist er ebenso unverkennbar, wie die feindliche Haltung des Kynikers, das heißt des Deisten, gegen die naturalistische Weltansicht eines Kritias, die sich eben in jenem Bruchstück und auch in den betreffenden Versen so deutlich ausprägt, wohl begreiflich erscheint. Ist doch das Wort von dem *χρόνου καλὸν ποίκιλμα τέκτονος σοφοῦ* wie dazu geschaffen, als Devise aller Entwicklungs- und Deszendenztheorien zu dienen, die an die Stelle der Weltbaumeisterin Vorsehung „die weise Werkmeisterin Zeit" 49 zu setzen und durch deren absichtsloses, mälig stilles Walten alle Ordnung und alle Schönheit im Weltganzen zu erklären bemüht sind. Als Parodist ist uns der Jünger des Diogenes längst bekannt durch den Gebrauch, den er von der Grabschrift Sardanapalls gemacht hat (Diog. L. VI, 86).

Übrigens würde Nauck meines Erachtens gut daran tun, auch die Verse, welche Teles bei Stobäos (Flor. 97, 31 fin.) anführt, unter die tragischen Fragmente aufzunehmen,[1] denn in ein philosophisches Buchdrama passen sie ganz wohl; sie dürften demselben „Herakles" entnommen sein, dem nach Dümmlers ansprechender Vermutung (Antisthenica p. 68 [= Kleine Schriften I, 71]) Frg. 1 und adesp. 323 [= 392²] angehören.

[1] *οὐκ οἶσθα πήρα δύναμιν ἡλίκην ἔχει*
θέρμων τε χοῖνιξ καὶ τὸ μηδ' ἑνὸς μέλειν

Vers 2 begegnet auch bei Diog. L. (a. a. O.). [Als Bruchstücke des Krates frg. 2 bei N.² p. 810.] Vgl. Lycophro frg. 2 (p. 636 [= p. 817²] Nauck).

Moschion frg. 2 (p. 631—632 [= 812^2] Nauck).

Hier will ich nur das Attribut der Schicksalsgöttin *ὦ λιταῖς ἄτρωτε* gegen Naucks Anfechtung (Euripid.^{2} praef. XX) in Schutz nehmen. Sobald wir an die Stelle von „unverwundet“ oder „unverwundbar“ einen anderen Ausdruck setzen, verliert die Wendung alles Befremdliche. „Gegen Bitten gepanzert“ — sagen wir unbedenklich, und es ist bei Licht besehen genau dasselbe. Und auch Homers *σιδήρεος ἐν φρεσὶ θυμός* gleichwie Hesiods *χάλκεον ἦτορ* liegen nicht weit davon ab. *Ξίφος τιτρώσκει σῶμα, τὸν δὲ νοῦν λόγος*, heißt es in der urbinatischen Spruchsammlung W. Meyers S. 44. Man vergleiche auch Schiller (W. Tell IV, 3, wo der Held zu seiner Armbrust spricht): Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt | der frommen Bitte undurchdringlich war — Doch dir soll es nicht widerstehen. — [Vgl. auch Dio or. XII, 390 Reiske = I, 165, 1 Arnim: *ἀλλὰ μολύβδου τινὸς μαλθακὴν ὁμοῦ καὶ ἄτρωτον ὑπὸ φωνῆς φύσιν.* Hierher gehört auch Plato Phileb. 13c: *καὶ τὰ παραδείγματα ἡμᾶς — οὐδὲν τιτρώσκει.*]

Adespot. frg. 53 [= 78^2].

οἵ τοι πέρα στέρξαντες οἱ δὲ καὶ πέρα
μισοῦσιν.

Es scheint noch nicht bemerkt worden zu sein, daß *οἵδε* (= *οὗτοι*) zu schreiben und *οἱ δὲ* nicht minder unangemessen ist als *οἳ δὲ* (so Susemihl, Politik des Aristoteles I, 412: *στέρξαντες, οἳ δὲ*. Das Pronomen dient der nachdrücklichen Hervorhebung des Partizipialbegriffes, etwa wie bei Sophocl. frg. 104, 1—2 [= 103^2]: *δεινόν γε τοὺς μὲν δυσσεβεῖς κακῶν τ᾽ ἄπο | βλαστόντας εἶτα τούσδε μὲν πράσσειν καλῶς* —. Wie wenig es eines Zwischensatzes für solche Epanalepsis bedarf, kann Aristot. Poet. c. 9 init. lehren: — *ὅτι οὐ τὸ τὰ γενόμενα λέγειν τοῦτο ποιητοῦ ἔργον ἐστίν κτέ.* (nebst Vahlens Zusammenstellungen daselbst).

Adespot. frg. 88 [= 115²].

τοῦ σώματος γὰρ οὕνεχ' οἱ πολλοὶ πόνοι,
τοῦδ' οὕνεκ' οἶκον στεγανὸν ἐξευρήκαμεν
λευκόν τ' ὀρύσσειν ἄργυρον σπείρειν τε γῆν
τά τ' ἄλλ' ὅσ' ἡμεῖς ὀνόμασιν γιγνώσκομεν.

Daß der letzte Vers sinnlos ist, bedarf wohl keines Beweises. Doch kenne ich nur einen Herstellungsversuch, nämlich F. W. Schmidts unzureichendes *ὄμμασιν* statt *ὀνόμασιν* (Krit. Stud. III, 29). Ich vermute:

τὰ τ' ἄλλ' ὅσ' εἰς ὄνησιν ὄντ' ἐγνώκαμεν.[1]

Adespot. frg. 211 [= 267²]. 51

Diesen Vers möchte ich in Erinnerung an die stehende Verbindung von *τέχνη* und *τύχη* (vgl. z. B. Agatho frg. 6 und 8 oder Menandr. Monostich. 495) also ergänzen:

τέχνης γὰρ οὐχ ἥμαρτες, ⟨ἡ τύχη δ' ἀπῆν⟩.

Zur ersten Vershälfte vergleiche man Margites frg. 2 (Frg. Ep. Gr. ed. Kinkel p. 67): *πάσης δ' ἡμάρτανε τέχνης*, zur zweiten Aristoph. Av. 1315: *μόνον Τύχα προσείη* oder Aeschyl. Agam. 904: *Φθόνος δ' ἀπέστω.*

Adespot. frg. 426 [= 506²].

Die zwei ersten Verse dieses Bruchstückes möchte ich jetzt mit Ersetzung des unverständlichen *ταῦτα* der Handschriften durch *γαῦρα* wie folgt schreiben:

Πάντων τύραννος ἡ τύχη 'στὶ τῶν θεῶν,
τὰ δ' ἄλλ' ὀνόματα γαῦρα πρόσκειται μάτην —.

Welche sonstigen Bezeichnungen der Schicksalsmacht aber der Dichter im Auge hat, wenn er von ihnen sagt, daß sie dieser als stolze und hochtrabende, aber inhaltleere Namen beigelegt werden, dies zeigt am besten die augenscheinliche

[1] Der Ursprung der Verderbnis mag in dem einstigen Ausfall von *ὄντ'* zu suchen sein, welches Wort dann über *ὄνησιν* oder *ὄνασιν* nachgetragen wurde, etwa so: ONACIN (mit ONT darüber). Der Rest wird Anpassung und Zurechtmacherei gewesen sein.

Nachbildung unserer Verse bei Menander frg. 482—483 (Kock III, p. 139).

52 *Τύχη κυβερνᾷ πάντα, ταύτην καὶ φρένας*
δεῖ καὶ πρόνοιαν καὶ θεὸν καλεῖν μόνην,
εἰ μή τις ἄλλως ὀνόμασιν χαίρει κενοῖς.

Oder auch Euripides Hecub. 488 ff.:

ὦ Ζεῦ, τί λέξω; πότερά σ' ἀνθρώπους ὁρᾶν
ἢ δόξαν ἄλλως τήνδε κεκτῆσθαι μάτην,
τύχην δὲ πάντα τἀν βροτοῖς ἐπισκοπεῖν;

Ζεύς, πρόνοια, μοῖρα, εἱμαρμένη, αἶσα, πεπρωμένη — dies sind einige jener nach der Meinung unseres Dichters nichtssagenden Prunknamen, welche den Platz der *τύχη* usurpiert haben.

Das Adjektiv *γαῦρος* und seine Derivate *γαυροῦμαι* und *γαύρωμα* begegnen bei Euripides häufig, während sie dem Äschylos insgesamt ebenso fremd sind wie dem Sophokles; aber auch der Inhalt des Bruchstückes ist schwerlich mit der von Wachsmuth (Stobaei Anthologium I zu 86, 3 u. 87, 4) vermuteten Autorschaft des Äschylos vereinbar. Zur Verbindung *ὀνόματα γαῦρα — μάτην* vgl. Hippol. 502 und Troad. 1250. (Vermutet ward *ὅσιος δέ, γαῦρον* [statt *ὅσιος δέ γ' ἕτερον*] *ὄνομα, τιμωρῶν πατρί* Orest. 547, von Nauck. Vgl. auch *λόγους γαύρους* Synes. p. 1a).

10. Ein griechisches Komödienbruchstück in dorischer Mundart.[1]

Mit einem Textbilde in Lichtdruck.

Die im folgenden mitgeteilten Verse sind der erste und bisher der einzige Überrest dorischer Lustspieldichtung, welcher nicht durch die vermittelnde Hand eines zitierenden Schriftstellers hindurchgegangen, sondern in direkter Überlieferung aus dem Altertum auf uns gelangt ist. Daß diese Überlieferung eine ungewöhnlich treue ist, dafür sprechen, von dem Alter der Papyrushandschrift abgesehen (welches Karl Wessely nicht über das Zeitalter des Kaisers Augustus hinabrücken zu dürfen glaubt), mehrere Umstände, welche auf die sorgfältige Rezension eines Grammatikers deutlich hinweisen, insbesondere die streng dorische Akzentuation einzelner Worte und die den Text begleitenden Scholien.

Als ich im verflossenen Sommer eine große Zahl von literarischen Papyrus durchmusterte, fand ich dieses Blatt bereits mit dem von Wesselys Hand herrührenden Vermerk versehen: „Gänzlich unbekannt, dorischer Dialekt“. Daß es Komödienverse sind, die uns hier vorliegen, war nicht schwer zu erkennen; und wieder war, nachdem ich auf die Herkunft des Stückes aus der dorischen Komödie hingewiesen hatte, Karl Wessely derjenige, welcher die trochäische Versform zuerst mit Sicherheit erkannte. Ihm verdanke ich auch eine Abschrift dieses Fragmentes, welche die zuerst von mir angefertigte Kopie in erwünschter Weise

[1] Wien 1889, aus dem V. Bande der „Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer“.

ergänzt hat, während die Lesung und versuchsweise Herstellung der Scholien, deren Entzifferung die geschwächte Sehkraft meiner Augen nicht gewachsen wäre, ganz und gar sein Verdienst ist. Mir ward die kritisch-exegetische Behandlung des Fragmentes und der Versuch überlassen, die sich daran knüpfenden literar-historischen Fragen zu beantworten. Ich lasse den Text folgen, in welchem ich nur jene Buchstaben nicht in Klammern eingeschlossen habe, die entweder vollständig erhalten sind oder deren einstiges Vorhandensein durch unzweideutige Reste bezeugt ist. Daß meine Supplemente nicht insgesamt auf gleiche Sicherheit Anspruch machen, ist selbstverständlich; über Einzelfragen der Kritik und Erklärung verbreitet sich der Kommentar.

2 Text.

Τῆλ᾽ ἀπε]νθὼν τεῖδε θωκησῶ τε καὶ λεξοῦ[μ᾽ ἐγὼν
πᾶσιν ὑ]μεῖν (l. *ὑμὶν*) *ταῦτα καὶ τοῖς δεξιωτέροις [ἁμᾶι·*
σοφὸς] ἐμὶν δοκεῖ τε πάγχυ καὶ κατὰ τρόπ[ον φρονῶν
ὅτις ἔφα βρ]οτὼς ἐπεύξασθ᾽, αἴ τις ἐνθυμεῖν γ[α λῆι,
5. *μὴ τάπερ] γ᾽ ὠφείλον· ἔνθεν ὗσπερ ἐκελή[θην ἴμεν*
οὔ ποκ᾽ εἶμ᾽, οὐ] τῶν ἀγαθικῶν κακὰ προτιμάσαι θ[έλων.

τόν τε κίν]δυνον τελέσσαι καὶ κλέος θεῖον [λαβεῖν,
Τρωϊκὸ]ν μολὼν ἐς ἄστυ, πάντα δ᾽ εὖ σάφα [δρακὼν
ἄσμε]νος δίοις τ᾽ Ἀχαοῖς παιδί τ᾽ Ἀτρέος φί[λωι
10. *σκέθρ᾽ ἀπαγγ]είλαι τὰ τηνεῖ καὐτὸς ἀσκηθὴς [φανείς . . .*

Ich lasse das Scholion nach Karl Wesselys Lesung folgen:

1\. . . .]π^{τ} π^{α} [π]ροσδο^{κ} ως ει ελε^{γ} κ′ τοις εμπ[λ]ηττο^{μ} ττο το καθ[. . .
= πάντα = παρα = προσδοκίαν = ελεγε και τοις εμπληττομενοις

2\. . . .]η παλιν πρ^{o} τους τραγικους λεγε^{τ} επει εδο^{κ} εκεινοι ε[. . . . .
η unvollständig = προς = λέγεται = ἐδόκουν oder σ[. . .

3\. . . .]η^{τ} δ′ παραλελειπται στιχιδια δι[ων] η συναρτησι[ς . . . .

4\. . . .]ετιμ′ τωι αριστοξενωι προσεχειν ακηκοεναι δ′ [. . . . .

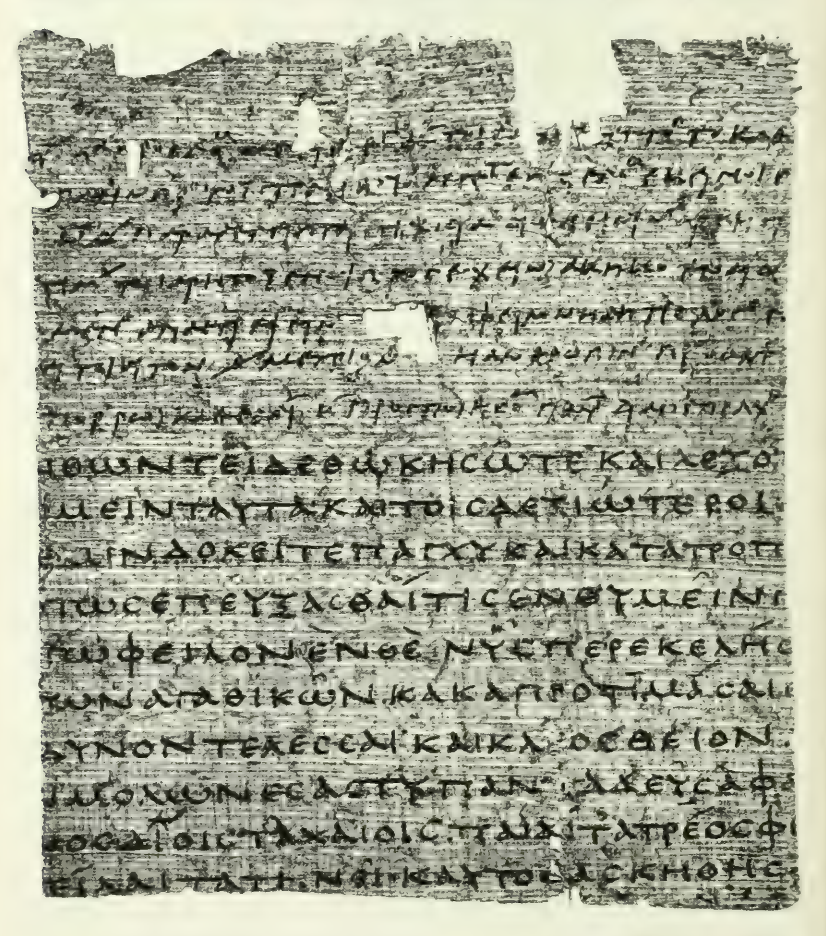
5\. . . .]ομεν^{o} αναστρεφειν . . . . . ωφειλον ηδη τις λογ^{o} ελ[. . . . . .
= ομενος oder ομενον = λόγος
oder ομενου

6 ...ει τοιουτον ⸝⸌ μετριον ....η ανθρωπιν⁻ προ ο αντι| ...
ει unsicher; Orientierungzeichen =—ινη =προς
vielleicht! ου d. Scholions, nicht Abkürzung

7. πορρωι καθεδουμ κ' προσποιησομ παντ διαπεπραχθ
=καθεδου̃μ(αι) oder —μ(ενος) =και siehe καθεδουμ =—τα =—θαι
oder μ(εθα) usw.

Der erste Poetenname, der uns beim Anblick eines dorischen Komödienbruchstückes in den Sinn kommt, ist derjenige Epicharms. Ebenderselbe Name aber ist es, zu welchem uns die Umschau über die hier in Frage kommenden Möglichkeiten und die eingehende Prüfung aller einschlägigen Beweismomente wieder zurückführt. Doch der Ermittlung des Dichters muß jene des Inhaltes der Dichtung vorangehen. V. 9 begegnen uns die Achäer und der Sohn des Atreus, d. h. in diesem Zusammenhang: der König und Heerführer der Griechen, Agamemnon. Der Stoff unseres Dramas ist somit der griechischen Heldensage und aller Wahrscheinlichkeit nach dem troischen Sagenkreis entnommen. Daß es ein Lustspiel ist, dies lehren uns nicht nur die Worte des Scholions, Z. 2: *πρὸς τοὺς τραγικοὺς λέγεται*, die einen deutlichen Hinweis auf die parodistische Behandlung eines tragischen Stoffes enthalten: nicht weniger entscheidend sind die Textesworte (V. 2): *καὶ τοῖς δεξιωτέροις*, mit welchem sich der Dichter ganz und gar in der Weise des Aristophanes (siehe Kommentar) an das Theaterpublikum wendet. Versuchen wir es, die Situation, welche unser Bruchstück uns vorführt, zu ergründen, so gelangen wir ebenso leicht als sicher zu dem folgenden Ergebnis. Es ist hier von einem gefahrvollen, dem, der es vollbringt, unsterblichen Ruhm verleihenden Unternehmen die Rede (V. 7); und dieses Wagnis besteht darin, daß ein Held als Späher in eine feindliche Stadt eindringt und, aus derselben unversehrt zurückkehrend, dem Griechenheer und seinem Führer wichtige Kundschaft überbringt (V. 8—10). Der Schauplatz unserer Szene befindet sich somit wohl nicht ferne von den Mauern Trojas, und der Held, der jene Späherdienste verrichten wird oder verrichten zu wollen vorgibt, wie sollen wir ihn wohl benennen? In einer bekannten homerischen Erzählung (Od. δ, 242 ff.)

geht Odysseus als Späher nach Ilion. Dasselbe Abenteuer hat der Dichter der kleinen Ilias behandelt (vgl. Epicorum



Griechischer (liter.) Papyrus Nr. 250. Originalgröße.

fragmenta, ed. Kinkel, vol. I. p. 37 und Welcker, Epischer Zyklus, II[1], S. 241); von den tragischen Dichtern hat Sophokles in den „Lakonerinen", Ion in den „Wächtern" und ein Unbekannter in dem „Trugboten Odysseus" den gleichen Gegenstand verwertet (vgl. Nauck, Trag. graec. fragm., I[1], p. 574, 652, 767). Die Wahrscheinlichkeit, daß |der Ithakesier der

Held auch unseres Bruchstückes ist, wird durch den Umstand sehr erheblich verstärkt, daß eben er und er fast allein unter den Heroen der trojanischen Sage eine Lieblingsfigur der Lustspieldichtung geworden ist; verzeichnet doch Meinekes Index nicht weniger als sieben *Ὀδυσσεύς* und *Ὀδυσσῆς* betitelte Erzeugnisse der attischen Komödie. Vereinigen sich somit alle Indizien darin, uns auf eine und dieselbe Gestalt hinzuweisen — die epische Überlieferung, der den parodistischen Spott herausfordernde Vorgang der tragischen und die Gepflogenheit der komischen Dichter —, so tritt als ein letztes und entscheidendes Anzeichen noch das folgende hinzu, welches zugleich den Gang unseres Dramas wenigstens eine kurze Strecke weit hell beleuchtet. Ich spreche von dem Satz des Scholions (Z. 7): *πόρρωι καθεδοῦμ(αι) κ(αὶ) προσποιήσομ(αι) πάντ(α) διαπεπρᾶχθ(αι)*. Man drehe und wende diese Worte soviel man will, man wird ihnen keinen anderen Sinn zu entlocken vermögen als diesen. Der verschlagene Held, der zum Späheramte bestimmt war, — und wie sollte zu solchem Geschäfte ein anderer erkoren werden? — wendet seine Verschlagenheit nicht gegen den Feind, sondern gegen seine eigenen Auftraggeber, denen er weismachen will, die kühne Tat ruhmvoll vollbracht zu haben, während er in Wahrheit fern von der feindlichen Stadt geweilt und in aller Muße das Märchen ersonnen hat, durch welches er den Hirten der Völker und seine Scharen zu täuschen gewillt ist. Und da zweifle man noch daran, daß der geriebene Schlaukopf Odysseus vor uns steht! — ebenderselbe Schlaukopf, der sich im Beginn des Feldzuges durch erheuchelten Wahnsinn der Teilnahme an dem gefahrvollen Unternehmen zu entziehen versucht hat (vgl. die Bruchstücke des „Wahnsinnigen Odysseus" des Sophokles bei Nauck, S. 184). Wer aber sind diejenigen, an welche die Rede des Laërtiers sich wendet? Schwerlich ein Gefolge von Getreuen, denn ein Kundschafter pflegt seine Sendung allein und ohne die Begleitung von Dienern oder Knappen zu vollführen. Vielmehr werden es Bewohner der Troas sein, die er außerhalb des Griechenlagers angetroffen hat und denen er als

fremder Eindringling eine Auskunft oder Rechenschaft schuldet. Auf geistig Tieferstehende, für welche die witzige und subtile Wendung, die der Sprecher gebraucht, nicht eigentlich bestimmt sein kann, scheint der Zusatz *καὶ τοῖς δεξιωτέροις* hinzuweisen, — ein Kompliment für die Zuschauer, das zugleich dazu dienen mag, das Mißverhältnis zwischen dem Inhalt der Rede und den Personen, an welche sie gerichtet ist, wie beiläufig zu entschuldigen. Soweit also wären wir über den Gang unseres Lustspiels im reinen. Odysseus ward als Späher nach Troja entsandt; er macht außerhalb des Griechenlagers nach langer Wanderung Halt und benützt seine Rast dazu, jenen, die ihn um das Ziel seiner Reise befragen, und zugleich dem Publikum von seiner trügerischen Absicht Kunde zu geben. Welche Wendung das Drama in seinem weiteren Verlaufe genommen, und durch welche Mittel der Dichter solch eine Wendung herbeigeführt hat, dies wird uns wohl, wenn nicht ein neuer glücklicher Fund darüber Licht verbreitet, für immer verborgen bleiben.

Trachten wir nun den Dichter der vor uns liegenden Lustspielszene zu ermitteln, so können wir zunächst den Kreis, innerhalb dessen wir ihn zu suchen haben, dadurch verengern, daß wir die Methode der Ausschließung unserem Zwecke dienstbar machen. An den Tarentiner Rhinthon oder an dessen jüngere Nachfolger zu denken, hindert uns mancherlei. Ich lege wenig Gewicht auf den Umstand, daß unter den mythischen Stoffen, über deren parodistische Behandlung durch Rhinthon wir durch gelegentliche Erwähnungen unterrichtet sind, sich kein hierher gehöriger findet.[1] Auch die
5 Tatsache möchte ich nicht allzu stark betonen, daß unser

---

[1] Es sind dies *Ἀμφιτρύων*, *Δοῦλος Μελέαγρος*, *Ἡρακλῆς*, *Ἰοβάτης* (oder *Ἰοβάται*? was der fehlerhaften Schreibung bei Herodian *π. μον. λέξ.* p. 64 L. *εὐνοβάιται* näher kommt; man denke an die *Ἀρχίλοχοι* und *Ὀδυσσῆς* betitelten Komödien), *Ἰφιγένεια ἐν Αὐλίδι*, *Ἰφιγένεια ἐν Ταύροις*, *Μήδεια*, *Ὀρέστης*, *Τήλεφος*. Christ, Griechische Literaturgeschichte[1], S. 412, nennt freilich nur eine *Ἰφιγένεια* und vergißt der Medeia nicht weniger als des Meleagros und Iobates. Sämtliche Titel, aber freilich nicht die Bruchstücke, bietet Sommerbrodt, De phlyacographis graecis (Breslau, 1875), p. 47.

Bruchstück V. 3 die gemein-dorische Form ἐμίν und nicht die für Rhinthon bezeugte, vorzugsweise tarentinische ἐμίνη darbietet (Apollonius de pron., 104c). Schwerer wiegt das vollständige Fehlen trochäischer Versmaße in den Fragmenten der Dichtungen Rhinthons. Geradezu entscheidend aber scheint mir die Anführung des Aristoxenos beim Scholiasten (Z. 4), unter dem wohl sicherlich kein anderer als der berühmte Rhythmiker dieses Namens zu verstehen ist. Denn der Schüler des Aristoteles kann zwar das Auftreten des Rhinthon, der unter Ptolemäus I. geblüht hat, sehr wohl noch erlebt haben; daß er aber dessen Dramen philologischer Behandlung unterzogen hat, muß selbstverständlich als unmöglich gelten. Da wir somit über das Zeitalter des literarischen Schöpfers der Hilarotragödie hinausgewiesen werden, so bleibt uns nur jene Gruppe syrakusanischer Poeten übrig, welche tragische Stoffe in travestierender Form dargestellt haben. Daß unser Fragment dem Phormis oder Deinolochos angehöre, diese Annahme, welche schwerlich einen ernsten Vertreter finden wird, läßt sich zwar nicht durch zwingende Beweisgründe widerlegen, allein es spricht kein Atom von Wahrscheinlichkeit für dieselbe. Die Dramen des ersteren, von welchen kein Grammatiker oder Lexikograph uns auch nur das winzigste Bruchstück erhalten hat, scheinen früh verloren gegangen zu sein und keine sorgfältige kritische Pflege genossen zu haben. Nur um weniges besser mag es mit den Werken des Deinolochos gestanden haben, von denen wir „einige unbedeutende Fragmente“ besitzen (man vergleiche die kaum über die Angabe einzelner Wortformen sich erhebenden Überreste bei Lorenz, Leben und Schriften des Epicharmos, S. 305—307). Aber niemand wird behaupten wollen, daß ein neu auftauchendes, umfangreiches und die Spuren einer sorgsamen Rezension aufweisendes Bruchstück sich mit einer mehr als infinitesimalen Wahrscheinlichkeit diesem Komödiendichter zuschreiben ließe, von dessen „mythologischen Travestien“ wir überdies nur fünf Titel kennen (ebend. S. 87), die dem vorliegenden Sagenstoffe insgesamt gleichmäßig fremd sind. Ernstlich in Frage kommt einzig und allein der ungleich

größere Vorgänger des Deinolochos. Und hier vereinigt sich in der Tat alles, um uns wie mit Fingern auf denselben hinzuweisen und einen von Gewißheit kaum zu unterscheidenden Grad von Wahrscheinlichkeit zu schaffen. Epicharmos, der hervorragendste und gefeiertste unter allen griechischen Lustspieldichtern, welche sich der dorischen Mundart bedient haben, ist lange und viel gelesen worden. Beweis dessen die große Zahl stattlicher Bruchstücke, die wir besitzen. Einer der gelehrtesten Grammatiker des Altertums, Apollodores von Athen, dessen Leben sich bis nahe an das Ende des 2. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung erstreckte, hat seine Dramen in eingehendster und ausführlichster Weise erklärt; vgl. Lorenz, a. a. O. S. 41—42. Daß Aristoxenos sich mit Fragen der epicharmischen Textkritik befaßt habe, dies war uns freilich bisher unbekannt; aber auch seine grammatische Beschäftigung mit Homer wäre uns bis zur Stunde verborgen, wenn nicht eine kleine Notiz des Eustathius (zu Ilias N, 359) uns hierüber eine überraschende, von Karl Müller (Fgm. hist. gr. II, p. 283) sicherlich wohl gedeutete und mit zwei anderen geringfügigen Notizen in richtigen Zusammenhang gebrachte Kunde erhalten hätte. Und daß der Philosoph dem vorzugsweise philosophischen Dramendichter, der dorische Tarentiner seinem sizilischen Volksgenossen, der Jünger der Pythagoreer dem jener Schule nahestehenden Poeten lebhaften Anteil geschenkt hat, — wie sollte uns dies wundernehmen? Zu allem Überflusse konnten wir die Vertrautheit des großen Rhythmikers mit den Dramen des Syrakusaners und eindringliche Beschäftigung mit denselben bereits längst aus der Mitteilung des Athenäus (XIV, 648 d) über ein pseudo-epicharmisches Werk erschließen, welches eben Aristoxenos dem Flötenspieler Chrysogonos als seinem wirklichen Urheber zugewiesen hat.[1] Doch auch Inhalt

[1] In einer Anmerkung darf auch eine bescheidene Vermutung Unterkunft finden. War nicht vielleicht auch der Umgang, den Aristoxenos mit dem jüngeren Dionysios nach dessen Vertreibung zu Korinth gepflogen hatte, ein Band, welches ihn mit den Dichtungen des Epicharm verknüpfte? Der ehemalige Tyrann hatte diesen eine gelehrte Mono-

und Form unseres neuen Bruchstückes stimmen aufs beste zu der Voraussetzung, daß es aus Epicharms Schreibrohr geflossen sei. Auf mehrfache sprachliche Anklänge wird der Kommentar hinweisen. Die Geringachtung der Bühnenillusion, welche die direkte Anrufung der Zuschauer (*καὶ τοῖς δεξιωτέροις*) bekundet, die nicht etwa, wie zumeist bei Aristophanes dem Chor, sondern einer Person des Dramas selbst in den Mund gelegt wird, paßt gar wohl für den Poeten, der durch die weitläufige Darlegung spekulativer Lehren so oft den täuschenden Schein der szenischen Vorgänge durchbrochen hat. Und die allgemeine Sentenz über die Verkehrtheit und Verderblichkeit menschlicher Wünsche und Bestrebungen (V. 3—5), verrät sie nicht eben die Hand des vor allen anderen gnomischen Dichters, während der lustige und fast possenhafte Gebrauch, den der Redende von der ihm geliehenen Spruchweisheit macht, ganz und gar des Dramatikers würdig ist, der die tiefsinnige „Werdelehre" des Heraklit in so ergötzlicher Weise auf das Verhältnis des Schuldners und Gläubigers zu übertragen verstanden hat?[1] Und jeder etwa noch übrig bleibende Zweifel muß vor der Tatsache verstummen, daß das Dramenverzeichnis unseres Dichters einen Titel enthält, nach welchem das vorliegende Bruchstück gleichsam zu rufen scheint. Ich spreche von dem *Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος*, in welchem man längst eine Dar-

graphie gewidmet (Suidas s. v. *Διονύσιος*). Aus seinem Munde konnte der Peripatetiker manch eine syrakusanische Lokaltradition auflesen. Vielleicht deutet das in einem kritischen Scholion so befremdliche *ἀκηκοέναι* nach den Worten: *τῷ Ἀριστοξένῳ προσέχειν* eben darauf hin. Das Wort erinnert wenigstens an eine bezeichnende individuelle Eigentümlichkeit des Aristoxenos, der sich augenscheinlich auf mündliche Überlieferungen, die er der Vergessenheit entrissen zu haben wähnt, nicht ohne Selbstgefälligkeit zu berufen liebte. Vgl. Jamblichus de vita Pythagorica ed. Nauck, p. 162, 10: *ἔκ τε ὧν Ἀριστόξενος αὐτὸς διακηκοέναι φησὶ Διονυσίου τοῦ Σικελίας τυράννου κτέ.* (Frg. 9, Müller) oder Cyrillus contra Jul., VI, p. 208: *λέγει δὲ ὁ Ἀριστόξενος ἀφηγούμενος τὸν βίον τοῦ Σωκράτους ἀκηκοέναι Σπινθάρου τὰ περὶ αὐτοῦ κτέ.* (Frg. 28, Müller).

[1] Vgl. Jacob Bernays, Epicharmos und der *Αὐξανόμενος λόγος*, Rh. Mus., VIII, 280 ff. [= Ges. Abhandl. I, 109 ff.]

stellung der trojanischen Spähersendung des Ulysses erkannt hat (vgl. Lorenz, a. a. O. S. 135 und 247).

Kommentar.

V. 1. *Τῆλ' ἀπενθών.* Die Ergänzung *τῆλε* beruht auf der Erwägung, daß von dem sich Niederlassenden eine Motivierung seines Ruhebedürfnisses erwartet wird. Dazu kommt *πόρρωι* im Scholion (Z. 7); vgl. Hesychius: *τῆλε· μακράν, πόρρω.* Zu *ἀπενθὼν* denke man das Schiffslager als Ausgangspunkt der Wanderung; *τῆλε* im Sinne von *τηλόθεν* wie bei Homer, Ilias, B 863: *τῆλ' ἐξ Ἀσκανίης.* Die Schreibung JΘΩΝ, welche sicherlich keine andere als die im Text vorgeschlagene Lesung gestattet, lehrt, daß diese Form, über welche man G. Meyer, Griech. Grammatik², S. 178 und Morsbach in Studien zur griech. und lat. Grammatik, X, S. 31 zu Rate ziehen mag, dem Epicharm zurückzugeben ist, trotz der von Ahrens, De Graecae linguae dialectis, II, p. 110—111 geäußerten Bedenken. Zu *τεῖδε* vgl. G. Meyer, a. a. O. S. 341. 7 Die durch die dorischen Inschriften bezeugte Form ist in den Theokrit-Handschriften zumeist durch *τῇδε*, *τῆδε* und *τᾷδε* verdrängt worden. *Λεξοῦμ' ἐγών.* Stünde der deutlich erkennbare Zirkumflex oberhalb des Υ nicht im Wege, so würde ich *λεξούμεθα* vorziehen, mit jenem statthaften Übergang vom Singular zum Plural, über welchen Lobeck, Sophoclis Aias², 152—153 und Kühner, Griech. Grammatik, II², 74—75 ausreichend handeln.

V. 2. Ich schrieb *ὑμεῖν*, weil der Zusammenhang kaum eine andere Lesung zu gestatten scheint, wenngleich der rätselhafte Buchstabenrest am Anfange der Zeile sich einer sicheren Deutung entzieht. Zu *δεξιωτέροις* vgl. Aristophanes Nub., V. 518, Bergk: *ὡς ὑμᾶς ἡγούμενος εἶναι θεατὰς δεξιούς,* ebend. V. 527: *Ἀλλ' οὐδ' ὣς ὑμῶν ποθ' ἑκὼν προδώσω τοὺς δεξιούς,* ferner Equ., V. 228: *καὶ τῶν θεατῶν ὅστις ἐστὶ δεξιός.* An den ersten zwei Stellen spricht der Chor, an der letzten der Demos.

V. 3. *πάγχυ* war bisher aus den Überresten des Epicharm sowohl als aus jenen des Sophron nicht nachgewiesen. Doch

kann uns das vereinzelte Vorkommen des der Ias und dem Epos geläufigen Wortes, welches auch bei Äschylus (Sept. V. 628, Weckl.), Pindar (Pyth. II, 82) und Aristophanes (Ran. V. 1531) je einmal auftritt, nicht befremden, zumal hier, wo ein heroischer Gegenstand parodistisch behandelt wird. Zu *κατὰ τρόπον φρονῶν* vgl. Epicharm, B Frg. 23, Lorenz [= 283 Kaibel]: *οὐδὲ εἷς οὐδὲν μετ' ὀργᾶς κατὰ τρόπον βουλεύεται.*[1] Statt an *φρονῶν* ließe sich übrigens auch an *νοῶν* denken.

V. 4. Der Infinitiv *ἐπεύξασθαι* verlangt einen Subjektsakkusativ, welchen ich mit Rücksicht auf die Allgemeinheit der Sentenz und auf die überlieferten Buchstaben)ΤΩϹ in *βροτώς* am sichersten zu finden meine. Die Schreibung — *ως* dem Epicharm (mit Ahrens, l. l. p. 169) abzusprechen, scheint nicht der mindeste Grund vorhanden. Der selbst in den Gedichten Theokrits trotz ihrer direkten Überlieferung mehrfach verwischte, aber in den besten Handschriften häufig erhaltene und gelegentlich auch unter dem Schutz einer Korruptel (wie des von Reiske gebesserten *ἄθλω*, XXIII, 56, Ziegler) geborgene Dorismus ist unserem Autor wiederzugeben, wie denn dieser Ausgang gelegentlich (so Frg. 40 [= 170 Kaib.], V. 13 L.) von G. Hermann und Cobet hergestellt worden ist. Wie wenig die Handschriften der zitierenden Schriftsteller in diesen Fragen bedeuten, erhellt, nebenbei bemerkt, aus dem Umstande, daß die Artikelform *τώς* zweimal bei Epicharm vom Versmaße gebieterisch gefordert wird, aber an beiden Stellen, S. 255 und 268 L., der handschriftlichen Überlieferung allem Anschein nach ganz und gar fremd ist. [Nur an der zweiten Stelle (Frg. 170.

[1] Wenn dieser Vers bei Lorenz (S. 261) mit einem Sternchen, dem Zeichen zweifelhafter Echtheit, versehen ist, so beruht dies einzig und allein auf dem nichtssagenden Umstande, daß Trincavelli, der Veranstalter der Editio princeps des Stobäus, in seiner mittelmäßigen Vorlage statt des Lemma der maßgebenden Handschriften (AMS) *τοῦ αὐτοῦ* (d. h. *'Επιχάρμου*) die Angabe *Εὐριπίδου* vorgefunden hat (Stob. Flor. 20, 10). Letztere ist „nur aus dem Folgenden fälschlich hinaufgerückt", eine Art von Irrung, die „speziell bei Trincavelli sehr häufig" ist, wie Otto Hense mir freundlich mitteilt.

V. 13), nicht an der ersten (Frg. 254, V. 5) hat auch Kaibel *τώς* angenommen.] Zu *ἐνθυμεῖν* vgl. Epicharm, B 13, 14 L. [270 K.]: *νυκτὸς ἐνθυμητέον.* Zu *αἰ—λῇ* vgl. B Frg. 40, V. 7 L.: *αἰ δὲ λῇ τις*, V. 10—11: *αἰ—λῇ τις*; B 42, V. 4 L.: *αἰ λῇς καταμαθεῖν*; siehe auch B 30, B 41 V. 10 L.; desgleichen Lorenz, S. 226, 227, 236. [Siehe die Stellen in Kaibels Wortregister.]

V. 5. Zu *ἐπεύξασθ(αι) — | μὴ τάπερ γ' ὠφείλον* vgl. z. B. Soph. Philoct. 66—67: *εἰ δ' ἐργάσει | μὴ ταῦτα κτέ.* Dem hier auftauchenden *ἶς* im Sinne von *οἶ* kommt die in den Söldnerinschriften von Abu Simbel erscheinende Form *υἶς*, 8 Inscr. gr. ant., 482a, Z. 3, am nächsten. Erschließen konnte man die dorische Form *ὗς* aus dem bei Sophron, Frg. 91 (Ahrens) [= 75 K.] vorkommenden, von diesem Gelehrten mit Unrecht angetasteten *πῦς*, welchem überdies auch in dem seither bekannt gewordenen *ὅπυς* (Carapanos, Dodone usw., Pl. XXXVII, 4) eine neue Stütze erwachsen ist. Dasselbe verhält sich zu *ποῖ* genau wie *ἶς* zu *οἶ*, nur daß in letzterem Falle auch das Mittelglied *οἶς* in der durch die delphischen Manumissionsurkunden vielfach erhaltenen Formel: *οἶς κα τρέχῃ* uns zu Gebote steht. Vgl. Aug. Ficks Zusammenstellungen in Bezzenbergers Beiträgen, III, S. 281 und im allgemeinen G. Meyer², S. 295. Zu *ἐκελήθην* vgl. Epicharm, *Μοῦσαι* Frg. 4, V. 2 (Lorenz, S. 238) [= 71 K.]: *καὶ κῆνον ὁ Ζεὺς ἔλαβε κἠκελήσατο*, siehe auch Ahrens, II, p. 346 Die hier erscheinende Form des Passivaorists: *ἐκελήθην* statt *ἐκελήσθην* ist eben diejenige, welche man nach Sophrons *ἐξ ἑνὸς κελεύματος* (Frg. 51 Ahrens [= 25 Kaibel]) bei Epicharm anzutreffen füglich erwarten konnte. [Fraglich, da jetzt im Lichtdruck das *θ* sehr zweifelhaft ist, während es in den Probedrucken sehr sicher schien.]

V. 6. Das Adjektiv *ἀγαθικός* war bisher den literarischen Denkmälern fremd. Man kannte es nur aus der Glosse *ἀγαθικά· τὰ σπουδαῖα* in der *Συναγωγὴ λέξ.* (Bekker, Anecd. Gr., T. I, p. 324), bei Zonaras, p. 31 und Suidas s. v. Man vergleiche das eng verwandte *ἀνδραγαθικός*, welches in der hippokratischen Schrift „De articulis“, c. 78 (IV, 312 Littré) begegnet: *ἀνδραγαθικώτερον τοῦτο καὶ τεχνι-*

κώτερον. In *προτιμάσαι* beachte man die den dorischen Akzentuationsregeln entsprechende Betonung des Wortes, die sich auch V. 10 in *ἀπαγγείλαι* wiederfindet. Vgl. Ahrens. II, p. 27 und 300; nicht minder in *θωκησῶ* V. 1.

Den hier erscheinenden Gedanken: „Die Menschen wünschen oft das, was ihnen zum Schaden gereicht" findet man ausführlich dargelegt in dem Platon zugeschriebenen Alcibiades II, 142d ff.: *κινδυνεύει γοῦν, ὦ Ἀλκιβιάδη, φρόνιμός τις εἶναι ἐκεῖνος ὁ ποιητής, ὅς δοκεῖ μοι φίλοις ἀνοήτοις τισὶ χρησάμενος ὁρῶν αὐτοὺς καὶ πράττοντας καὶ εὐχομένους ἅπερ οὐ βέλτιον ἦν, ἐκείνοις δὲ ἐδόκει, κοινῇ ὑπὲρ ἁπάντων αὐτῶν εὐχὴν ποιήσασθαι.* Es folgen jene zwei Verse eines unbekannten alten Dichters, welche in der Anthologie, X, 108 (Dübner, II, p. 271) in verbesserter Gestalt wiederkehren und auch sonst mehrfach (siehe Nauck in Mélanges gréco-rom., III, 577), darunter bei Orion Anthol. V, 17 mit dem bemerkenswerten Zusatz: *ἐκ τῶν Πυθαγορικῶν*, angeführt werden: *Ζεῦ βασιλεῦ, τὰ μὲν ἐσθλὰ καὶ εὐχομένοις καὶ ἀνεύκτοις | ἄμμι δίδου, τὰ δὲ λυγρὰ καὶ εὐχομένων ἀπεύκοις.* Nun beachte man den scurrilen Gebrauch, welcher von dieser Sentenz gemacht wird. Zunächst erfährt der Gedanke die ungebührlichste Verallgemeinerung. Es wird ohne weiteres vorausgesetzt, daß die Menschen allezeit das wünschen und erstreben, was ihnen zum Unheil gereicht; und dann soll der also verzerrte und ins Ungemessene erweiterte Satz zur Rechtfertigung einer Pflichtverletzung dienen. „Weil die Sterblichen" (so etwa spricht unser Odysseus) „das erflehen und erstreben, was sie, bei Lichte besehen, nicht erstreben sollten, — darum werde ich den übernommenen Auftrag nicht vollführen und mich der aus ihm erwachsenden Gefahr entziehen." Die wenigen Ergänzungen, durch welche wir den aus den erhaltenen Worten deutlich hervorschimmernden Gedankengang vollends zum Ausdruck gebracht haben, bedürfen schwerlich einer eingehenden Begründung. Doch sollte es auch gelingen, das Fehlende in anderer und besserer Weise zu ergänzen, sicherlich wird niemand der Annahme entraten können, daß zwischen diesen und den nunmehr

folgenden Versen (7—10) eine Lücke klafft. Daß unser Text kein lückenloser ist, dies lehren uns die Worte des Scholions Z. 3: *δ' παραλέλειπται στιχίδια, δι' [ὧν] ἡ συνάρ-*
9 *τησι[ς]* (etwa *ἐπετελεῖτο*). Ich möchte zwar nicht unbedingt dafür einstehen, daß diese Angabe sich auf die von uns angenommene Lücke bezieht. Denn die Sicherheit solch eines Schlusses wird durch den Umstand beeinträchtigt, daß zwischen jenen Worten der Scholien und dem Schluß derselben: *πρὸς ὃ ἀντί[κειται] . . . πόρρωι καθεδοῦμαι καὶ προσποιήσομαι πάντα διαπεπρᾶχθαι*, welcher augenscheinlich eine Paraphrase der uns vorliegenden Verse ist, einiges in der Mitte liegt, dessen Beziehung auf den uns erhaltenen Text zum mindesten unklar ist. [Dieser Einwand wird abgeschwächt durch Diels' brieflich mitgeteilte höchst wahrscheinliche Vermutung, daß *ὡς εἰ ἔλεγε τοῖς ἐμπληκτοτάτοις* (wie er liest) Schol. Z. 1 sich auf V. 2 *τοῖς δεξιωτέροις* bezieht.] Man kann daher nicht ohne Scheinbarkeit vermuten, daß der größte Teil jener den Oberrand des Blattes ausfüllenden Scholien die Fortsetzung dessen bildet, was am Unterrand der vorangehenden Kolumne geschrieben stand, und sich somit auf einen früheren, uns unbekannten Teil dieser Lustspielszene bezieht. Doch wie dem auch sein mag, daß hier ein oder mehrere Verse ausgefallen sind, erscheint mir als zweifellos. Müssen doch die folgenden Infinitive: *τελέσσαι, λαβεῖν, ἀπαγγεῖλαι*, die jetzt jedes möglichen Bezuges entbehren, von einem Satze abhängen, in welchem der Sprecher, wenn nichts anderes, so doch dies gesagt hat: „Ich will mir den Anschein geben, ich will den täuschenden Schein erzeugen, als ob ich“ usw. Denn ein vor *κίνδυνον* eingesetztes *λῶ δὲ* würde den Anforderungen des Falles sicherlich nicht genügen.

V. 7. *Κίνδυνον* ist eher durch „gefahrvolle Unternehmung, Wagestück, Wagnis“ als durch „Gefahr“ zu übersetzen, wie in den mehrfach vorkommenden Verbindungen: *κίνδυνον αἴρεσθαι, ἀναλαβέσθαι, ὑποδύεσθαι.* Zur Phrase *κλέος θεῖον λαβεῖν* vgl. Soph. Philoct. 1347: *κλέος ὑπέρτατον λαβεῖν* oder Eurip. Electr. 1084: *ἐξῆν κλέος σοι μέγα λαβεῖν.*

V. 8 und 9. Hier halte ich die Ergänzungen *δρακών* und *ἄσμενος* keineswegs für sicher. Vielleicht werden andere den Supplementen *φρεσὶν λαβόμενος*, *βαλόμενος* oder *πυθόμενος* den Vorzug geben. Zur Verbindung der Worte *εὖ σάφα* möge man Aeschyl. Pers., V. 786, Weckl: *εὖ γὰρ σαφῶς τόδ' ἴστ'* und Aristoph. Pax, V. 1302, Bergk: *εὖ γὰρ οἶδ' ἐγὼ σαφῶς* vergleichen. *Σάφα* ist von Ahrens, II, p. 345 bei Epicharm, B 1, V. 1 L. [= Frg. 254 K.] hergestellt worden, wo mir jedoch eine kleine Nachbesserung unerläßlich scheint. Unser Dichter schrieb ohne Zweifel: *Ὡς δ' ἐγὼ δοκέω — δοκέω γάρ — τί; σάφ' ἴσαμι τοῦθ', ὅτι | τῶν ἐμῶν μνάμα ποκ' ἐσσεῖται λόγων τουτῶν ἔτι.* Das von uns hinzugefügte *τί;* (im Sinne von *τί λέγω*: Aristoph. Eccles. 298 Bergk oder *τί οὖν λέγω*; Menander bei Meineke, IV, S. 156) vermittelt den Übergang zwischen den Begriffen des Meinens und Wissens, die solch einer Vermittlung dringend zu bedürfen scheinen. Vgl. Xenophanes, Frg. 14 Mullach [= Vorsokr. I², 51 f.]: *καὶ τὸ μὲν οὖν σαφὲς οὔτις — εἰδώς* und: *αὐτὸς ὅμως οὐκ οἶδε, δόκος δ' ἐπὶ πᾶσι τέτυκται.* Daß *ἴσαμι* keineswegs notwendig mit dem Digamma zu lesen ist, zeigt Busiris, I, 1: *ἔσθοντ' ἴδοισ* S. 223 L., wie denn die Annahme des Digamma bei Epicharm überhaupt, auch nach Ahrens' Erörterung dieses Gegenstandes (II, S. 44), zweifelhaft bleibt. Ist meine Vermutung begründet, so ist Epicharm für uns der erste, der die Figur der correctio (*ἐπιδιόρθωσις* oder *ἐπανόρθωσις*) in Anwendung gebracht hat, gleichwie bei ihm der älteste Gebrauch der *ἐποικοδόμησις* oder „mehrgliedrigen Klimax" (Volckmann, Rhetorik², S. 475) nachgewiesen ist, B Fgr. 44—45, S. 271 L. [Frg. 148 K.]. Zu *Ἀχαιοῖς* (V. 9) vgl. Epicharm, *Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος*, Frg. 2, V. 4 (S. 247 L.) [= Frg. 100 K.]: *τοῖς Ἀχαιοῖσιν.*

Zu V. 10 sei nur noch bemerkt, daß das dorische Ortsadverb *τηνεῖ* bisher bei Epicharm lediglich in *Ἐλπὶς ἢ Πλοῦτος*, Frg. 2, S. 227 (L.) [= Frg. 35 K.] zu finden war, wo Schweighäuser die Lesart des Marcianus (Athenaeus, VI, 235 f.) *τηνιδε* in *τηνεὶ δέ* verbessert hatte. Mit den von Ahrens, II, S. 361 angeführten Zeugnissen der Grammatiker über die Betonung

10 dieses und der verwandten dorischen Adverbien stimmt die Akzentuation in unserem Papyrus überein.

Der Versbau gibt zu besonderen Bemerkungen keinen Anlaß. Derselbe weist keinerlei unstatthafte Lizenzen auf. Die normale Diaerese am Schlusse der zweiten Dipodie, der man in den bestgebauten Versen unseres Komikers begegnet (vgl. Lorenz, S. 160), bildet in unserem Bruchstück nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Die zwei Anapästen in *ἐκελήθην* V. 5 und *ἀγαθικῶν* V. 6 nehmen je die sechste und vierte Stelle im Verse ein, an welchen dieselben bei unserem Dichter sehr gewöhnlich sind, Lorenz, S. 159. Der unmittelbaren Aufeinanderfolge von Anapäst und Tribrachys V. 6 stehen zwei Beispiele, *Ἥβας γάμος* 17 und B 49 (Lorenz, S. 235 und 273) [= Frg. 147 u. 67 K.], zur Seite.

Was die Interpunktion, Akzentuation und die Lesezeichen betrifft, so ist darüber folgendes zu sagen. Von Interpunktionszeichen kennt unser Schreiber nur zwei, den Punkt oben und den Punkt unten, in deren Verwendung ich ein folgerichtig durchgeführtes Prinzip nicht zu erkennen vermag. Der Apostroph wird regelmäßig und nicht etwa, wie im ägyptischen Alkman- und im Marseiller Isokrates-Papyrus, nur gelegentlich angewendet. Weit unregelmäßiger ist der Gebrauch der Spirituszeichen, die nur zweimal (in *αἵ τις* V. 4 und *ἵσπερ* V. 5), und zwar beidemal in Verbindung mit Akzentzeichen erscheinen. Diese letzteren endlich werden in überwiegendem Maße Dialekt-Worten und Formen beigesellt (vgl. Lugebil, Rhein. Mus. XLIII, S. 10). Höchst befremdlich sind die Schreibungen *ἐνθὲν* und *εὖ σάφα* (die letztere minder sicher als die erstere). In jenem Worte die dorische Infinitivform *ἐνθὲν* (= *ἐνθεῖν*) zu erkennen, verbietet der Zusammenhang, wie ich meine, kategorisch. Auch bliebe der erste Gravis dabei noch unerklärt: denn einen Luxus, wie sich ihn andere alte Papyrus in betreff der Bezeichnung selbst der tonlosen Silben gestatten (siehe Blaß, Aussprache des Griechischen³, S. 129—130), auch in diesem Falle ohne besonderen Anlaß anzunehmen, dies widerspricht der Akzentarmut unseres Blattes. Eben das im Verein mit

der sonst korrekten Setzung der Akzente — ward doch sogar V. 9 der ursprünglich fälschlich gesetzte Zirkumflex über *διοις* zum Akut verbessert — scheint auch die Voraussetzung auszuschließen, der Schreiber habe das Wort irrtümlich für jene Verbalform gehalten und demgemäß betont. Unter diesen Umständen habe ich nach einer anderen, die beiden rätselhaften Schreibungen zugleich erklärenden Lösung gesucht. Wie, wenn der Grammatiker, welchem wir die Diorthose unseres Bruchstückes verdanken, jene, man möchte sagen individualisierende Handhabung der Betonung gekannt und geübt hätte, welcher wir im Codex Laurentianus der Argonautica des Apollonius so häufig begegnen?[1]

[Nachwort.

Meine Zuweisung des Bruchstücks an das epicharmische Drama *Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος* ist von keiner Seite bestritten worden. Der Text ward wiederholt von Blaß in Fleckeisens Jahrbüchern 1889 S. 261 und von Kaibel in den Comicorum Graec. Frg. I 1, p. 108 (1899). Ich setze das Bruchstück in der zwiefachen Gestalt, die ihm meine beiden Nachfolger verliehen haben, hierher.

Blaß.

Τῆλ᾽ ἀπε]νθὼν τεῖδε θωκησῶ τε καὶ λεξοῦ[μ᾽ ἅπερ
εὔχομ᾽ ε]ἴμειν, ταῦτα, καὶ τοῖς δεξιωτέροις |σάφα.
εὖ γὰρ ὦν| ἐμὶν δοκεῖ τε πάγχυ καὶ κατὰ τρόπ|ον
καὶ ἐοικ|ότως ἐπεύξασθ᾽, αἴ τις ἐνθυμεῖν γ|α λῇ.

[1] Es werden daselbst nicht nur Präpositionen nach alter Tradition (vgl. La Roche, Homerische Textkritik, S. 189) akzentlos mit dem folgenden Worte verbunden; auch einsilbige Partikeln, ja selbst Paroxytona und Proparaxytona werden um ihres engen Anschlusses an das Nachfolgende oder Vorangehende willen als tonlos behandelt und geschrieben. So *ηδηγηραλέον* I, 194, *δὴ τότ᾽ επειτα | ειθεν* IV, 718—719, *κασιγνήτων προπαροιθεν* III, 317, *ενθαμὲν ἀπιδανόστε* I, 38, *ενθάρα | τοιγε κόλπον* I, 913—914. Was dort, wo die Wortabteilung im übrigen regelmäßig durchgeführt ist, durch *σύνθεσις* und unterbleibende Akzentuierung angedeutet ward, mußte, falls unsere Vermutung richtig ist, im vorliegenden Falle durch die spezielle Bezeichnung der Tonlosigkeit ausgedrückt werden.

αἴθ' ἐγών]γ' ὤφειλον ἐνθὲν ὕσπερ ἐκελήσ[αντό με·
εἶτα μή τι] τῶν ἀγαθικῶν κακὰ προτιμάσαι θ[ανών,
ἀλλὰ κίν]δυνον τελέσσαι καὶ κλέος θεῖον [λαβὲν
Τρωϊκὸ]ν μολὼν ἐς ἄστυ· πάντα δ' εὖ σαφα[νέως
πυθόμε]νος δίοις τ' Ἀχαιοῖς παιδί τ' Ἀτρέος φί[λωι
ἄψ ἀπαγ]γείλαι τὰ τηνεῖ, καὐτὸς ἀσκηθὴς μ[ολέν.

Kaibel.

τῆλ' ἀπε]νθὼν τεῖδε θωκησῶ τε καὶ λεξοῦ[μ' ὅπως
πιστὰ κ' ε]ἵμειν ταῦτα καὶ τοῖς δεξιωτέροι[ς δοκῆι.
'τοῖς θεοῖς] ἐμὶν δοκεῖτε πάγχυ καὶ κατὰ τρόπ[ον
καὶ ἐοικό]τως ἐπεύξασθ', αἴ τις ἐνθυμεῖν γ[α λῆι,
ὅσσ' ἐγών]γ' ὤφειλον ἐνθ[ῶ]ν ὗσπερ ἐκελή[σασθ' ἐμὲ
τῶν παρ' ὑμέ]ων ἀγαθικῶν κακὰ προτιμάσαι θ' [ἅμα
ἅμα τε κίν]δυνον τελέσσαι καὶ κλέος θεῖον [λαβεῖν,
πολεμίω]ν μολὼν ἐς ἄστυ, πάντα δ' εὖ σαφα[νέως
πυθόμε]νος δίοις τ' Ἀχαιοῖς παιδὶ τ' Ἀτρέος φί[λωι
ἄψ ἀπαγγ]εῖλαι τὰ τηνεῖ καὐτὸς ἀσκηθὴς [μολεῖν'.]

II.

Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller.

[Vorbemerkung. Ich habe jetzt „Beiträge“ VI, 15 ff., das heißt den Anhang, der sich bloß auf die aristotelische Poetik bezieht und an meine Abhandlungen: „Zu Aristoteles' Poetik“ gleichwie an polemische, dagegen gerichtete Äußerungen anknüpft, weggelassen, bzw. dem II. Bande der „Hellenika“ vorbehalten. Dasselbe tat ich mit dem VIII. Heft der „Beiträge“, das, von Nachträgen zu den früheren Heften abgesehen, ausschließlich Aristotelisches behandelt. Diese Nachträge habe ich an die betreffenden Stellen angereiht, mit Ausnahme der Besprechung von Demokrit-Fragmenten S. 22 bis 27, die ich gleichfalls als Erörterungen von Philosophentexten dem II. Bande vorbehalte. Wo hingegen in den vorangehenden sowohl als im nachfolgenden (IX.) Hefte einzelnes auf Philosophentexte Bezügliche vorkommt, habe ich es vorgezogen, die alte Anordnung beizubehalten, um die Leser der Sammlung, die älteren Verweisungen folgen, nicht ohne Not zu beirren. Dieselbe Rücksicht hat mich auch gehindert, den Inhalt der Hefte I und II der vorangehenden Abteilung „Zur dramatischen Poesie der Griechen“ einzuverleiben, statt ihn dieser bloß nachfolgen zu lassen.]

11. Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller.

I.

Zu den Fragmenten der Tragiker.[1]

Ich vereinige in den nachfolgenden Blättern Beiträge zur Auslegung und Kritik griechischer Texte, wie sie mir im Laufe langer Jahre allmählich erwachsen sind. Manches davon hat schon die doppelte Horazische Probefrist bestanden, während mir anderes erst bei der Arbeit des Niederschreibens emporschoß. An strenger, ja strengster Selbstkritik glaube ich es nicht haben fehlen zu lassen. Unlieb wäre es mir, wenn man urteilen sollte, ich habe mich durch das Streben nach erschöpfender Gründlichkeit zu lästiger Breite verleiten lassen. Noch unerwünschter, wenn man in der freimütigen Beurteilung der Ansichten hervorragender Forscher unziemliche Zuversicht oder gar kleinliche Tadelsucht erblicken wollte. In Wahrheit gebot mir die Achtung vor den Männern, deren Ergebnisse ich im einzelnen vielfach bestreite, diesen meinen Dissens ausreichend zu begründen, während mein Wunsch, den Leser nicht zu blenden, sondern zu überzeugen, es unstatthaft erscheinen ließ, an entgegenstehenden Meinungen vorüberzugehen, ohne ihre Haltbarkeit eingehend zu prüfen.

1. Aeschylus frg. 237 (Nauck) [= 241 der 2. Ausgabe].

Dieses zuerst von Bekker, Anecdot. 351, 9, veröffentlichte Bruchstück der *Τοξότιδες* ist bis zur Stunde ungeheilt

[1] Wien 1875, aus den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften.

4 geblieben. Doch schimmert Gedanke und Ausdruck aus der Verderbnis noch deutlich genug hervor: „der beutelose Jagdtag bringt dem Waidmann nur vergebliches Mühen“. Also:

οὔπω τις Ἀκταίων' (oder *Ἀκτέων'*) *ἄθηρος ἡμέρα*
κενὸν πόνον πλουτοῦντ' (l. *κενὸν πόνον πονοῦντ'*)
ἔπεμψεν ἐς δόμους.

Vgl. Pers. 682 (Dind.) *τίνα πόλις πονεῖ πόνον;* — Der einzige mir bekannte Besserungsversuch, derjenige Wagners, richtet sich selbst. Dieser schlug nämlich vor, zu schreiben (Trag. gr. frg. I, 114): *κενὸν φόνον πλοῦτον τ'*, — wobei man nicht weiß, was unerträglicher ist, die Wahl der zwei Worte *φόνος* und *πλοῦτος* zur Bezeichnung der Jagd und ihres Ertrages, oder die Verbindung so unsäglich disparater Begriffe, wie „Mord“ und „Reichtum“.

2. Sophocles frg. 160 [= 159²].

Der bis zu vollständiger Sinnlosigkeit verderbte Vers

γλώσσης μελίσσης τῷ κατερρυηκότι

läßt sich, wenn ich nicht ganz und gar irre, der Hauptsache nach mit evidenter Sicherheit herstellen. Die „Biene“ steht hier, wie uns der Scholiast zu Oed. Col. 481 (Nauck), der das Bruchstück erhalten hat, mitteilt, statt des von ihr bereiteten „Honigs“ — eine Gebrauchsweise, über die Gottfr. Hermann in Wolfs „Analekten“ (III, 67ff. [= Opuscula II, 252 sqq.]) ausreichend gehandelt hat. Es ist selbstverständlich „der Honig“ gemeint, der einem Redner „von der Zunge troff“. Bedenkt man nun, daß ein *ἐρρύη κάτα* leicht, ja fast unausweichlich zu *ἐρρυηκότα* oder *ἐρρυηκότι* wurde (ähnlich hat Porson bei Aeschylus frg. 362 [= 372²] *ἐρρυηκότα στόμα* verbessert zu *ἐρρύη κατὰ στόμα*) und daß dieser Fehler eine weitere Zerrüttung des Verses nach sich ziehen mußte, — so wird man es schwerlich verwegen finden, wenn ich schreibe:

γλώσσης μέλισσα . . . . ἐρρύη κάτα.

Die Lücke kann man sich in verschiedener Weise — beispielsveise durch *τἀνδρὸς* oder durch *τῷ τότ'* — ausgefüllt denken. Es war übrigens, da das Drama die *Ἀχιλλέως*

ἐρασταί, dem troischen Sagenkreise angehörte, vielleicht geradezu von Nestor die Rede, τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή (Il. A 249) und dessen honigsüße Rede — τὸ Νεστόρειον εὔγλωσσον μέλι — auch Euripides feiert (Frg. 891 [= 899[2]], wo Barnes das verderbte μέλος so trefflich gebessert hat; [Stadtmüllers μένος gilt mir als verfehlt]). Ellendts vermeintlicher Herstellung: γλώσσης μελίσσῃ τῷ κατερρυηκότι vermag ich weder mit noch ohne Dindorfs Amendement, wonach στόματι aus dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden zu ergänzen sei (vgl. beider Lex. Sophocl. s. v. γλῶσσα), irgendwelchen Geschmack abzugewinnen. Weder der „vom Honig der Zunge" überströmte „Redner", noch der in gleicher Lage befindliche „Mund" wollen mir des Dichters würdig scheinen, dem selbst die Musen gleich Platon die Lippen mit Honig gesalbt hatten. (Vita Soph. p. XII fin. Nauck und Aristoph. frg. 231a Dindorf [= 581 Kock]. Auch „Sophokles" erkl. v. Schneidewin-Nauck 1[6], S. 10 u. 26.)

3. Sophocles frg. 235 [= 234[2]].

Die fast völlig gelungene Wiederherstellung des herrlichen großen Bruchstückes der Tragödie Θυέστης gehört zu den schönsten Triumphen der Konjekturalkritik. Doch liefert die Behandlung des Fragments gleichzeitig einen neuen Beleg für die alte Wahrheit, daß eben die trefflichsten Kritiker nicht selten — durch ihre Erfolge zu übergroßer Zuversicht gestimmt — ihr scharfes Messer an Stellen legen, die entweder völlig heil sind oder doch weit gelinderer Heilmittel bedürfen. Haben doch in unseren Tagen nicht weniger als drei Meister der Kritik — Meineke, Nauck und W. Dindorf — hier eine gewaltsame Änderung für unbedingt geboten erachtet, die eine sorgfältige Nachprüfung nicht nur als vermeidlich, sondern als geradezu unmöglich erweist.

Die achthalb Verse schildern das Wachstum einer Zauberrebe, die vom Morgen bis zum Abend alle Stadien der Entwicklung durchläuft, und lauten bei Nauck und Dindorf bis auf eine Kleinigkeit in dem noch ungebesserten Schluß übereinstimmend also:

ἔστι γάρ τις ἐναλία
Εὐβοιὶς αἶα· τῇδε βάκχειος βότρυς
ἐπ' ἦμαρ ἕρπει. πρῶτα μὲν λαμπρᾶς ἕω
κεκλημάτωται χλωρὸν οἰνάνθης δέμας·
6 5 εἶτ' ἦμαρ αὔξει μέσσον ὄμφακος τύπον,
γλυκαίνεταί τε κἀποπερκοῦται βότρυς·
δειλῇ δὲ πᾶσα τέμνεται . . . . .
. . . . . ὀπώρα κἆτα κίρναται ποτόν.

Dem aufmerkenden Leser wird es schwerlich entgehen, daß der Hinweis auf das Süßwerden der Traube in einem bestimmten Abschnitt ihres Wachstums (V. 6) an sich wenig passend ist. Denn dieser Vorgang entzieht sich ja durchaus der unmittelbaren Wahrnehmung, und der Dichter weiß doch im übrigen die Entwicklungsphasen des Rebstocks völlig sachgemäß durch Merkmale zu bezeichnen, die für das Auge des Beschauers offen zutage liegen. Neben *χλωρὸν οἰνάνθης δέμας, ὄμφακος τύπον* und *κἀποπερκοῦται* dürfte uns jenes *γλυκαίνεται* auch dann befremden — wenn es überliefert wäre. Und ferner: die sehr wohl zu entbehrende, wenn nicht gar lästige Süßigkeit hat aus jenem Verse eine ganz und gar nicht zu entbehrende Zeitbestimmung verdrängt. Denn warum sollten sich, während dem Morgen und dem Abend je ein Entwicklungsstadium des Weinstocks zugewiesen ist — dem ersteren das Emporschießen der Ranken, dem letzteren das Ausreifen der Trauben — in den Mittag deren zwei zusammendrängen: das Erscheinen der noch grünen Beeren und das Dunkelwerden derselben? Warum sollten nicht vielmehr den vier geschilderten Phasen des Wachstums ebenso viele Zeitabschnitte entsprechen — Morgen, Mittag, Nachmittag und Abend? Eben darauf weist aber in ganz unzweideutiger Weise die Überlieferung. Anstatt des von Meineke (zu Theocr. I, 46) vorgeschlagenen und von Nauck wie von Dindorf in den Text gesetzten *γλυκαίνεται* (der erstere hatte früher *πεπαίνεται* vermutet) bieten nämlich die Handschriften der Euripides-Scholien, die uns dieses Bruchstück bewahrt haben (zu Phoeniss. 227 [Scholia in Eurip. ed. E. Schwartz I, 282]) übereinstimmend *καὶ κλίνεται.* Darin

aber gehen sie auseinander, daß die Mehrzahl der Handschriften hierauf ein *γέ* folgen läßt, während die drittbeste derselben (der Parisinus) statt dessen *τέ*, der älteste Druck endlich keines von beiden bietet. Diese Divergenz erklärt sich am einfachsten durch die Annahme, daß die Partikel *τέ*, welche der Zusammenhang gebieterisch fordert, hinter dem im Munde der Spätgriechen gleichlautenden *ται* von *κλίνεται* ausgefallen, die Lücke aber einmal richtig, einmal unrichtig 7 und ein drittes Mal gar nicht ausgefüllt worden ist. Zur Anfechtung des Verses aber:

καὶ κλίνεταί ⟨τε⟩ κἀποπερκοῦται βότρυς

liegt auch nicht der Schatten eines Grundes vor. Durch *τέ–καί* wird der genaue Synchronismus der beiden Vorgänge in einer Weise bezeichnet, für die sich eine Fülle von Belegen anführen ließe; doch genüge ein auch in anderer Beziehung sehr lehrreiches Beispiel, das nicht zutreffender gedacht werden kann. Herodot schildert den wunderbaren Temperaturwechsel einer libyschen Quelle, der sogenannten Sonnenquelle, IV, 181: *τυγχάνει δὲ καὶ ἄλλο σφι ὕδωρ κρηναῖον ἐόν, τὸ τὸν μὲν ὄρθρον γίνεται χλιαρόν, ἀγορῆς δὲ πληθυούσης ψυχρότερον· μεσαμβρίη τέ ἐστι καὶ τὸ κάρτα γίνεται ψυχρόν· τηνικαῦτα δὲ ἄρδουσι τοὺς κήπους· ἀποκλινομένης δὲ τῆς ἡμέρας ὑπίεται τοῦ ψυχροῦ, ἐς ὃ δύεταί τε ὁ ἥλιος καὶ τὸ ὕδωρ γίνεται χλιαρόν· ἐπὶ δὲ μᾶλλον ἰὸν ἐς τὸ θερμὸν ἐς μέσας νύκτας πελάζει, τηνικαῦτα δὲ ζέει ἀμβολάδην· παρέρχονταί τε μέσαι νύκτες καὶ ψύχεται μέχρι ἐς ἠῶ.* Sollte aber jemand an der Folge: *καί–τέ–καί* in diesem Zusammenhang Anstoß nehmen, so kann ihn Xenoph. Anab. I, 8, 1: *καὶ ἤδη τε ἦν ἀμφὶ ἀγορὰν πλήθουσαν καὶ πλησίον ἦν ὁ σταθμὸς κτέ.* über die Zulässigkeit dieser Verbindung belehren, während sich die Notwendigkeit derselben im vorliegenden Falle aus der Erwägung ergibt, daß das Subjekt zu *κλίνεται*, nämlich *ἦμαρ*, aus V. 5 zu entnehmen ist, die beiden Verse mithin enger zu verknüpfen waren. Ich schließe die weitläufige Erörterung mit einem Übertragungsversuch der betreffenden Verse, der hoffentlich jeden etwa noch vorhandenen Rest von Zweifel und Unklarheit verscheuchen wird:

Das Frührot blickt auf rankendes Gezweige,
Des Tages Mitte grüßen grüne Beeren,
Es sinkt die Sonne — dunkler glüht die Traube,
Da winkt der Abend und der Winzer bricht
Die reife Frucht — bald mischt er froh den Trank.

4. Sophocles frg. 396 [= 399²].

Die das Menschenleben ordnende, wahrhaft prometheische Tätigkeit des Palamedes wird wie von Aeschylos (frg. 176 [= 182²], Euripides (frg. 582 [= 578²] und einem Unbekannten, adesp. 393 [= 470²], so auch von Sophokles in der Tragödie Nauplios in Versen gefeiert, deren Verderbnisse durch die Bemühungen von Salmasius, Heath, Blomfield und nicht zum geringsten Teil von Nauck nahezu völlig beseitigt scheinen. Doch liest man dieselben noch immer in einer Reihenfolge, die aller Logik Hohn spricht und deren schwere Übelstände durch die wenig glücklichen Versuche von Heath und H. Keil nicht behoben worden sind. Nur Joseph Scaliger hat durch die Versetzung von V. 3 nach V. 8 richtige Einsicht in den Gedankenzusammenhang bekundet, wenngleich dieser Vers mit seinem sinnlosen *ταύτας* (was durch Herwerdens *πάσας*, Exerc. crit. p. 14, nicht gebessert scheint) ein immer noch ungelöstes Rätsel geblieben ist. Ich versuche eine neue Anordnung der Verse, von der ich hoffe, daß man sie für die richtige und ursprüngliche halten wird, wenngleich — doch ich lasse Otto Jahn statt meiner sprechen: „*quamquam qui tandem factum sit ut singula membra tam mire disicerentur probabiliter explicari nequit*“ (Philolog. 26, 11).

2 *σταθμῶν ἀριθμῶν καὶ μέτρων εὑρήματα*
7 *ἐφηῦρε κἀνέφηνεν οὐ δεδειγμένα.*
8 *ἔδειξε δ' ἄστρων μέτρα καὶ περιστροφάς,*
3 *τάξεις τε ταύτας (?) οὐράνιά τε σήματα,*
9 *ὕπνου φύλαξι πιστὰ σημαντήρια*
10 *νεῶν τε ποιμαντῆρσιν ἐνθαλασσίοις,*
11 *ἄρκτου στροφάς τε καὶ κυνὸς ψυχρὰν δύσιν.*

1 *αὐτὸς δ' ἐφηῦρε τεῖχος Ἀργείων στρατῷ·*
4 *κἀκεῖν' ἔτευξε πρῶτος· ἐξ ἑνὸς δέκα*
5 *κἀκ τῶν δέκ' αὖθις ηὗρε πεντηκοντάδας*
6 *καὶ χιλιοστῦς καὶ στρατοῦ φρυκτωρίαν.*

Bei der Konstituierung des Textes habe ich von den bei Nauck verzeichneten Vorschlägen reichlichen Gebrauch gemacht; ich selbst habe nur V. 1 *οὗτος* in *αὐτὸς* geändert und V. 6 das zweite *καὶ* eingefügt.

5. Sophocles frg. 398 [= 401[2]].

Ein anderes Bruchstück derselben Tragödie (oder, wahrscheinlicher, des *Ναύπλιος πυρκαεύς*, während jenes wohl dem *Ναύπλιος καταπλέων* angehört) hat seit drei Jahrhunderten eine Flut von Besserungsvorschlägen erzeugt,[1] von denen sich die neuesten Herausgeber mit Recht nicht befriedigt zeigen. Dasselbe lautet (Stob. Flor. 104, 3) in der besten Handschrift, derjenigen des Escurial, wie folgt: 9

τῷ γὰρ κακῶς πράσσοντι μυρία μία
νύξ ἐστιν εὖ παθόντα ἡτέρα θανεῖν —

während die zwei Parasini statt *ἡτέρα* darbieten *εἶθ' ἑτέρα*. Der Sinn wie das Versmaß verlangen gleichmäßig nach *εὖ παθόντα* die Adversativpartikel *δέ*, und der Gegensatz zwischen dem Unglücklichen, dem die Nacht sich endlos hindehnt, einerseits und dem Glücklichen andererseits muß darin gipfeln, daß sie dem letzteren wie im Fluge verstreicht, oder (anders ausgedrückt) daß ihm der Morgen graut ehe er sich dessen

[1] Ich kenne die folgenden, in denen sich, wenn ich richtig urteile, Wahrheit und Irrtum gar wundersam vermengen: *μυρί' ἂν μία | νύξ ἐστιν, εὖ παθόντι θἠτέρᾳ θανεῖν* (H. Grotius), *μυρία μία | νύξ ἐστιν, εὖ παθόντα θἠτέρᾳ θανεῖν* (Brunck), ebenso bis auf *θἀτέρᾳ* statt *θἠτέρᾳ* Ahrens und Ellendt, *εὖ παθόντα δ' ἡτέρα φθάνει* (Jacobs), *νύξ. εὖ παθόντι δ' ἐστὶ θἠτέρᾳ θανεῖν* (Bamberger), *νύξ. εὖ παθόντι καὶ μεθ' ἡμέρας φθίνει | τάχιστα* oder *φθίνειν | φιλεῖ τάχιστα* (Wagner), *εὖ παθόντα δ' ἐστὶ δαρθάνειν* oder *δ' εὐμαρὲς δραθεῖν* (Conington), *εὖ παθόντι δ' ἡμέρα φανεῖ* (Seyffert), *εὐπαθοῦντι δ' οὐκ ἔρως θανεῖν* (Meineke), *εὖ παθόντι δ' εὐθέως φθίνει* (Heimsöth), *νύξ, εὐπαθοῦντι δ' εὐθὺς ἡμέρα φανεῖ* (O. Hense).

versieht. Diesem Gedanken genügt, wie ich meine, vollkommen die leichte Änderung:

> *τῷ γὰρ κακῶς πράσσοντι μυρία μία*
> *νύξ ἐστιν, εὖ παθόντα δ' ἡμέρα φθάνει.*

Der Tag kömmt ihm, d. h. seiner Erwartung und vielleicht seinem Wunsche, zuvor, der Tagesanbruch überrascht ihn. Der Dichter hat dabei sicherlich nicht an den sanft und sorglos Schlummernden, sondern weit eher an jenen gedacht, dem die Nacht in Freuden und Lustbarkeit dahinrauscht und der mit Sappho (Frg. 130 Bergk) den Wunsch hegt: „*νύκτα*“ *αὐτῷ* „*γενέσθαι διπλασίαν*“. Man denke an Verbindungen wie: *πίνειν τε καὶ εὐπαθέειν, χορεύειν καὶ ἐν εὐπαθείῃσι εἶναι, ἐν θυσίῃσί τε καὶ εὐπαθείῃσι* (Herod. II,
10 134 u. 174; I, 191; VIII, 99) oder an Plato Resp. I, 347, C.: . . . *ἔρχονται ἐπὶ τὸ ἄρχειν, οὐχ ὡς ἐπ' ἀγαθόν τι ἰόντες, οὐδ' ὡς εὐπαθήσοντες ἐν αὐτῷ, ἀλλ' ὡς ἐπ' ἀναγκαῖον*, vor allem aber an Theognis 473—474: *τῷ πίνειν δ' ἐθέλοντι παραστὰδὸν οἰνοχοείτω | οὐ πάσας νύκτας γίνεται ἁβρὰ παθεῖν* [und an das neue Pindarfragment, behandelt von E. Rohde, Kleine Schriften II, 352].

Die Situation, der das Bruchstück entstammt, ist schon von Welcker (Griech. Tragöd. I, 190) ohne Zweifel richtig erkannt worden. Es ist sicherlich jene Unglücksnacht, in der die von Troja heimkehrenden Griechen Schiffbruch leiden und von Sturm und Donner umtobt die Hilfe der Götter anflehen, bis Nauplios durch ein verräterisches Feuerzeichen sie vollends ins Verderben lockt (Hygin. fab. 116).

Daß übrigens das von Homer angefangen auf allen Gebieten der dichterischen wie der prosaischen Rede heimische Verbum *φθάνω* bei Sophokles bisher nicht nachgewiesen ist, kann ich nur für ebenso zufällig halten als sein nur einmaliges Vorkommen bei Äschylos.

Wie hier den üppigen Prasser das Morgengrauen, so überrascht anderswo der Hahnenruf die zu mageren Tafelfreuden vereinigten, aber in Wortklauberei und Begriffsspalterei unersättlich schwelgenden Genossen des Menedemos:

ὁ τὴν ἕω καλῶν
κατέλαβεν ὄρνις· τοῖσι δ' οὐδέπω κόρος

(Lycophr. ap. Athenae. X, 420).

6. Sophocles frg. 465 [= 467[2]].

Zu Soph. Ajas 581—582:

οὐ πρὸς ἰατροῦ σοφοῦ
θρηνεῖν ἐπῳδὰς πρὸς τομῶντι τραύματι

hat ein Scholion die Mitteilung erhalten: *καὶ ἐν Ποιμέσι*

„λόγῳ γὰρ ἕλκος οὐδὲν οἶ ποῦ τυχεῖν".

Dieselbe Notiz begegnet uns bei Suidas (s. v. *θρηνεῖν ἐπῳδάς*), der hier wie sonst mehrfach Sophokles-Scholien exzerpiert hat, die sich nur in der *„ab librario negligenti et imperito"* des vierzehnten Jahrhunderts geschriebenen Florentiner Handschrift G vorfinden, *„ut Suidam libro usum esse nunc pateat, qui similis fuerit ei, ex quo G. originem duxit"* (Dindorf, Scholl. in Soph. II, p. V). Da nun die Schreibung 11 des Verses bei Suidas in einem Punkte die augenfällig bessere ist (*οἶδα* statt *οἶ*), so schiene mir von der bei ihm erhaltenen abweichenden Fassung des Schlusses auszugehen auch dann methodisch richtiger — wenn sie sich nicht durch innere Gründe empfähle. Dies ist jedoch in unverkennbarer Weise der Fall! Denn *χανόν*, was jener statt *τυχεῖν* bietet, paßt an sich aufs trefflichste zu *ἕλκος*, während der mangelnde Abschluß des Gedankens den Verdacht nicht aufkommen läßt, das Wort entstamme dem Kopf eines Korrektors. Diese Spur führt uns aber, wie ich denke, zu der sicheren Erkenntnis, daß das Bruchstück (von dem Wörtchen *ποῦ* abgesehen, das Dindorf, ich glaube, mit vollem Recht in *πώ* ändert — *οὔπω οἶδα* wie so häufig *ἤδη ποτ'* oder *ἤδη γὰρ εἶδον*, z. B. Eu. El. 369, Frg. 297 [= 295[2]]) überhaupt nicht verderbt, sondern verstümmelt ist. Ich schreibe:

λόγῳ γὰρ ἕλκος οὐδὲν οἶδά πω χανὸν
⟨μεμυκέναι⟩ . . . .

„Ich habe noch nie gesehen (oder erfahren), daß eine klaffende Wunde sich durch bloße Worte geschlossen hätte.“ (Beiläufig, *λόγῳ* ist hier ganz so nachdrucksvoll gebraucht wie Aeschyl. Sept. 715: *τεθηγμένον τοί μ' οὐκ ἀπαμβλυνεῖς λόγῳ.*(*Μύω* ist so sehr das vom Zusammenhang erforderte, bezeichnende Wort, daß auch Meineke, wie ich nachträglich sehe, darauf verfallen ist, indem er statt *χανόν* oder *τυχεῖν* schreiben wollte: *μύσαν.* In nicht minder einleuchtender Weise hat auch anderwärts die Annahme der Verstümmelung, — oder richtiger, der unvollständigen Überlieferung — eines Bruchstückes zu dessen Heilung geführt. So Eurip. frg. 458 [= 356[2]], das Hense (Lectiones Stobenses p. 16) fast völlig sicher ergänzt hat: *⟨ἐσθλοὺς ἐγώ⟩ | ὀλίγους ἐπαινῶ μᾶλλον ἢ πολλοὺς κακούς*, und Eurip. frg. 357 [= 355[2]], wo Herwerden dem absurden: *ναῦς ἡ μεγίστη κρεῖσσον ἢ μικρὸν σκάφος* die schöne Sentenz abgewann: *⟨πολλάκις⟩ | ναὸς μεγίστης κρεῖσσον ἦν μικρὸν σκάφος* (Exercitt. crit. p. 49). [Man vergleiche auch des Tragikers Theodektes frg. 14 (p. 806[2]). Die von Mekler, Lectionum Graecarum specimen mitgeteilte, evident richtige Verbesserung *γονέων τὰ τέκν' ἔσωσαν αἱ συμβουλίαι* setzt, so meine ich, den Ausfall eines vorangehenden *πολλάκις* fast mit Notwendigkeit voraus.]

7. Sophocles frg. 818

ist handschriftlich (Scholia in Iliad. Σ 274) also überliefert:

ἐν τοῖσιν ἵπποις τοῖσιν ἐκλελειμμένος
ἴδιον εἰ χωρῶμεν ἢ παντὶ σθένει.

12 Aus diesem Wust hat die kritische Scheidekunst nach allerhand Fehlversuchen, unter denen Wagners *Ἴλιον ἔσω χωρῶμεν* der ergötzlichste ist, ein ebenso zierliches als verständliches Verspaar herausdestilliert, dem nur mehr eine letzte, leise Nachhilfe not tut:

Ἐνετοῖσιν ἵπποις τοῖσιν ἐκλελεγμένοις
ἥδιον ἂν χωροῖμεν ἢ παντὶ σθένει.

Ein vornehmer Krieger fordert einen Genossen auf, den Staub der Landstraße und die sonstigen Unbequemlichkeiten

des Marsches zu meiden, indem sie mit windschnellen Rossen dem Heerestroß voraneilen.

Ἐνετοῖσιν und *ἥδιον* hat Hecker, *ἐκλελεγμένοις* Schneidewin, *χωροῖμεν* Nauck und *ἄν* ich selbst gefunden.

8. Sophocles frg. 853 [= 852²]

ist ganz ebenso sehr ein „*locus conclamatus*“ geworden wie unsere Nr. 5, doch mit dem Unterschiede, daß die Vermutungen der Gelehrten diesmal nicht nach allen Richtungen der Windrose auseinander stoben, sondern sich in einige wenige Kanäle ergossen haben. Ich fasse mich bei der Besprechung des erst kürzlich wieder von Nauck (Mélanges Gréco-Rom. III, 290—291), O. Hense (Kritische Blätter, 82—83), Cobet (Mnemos. N. S. II, 1, 106—107) und Ritschl (Acta societ. phil. Lips. II, 2 IX—X) erörterten Bruchstückes so kurz als es die Sache irgend zuläßt.

Dasselbe lautet in den Hss. des Stobäus, Flor. 45, 21, also:

πολλῶν καλῶν δεῖ τῷ καλῶς τιμωμένῳ·
μικροῦ δ' ἀγῶνος οὐ μέγ' ἔρχεται κλέος.

So heil der zweite Vers, so „*flagitiose corruptus*“ (um mit Cobet zu sprechen) ist der erste. Den Schluß desselben hat Nauck vor zwanzig Jahren in der einleuchtendsten Weise gebessert: „*Labores subeundi sunt non ei qui καλῶς τιμᾶταί sed ei qui gloriam quaerit: hoc fere dici debuisse manifestum est ex versu altero. Itaque scribendum suspicor: τῷ καλόν τι μωμένῳ.*“ (De tragic. graec. fragm. observatt crit. p. 30.) Diese ebenso sichere als glänzende Emendation ist seither von stimmfähigen Beurteilern nahezu einmütig als soche anerkannt worden. Nauck selbst hat sie in den Text seiner Fragmentsammlung gesetzt, während er sich über seinen Versuch, auch den Anfang des Verses wiederherzustellen, niemals mit gleicher Zuversicht geäußert hat. „*Merito καλῶν suspicionem movit, quamquam probabilem medelam allatam non vidimus: sententiae conveniet πολλῶν πόνων δεῖ*“, schrieb er in jener Abhandlung (1855), „*fortasse πόνων scribendum*“ *in der adnotatio critica* dieses Sammelwerkes (1856) und (mit einer

durch die zahlreichen Mißerfolge anderer nur mäßig gesteigerten Zuversicht) „wie ich glaube, schrieb der Dichter: *πολλῶν πόνων* . . .“ in der obgenannten Akademieschrift (1871). Um so viel richtiger hat (meines Bedünkens) Nauck selbst über den Wert seiner Mutmaßung geurteilt als der Feuerkopf Cobet, der diese Konjektur und jene Emendation auf völlig gleiche Stufe stellt und nicht übel Lust hat, seinen bedächtigeren Vorgänger der Zaghaftigkeit zu zeihen: „*Recte et acute omnia . . . . Nunc omnia pristino nitore splendent . . . τῶν πόνων non est ausus recipere quamquam certum est et manifestum*“. Ich vermag weder in jenes Lob einzustimmen, noch in diesen Tadel. Denn einmal, weder Naucks Annahme, *πόνων* sei durch den Einfluß des nachfolgenden *καλόν* in *καλῶν* verwandelt worden, noch Cobets Voraussetzung einer unrichtig ausgefüllten Lücke scheint so annehmbar, daß man es aufgeben müßte, nach einem gelinderen Heilmittel zu suchen. Zweitens und hauptsächlich aber: ich kann nicht finden, daß diese Herstellung auch nur dem durch den Zusammenhang geforderten Gedanken ein volles Genüge tue. Kein Zweifel, — so gut Euripides schrieb (Frg. 147 [= 134²]):

εὔκλειαν ἔλαβον οὐκ ἄνευ πολλῶν πόνων

oder (Frg. 238 [= 236²]): *σὺν μυρίοισι τὰ καλὰ γίγνεται πόνοις*, — ebenso wohl hätte auch sein älterer Kunstgenosse das schreiben können, was ihm Nauck zweifelnd und Cobet zuversichtlich in den Mund legt:

πολλῶν πόνων δεῖ τῷ καλόν τι μωμένῳ.

Allein er hätte diesem Vers sicherlich nicht als sein augenscheinliches, weil durch die Adversativpartikel *δέ* mit ihm verbundenes, Gegenstück jenen anderen beigesellt:

μικροῦ δ' ἀγῶνος οὐ μέγ' ἔρχεται κλέος.

14 Denn hier ist ja nicht im mindesten von der Zahl, sondern nur von der Beschaffenheit der Leistungen die Rede! — Mit anderen Worten: gehen wir bei unserem Heilbemühen, wie billig, von dem unversehrten der beiden Verse aus, und legen wir, wie gleichfalls billig, auch an diesen winzigen

Überrest sophokleischer Dichtkunst den Maßstab strengster Konzinnität des Gedankens wie des Ausdrucks, — dann finden wir, daß nicht *καλῶν* anzutasten ist, sondern *πολλῶν*. Aus diesem ist, durch Tilgung eines Striches, das von Nauck trefflich erratene *πόνων* zu gewinnen — und damit dürfte denn das auf der hohen See der Konjekturalkritik solange umhergetriebene Verspaar endlich in den sicheren Hafen gelangt sein. Es stehen zum mindesten zwei Verse vor uns, die nicht sophokleischer sein könnten:

> *πόνων καλῶν δεῖ τῷ καλόν τι μωμένῳ·*
> *μικροῦ δ' ἀγῶνος οὐ μέγ' ἔρχεται κλέος.*

Der zweite Vers ist jetzt nichts als die negative Kehrseite des ersten. Aber je einheitlicher der Gedanke, um so mannigfacher und anmutiger variiert ist der Ausdruck — durch den Wechsel in der Wahl der Worte, in ihrer Zahl und ihrer Stellung (*ἀγών* neben *πόνος*, die Einzahl neben der Vielzahl, das Adjektiv dem Substantiv einmal voran-, einmal nachgestellt). Und nunmehr kommt auch „das Anklingen des Etymon“ zur Geltung (*καλῶν* und *καλόν*, wie Soph. frg. 755: *οὐκ ἔστ' ἀπ' ἔργων μὴ καλῶν ἔπη καλά*), jenes „für die tragische Rede so charakteristische Kunstmittel“, durch welches der Dichter „den Gedanken auch musikalisch herauskehrt“. (So Hense a. a. O., der es mir hoffentlich nicht übel nimmt, wenn ich meine, daß er dieses trefflich ausgedrückte Aperçu diesmal in überaus verkehrter Weise anwendet.)

Will man endlich die nicht eben gewöhnliche Verbindung „*πόνων καλῶν*“ durch analoge Ausdrucksweisen gesichert sehen, so sei auf Euripides Herc. 357: *γενναίων δ' ἀρεταὶ πόνων* und insbesondere auf Suppl. 316 ff. verwiesen:

> *ἐρεῖ δὲ δή τις ὡς ἀνανδρίᾳ χερῶν,*
> *πόλει παρόν σοι στέφανον εὐκλείας λαβεῖν,*
> *δείσας ἀπέστης, καὶ συὸς μὲν ἀγρίου*
> *ἀγῶνος ἥψω, φαῦλον ἀθλήσας πόνον, —*
> *οὗ δ' εἰς κράνος βλέψαντα καὶ λόγχης ἀκμὴν* 15
> *χρῆν ἐκπονῆσαι* [was ein *καλὸς πόνος* gewesen wäre], *δειλὸς ὢν ἐφευρέθης.*

Und nicht, wie an dieser und zweifelsohne auch an unserer Stelle, mit Rücksicht auf das Objekt und die Größe eines Kampfes, einer Gefahr oder Arbeit, sondern im Hinblick auf die Art, wie sie bestanden wird, statuiert auch Aristoteles einen entsprechenden Wertunterschied. (Pol. VIII, 4, 1338b, 29): *ὥστε τὸ καλὸν ἀλλ' οὐ τὸ θηριῶδες δεῖ πρωταγωνιστεῖν· οὐ γὰρ λύκος οὐδὲ τῶν ἄλλων θηρίων τι ἀγωνίσαιτο ἂν οὐθένα καλὸν κίνδυνον, ἀλλὰ μᾶλλον ἀνὴρ ἀγαθός*.)

Was schließlich die bisher noch nicht erwähnten Mutmaßungen unserer Vorgänger betrifft, so brauchen wir bei Seyfferts übergewaltsamem Vorschlag: *πολλῶν γὰρ ἄθλων δεῖ καλῶς τιμωμένῳ* nicht zu verweilen. Allein auch das wundersamerweise nun schon fünfmal (von Bamberger, Herwerden [der übrigens 1872 auf den 1861 veröffentlichten Vorschlag wieder zurückkommt], Wecklein, Roscher und zuletzt von Kock) zutage geförderte *πολλῶν παλῶν δεῖ* trifft nicht nur der im obigen gegen Naucks Vermutung vorgebrachte Einwand, sondern auch der weit schwerer wiegende Einwurf, daß die Vielzahl von *πάλη* (mag dieses Wort selbst auch nicht, wie letzterer will, hier geradezu „sinnlos" sein) „in der klassischen Gräzität kaum denkbar", jedenfalls nicht erhört ist. Und des genialen Theodor Bergk flüchtiger Einfall: *πολλῶν κάλων δεῖ*, hat vielleicht nicht den ätzenden Spott verdient, mit welchem Nauck ihn überschüttet, aber sicherlich noch weniger die Ehre, in der (durch Hense) modifizierten Gestalt: *παντὸς κάλω δεῖ* erst jüngst wieder von einem Altmeister unserer Wissenschaft als „höchst wahrscheinlich" (*non sine magna specie veri*) empfohlen zu werden. Denn auch einem Ritschl werden wir es nicht aufs Wort zu glauben brauchen, daß Redeweisen wie *πάντα κάλων ἐξιέναι* oder *ἐφιέναι* sofort auch auf ein kahles *παντὸς κάλω δεῖ* als eine mögliche, oder gar als eine sprichwörtliche Phrase zu schließen gestatten. [Ich halte meine Schreibung auch neueren Versuchen gegenüber aufrecht. Zu ihrer Empfehlung füge ich noch folgendes hinzu. Die ganz ungewöhnliche Konzinnität des Verspaares offenbart sich darin, daß jeder der beiden Verse in sich

selbst ebenso fest zusammenhängt wie mit seinem Nachbar. Beim Übergang von V. 1 zu V. 2 findet nur behufs der Variation des Ausdrucks eine leise Begriffsverschiebung von vorzüglich zu groß statt; dann folgt wieder der durch die Alliteration unterstützte scharfe begriffliche Gegensatz von Groß und Klein.]

9. Euripides frg. 240 [= 238²].

Dieses Bruchstück der Tragödie Archelaos lautet in den Handschriften des Stobäus (Flor. 29, 14) wie folgt:

> *οὐκ ἔστιν ὅστις ἡδέως ζητῶν βιοῦν* 16
> *εὔκλειαν εἰσεκτήσατ᾽, ἀλλὰ χρὴ πονεῖν.*

Daß die Schlußworte des ersten Verses *εὐτελέστατα* sind, wird wohl jeder empfinden, der mit der tragischen Sprache der Griechen vertraut ist. Das Recht, an dieselben die bessernde Hand zu legen, gibt uns aber nicht sowohl dieses dunkle Gefühl als der von Cobet (Novae Lectiones 576—577) mit sieghafter Klarheit geführte Nachweis, daß es ein Präsens *βιόω*, *βιοῦν* in alter attischer Sprache niemals gegeben hat, falls uns nicht die Handschriften des Stobäos, die es eben an dieser einen Stelle darbieten, für ausreichende Bürgen einer sonst völlig unbezeugten Sprachform gelten. Und noch ein zweites Unikum müssen wir, wenn wir die zwei Verse für heil halten sollen, einzig und allein auf die Autorität dieser, nicht eben im Geruch besonderer Trefflichkeit stehenden Handschriften hinnehmen — das Verbum *εἰσκτᾶσθαι*, das sich nicht einmal in späterer Zeit oder in anderen Dialekten belegen läßt. Seine Stelle im Wörterbuch beruht vielmehr ausschließlich auf diesem einmaligen Vorkommen, während sich auch nicht der leiseste Grund absehen läßt, warum das einfache *κτᾶσθαι* dem Dichter hier nicht ebenso genügt haben sollte, wie an zahllosen anderen Stellen. [Ob auch die geschwächte Bedeutung von *ζητεῖν*, vgl. Buermann im Hermes X, 370, als bedenklich gelten darf, wage ich nicht zu entscheiden.] All diesen schweren Verdachtsgründen gegenüber scheint auch mir wie Cobet,

Nauck und Herwerden die überlieferte Gestalt dieser Verse unhaltbar und ich glaube, die Hand des Dichters wiederherzustellen, indem ich schreibe:

οὐκ ἔστιν ὅστις ἡδονῆς ζηλῶν βίον
εὔκλειαν εἶτ' ἐκτήσατ', ἀλλὰ χρὴ πονεῖν.

Wem etwa der Ausdruck *ἡδονῆς βίος* im Sinne des von Aristoteles so genannten *ἀπολαυστικὸς βίος* für Euripides allzu abstrakt scheinen sollte, der vergleiche Bacch. 389—390: *ὁ δὲ τᾶς ἡσυχίας βίοτος*. Einen meiner Schreibung des ersten Verses sehr nahekommenden Herstellungsversuch finde ich jetzt zu meiner angenehmen Überraschung in Naucks Sonderausgabe der Euripides-Fragmente (Euripid. tragoediae III², Lips. 1869, p. 58), nämlich: *ἡδέος ζήλῳ βίον* [schon Euripideische Studien II, 35, 20, wo auch über *βιόω* gehandelt wird], ein Versuch, den ich nur darum nicht für gelungen halte, weil er uns nötigen würde, das von demselben Kritiker
17 früher gefundene, überaus passende *εἶτα* im zweiten Verse wieder aufzugeben. Denn die Partikel bedarf in diesem Zusammenhang notwendig der Anlehnung an ein vorangehendes Partizip. (In der Tat verzichtet Nauck jetzt auf die Herstellung des zweiten Verses, indem er schreibt: „*εἰσεκτήσατο vitiosum, emendatio incerta*“, während er in Trag. gr. fragm. [1856] *εἶτ' ἐκτήσατ'* vorschlug, den ersten Vers mit seinem *ζητῶν* hingegen noch unangefochten ließ). Man vergleiche übrigens, um zu erkennen, wie sehr hier *εἶτα* am Platze ist, z. B. Frg. 435, 1 [= 432²]: *αὐτός τι νῦν δρῶν εἶτα δαίμονας κάλει*, Frg. 532, 2 [= 528²]: *ἥτις πονηρὰ τἄργ' ἔχουσ' εἶτ' εὖ λέγεις*, oder (worauf schon Herwerden, Exerc. crit. p. 38, hinwies) Frg. 421, 3 [= 417, 3²]:

μηδ' ὡς κακὸς ναύκληρος εὖ πράξας ποτέ
ζητῶν τὰ πλείον' εἶτα πάντ' ἀπώλεσεν.

Der unvergleichliche Cobet endlich hat diesem Bruchstück gegenüber mehr diagnostischen Scharfblick als therapeutisches Geschick bewährt. Er hat die Korruptelen zuerst klar erkannt und überzeugend erwiesen, allein während er in betreff des ersten Verses keinen Rat weiß („*in priore*

senario quid lateat nescio" Mnemos. N. S. II, 100 (1874), empfiehlt er für den zweiten von neuem ein Heilmittel: *εὐδοξίαν ἐκτήσατ'* statt *εὔκλειαν εἰσεκτήσατ'*, welches schon bei seinem ersten Auftreten (Mnemos. IX, 119) Cobets obengenannter Schüler (a. a. O.) mit Gründen zurückgewiesen hat, denen etwas hinzuzufügen weder nötig noch möglich scheint. Denn was läßt sich gegen die Annahme, ein lückenhaftes ΕΥ.... ΕΚΤΗϹΑΤ, das wir zu *εὐδοξίαν ἐκτήσατ'* zu ergänzen haben, sei von einem „*Graeculus stulte*" zu *εὔκλειαν εἰσεκτήσατ'* ergänzt worden, wohl Treffenderes bemerken als was Herwerden bereits vor zwölf Jahren bemerkt hat: es sei doch allzu gewagt, einem und demselben Menschen die Unkunde zuzuschreiben, die sich in der Bildung jenes *εἰσκτήσασθαι* verrät, „*et simul satis acuminis, ut vocabulum quod a sententia requiratur ex ingenio possit supplere idque tale, quale est εὔκλεια, poeticum et prorsus Euripideum*", wobei Herwerden auf einige der jetzt im Tragicae Dictionis Index s. v. *εὐκλεής* und *εὔκλεια* verzeichneten Stellen hinweist (und ebenso auf Androm. 321, 800; Herc. 1335, 1370; Suppl. 315, 1015; Hipp. 1299; Med. 415; Orest. 30 hätte verweisen können). [Später hat Cobet das Bruchstück in den Collectanea critica 216 behandelt und also herzustellen versucht: *οὐκ ἔστιν ὅστις ἥ(συχον ζηλῶν βίον) | εὐδοξίαν ἐκτήσατ'* —.]

10. Euripides frg. 254 [= 252²]. 18

Dieses von der Konjekturalkritik mit Vorliebe behandelte Bruchstück der Tragödie Archelaos bedarf, meines Erachtens, keinerlei gewaltsamer, ja genau gesprochen überhaupt keiner Änderung. Denn als solche kann es nicht gelten, wenn wir das vom Schreiber der Handschrift (des Antholognomicum Orionis III, 1) selbst durch darunter gesetzte Punkte als fehlerhaft bezeichnete *εἰ* (wie schon Meineke wollte) zu *ἐκ* mehr ergänzen als verändern, wenn wir ferner aus *νόμοι* „Gesetze" durch Verrückung des Akzentes *νομοί* „Weiden" gewinnen und endlich den lückenhaften zweiten Vers durch das Wort *βρύει* am Schlusse vervollständigen:

ἐκ τῶν δικαίων γὰρ νομοί τ' αὐξήματα
μεγάλα φέρουσι, πάντα δ' ἀνθρώποις ⟨βρύει⟩·
τάδ' ἐστὶ χρήματ', ἤν τις εὐσεβῇ θεόν.

„Nicht Regen und Sonnenschein, nein gerechte Taten sind es, die das Weideland befruchten und ihm reichen Ertrag entlocken, ja die da bewirken, daß den Menschen alles, dessen sie bedürfen, in reicher Fülle zuteil wird. Gottesverehrung ist Reichtum!" So ungefähr können wir den Gedanken des Dichters umschreiben, der mit der epigrammatisch zugespitzten Schlußwendung Bacons modern-positivistischem Worte: "*Knowledge is power*" in echt antik-religiöser Weise gleichsam entgegnet hat: „*Piety is wealth*!"

Man vergleiche, wenn es dessen bedarf: Odyss. *τ*, 109—114, Hesiod. *ἐκή*. 228—235, und Plato Resp. II, 363 B—C (wo die Worte: *τοῖς ὁσίοις ἅ φασι θεοὺς διδόναι .... ὁ μὲν τὰς δρῦς τοῖς δικαίοις κτέ.* zeigen, wie nahe die Begriffe der *ὁσιότης* oder *εὐσέβεια* und der *δικαιοσύνη* im antiken Geiste beieinander wohnten und wie grundlos Meinekes Annahme einer Lücke vor V. 3 ist, in der von der *εὐσέβεια* die Rede gewesen sein soll, Stob. Flor. Vol. IV, XLIV); ferner Herodot. III, 65 (fin.), VI, 139; Sophocl. Oed. R. 25—27 und Nauck zur Stelle (insbesondere Philostr. Vit. Apoll. 3, 20 .... *καὶ τὰς ἀγέλας πονήρως ἔβοσκε* [*ἡ γῆ*]). Ob aber Euripides mit dem Wort *αὐξήματα* das Wachstum der die Herden nährenden Gräser und Kräuter oder jener selbst bezeichnen wollte, wage ich nicht zu entscheiden. Er stellt das Gedeihen der Herden voran — denn „Herdenreichtum ist in alten Sagen Reichtum überhaupt" (Preller, Gr. Myth. I², 308: vgl. auch Democr. frg. mor. I: *εὐδαιμονίη .... οὐκ ἐν βοσκήμασι οἰκέει οὐδ' ἐν χρυσῷ*) —, jedoch mit einem *τέ*, als ob nun andere Quellen des Wohlstandes folgen sollten; dann faßt er diese insgesamt in ein *πάντα* zusammen, eine Veränderung des Gedankenganges, der eine Abänderung des Ausdrucks, *δέ* statt *τέ*, zur Seite gehen muß und tatsächlich geht (Krüger, Gr. Gramm. 69, 16, 6).

19 Die Konjekturen meiner Vorgänger sind, so weit ich sie kenne, die folgenden: Schneidewin wollte schreiben: *τῶν*

γὰρ δικαίων οἱ νόμοι ταὐξήματα | μεγάλα φέρουσι· πάντα δ' ἀνθρώποις τάδε | πάρεστι χρήματ' κτέ. Ranke: *οἱ τῶν δικαίων γὰρ νόμοι ταὐξήματα | μεγάλα φέρουσι, πάντα δ' ἀνθρώποισί τοι | τάδ' ἐστὶ χρήματ' κτέ.* Meineke: *ἐκ τῶν δικαίων οἱ νόμοι ταὐξήματα | μεγάλα φέρουσι, πάντα τ' ἀνθρώπει' ἀεί· | τάδ' ἐστὶ χρήματ' κτέ.* Herwerden (Ex. cr. 39—40): *οἱ τῶν δικαίων γὰρ δόμοι ταὐξήματα | μεγάλα φέρουσιν . . . . . „reliqua, quamvis de sententia satis constet, adeo corrupta sunt, ut manum abstineri satius esse arbitrer".* Wagner, der die drei erstgenannten Vorschläge verzeichnet, findet Rankes Schreibung am befriedigendsten *„praeterquam quod vs. 2 pro δ' fortassis τ' scribendum erit"* (Trag. gr. frg. II, 125). Nauck hingegen hat, was er einst in der ed. maj. mutmaßte, in ed. min. stillschweigend zurückgenommen durch die Bemerkung: *„vs. 1. et 2 nondum emendati"*, während Dindorf eben jenem Vorschlage *πάντ' ἐν ἀνθρώποις* entnimmt und das Übrige ungebessert läßt.

11. Euripides frg. 324 [= 322²].

ἔρως γὰρ ἀργὸν κἀπὶ τοῖς ἀργοῖς ἔφυ·
φιλεῖ κάτοπτρα καὶ κόμης ξανθίσματα,
φεύγει δὲ μόχθους. ἓν δέ μοι τεκμήριον·
οὐδεὶς προσαιτῶν βίοτον ἠράσθη βροτῶν,
ἐν τοῖς δ' ἔχουσιν ἡβητὴς πέφυχ' ὅδε.

Aus der Wolke von Konjekturen, die zur Hebung des metrischen Fehlers im Schlußvers des reizenden Fragmentes aufgeboten wurden, hat sich bisher keine einzige allgemeine Anerkennung errungen. Und mit vollstem Recht: denn um von Jacobs' kaum zu überbietender Geschmacklosigkeit: *θὴρ ἰτής* — die Bestie inmitten des Putzgerätes eines üppigen 20
Boudoirs! — zu schweigen gleichwie von der nicht geringen Zahl sprachlich oder metrisch unmöglicher Vorschläge (*ἡδυπαθής* Grotius, *νηπύτης* Salmasius, *ἔχουσι δ' ἐμπέφυκεν ἡβητὴς ὅδε* Pierson, *ἐν τοῖς δ' ἔχουσι πέφυκεν ἡβητὴς ὅδε* Luzac u. Boissonade), so fehlt auch allen übrigen, in wechselnden Verhältnissen, innere Wahrscheinlichkeit und äußere Probabilität, — hat doch in Wahrheit kaum einer derselben

auch nur seinen Urheber dauernd befriedigt. Und dies Urteil trifft nicht nur Gaisfords zugleich gewaltsames und erschreckend nüchternes: *ἐν τοῖς δ' ἔχουσι χρήματ' ἐμπέφυχ' ὅδε*, Musgraves und Heaths wunderliches *ἀμβάτης* und *ἡγέτης*, Valckenaers längst widerlegtes *ἐν τοῖς δ' ἔχουσ' ἔφηβος ἐμπέφυχ' ὅδε* und Wagners sinnwidriges *ἡδὺ παῖς*, — sondern nicht minder (denk' ich) des letzten eventuellen, kürzlich von Kock wieder vorgebrachten Vorschlag: *ἐγκρατής* und Herwerdens *ἡθὰς ἐμπέφυχ' ὅδε*.[1] Denn um kurz zu sein: die Worte *ἐν τοῖς δ' ἔχουσιν — πέφυχ'* bedürfen zum mindesten durchaus keiner näheren Bestimmung, wohl aber würden wir das kahle *ὅδε* gern mit einem Prädikat bekleidet sehen, das zugleich die Vorliebe des Eros für die Reichen motiviert und wo möglich das köstliche Bruchstück in ein anmutiges Bild wie in seine Spitze auslaufen läßt. In ersterem Betracht scheint mir die Paraphrase des Hugo Grotius: „*delicatus ille non vult nisi cum divitibus morari*“ ganz und gar das Richtige zu treffen. Finden wir nun für diesen Begriff einen malerischen Ausdruck, der zu dem Kreis von Anschauungen stimmt, in dem diese Verse sich bewegen, — ist derselbe überdies als ein seltenes und poetisches Wort der Verderbnis in höherem Maße ausgesetzt und gestattet endlich auch die besondere Art der Verderbnis eine leichte Erklärung, dann werden wir an der Richtigkeit des Gefundenen kaum länger zweifeln dürfen. Darum schreibe ich:

ἐν τοῖς δ' ἔχουσιν ἁβροβάτης πέφυχ' ὅδε.

Die griechische Sprache und Poesie liebt es, einen Zärtling oder Weichling als „weichschreitend“ oder „weichfüßig“ zu bezeichnen. Vgl. Aeschyl. Pers. 1072 *γοᾶσθ' ἁβροβάται* 21 (von Persern), *Λυδὲ ποδαβρὲ* (im Orakelspruch bei Herod. I, 55) neben *ἁβροδιαίτων — Λυδῶν ὄχλος* (Aesch. Pers. 41), *ἁβρὰ βαίνων· τρυφερόβιος* (Hesych). Auch Anakreon muß einst *ἁβρόπους* oder *ἁβροβάτης* gebraucht haben, denn nur dazu, nicht zu *ἁβρός* paßt die Erklärung bei Orion. III, 11:

[1] Noch ward (vgl. Philolog. V, 18) vermutet: *ἐμπέφυχ' ἡβῶν ἀεί*, desgleichen *ἤθεος*, endlich (von Düntzer) *δεσπότης* und *ἐπιβάτης*, „i. e. rector“!

ὁ κούφως βαίνων. (Frg. 134 [109] Bergk): vielleicht legte auch er das Prädikat dem Liebesgott bei oder seinem nächsten Verwandten im griechischen Pantheon, dem Ganymed, von dem es in unseres Dichters Troad. 820—821 heißt: *ὦ χρυσέαις ἐν οἰνοχόαις ἁβρὰ βαίνων.* — Endlich vergleiche man Medea 1160—1164, wo Glauke das todbringende Prachtgewand und funkelnde Geschmeide nach Art unseres Gretchens vor dem Spiegel prüft und damit angetan selbstgefällig das Gemach durchschreitet: *λαβοῦσα πέπλους ποικίλους ἠμπίσχετο. χρυσοῦν τε θεῖσα στέφανον ἀμφὶ βοστρύχοις | λαμπρῷ κατόπτρῳ σχηματίζεται κόμην, | ἄψυχον εἰκὼ προσγελῶσα σώματος. | κἄπειτ' ἀναστᾶσ' ἐκ θρόνων διέρχεται | στέγας, ἁβρὸν βαίνουσα παλλεύκῳ ποδί.* Eine leise veränderte Nuance der Bedeutung — mehr Behagen als Üppigkeit — haftet den Worten an in dem wunderbaren Lobgesang auf die Herrlichkeit Athens (Med. 829—830): *ἀεὶ διὰ λαμπροτάτου | βαίνοντες ἁβρῶς αἰθέρος.*

Der äußerliche Hergang der Verderbnis bedarf für Kundige kaum eines Wortes der Erklärung. Das Auge eines Schreibers glitt sicherlich einmal (wie ähnliches unendlich oft geschah) von dem ersten Β auf das zweite über, und der Torso ΑΒΑΤΗϹ wurde nachträglich von einem Halbgelehrten zu *ἡβητής* „korrigiert". Und wohlgemerkt, — der bei manchen Kritikern so beliebte „*sciolus*" ist diesmal eine „*vera causa*" und kein bloßer Notbehelf. Denn so wenig das an dieser Stelle metrisch fehlerhafte *ἡβητής* aus dem Rohr des Dichters geflossen sein kann, ebensowenig pflegt doch ein so wohlgebildetes griechisches Wort aus einem bloßen Schreibfehler wie von selber zu erwachsen. Man kann daher von vornherein der Annahme gar nicht entraten, es habe ein Halbwisser an diese Korruptel die letzte, schlimmbessernde Hand gelegt. — Der nunmehr berichtigte Vers hat aber hoffentlich in Zukunft nicht mehr einen Argwohn zu fürchten, wie ihn der von seinem eigenen Besserungsversuch unbefriedigte Herwerden — das Kind mit dem Bade verschüttend — gelegentlich aussprach: derselbe möge wohl einer „*fraus impostoris*" allein sein Dasein verdanken (Ex. crit. p. 46).

22 ### 12. Euripides frg. 793 [= 795[2]].

Dieser Überrest des euripideischen Philoktet erscheint in den Hss. des Stobäus (Eclog. II. 1. 2) gleichwie in den älteren Ausgaben in folgender Gestalt:

τί δῆτα θώκοις ἀργικοῖς ἐνήμενοι
σαφῶς διόμνυσθ' εἰδέναι τὰ δαιμόνων
οἱ τῶνδε χειρώνακτες ἄνθρωποι λόγων;
ὅστις γὰρ αὐχεῖ θεῶν ἐπίστασθαι πέρι,
οὐδέν τι μᾶλλον οἶδεν ἢ πείθει λέγων.

Die Fehler des ersten Verses sind längst, das unattische *θώκοις* durch Dindorf(?), das ungriechische *ἀργικοῖς* durch Nauck berichtigt worden, dessen treffliches *θάκοις μαντικοῖς* (vgl. Phoen. 840: *θάκοισιν ἐν ἱεροῖσιν, οὗ μαντεύομαι* oder Soph. Ant. 999: *θᾶκον ὀρνιθοσκόπον*) Valckenaers wenig passendes *ἀρχικοῖς* mit Recht verdrängt hat. Der letztere hat das Verdienst, an der altherkömmlichen Konstruktion und Interpunktion von V. 2 und 3 zuerst Anstoß genommen zu haben, wenn er auch seinen übereilten Vorschlag, *οἱ τῶνδε* durch *θνητῶν δὲ* zu ersetzen (ad Ammon. p. 212) auf Heaths Einsprache (Notae sive Lectiones etc. p. 181) wieder zurückzog (Diatribe p. 116 a, b). Dem Vers unter Beibehaltung jenes Wörtchens eine verständliche Konstruktion abzugewinnen ist zweimal versucht worden: von Heath (l. l.), der das Fragezeichen an den Schluß des zweiten Verses hinaufrückte und V. 3 übersetzte: „*homines ipsi sibi artifices harum sententiarum extiterunt*", und von Meineke, der *ἀνθρώποις* schrieb und den Vers also verstand (adnot. crit.): „*qui talium sermonum mortalibus architecti* (*auctores*) *estis*". Nauck endlich, dem Dindorf, Heimsöth (Bonner Universitätsprogramm, Sommer 1867, S. XIV) und Hense (Kritische Blätter, S. 78) gefolgt sind, interpungiert wie Heath und setzt *οὐ* an die Stelle von *οἱ*.

Die Entscheidung über die Haltbarkeit der Überlieferung sowohl wie über die Zulässigkeit dieser Änderungen hängt im letzten Grunde von unserer Auffassung des Wortes *χειρώνακτες* ab, — ein Punkt, über den sich leider Nauck

so wenig als seine Nachfolger irgendwie erklärt haben. Das nicht eben häufige jonische und poetische Wort kommt ausnahmslos einem *χειροτέχνης* oder *δημιουργός* gleich[1] und so 23 ist denn auch seine nur hier nachweisbare Verbindung mit dem Genetiv sicherlich nach der Analogie von *δημιουργός τινός εἰμι*[2] zu beurteilen, — höchstens mit dem Unterschiede, daß das in *χειρῶναξ* durchschimmernde *χείρ* mehr auf die unmittelbare Urheberschaft, auf das Machen und Verfertigen hinweist, als dies bei dem seiner sinnlichen Grundbedeutung weiter entrückten *δημιουργός* der Fall ist.

---

[1] Vgl. Aeschyl. Prom. 45 (Hephaistos spricht von der Schmiedekunst wie V. 47 *τέχνη* lehrt): *ὦ πολλὰ μισηθεῖσα χειρωναξία.* Choeph. 761 (von der doppelten Mühewaltung der Kinderfrau und des Walkers): *ἐγὼ διπλᾶς δὲ τάσδε χειρωναξίας | ἔχουσ᾽ κτέ.* Soph. frg. 759 [= 760²]: *βᾶτ᾽ εἰς ὁδὸν δὴ πᾶς ὁ χειρῶναξ λεώς* (es sind nach Plutarch Mor. 802 b [979, 35 Dübn.] Schmiede gemeint).

Herod. I, 93, 7: *ἐξεργάσαντο δέ μιν οἱ ἀγοραῖοι ἄνθρωποι καὶ οἱ χειρώνακτες καὶ αἱ ἐνεργαζόμεναι παιδίσκαι.* II, 141, 18: *ἕπεσθαι δέ οἱ τῶν μαχίμων μὲν οὐδένα ἀνδρῶν, καπήλους δὲ καὶ χειρώνακτας καὶ ἀγοραίους ἀνθρώπους.* II, 167, 7 (im Gegensatz zu *τοὺς τὰς τέχνας μανθάνοντας* vorher und *τοὺς χειροτέχνας* nachher): *τοὺς δ᾽ ἀπαλλαγμένους τῶν χειρωναξιέων* —.

Bei Hippokrates heißen die Ärzte wie *χειροτέχναι* und (in homerischer Weise) *δημιουργοί* (beides vereinigt de prisca med. c. 1 — I, 570, 8 Littré) so auch *χειρωνάκται* (II, 242, 2; 318, 3). Im Sinne von Handwerkern überhaupt: *χειρώναξιν ἄρα τούτοισι χρέονται, ὁκόσα ἢ σκυτείης ἔργα ἢ χαλκείης ἢ ἄλλο ὅτι ἑδραῖον ἔργον* (IV, 232, 10). Von den Herzohren heißt es: *καίτοι δοκέω τὸ ποίημα χειρώνακτος ἀγαθοῦ*, indem die Natur oder der Schöpfer mit einem geschickten Handarbeiter verglichen wird (IX, 85—86).

Mit dieser Anwendung des Wortes und seiner Sippe in alter Sprache (wozu allenfalls noch kommt Pseudo-Plato Axioch. 368 B: *τοὺς χειρωνακτικοὺς ἐπέλθωμεν καὶ βαναύσους πονουμένους ἐκ νυκτὸς εἰς νύκτα κτέ.* und *χειρωνάξιον* im Sinne von Erwerbsteuer Arist. Oecon. II, 1346, a, 4) stimmt auch der nacharistotelische Sprachgebrauch ebenso überein wie die Erklärungen der Lexikographen.

[2] Z. B. Eurip. frg. 1045, 7 [= 1059, 7]

— *εἰ δέ του θεῶν*
τόδ᾽ ἐστὶ πλάσμα, δημιουργὸς ὢν κακῶν
μέγιστος ἴστω καὶ βροτοῖσι δυσμενής.

Daraus ergeben sich mir die nachstehenden Folgerungen: Sicherlich unhaltbar ist die vormals übliche Auffassung des Verses als Apposition zu dem in *διόμνυσθ'* enthaltenen *ὑμεῖς*, denn bei ihr entzieht sich *ἄνθρωποι* jeder möglichen Kon-
24 struktion und jedem Verständnis, wie denn auch Hugo Grotius und Musgrave in ihren Übertragungen das Wort einfach als nicht vorhanden betrachten. Für Meinekes Versuch aber, diesen Anstoß hinwegzuräumen, spricht schon darum keine günstige Vermutung, weil sich *ἄνθρωποι*, ein in diesem Zusammenhang hochbedeutsames Wort (fragt es sich doch, ob die Wahrsagung göttlichen Ursprungs oder bloßes Menschenwerk sei), durch die Verwandlung in *ἀνθρώποις* zu einem völlig entbehrlichen, wenn nicht gar störenden Zusatz verflüchtigt. Jedenfalls werden wir uns diese Änderung erst dann gefallen lassen, wenn unser Bemühen etwas Besseres zu finden sich als ein vergebliches erweisen sollte. Naucks Vorschlag endlich kann niemand beipflichten, der in *τῶνδε χειρώνακτες λόγων* mit uns und allen älteren Erklärern (audaces fabri, Grotius: fabri, Musgrave: artifices, Heath; endlich architecti oder auctores, Meineke) nichts anderes erblickt als Erzeuger oder Verfertiger von Orakelsprüchen, mit einem Worte Fälscher. Denn wenn es fraglich sein mag, ob der Dichter die Behauptung: die Wahrsager sind Lügenschmiede, hier mit kategorischer Gewißheit aussprechen konnte, so ist es völlig unfraglich, daß er dieselbe nicht verneint haben kann. Benjamin Heaths Auffassung des Verses endlich läuft darauf hinaus, daß *ἄνθρωποι* das Subjekt und *οἱ χειρώνακτες* das Prädikat des Satzes bilde. Nun gehen zwar die Ansichten über die Grenzen, innerhalb deren es zulässig ist, daß sich dem Prädikat der Artikel beigeselle, noch ziemlich weit auseinander, — eines jedoch wird heute jedermann zugeben. Ginge der Dichter von der Voraussetzung aus, oder könnte er von ihr ausgehen, daß die Orakelsprüche das Werk irgendwelcher *χειρώνακτες* seien, und erfolgte nunmehr nur die genauere Bestimmung: jene *χειρώνακτες* sind Menschen, — dann wäre der Artikel vor diesem Worte allenfalls statthaft. Allein

das Gegenteil ist die Wahrheit. Daß jene Sprüche das Erzeugnis von *χειρώνακτες*, d. h. daß sie *δεδημιουργημένοι*, daß sie gemacht sind, dies ist der eigentliche, bedeutende Gedanke, alles andere ist rednerischer Schmuck. Das Machwerk wird ein Menschenwerk genannt, in scharfem rhetorischem Gegensatz zu der Voraussetzung göttlicher Eingebung; dem Gedanken wird damit nichts Neues hinzugefügt, denn sobald eine Weissagung auf Erfindung beruht, so beruht sie selbstverständlich auf menschlicher Erfindung. Wer dies erwägt, muß uns notwendig einräumen, daß *οἱ χειρώνακτες* als Prädikat (oder gar als Subjekt) des Satzes hier durchaus unmöglich, Heaths Rettungsversuch der Überlieferung mithin mißglückt ist.

Und im Gefolge all dieser grammatischen und logischen Bedenken darf sich vielleicht auch ein ästhetisches schüchtern hervorwagen. Ich möchte Euripides nicht ohne dringende Not die Plumpheit zutrauen, die darin läge, daß er in zwei Versen eine Frage aufwürfe, um sie im dritten mit der unumwundensten Bestimmtheit selbst zu beantworten. Und dies geschieht sowohl nach der Auffassung, die der Vulgata zugrunde liegt (mit wie ohne Meinekes Modifikation derselben) als nach derjenigen, die Heath empfiehlt. Ist nicht vielmehr der folgende Gedankengang der ungleich passendere, — darf ich sagen, der einzig passende? — Philoktet drückt zuvörderst sein Erstaunen aus über die maßlose, über die unbegreifliche Zuversicht, mit der die Wahrsager behaupten, in die Geheimnisse der Götter eingeweiht zu sein. „Oder (so fährt er im zweiten Glied der Doppelfrage fort) — oder sollte zu dieser Verwunderung kein Grund vorhanden sein? Ist dies alles eitel Menschenwerk und ihr selbst nicht Opfer der Selbsttäuschung, sondern Betrüger? Denn wer sich der Kunde göttlicher Dinge berühmt" — doch hier vertreten uns von neuem kritische Bedenken den Weg. Überliefert ist: *οὐδέν τι μᾶλλον οἶδεν ἢ πείθει λέγων*. Darin ist ohne Frage *πείθει* nach *οὐδέν τι μᾶλλον οἶδεν* nicht griechisch; doch scheint kaum ein drastischeres Heilmittel nötig als das naheliegende und von Nauck angewendete:

πείθει⟨ν⟩ statt *πείθει*. Der erste, oberflächliche Eindruck spricht freilich dafür, daß hier ein stärkeres Wort erfordert wird. Die Konjektur *ἀπατᾶν*, auf die ich selbst einmal verfiel und auf die jetzt Heimsöth geraten ist (der dieses oder *ψεύδειν*, *ψευδῆ λέγειν* oder *ψευδηγορεῖν* für unerläßlich hält), gehört, wie ich denke, in jene Klasse von Einfällen, welche die erste Überlegung in jedem Denkenden fast notwendig wachruft und die zweite fast ebenso notwendig verdrängt. Denn was muß der Dichter, wenn unsere voranstehende Erörterung nicht von Grund aus verkehrt ist, Philoktet hier sagen lassen? Doch wohl dieses: „Wer sich eines Wissens von den göttlichen Dingen berühmt, der berühmt sich eines 26 Scheinwissens, und trachtet ein solches in anderen fortzupflanzen." Ob dieses Scheinwissen auf unwillkürlicher Selbsttäuschung oder auf absichtlicher Täuschung anderer beruhe, ob die Wahrsager Betrüger oder Betrogene seien, — diese Frage darf er nicht entscheiden, nicht darum, weil sie ja wirklich eine allgemeine Beantwortung gar nicht zuläßt, sondern weil er selbst sie durch Aufstellung jener Doppelfrage, beziehungsweise durch das erste Glied derselben, für eine offene erklärt hat. Daß aber wie dem Wissen das Scheinwissen, so der wahrhaften Belehrung die Scheinbelehrung, der Überzeugung die Überredung gegenübersteht, — der Berufung auf Tatsachen und zwingende Beweise (*οὐ λόγῳ, ἀλλ' ἔργῳ — ἀπόδειξις καὶ ἀνάγκη*) die bloße *πιθανολογία*, — brauchen wir für diese Gedanken und diese Ausdrucksweisen erst an bestimmte Schriftstellen zu erinnern oder auch nur an den allgemeinen Sprachgebrauch der Griechen, vermöge dessen *πιθανόν*, *πιθανότης*, *πιθανολογία* gerade wie *εἰκός*, *εἰκότως*, *εἰκοτολογία* kaum seltener den Begriff der bloßen gewinnenden Scheinbarkeit und Scheinwahrheit ausdrücken als jenen der Wahrscheinlichkeit? An *πείθει⟨ν⟩* ist daher sicherlich kein Anstoß zu nehmen, und ich freue mich, in dieser Überzeugung mit Otto Hense zusammenzutreffen. Ob desselben ungemein witzige Vermutung: *πείθειν λεών* notwendig und sicher ist, darüber wird es mir schwer, zu einem abschließenden Urteil zu gelangen. Mir

würde *πείθειν λόγῳ* oder *λόγοις* vollkommen genügen, was Euripides vielleicht nur mit Rücksicht auf den Schluß von V. 3 (*λόγων*) durch das etwas matte *λέγων* ersetzt hat. Das ganze Fragment gewinnt somit folgende Gestalt:

τί δῆτα θάκοις μαντικοῖς ἐνήμενοι
σαφῶς διόμνυσθ' εἰδέναι τὰ δαιμόνων;
ἢ τῶνδε χειρώνακτες ἄνθρωποι λόγων;
ὅστις γὰρ αὐχεῖ θεῶν ἐπίστασθαι πέρι,
οὐδέν τι μᾶλλον οἶδεν ἢ πειθειν λέγων. [Als verfehlt gilt mir F. W. Schmidts Gestaltung des letzten Verses: *οὐδέν τι μᾶλλον οὐδέν' ἐκπείθει λέγων* in Fleckeisens Jahrbüchern 1875, 12, 848.]

13. Euripides frg. 826 [= 829²].

Dieses Bruchstück der Tragödie Phrixos lautet in den besten Hss. des Stobäus (Flor. 8, 7), wie folgt:

ἀνὴρ δ' ὃς εἶναι φής, ἀνδρὸς οὐκ ἄξιον
δειλῶ κεκλῆσθαι καὶ νοσεῖν αἰσχρὰν νόσον.

(*δειλῶ* ist in beiden Parisini, wie es scheint, durch *δειλόν*, 27 *ἀνδρός* im Par. B. und wohl auch im Cod. Mendozae durch *ἀνέρος*, *αἰσχράν* endlich im letzteren durch *αἰσχρόν* ersetzt.)

Valckenaers Besserungsversuch (Diatribe p. 216, C):

ἀνέρα δέ σ' εἶναι φής; ἀνέρος οὐκ ἄξιον

bedarf heutzutage keines Wortes der Widerlegung, da er einen metrischen Fehler (den Trochäus *ἀνδρός*) nur durch einen anderen (den Daktylus *ἀνέρος* im fünften Fuße) ersetzt und überdies Formen (*ἀνέρα* und *ἀνέρος*) einführt, die nicht nur dem jambischen Trimeter sondern sogar den anapästischen und trochaischen Versmaßen der Tragiker fremd sind (Nauck, Observatt. p. 50). Düntzers arger metrischer Verstoß: — *οὐκ ἄξιον σέθεν*, (Philolog. V, 190) sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Nauck endlich hat am angeführten Orte zu schreiben vorgeschlagen:

ἀνὴρ δ' ὃς εἶναι φησίν, ἄνδρ' οὐκ ἄξιον
δειλὸν κεκλῆσθαι καὶ νοσεῖν αἰσχρὰν νόσον.

Ich vermag diesen von seinem Urheber bis heute aufrecht erhaltenen, von Meineke halb und von Dindorf ganz gebilligten Versuch nicht für einen glücklichen zu halten. Geradezu anstößig erscheint mir darin *ἄνδρ'*: denn welcher Dichter oder Prosaiker wird, wenn er den Gedanken ausdrücken will: „Wer ein Mann zu sein behauptet, dem ziemt es nicht, feige zu heißen“ usw., statt dessen sagen: — „dem ziemt es nicht, ein feiger Mann zu heißen“. Feige und Mann — dies sind ja zwei Worte, *qui hurlent d'effroi de se voir accouplés!* Ich weiß wohl, daß eine derartige, nicht durchweg naive, Verderbnis sich kaum mit unbedingter Sicherheit heilen läßt; doch dürfte unser Restitutionsversuch schwerlich durch einen zugleich sinngemäßeren und minder gewaltsamen verdrängt werden. Es hieß nämlich, wie ich denke:

ἀνὴρ ὅδ' εἶναί φησιν· ἀνδρὸς ἄξιον,
δειλοῦ κεκλῆσθαι καὶ νοσεῖν αἰσχρὰν νόσον;

So mochte wohl Ino in Athamas dringen, der „den Sohn zu opfern sich weigert“ (Welcker, Gr. Trag. II, 613). Man vgl. beispielsweise Soph. Antig. 740: *ὅδ', ὡς ἔοικε, τῇ γυναικὶ συμμαχεῖ.* Die Ursachen der Verderbnis waren, falls ich 28 recht sehe, das Asyndeton, dem wir in gleicher Eigenschaft noch ein oder das andere Mal begegnen werden, zweitens und hauptsächlich aber die rhetorische Frage. Wer diese nicht und den Gedanken nur allzu gut verstand, der mußte die Negation vermissen und konnte versucht sein, diesem Mangel abzuhelfen, indem er *οὐκ* einschob. Die Stümperhand, die dann dem gestörten Versmaß mit der Verkürzung von *φησίν* zu *φήσ'* zu Hilfe kam (welches als zweite Person, *φῄς*, aufgefaßt wieder *ὅδ'* alterieren mußte), hat glücklicherweise den Trochäus *ἀνδρός* und damit das sichere Merkmal der Verderbnis nicht verwischt. Auch für die Wirksamkeit dieser Fehlerquelle werden wir gelegentlich noch einen oder zwei Belege beibringen.

Eine auffallende Familienähnlichkeit mit diesem Bruchstück zeigt ein anderes, dessen klarer Sinn in alter und neuer Zeit durch unrichtige Konstruktion und Interpunktion

wie nicht minder durch völlig grundlose Änderungsversuche immer wieder verdunkelt, ja meines Wissens noch niemals deutlich erfaßt worden ist. Es ist der von Plutarch, de cohib. ira p. 457 C (I, 554 Dübner) erhaltene Vers:

ἄνδρ' ἠδίκησας· ἄνδρ' ἀνεκτέον τόδε;

Ich verweile nicht bei der vor Wyttenbach üblichen falschen Abteilung: ἄνδρ' ἀνεκτέον· τὸ δὲ —, nicht bei dem Verkennen der rhetorischen Frage, über das auch dieser nicht hinauskam, nicht bei Meziriacs Schlimmbesserung: ἀντανεκτέον, nicht bei Wagners ebenso nichtigem Vorschlag: ἀνδρὶ τοῦτ' ἀνεκτέον; Auch Conington s von Nauck (adesp. 313 [= 382²], p. 699 [= p. 912]) halb gebilligtes ἆρ' ἀνεκτέον; soll uns nicht aufhalten, — allein auch die Änderung der Interpunktion, die der zuletzt genannte große Kritiker für nötig hielt, ist unseres Erachtens keineswegs berechtigt. Denn — um nicht weitschweifig zu werden — auf die rhetorische Frage des Dichters:

ἄνδρ' ἠδίκησας, ἄνδρ'· ἀνεκτέον τόδε;

könnte ich wenigstens nur mit einem vernehmlichen Ja antworten. Hieße es freilich: Ein wehrloses schwaches Geschöpf wurde gekränkt — Witwen und Waisen wurden mißhandelt: ist dies zu ertragen? — dann würde unser empörtes Menschengefühl in den unwilligen Ruf ausbrechen: Nein, das ist unerträglich. Allein ein Mann, — ein Mann zumal, dessen Mannheit so überaus stark betont wird, — der wird sich schon selbst zu helfen wissen! Seine Verletzung ist am allerwenigsten geeignet, unser entrüstetes Mitgefühl aufzuregen. Gälte es freilich eine Rechtsverletzung im eigentlichen Sinne, so wäre der Appell an unser beleidigtes Rechtsgefühl immerhin statthaft; allein dann wäre auch durchaus kein Grund vorhanden, das Objekt derselben als Mann zu kennzeichnen, geschweige denn seine Manneseigenschaft durch Wortstellung und Wiederholung so ungemein nachdrücklich hervorzuheben. Doch es ist ja augenscheinlich — und dies geht zum Überfluß auch aus dem Zusammenhang, in welchem der Vers bei Plutarch erscheint, sonnenklar hervor — von einer persön-

29

lichen Kränkung oder Beleidigung und von der Wiedervergeltung derselben die Rede. Dann ist aber auch das nackte: „das ist nicht zu ertragen" selber unerträglich und es muß unweigerlich heißen: „das ist für den Beleidigten nicht zu ertragen". Und wie konnte man nur den Gedanken:

„Einen **Mann** hast du beleidigt; ein **Mann** soll dies ertragen?"

jemals verkennen oder den sprachlichen und rhetorischen Ausdruck, den derselbe gefunden hat, jemals bemängeln?

Die Antwort ist einfach genug: die Schuld dieser Irrungen trifft nicht so sehr die Kritiker und Interpreten als die Grammatiker, die über eine durch wenige, aber ganz und gar unzweifelhafte Beispiele bezeugte Konstruktion oder Abart einer solchen bisher beharrlich geschwiegen haben. Man glaubte nämlich bei der Auslegung der drei letzten Worte des Verses nur die Wahl zu haben zwischen zwei Verstößen gegen feststehende Normen der Sprache. Verstand man: *ἀνδρὶ ἀνεκτέον τόδε;* so hatte man die Gesetze der Syntax gewahrt, aber gegen die vollkommen gesicherte Regel gefehlt, nach welcher die Elision des *ι* des Dativ bei attischen Dichtern durchaus unstatthaft ist. Verstand man *ἄνδρα ἀνεκτέον τόδε*; so glaubte man in entgegengesetzter Weise zu fehlen. Letzteres ist jedoch ein gewaltiger Irrtum. Alle Welt weiß, daß bei der unpersönlichen Konstruktion der Verbaladjektive die handelnde Person ebensowohl im Akkusativ wie im Dativ erscheinen kann, und alle Grammatiker erklären einmütig ein
30 *διωκτέον σε* als völlig gleichbedeutend mit *δεῖ σε διώκειν.* Daß jedoch bei dieser Konstruktion neben dem Akkusativ der handelnden Person auch ein Objektsakkusativ erscheinen könne, das finde ich nirgends ausdrücklich angemerkt, weder bei Krüger, noch bei Matthiae, Kühner, Bernhardy, Madvig oder Curtius, und es scheint dies vielfach oder allgemein bezweifelt zu werden. Nur so wenigstens vermag ich Wagners laut geäußerte und aller anderen Kritiker stillschweigende Abneigung zu verstehen, *ἄνδρα* hier als Akkusativ der handelnden Person neben *τόδε* als Objektsakkusativ aufzufassen („*Illud alterum vero ἄνδρ' accusativum esse, qui nonnunquam pro dativo cum adjectivis verbalibus con-*

junctum reperiatur, nemo opinor affirmabit etc." III, 214). Doch wünschte ich einen Grund zu erfahren, warum Isokrates, Euagor. 190 B., wenn er statt des stärkeren einen schwächeren Ausdruck hätte wählen wollen, an Stelle dessen was er geschrieben hat: *οὐ μὴν δουλευτέον τοὺς νοῦν ἔχοντας τοῖς οὕτω κακῶς φρονοῦσιν*, nicht auch hätte schreiben können: *οὐ μὴν θεραπευτέον τοὺς νοῦν ἔχοντας τοὺς . . . . φρονοῦντας.* Doch es bedarf keiner hypothetischen Folgerungen. Bei Plato Resp. III, 413 D: *οὕτω νέους ὄντας εἰς δείματ' ἄττα κομιστέον καὶ εἰς ἡδονὰς αὖ μεταβλητέον, βασανίζοντας* — kann man allerdings die Möglichkeit einer Anakoluthie vorschützen, wie sie sich tatsächlich findet Resp. V, 453 D: *οὐκοῦν καὶ ἡμῖν νευστέον καὶ πειρατέον σῴζεσθαι ἐκ τοῦ λόγου, ἤτοι δελφῖνά τιν' ἐλπίζοντας ἡμᾶς ὑπολαβεῖν* —. Allein völlig fraglos und unzweideutig ist Xenoph. Mem. III, 11, 2: *ὦ ἄνδρες, ἔφη ὁ Σωκράτης, πότερον ἡμᾶς δεῖ μᾶλλον Θεοδότῃ χάριν ἔχειν ὅτι ἡμῖν τὸ κάλλος ἑαυτῆς ἐπέδειξεν, ἢ ταύτην ἡμῖν ὅτι ἐθεασάμεθα; ἆρ' εἰ μὲν ταύτῃ ὠφελιμωτέρα ἐστὶν ἡ ἐπίδειξις, ταύτην ἡμῖν χάριν ἑκτέον, εἰ δὲ ἡμῖν ἡ θέα, ἡμᾶς ταύτῃ;* Und nicht minder Plato Gorg. 507, C—D: *εἰ δὲ ἔστιν ἀληθῆ, τὸν βουλόμενον, ὡς ἔοικεν, εὐδαίμονα εἶναι σωφροσύνην μὲν διωκτέον και ἀσκητέον κτέ* (eine Stelle, die auch in ihrem weiteren Verlauf für die Gebrauchsweisen der Verbaladjektive überaus lehrreich ist). [Vgl. auch Phaedr. 272 E fin.].

Dieselbe Konstruktion ist möglicherweise verwischt worden bei Eurip. frg. 846 [= 850²] (Stob. Fl. 49, 4):

> *ἡ γὰρ τυραννὶς πάντοθεν τοξεύεται*
> *δεινοῖς ἔρωσιν· ὅ σε φυλακτέον, πάτερ.*

Daß das überlieferte *ἧς* (Vindob.) oder *οἷς* (Parisin. A 31 und Codex Mendozae) *φυλακτέον πέρι* nicht griechisch sei, hat zuerst Hugo Grotius erkannt, der den Soloecismus durch die Schreibung *οὓς — πέρι* nur zur Hälfte geheilt hat. Ihm folgte Valckenaer (ad Herod. III, 53 und Diatribe p. 226 e) mit der scharfsinnigen Entdeckung, daß in *πέρι* nichts anderes versteckt ist als ΠΕΡ, d. h. *πάτερ.* In *οἷς* aber, was augenscheinlich die frühere Stufe der Verderbnis darstellt, vielmehr

ὅ σε als *οὕς* zu suchen. dazu bestimmt mich vornehmlich die folgende Erwägung. Der Gedanke: „auf die Fürstenmacht richten sich von allen Seiten die Pfeile gewaltiger Begehrlichkeit“, dient, wie das einleitende *γάρ* beweist, zur Begründung eines vorangehenden Satzes, der doch nur eine Ermahnung enthalten konnte. Da erscheint mir denn zum Schluß der Hinweis auf diese Zukunftsgefahr in ihrer Totalität: „Darauf nimm Bedacht, o Vater, und danach richte dein gegenwärtiges Verhalten ein“ ein wenig angemessener als eine Ausdrucksweise, die den Kampf mit feindlichen Rivalen mehr in den Vordergrund der unmittelbaren Gegenwart zu rücken scheint. Diesem vielleicht allzu subtilen Argument steht jedenfalls eine schlagende Parallele zur Seite in Eurip. frg. 142 [= 141²] (Andromeda):

> *ἐγὼ δὲ παῖδας οὐκ ἐῶ νόθους λέγειν·*
> *τῶν γνησίων γὰρ οὐδὲν ὄντες ἐνδεεῖς*
> *νόμῳ νοσοῦσιν· ὅ σε φυλάξασθαι χρεών.*[1]

(*λέγειν* schlage ich hier, wie schon Nauck *ed. min.* p. 34 erwähnt hat, zu schreiben vor statt des mir völlig unverständlichen *λαβεῖν*: „ich dulde nicht, daß man von Bastarden spreche, denn die sogenannten unechten Kinder stehen den echten in keinem Punkte nach und es ist nur ein konventioneller Makel, der ihnen anhaftet“. Nauck vermutete einst. Observatt. p. 37, *οὐκ ἐρῶ*, Enger, Adnotationes ad. trag. graec. fragm. p. 8, sehr gewaltsam *ἐμὰς δὲ παῖδας*. An eine sichere Heilung des Schadens ist kaum zu denken.) Die Worte *ὅ σε κτέ.* enthalten hier eine offene Drohung, wie in Frg. 846 [= 850²] wohl eine versteckte. Sollte übrigens der warnende 32 und drohende Sohn nicht Hämon sein, der Kreon soeben ermahnt haben wird, seine Allernächsten, die zugleich die festesten Stützen seines Thrones sind, nicht durch Härte und Grausamkeit von sich zu stoßen? Das notwendig und an-

---

[1] Derselbe Halbvers auch Iph. Aul. 989:

> — *εἶτά σοι τάχα*
> *ὄρνις γένοιτ᾽ ἂν τοῖσι μέλλουσιν γάμοις*
> *θανοῦσ᾽ ἐμὴ παῖς· ὅ σε φυλάξασθαι χρεών.*

erkannt falsche Lemma *Ἠλέκτρα* wäre dann aus einer Verwechslung dieser mit der verwandten Gestalt der Antigone zu erklären.

14. Ion frg. 27 (p. 571 [= 737²] Nauck).

Der bis vor kurzem unvollständige Vers hat jüngst seine Ergänzung gefunden durch Emanuel Millers Entdeckung und Verwertung der Florentiner Hs. des Etymol. magnum. (Mélanges de littérature grecque, Paris 1868, p. 244):

(ἔπεισας, ἀλλὰ) πῖθι Πακτωλοῦ ῥοάς.

Man füge noch einen Buchstaben hinzu, der hinter einem fast völlig gleichen sehr leicht ausfallen konnte — C hinter dem ersten E — und statt des widersinnigen: „Du hast mich überzeugt, aber trinke usw." tritt, ich möchte sagen, eine ganze Szene vor unser Auge, wie sie in jenem Satyrspiele (*Ὀμφάλη σατυρική*) gar wohl an ihrem Platze war. Omphale will augenscheinlich verhüten, daß der ewig hungernde und durstende Herakles seiner Trinklust maßlos fröhne: zu diesem Behufe scheint sie ihm das edle Naß anfänglich ganz und gar versagt, vielleicht sogar es vor seinen Nachstellungen geborgen zu haben (Frg. 26, 2 *οἶνος οὐκ ἔνι | ἐν τῷ σκύφει*). Doch dieser hüllt sein weltliches Gelüste in den Deckmantel religiöser Skrupel: zum Zweck der Libation zum mindesten müsse Wein herbeigeschafft werden, — und daß derselbe dann nicht wieder verschwinde, dafür gedenkt er wohl selbst zu sorgen. Doch kaum ist der lieben Pflicht genügt — und wir können uns die Züge, die der Heros dabei tut, kaum tief und herzhaft genug denken —, so nimmt die Lydierin mit echt weiblicher Hartnäckigkeit die Rolle des Mäßigkeitsapostels wieder auf, indem sie spricht:

ἔσπεισας, ἀλλὰ πῖθι Πακτωλοῦ ῥοάς.

„Nun hast du gespendet, zum Trinken aber möge dir Wasser genügen."

Die kleine Besserung ward schon von Nauck, dem ich sie gelegentlich mitgeteilt hatte, in der Praefatio zu den Euripidis fragmenta p. XIX erwähnt, doch schien es nicht 33 überflüssig, mit einem Wort der Begründung und Ausführung

darauf zurückzukommen. [Die Konjektur ist seither urkundlich bestätigt worden. Vgl. Reitzenstein im Rostocker Universitätsprogramm 1891—1892 und Nauck im Index Dictionis Tragicae Praefatio p. VI.] Weiteres über diese und andere Darstellungen desselben Themas findet man bei Otto Jahn „über ein pompejanisches den Herakles bei der Omphale darstellendes Wandgemälde" (Berichte der sächs. Gesellsch. d. Wiss. Philolog.-hist. Klasse 1855 III, IV, insbesondere S. 220—221) und in Köpkes Doktor-Dissertation „de Ionis Chii poetae vita et fragmentis", Berlin 1836, p. 27 sqq.

In eine ganz ähnliche Situation versetzt uns augenscheinlich das bedeutendste Fragment des gleichnamigen Satyrspiels, welches Ions älterer Zeitgenosse, Achäos von Eretria, verfaßt hat (Frg. 31 [= 33[2]] — Athenäus XI, 466 F). Auch hier hatte Omphale guten Grund, die ihr und ihrer weiblichen Umgebung ohnehin gar gefährlichen Neigungen der Satyren nicht durch reichlichen Weingenuß zu reizen. Und gewiß, nur einer durstigen Kehle ist der Jubelruf entstiegen, mit dem der Chor der Satyren (*ποιεῖ τοὺς σατύρους τάδε λέγοντας* Athen. l. l.) die Entdeckung eines mächtigen Trinkgefäßes (eines *σκύφος*) feiert, dessen Umschrift ΔΙΩΝΥϹΟ (*Διονύσου*) wohl geeignet war, auch tief gesunkene Hoffnungen neu zu beleben. Hätten die Kritiker das Bruchstück aus dieser Stimmung heraus zu deuten versucht und die Mahnung, die Aristoteles dem dramatischen Dichter erteilt, das Geschriebene auch sofort gespielt zu denken (*ὅτι μάλιστα πρὸ ὀμμάτων τιθέμενον* — Poet. c. 17), auch einigermaßen auf sich bezogen, — der geniale Scherz des Achäus hätte schwerlich so weitwendige und zugleich so unfruchtbare Erörterungen veranlaßt, wie wir sie jetzt bei Dawes Miscell. crit.[2] 222 sqq. oder bei Wagner III, 68 lesen müssen.

ὁ δὲ σκύφος με τοῦ θεοῦ καλεῖ πάλαι
τὸ γράμμα φαίνων δέλτ' ἰῶτα καὶ τρίτον
Ω Ν τό τ' Υ πάρεστι κοὐκ ἀπουσίαν
ἐκ τοὐπέκεινα σὰν τό τ' Ο κηρύσσετον.

So lauten die Verse fast durchweg in den besten Hss. des Athenäus, die uns dieselben mit nahezu beispielloser

Treue überliefert haben (nur *φαίνων* im zweiten und *τό τ'* im dritten Vers mußte erst von Toup aus *φαῖνον* und *τοῦ* gewonnen werden). So lauten sie auch bei Nauck, mit dem 34 ich in allem übereinstimme, nur darin nicht, daß er in V. 3 eine Schwierigkeit findet („*πάρεστιν οὗ κἀπουσίαν Porsonus, qua coniectura difficultas non tollitur*"), von der ich nichts weiß, oder die ich vielmehr durch eine Veränderung der herkömmlichen Interpunktion ganz und gar beheben zu können glaube. Denn so sehr auch die Kritiker von Casaubonus bis Meineke in der Schreibung und Auslegung des V. 3 voneinander abweichen — in einem kommen sie überein, in der Beziehung von *πάρεστιν* und *ἀπουσία* auf die Anwesenheit und Abwesenheit der Buchstaben selbst und in einer dieser Auslegung gemäßen Interpunktion: *ὄ, νῦ τ' αὖ πάρεστι, κ' οὐκ ἄπεστιν ῦ* Casaubonus; *OY. NY παρεστι, κουκ απουσιαν εχει | Y* oder *εχ Y* Dawes: *O. NY τε, κ' Y παρεστι· κ' οὐκ ἀπουσιαν* Tyrwhitt: auch Toup, Schweighäuser und Nauck verbinden *τό τ' Y πάρεστι*, desgleichen Porson, dessen Schreibung *πάρεστιν, οὗ κἀπουσίαν* mir leider nicht verständlich ist. Wie Meineke, der dieselbe billigte (Athenae. vol. IV, 215, wo *κἀπουσία* statt *κἀπουσίαν* nur ein Druckfehler ist), sie verstanden haben mag, wünschte man wohl zu wissen. Während Porson selbst ohne ein Wort der Erklärung hinzuzufügen übersetzt: „*cujus etiam absentiam indicant*" (Tracts and Miscell. Criticisms p. 242), versteht Wagner die vermeintliche Emendation, die er mit dem Ehrenwort „*egregie*" bezeichnet, gerade umgekehrt als ihr Urheber: „*o, v et v adest, cujus* (*sc. literae v*) *praesentiam in contraria parte literae σ et o testantur*".

Meine Auffassung der ersten anderhalb Verse ist genau diejenige, welche Nauck durch seine Interpunktion andeutet (indem er nicht gleich Meineke am Ende des ersten Verses, sondern erst hinter *φαίνων* ein Komma setzt) und die Tyrwhitt durch die Übersetzung ausdrückt: „*poculum autem me jam diu vocat, dei nomen scriptum praeferens*". Von da ab glaube ich jedoch einen anderen Weg einschlagen zu müssen als die Gesamtheit der bisherigen Herausgeber und Erklärer. Der

Chorführer liest die ersten fünf Buchstaben des Namens Dionysos, mit der Hand auf das Gefäß weisend, zusammen: *δέλτ' ἰῶτα καὶ τρίτον* | *Ω Ν τό τ' Υ* — mit anderen Worten: er buchstabiert, und buchstabieren heißt nicht einen Satz bilden. Diese bloße Aufzählung bedürfte an und für sich — auch wenn sie nicht, wie wir nachzuweisen trachten
35 werden, unterbrochen wurde — keiner eigentlichen Konstruktion und keines dieselbe tragenden Verbums. Und da andererseits *πάρεστι* sich von *κοὐκ ἀπουσίαν* — *κηρύσσετον* nicht ohne die größte Gewaltsamkeit trennen läßt, die letzteren Worte aber, wenn wir dem Dichter nicht die äußerste Geschmacklosigkeit zutrauen wollen, nicht besagen können: die Buchstaben Sigma und O verkünden ihre eigene Anwesenheit, so müssen wir notgedrungen für die beiden engverbundenen Satzglieder ein anderes Subjekt, beziehungsweise Objekt, suchen, — oder vielmehr ich finde ein solches ohne es zu suchen. Der Heureka-gleiche Ausruf *πάρεστι* verkündet, ich möchte sagen triumphierend, das Ergebnis der durch die ersten fünf Buchstaben bereits genügend gesicherten Lesung: „Der Gott ist da, — und daß er nicht ferne ist“ (so hieß es wohl nach einer kleinen Pause) „dies bekräftigen auf der anderen Seite des Trinkgefäßes auch die Buchstaben San und O“. Betreffs der Ausdrucksweise *πάρεστι κοὐκ ἀπουσίαν* — *κηρύσσετον κτέ.* („er ist anwesend und nicht seine Abwesenheit verkünden usw.“) brauche ich wohl nicht erst an Wendungen zu erinnern, wie: *καὶ φημὶ δρᾶσαι κοὐκ ἀπαρνοῦμαι τὸ μή* (Soph. Antig. 443).

Entgegnet man aber, daß dieser Ausbruch froher Überraschung im Mund desjenigen nicht an seinem Platze ist, der durch diese Entdeckung nicht überrascht sein kann, da er sie gemacht hatte noch ehe er den ersten Vers sprach, — so kann ich die Triftigkeit dieses Einwurfes nicht bestreiten, ebensowenig jedoch die oben dargelegte Argumentation als untriftig erkennen. Hier öffnet sich uns, so weit ich sehe, nur ein Ausweg. Ich denke mir die Schar der Satyren in zwei Halbchöre gespalten und die Verse derart zwischen diese verteilt, daß der zweite Chorführer die An-

führung der Buchstaben, eben da sie ermüdend eintönig zu werden droht, durch jenen Freudenruf unterbricht, um sie in veränderter, überaus anmutiger Weise wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen. (Daß aber Athenäus oder seine Hss. die „*personarum notae*“ hier so wenig wie bei Frg. 3 und 16 [= 2² und 17²] bewahrt haben, kann uns nicht im mindesten wundernehmen.) Erst jetzt, denk' ich, sind wir imstande, die Meisterschaft des Dichters, der mit einem ungemein spröden Stoffe siegreich spielt, in vollem Umfang zu bewundern.

A. *ὁ δὲ σκύφος με τοῦ θεοῦ καλεῖ πάλαι* 36
τὸ γράμμα φαίνων· δέλτ' ἰῶτα καὶ τρίτον
Ω Ν τό τ' Υ — B. *πάρεστι, κοὐκ ἀπουσίαν*
ἐκ τοὐπέκεινα σαν τό τ' Ο κηρύσσετον.

15. Critias, Sisyphus 1 (Nauck p. 598 [= 771²]).

Die Wiederherstellung des ebenso hoch interessanten als arg zerrütteten Bruchstücks (Sext. Empir. p. 403—404 Bekk.) schreitet nicht eben rasch vorwärts. Während eine Besserung: *γνῶναι θεοὺς θνητοῖσιν ἐξευρεῖν* (V. 13) im Lauf der letzten fünfzehn Jahre nicht weniger als dreimal gefunden worden ist (von Herwerden, Ex. crit. p. 74, von Haupt, Hermes II. 332 [= Opuscula III, 386] und geraume Zeit vorher von Köchly, Akad. Vorträge und Reden S. 277) — liegt manch anderer Vers noch vollständig im argen. Ich beabsichtige vorerst nur die These zu erweisen, daß die V. 24 erkennbare Lücke durch das Wort *παντί* auszufüllen, das aus dem vorhergehenden Vers herüber reichende Satzglied mithin zu schreiben ist: *τὸ γὰρ φρονοῦν* | *ἔνεστι* ⟨*παντί*⟩. Um diese Ergänzung jedoch auch anderen als das erscheinen zu lassen, wofür sie mir seit langem gilt, als eine nahezu unbedingt sichere Restitution, zu diesem Behuf muß ich etwas weiter ausholen. Hoffentlich erweist sich dieser Umweg auch in anderer Rücksicht nicht als völlig unergiebig.

Kein Leser unseres Fragmentes kann sich der Wahrnehmung entziehen, daß Kritias — oder richtiger der von ihm redend eingeführte Sisyphos — nicht nur alle Formen des Gottesglaubens gleichmäßig für Fiktionen, wenngleich

für überaus heilsame, erklärt, sondern daß er auch keineswegs bemüht ist, dieselben irgendwie strenge zu sondern. Monotheismus und Polytheismus, die populär naive und die metaphysisch verfeinerte Theologie (*ὡς ἔστι δαίμων* V. 17; *τὸν δαίμονα* V. 39; *τοὺς θεούς* V. 23 und 27; *δαιμόνων γένος* im Schlußvers und *τὸ θεῖον* V. 16) gehen bunt durcheinander, kaum bunter freilich als bei Pindar oder Äschylos, bei Sophokles oder Herodot. Nur dadurch unterscheidet sich der philosophische Dichter von anderen Repräsentanten der großen Übergangsepoche — denn etwas anderes ist doch der
37 schon bei Homer nachweisbare Keim dieser Begriffsverwirrung (vgl. Lehrs, Populäre Aufsätze S. 128) und seine volle Entfaltung im fünften Jahrhundert — daß er, darin Euripides gleichend, auch die eigentlichen Philosopheme seines Zeitalters zum mindesten durch Seitenblicke berücksichtigt. Oder sollte der Anklang von V. 18:

νόῳ τ' ἀκούων καὶ βλέπων φρονῶν τε καὶ

an Epicharms [Frg. 249 Kaibel]:

νόος ὁρῇ καὶ νόος ἀκούει, τἄλλα κωφὰ καὶ τυφλά

oder auch an des Xenophanes [Diels Vorsokratiker Frg. 24 (I² p. 50)]:

οὖλος ὁρᾷ, οὖλος δὲ νοεῖ, οὖλος δέ τ' ἀκούει

ein rein zufälliger sein? Dies muß man wohl im Auge behalten, will man anders die Frage richtig beantworten, was denn *τὸ φρονοῦν* (V. 23) unserem Dichter bedeute und was er von demselben auszusagen vermöge. Daß dies eine Frage sein könne, das hätte ich allerdings nicht für möglich gehalten, wenn nicht erst jüngst noch Köchly (gleichwie vorher Bach und Wagner, nicht aber, wie letzterer irrig meldet, auch Bekker) Normanns Supplement ⟨*θεοῖς*⟩ gebilligt und in den Text aufgenommen hätte. Daß dies unstatthaft sei, läßt sich freilich ohne jede weit ausgreifende Untersuchung erweisen. Denn die Götter auf eine Linie zu stellen mit dem noch nicht denkfähigen Kindesalter (*τὸ μὴ φρονοῦν* Aesch. Choeph. 753) oder mit dem nicht mehr

denkkräftigen Greisenalter (*μὴ διὰ τὸ γῆρας ἐξεστηκὼς ὦ τοῦ φρονεῖν* Isocrat. Philipp. p. 85 fin.) — wem wäre dies jemals in den Sinn gekommen und wer konnte dadurch zur Erwiderung veranlaßt sein: „Das Denken oder das Denkprinzip wohnt bei den Göttern?" (Köchly übersetzt freilich: „Allwissenheit wohnt bei den Göttern". Allein diese Übertragung hängt auch nicht mehr durch den dünnsten Faden mit dem Original zusammen, welches sie wiedergeben will.) Doch fassen wir den Gedankenzusammenhang ins Auge, um zu erkennen, nicht sowohl was derselbe nicht zuläßt,[1] als was er erheischt.

Unmittelbar vorher war von der Allwissenheit der Götter die Rede. „Auch was du in der Stille deines Inneren Schlimmes sinnst, es wird den Göttern nicht verborgen 38 bleiben" — *τοῦτ' οὐχὶ λήσει τοὺς θεούς*. Hieran reiht sich jenes mit *γάρ* eingeführte Satzglied. Wie kann man nun den Glauben an die Allwissenheit der Götter begründen? Doch nicht anders als durch den Hinweis auf ihre Allgegenwart. So erscheinen die beiden Eigenschaften eng verbunden nebeneinander gestellt bei Xenoph. Mem. I, 1, 19: *Σωκράτης δὲ πάντα μὲν ἡγεῖτο θεοὺς εἰδέναι, τά τε λεγόμενα καὶ πραττόμενα καὶ τὰ σιγῇ βουλευόμενα, πανταχοῦ δὲ παρεῖναι* —: und die eine geradezu durch die andere begründet beim Komiker Philemon (ap. Stob. Eclog. I, 2, 32 und I, 10, 10 — Com. gr. frg. IV, 31 u. Addenda [= Frg. 91, II 305 Kock]; die merkwürdigen Varianten der ersten Verse sollen uns hier so wenig kümmern wie die von Hense, Lectt. Stob. p. 15 kürzlich behandelten Schlußworte des letzten Verses):

> *ὃν οὐδὲ εἷς λέληθεν οὐδὲ ἓν ποιῶν,*
> *οὐδ' αὖ ποιήσων, οὐδὲ πεποιηκὼς πάλαι,*
> *οὔτε θεὸς οὔτ' ἄνθρωπος, οὗτός εἰμ' ἐγώ,*
> *Ἀήρ, ὃν ἄν τις ὀνομάσειε καὶ Δία.*

[1] In diese Rubrik gehört ohne Zweifel auch Heaths Ergänzung ⟨*αὐτοῖς*⟩, Musgraves *ἓν ἔστι θείων* und auch des Hugo Grotius nacktes: *ἔνεστι*, worauf er folgen läßt: *τούσδε τοὺς λόγους αὐτοῖς λέγων* —.

ἐγὼ δ', ὃ θεοῦ 'στιν ἔργον, εἰμὶ πανταχοῦ,
ἐνταῦθ' ἐν Ἀθήναις, ἐν Πάτραις, ἐν Σικελίᾳ,
ἐν ταῖς πόλεσι πάσαισιν, ἐν ταῖς οἰκίαις
πάσαις, ἐν ὑμῖν πᾶσιν· οὐκ ἔστιν τόπος,
οὗ μὴ 'στιν Ἀήρ· ὁ δὲ παρὼν ἁπανταχοῦ
πάντ' ἐξ ἀνάγκης οἶδε πανταχοῦ παρών.

Der Komödiendichter hat hier sicherlich die Lehre und wahrscheinlich auch die Worte des Diogenes von Apollonia (ap. Simplic. in Phys. Arist. fol. 33, a) vor Augen, in denen dieser dem Nus des Anaxagoras ein physisches Substrat leiht, eben die „allverbreitet ungehemmte Luft“, um mit Schillers Marfa zu sprechen: *καί μοι δοκέει τὸ τὴν νόησιν ἔχον εἶναι ὁ ἀὴρ καλεόμενος ὑπὸ τῶν ἀνθρώπων καὶ ὑπὸ τούτου πάντα καὶ* (?) *κυβερνᾶσθαι καὶ πάντων κρατέειν. ἀπὸ γάρ μοι τούτου δοκέει ὁ νόος εἶναι καὶ ἐπὶ πᾶν ἀφῖχθαι καὶ πάντα διατιθέναι καὶ ἐν παντὶ ἐνεῖναι.* D. h.: „Und als Träger jener“ (im vorhergehenden — Frg. 4 Mullach — als notwendig erwiesenen Welt-) „Intelligenz gilt mir der Stoff, den die Menschen Luft nennen und von ihm scheint mir 39 alles gelenkt zu sein und er alles zu beherrschen. Denn eben daher scheint mir der“ (von Anaxagoras so genannte) „*Νοῦς* zu stammen und“ (mittels dieses seines Trägers) „überall hin zu dringen und alles zu ordnen und in allem zu sein“. (Hierin ist *ὁ νόος* meine, von Mullach — Frg. 6 — bis auf den nicht zu entbehrenden und ich möchte sagen ein Stück Geschichte der Philosophie enthaltenden Artikel vorweggenommene Emendation. [Vorbereitet hat dieselbe Schleiermacher S. 82 f. seiner Abhandlung über Diogenes von Apollonia. Keineswegs überzeugt hat mich Diels, Vorsokratiker I², S. 335 Frg. 5. Dort und S. 334 findet man auch die anderen hier berührten Bruchstücke.] Wie sicher dieselbe ist, erkennt jedermann, der den Zusammenhang aufmerksam erwägt, insbesondere wenn er mit unserer Übersetzung die Künsteleien vergleicht, mit denen sich der an unrechter Stelle — *ἀπό* in *αὐτοῦ* — ändernde Panzerbieter, Diogenes Apolloniates p. 60 sqq., abquält, ohne doch dem total unmöglichen *ἔθος*, ΕΘΟϹ, das aus ΟΝΟΟϹ ent-

standen ist, einen halbwegs erträglichen Sinn zu entlocken. Daß aber Schleiermachers Zweifel an der Abhängigkeit des Diogenes von Anaxagoras und an seinem Eklektizismus an sich haltlos und zum Überfluß durch das ausdrückliche Zeugnis des Theophrast bei Simplicius — ad Phys. fol. 6, a — widerlegt ist, weiß jeder Kenner dieser Dinge.)

Desgleichen schrieb nun auch Kritias ohne Zweifel (vielleicht in direktem Hinblick auf die soeben angeführten Worte seines Zeitgenossen): *τὸ γὰρ φρονοῦν | ἔνεστι ⟨παντί⟩*, wobei der Ausfall des letzten Wortes sich von selbst erklärt: „denn der Weltgeist ist in allem". Auch Heraklit, dem das Feuer jedenfalls als *φρόνιμον* und die „Luft mit ihren feurigen Phänomenen" als *φρενῆρες* galt (vgl. Hippol. IX, 10 — p. 448, 25 Dunck. u. Schneidew., Sext. Emp. 218, 20 Bekk. — Bernays Rh. Mus. IX, 260, und Paul Schusters „Heraklit" in Acta soc. phil. Lips. III, 186), hat seine Welt-Intelligenz oder ihren stofflichen Träger höchstwahrscheinlich nicht nur *γνώμη* sondern gelegentlich auch *τὸ φρονοῦν* genannt, nach Plut. de Is. et Osir. c. 76, p. 382 C (I, 466—467 Dübner): *ἡ δὲ ζῶσα καὶ βλέπουσα . . . . . φύσις ἀμυστὶ* (Bernays' Besserung statt *ἄλλως τε*) *ἔσπακεν ἀπορροὴν καὶ μοῖραν ἐκ τοῦ φρονοῦντος ὅπως κυβερνᾶται τὸ σύμπαν καθ' Ἡράκλειτον.* Denn daß Plutarch jenes partizipiale Abstractum auch dann anzuwenden liebt, wenn er in eigenem Namen redet, dies spricht bei Lichte besehen eher dagegen als dafür, daß er den Ausdruck auch hier aus eigenen Mitteln hinzutut. Denn bei ihm und anderen späteren Schriftstellern bedeutet *τὸ φρονοῦν* die Einzel-Vernunft, hier aber notwendig die Welt-Vernunft oder ihren stofflichen Träger. (Plut. Mor. 138 F—I, 164 Dübn.; 166 C—I, 197 Dübn.; 706 A—II, 860 Dübn. — Vita Demetr. c. 1; Arist. Physiogn. 6, p. 813, b, 9; 11; 20.)

Doch ist jener Sprung von den „Göttern" zum „Weltgeist" nicht ein allzu gewagter? Lag für Kritias überhaupt und speziell an dieser Stelle eine Veranlassung vor, die Philosopheme der spiritualistischen Schulen seiner Zeit ernstlich zu berücksichtigen und sie unter die theologischen

Dogmen zu mengen, die er oder sein Sisyphus bestreitet? Beginnen wir mit der letzteren dieser Fragen. Daß unser Dichter alle Vorstellungen und Ausdrucksweisen seiner theologischen und metaphysischen Gegner bunt durcheinander würfelt, dies konnten wir bereits hinreichend erkennen. Es geschah dies von seiten eines so geisteshellen Mannes gewiß nicht ohne die Absicht, diese insgesamt als seine gemeinsamen Gegner zu kennzeichnen und mit denselben Schlägen alle zu treffen. Daß er aber gerade bei der Besprechung der göttlichen Allgegenwart nicht nur die Göttervielheit fallen läßt, sondern die jüngste und am meisten verfeinerte Ansicht allein hervorhebt, dies macht, denk' ich, seinem gesunden Sinn ebensoviel Ehre als seiner Redlichkeit. Denn daß die als menschenartige Persönlichkeiten aufgefaßten Einzelgötter, daß die individuelle Hera oder Artemis wirklich überall zugleich anwesend sei — wer hätte jemals, geschweige denn in einer aufgeklärten, mit dem Begriff der Möglichkeit rechnenden Zeit solch einen Gedanken ernsthaft zu denken vermocht? Je gestaltloser und schattenhafter hingegen, je mehr zum bloßen „Weltgeist" verflüchtigt die himmlischen Mächte gedacht wurden, um so glaubhafter konnte jene Lehre erscheinen. Somit hat Kritias, vielleicht ohne viel darüber nachzudenken, zugleich dem Gebote einer ehrlichen Polemik und dem instinktiven Bedürfnis gehorcht, nicht zu den Menschen der Vergangenheit sondern zu den Kindern seiner Zeit zu sprechen, indem er diesmal den „Göttern" den Rücken kehrte und auch nicht bei dem doch immerhin persönlichen „Dämon" stehen blieb, ja nicht einmal beim „Göttlichen" Halt machte, sondern bis zum nebelhaften „Weltgeist" fortschritt. Wie viel aber der Grieche in bezug auf derartige unvermittelte Übergänge vertrug, 41 wie wenig es ihn anfocht, grundverschiedene und, genau genommen, unvereinbare Ansichten von den göttlichen Dingen dicht beieinander zu finden, dies kann wer es noch nicht weiß aus den von Lehrs (Popul. Aufsätze S. 128) angeführten pindarischen Stellen entnehmen.

Und nicht nur hier, auch im eigentlichen Kernpunkt

unseres Bruchstücks, dort wo das theologische Bekenntnis nicht gelegentlich gestreift, sondern ausdrücklich vorgetragen wird, — auch dort hat Kritias nicht die Lehren einer grauen Vorzeit, sondern die spiritualistischen Doktrinen seines Zeitalters im Auge. Denn wie heißt es doch daselbst? „Es gibt ein übermenschliches Wesen, dem Unsterblichkeit zu eigen ist gleichwie das Vermögen rein geistiger (durch kein Körperorgan vermittelter) Wahrnehmung und Erkenntnis, ferner ist dasselbe die Erkenntnisquelle anderer Wesen und schließlich befindet es sich im Vollgenuß göttlicher Macht und Herrlichkeit.“ Nur ein Punkt dieser Paraphrase kann (meines Bedünkens) als zweifelhaft gelten, da ich ein augenscheinlich und anerkanntermaßen verderbtes Wort zu bessern versucht habe, ohne für die unbedingte Sicherheit meiner Änderung einstehen zu können. Ich lasse die drei Verse nebst einer Rechtfertigung meiner Auffassung derselben folgen, wobei es nicht meine Schuld ist, wenn diese nicht jedes polemischen Beigeschmacks entbehrt.

17 *ὡς ἔστι δαίμων ἀφθίτῳ θάλλων βίῳ,*
νόῳ τ' ἀκούων καὶ βλέπων φρονῶν τε καὶ
παρέχων τε ταῦτα καὶ φύσιν θείαν φορῶν —.

Dem letzten dieser Verse ist schon gar Seltsames begegnet. Anstatt den einzigen Anstoß, den derselbe wirklich bietet, mit behutsamer Hand zu entfernen — ich meine das jeder möglichen Konstruktion widerstrebende *προσέχων*, wofür ich *παρέχων* vermute (vgl. Bast, Commentat. palaeogr. 837 und 934) — hat man mit Granaten auf Sperlinge geschossen. Köchly hat, man möchte fast glauben in der Absicht die gesamte Konjekturalkritik zu verspotten, nahezu den ganzen Vers umgeschrieben:

προσέχων τε πάντα καὶ φρεσὶν φρονρῶν ἄγαν

und *προσέχων πάντα* trotz alledem so übersetzen müssen („Auf alles achtet“), als stünde nicht *πάντα* da, sondern *πᾶσι*. Der treffliche Herwerden aber verlor, wie ihm dies in [42] jungen Jahren zuweilen begegnet ist, einfach die Geduld und riet V. 19 samt 20—21 „*una litura*“ zu tilgen. Nun liegt

uns V. 20 in arg verderbter, oder vielmehr, wie schon Fabricius sah, in paraphrasierter Gestalt vor, die Paraphrase mag nun dem Sextus selbst oder einem seiner Leser angehören. Aus dieser, aus den Worten: *ὑφ' οὗ πᾶν μὲν τὸ λεχθὲν ἐν βροτοῖς ἀκούεται*, das Ursprüngliche mit voller Sicherheit wieder zu gewinnen, dies erscheint mir als ein Ding der Unmöglichkeit. Gegen V. 21 ferner, dessen kleine Eingangslücke längst von Normann augenscheinlich richtig ergänzt worden ist, besteht auch nicht der Schatten eines Verdachtsgrundes. Möglicherweise schrieb Kritias: *ὃς δὴ βροτοῖσι πᾶν τὸ μὲν λεχθὲν κλύειν* | *⟨τὸ⟩ δρώμενον δὲ πᾶν ἰδεῖν δυνήσεται.* Dem V. 19 gegenüber erhebt endlich Herwerden die spezielle Anklage, es sei *„inepte supervacaneum δαίμονι, ἀφθίτῳ βίῳ θάλλοντι, tribuere θείαν φύσιν"*. Dem muß ich jedoch auf das entschiedenste widersprechen. Denn nichts hindert uns das Wort *δαίμων* hier gerade so als generelle Bezeichnung übermenschlicher Wesen zu verstehen, wie wir dies bei Plato Apolog. 27 D tun müssen. Sokrates gebraucht dort *δαίμων* im weiteren Sinne zur Bezeichnung des Gattungsbegriffes, zu dem sich Götter und Untergötter (Dämonen im engeren Sinne) verhalten wie species zum genus: *τοὺς δὲ δαίμονας οὐχὶ ἤτοι θεούς γε ἡγούμεθα ἢ θεῶν παῖδας;* — Und auch ohne solchen ausdrücklichen Beleg hätte man diese Anwendung des Wortes aus einigen seiner sonstigen Gebrauchsarten mit Sicherheit erschließen können. Denn zeigt einerseits die hierarchische Anordnung: „Götter, Dämonen und Heroen", daß die Begriffssphären von *θεός* und *δαίμων* nicht vollständig zusammenfallen, so lehrt andererseits die gelegentliche, aber gar nicht seltene Bezeichnung der Götter als Dämonen (vgl. Nägelsbach, Hom. Theol. 68[1]), daß der letztere Begriff nicht (wie etwa der des Heros) ein dem Gottesbegriff widersprechendes positives Merkmal enthält. Vielmehr erklären sich beide Gebrauchsweisen nur aus der Voraussetzung, daß *δαίμων* von Haus aus der an Inhalt ärmere Begriff ist, — woraus sich ohne weiteres die hier vorliegende dritte Art der Anwendung ergibt. Ein Gott ist ein Dämon und etwas mehr. Darum erscheint er in

der Rangfolge übermenschlicher Wesen dem Dämon (im engeren Sinne) übergeordnet, in der logischen Stufenreihe dieser Wesen hingegen dem Dämon (im weiteren Sinne) untergeordnet: darum allein kann man endlich, sobald es sich nicht darum handelt, die Gesamtheit der Gottesattribute zum Ausdruck zu bringen, den Gott auch Dämon nennen, d. h. den Gattungsnamen an die Stelle des Artnamens setzen. Das bei diesem Anlaß in Sicht kommende logisch-sprachliche Gesetz läßt sich, denk' ich, ganz allgemein also formulieren: so oft ein Wort einmal (im weiteren Sinne gebraucht) die Gattung, ein andermal (in engerer Anwendung) eine dieser untergeordnete Art bezeichnet, muß diese letztere anderen logisch-koordinierten Arten (falls unter diesen solch eine Abstufung überhaupt stattfindet) an Attributenreichtum, und, wo dieser ein Wertmaß darstellt, auch an Wert nachstehen. Man denke an das Verhältnis von Fürst und König, von Tier (oder besser animal) und Mensch. Auch Napoleon kann ein „glücklicher Soldat" heißen, aber ein Soldat schlechtweg ist eben ein gemeiner Soldat. Der Feldherr ist ein Offizier, die Ratgeber des Monarchen sind Räte, — aber wenn man von Offizieren, Räten, Richtern oder auch Lehrern schlechthin spricht, wird jedermann zunächst an die unteren Sprossen der hierarchischen Stufenleiter denken. Mit alledem soll natürlich nur auf einige, und zwar die mindest subtilen Gebrauchsweisen des Wortes *δαίμων* hingewiesen werden, — ein Gegenstand, über dessen feinere Verzweigungen wir ja die meisterhafte Erörterung von Lehrs in den „Populären Aufsätzen" besitzen.

Doch, um von dieser langen Abschweifung zurückzukehren — Kritias geht bei dem Aufbau der Gotteslehre mit gutem Bedacht von der allgemeinsten Vorstellung aus: „es gibt ein übermenschliches Wesen", welches nun näher bestimmt wird. Und wie? Die erste Bestimmung, „das unverwelkliche Dasein" ließ und läßt sich nicht mißverstehen. Das zunächst folgende aber: *νόῳ τ' ἀκούων καὶ βλέπων φρονῶν τε* — wundert man sich wohl bei Köchly übersetzt zu finden: „Es lebt ein Gott .... | Der alles sieht und alles hört

und alles merkt". Der so vieles entschuldigende Hinweis auf den Zwang des Versmaßes gilt wenigstens nicht für Herwerden, der die Worte ganz ähnlich verstanden haben muß, da er auf Grund dieses Verständnisses oder Mißverständ-
44 nisses die V. 19—21 verurteilt: *„tribus his versibus nihil omnino dicitur quod non multo melius in duobus praecedentibus enarraverit poëta"*. Fast schäme ich mich, diese ausgezeichneten Philologen, die nur diesmal etwas eilfertig gelesen haben, darauf aufmerksam zu machen, daß Kritias an dieser Stelle noch ganz und gar nicht von der göttlichen Allwissenheit handelt. Diese wird vielmehr erst aus den hier wie später (in dem von uns bereits sattsam erörterten: *τὸ γὰρ φρονοῦν κτέ.*) aufgestellten Prämissen gefolgert. Oder wäre der an unserem Ort ausgesprochene Gedanke so nichtssagend oder — im fünften Jahrhundert! — so abgenützt gewesen, daß man annehmen müßte (was Köchly und Herwerden vorauszusetzen scheinen), der Dichter sei über diese Vordersätze hinweg eben nur dem Schlußsatz zugeeilt, ohne ihnen irgend eine selbständige Bedeutung beizulegen.

Und doch wird mit jenen Worten den Theologen, d. h. den theologisch-metaphysischen Zeitgenossen des Kritias, ein Protest in den Mund gelegt gegen nichts Geringeres als die gesamte anthropomorphische Auffassung der göttlichen Dinge! Denn wenn man von der Gottheit behauptet, sie denke nicht bloß sondern sie schaue und höre auch mit dem Geiste[1] (was überdies damals auch ungleich paradoxer klang als heute, — man denke an stehende Verbindungen wie *ὀφθαλμοῖσι ἰδεῖν καὶ γνώμῃ νοῆσαι*, Ps. Hippocr. de arte § 2—VI, 4, Littré [Apologie der Heilkunst[2], S. 38, 1f.], oder *οὔτε οὖν ὄψει ὁρᾷ μακρότητα οὔτε ἂν γνώμῃ γιγνώσκοι*, Antiphon
45 bei Galen. XVIII, 2, 656 Kühn),[2] so heißt dies mit anderen

[1] *„It is even very possible to conceive how the soul may have ideas of colour without an eye or of sound without an ear."* (Berkeley.)

[2] Ich möchte das übel zugerichtete Bruchstück nach Bernays (Rh. Mus. 9, 256) und Sauppe (de Antiphonte sophista p. 10) also ordnen: *ταυταδὶ γνώσει, ἓν δὲ οὐδὲν αὐτὸ <καθ' ἑαυτό>· οὔτε οὖν ὄψει ὁρᾷ μακρότητα οὔτε ἂν γνώμῃ γιγνώσκοι ὁ μάκρ' ἄττα γιγνώσκων.* — Für unseren

Worten: sie besitzt keine Sinneswerkzeuge (denn wozu sollte sie das besitzen, dessen sie nicht bedarf?) und sicherlich ebensowenig andere leibliche Organe, sie ist ein rein geistiges Wesen, — was eben die neue Lehre der spiritualistischen Philosophen jener Zeit war.

Das Welt- und Lebensprinzip aber, mochte es nun ein rein geistiges (Gottheit, Weltseele, Weltgeist) oder ein stoffliches (Feuer oder Luft) sein oder auch zwischen beiden Denkweisen in der Mitte schweben (wie der *Νοῦς* des Anaxagoras, der als *λεπτότατόν τε πάντων χρημάτων καὶ καθαρώτατον* unverkennbar diese Mittelstellung einnimmt) — dieses zugleich als Quelle aller menschlichen und tierischen Wahrnehmung und Erkenntnis anzusehen, war in jenem Zeitalter gang und gäbe. Ich erinnere wieder, nicht sowohl um der Sache als um des Ausdrucks willen, an Diogenes von Apollonia: ... *πάντα τῷ αὐτῷ (τῷ ἀέρι) καὶ ζῇ καὶ ὁρᾷ καὶ ἀκούει καὶ τὴν ἄλλην νόησιν ἔχει ὑπὸ τοῦ αὐτοῦ πάντα* (Frg. 6 fin. Mullach), was ebensogut also hätte ausgedrückt sein können: *τὸ αὐτὸ παρέχει ἅπασι τὸ ζῆν καὶ τὸ ὁρᾶν καὶ τὸ ἀκούειν κτέ.* Und so hat Platon dort, wo er einen Teil der erkenntnistheoretischen Doktrinen seiner Zeit durchmustert (Phaedo 96, B)

Zweck wichtiger ist es daran zu erinnern, daß die im obigen paradox genannte Ausdrucksweise dies für niemanden in höherem Maße war als für unseren Autor! Denn eben von Kritias erzählt Galen daselbst, er habe die Sinneswahrnehmungen von der intellektuellen Erkenntnis fortwährend und nachdrücklich unterschieden: *Κριτίας μὲν ἐν τῷ πρώτῳ Ἀφορισμῷ τάδε γράφει· „μήτε ἃ τῷ ἄλλῳ σώματι αἰσθάνεται μήτε ἃ τῇ γνώμῃ γιγνώσκει“, καὶ πάλιν „γιγνώσκουσιν οἱ ἄνθρωποι εἴ τις μὲν ὑγιαίνει τῇ γνώμῃ“, καὶ ἐν Ὁμιλιῶν προτέρῳ. „εἰ δ' αὐτὸς ἀσκήσειας, ὅπως γνώμῃ ᾖ (ᾖς?) ἱκανός, ἥκιστα ἂν οὕτως ὑπ' αὐτοῦ* (wohl *ὑφ' αὑτοῦ*) *ἂν ἀδικηθείης“, καὶ πολλάκις ἐν τῷ αὐτῷ καὶ ἐν τῷ δευτέρῳ τῶν Ὁμιλιῶν ἀντιδιαιρῶν ταῖς αἰσθήσεσι τὴν γνώμην [πολλάκις] εἴρηκεν* (das Wort *γνώμη* nämlich, dessen ältere Anwendung Galen hier illustriert). [Anders behandeln die Stelle A. Croiset im Annuaire des Etudes Grecques 1883, 146 f. und Diels Vorsokratiker II² 591.] Verstehe ich den letzten dieser Brocken richtig, so hat Kritias gleich so vielen anderen Attikern *ὑφ' ἑαυτοῦ* statt *ὑπὸ σεαυτοῦ* gebraucht (Krüg. 51, 2, 15) und einen Gedanken ausgedrückt, der an Demokrits frg. mor. 23 (Mullach) [= 22 Natorp] anklingt: .... *ὡς εἰ τὸ σῶμα δικάσαιτο τῇ ψυχῇ κακώσεως, οὐκ ἂν αὐτὴν ἀποφυγεῖν.*

wirklich geschrieben: *καὶ πότερον τὸ αἷμά ἐστιν ᾧ φρονοῦμεν* (die Lehre des Empedokles und unseres Kritias), *ἢ ὁ ἀὴρ ἢ τὸ πῦρ ἢ τούτων μὲν οὐδέν* (es folgt die zuerst von Alkmeon aufgestellte Hypothese), *ὁ δὲ ἐγκέφαλός ἐστιν ὁ τὰς αἰσθήσεις παρέχων τοῦ ἀκούειν καὶ ὁρᾶν καὶ ὀσφραίνεσθαι, ἐκ τούτων δὲ γίγνοιτο μνήμη καὶ δόξα, ἐκ δὲ μνήμης καὶ δόξης .... γίγνεσθαι ἐπιστήμην.* Womit man zum Überfluß noch vergleichen mag die abweichende Fassung desselben Gedankens bei Hippocrat. de morbo sacro c. 14: *καὶ τούτῳ (τῷ ἐγκεφάλῳ) φρονέομεν μάλιστα καὶ νοεῦμεν καὶ βλέπομεν καὶ ἀκούομεν καὶ διαγινώσκομεν τά τε αἰσχρὰ καὶ καλὰ καὶ τἀγαθὰ καὶ κακὰ κτέ.* (Meine von Littré, VI, 386 zum Teil abweichende
46 Schreibung der Stelle beruht der Hauptsache nach auf den von diesem mitgeteilten Lesarten der prächtigen Wiener Hs. *διαγινώσκομεν* statt *γινώσκομεν* hat aus dieser und dem Marcianus auch Ermerins aufgenommen; nicht aber *καὶ καλὰ* statt *καὶ τὰ καλά*, oder *τἀγαθὰ* statt *ἀγαθά*; und ebensowenig hat dieser oder Reinhold, der hier nur die Vulgata wiedergibt, die mir unerläßlich scheinende Umstellung der letzten Worte — man las: *καὶ κακὰ καὶ ἀγαθὰ* — vorgenommen.)

Eines Kommentars werden die Worte: *παρέχων τε ταῦτα* nunmehr hoffentlich nicht bedürfen! Das überlieferte *προσέχων* hat nur Fabricius zu rechtfertigen versucht durch den Hinweis auf das völlig singuläre: *τοῦτο γὰρ πάνυ πρόσεχε* bei Aristides de dictione civili I, 226, wo Normann seither mit vollstem Rechte *τούτῳ* hergestellt hat (II, 736, 12 Dindorf). Matthiäs gelegentlichen Einfall „*συνέχων ἅπαντα*" sollte man vielleicht aus dem Schattenreich, in dem die *ἀμενηνὰ κάρηνα* verfehlter Konjekturen umherschwirren, ebensowenig heraufbeschwören wie Bachs nichtiges *προσσχών* (den Anapäst im ersten Fuß konnte sich ja Kritias ebensowohl erlauben wie Euripides, um von den selteneren Beispielen dieser Lizenz bei den älteren Dichtern zu schweigen) oder Wagners sofort wieder zurückgenommenes *προϊστὼς ἁπάντων* oder eines Unbekannten (bei Bekker) *φρουρῶν* (oder *ἐφορῶν*) *τ' ἄγαν | προσεχῶς τὰ ταύτῃ*, wovon *ἄγαν* auf

Pseudo-Plutarch zurückgeht ohne damit einen Schatten von Autorität zu gewinnen. Denn einmal verdient der Verfasser der Placita philosophorum nicht eben viel Vertrauen, zweitens führt er den Vers auch im übrigen augenscheinlich falsch an: *ὅς ταῦτ᾽ ἀκούει καὶ βλέπει* — und endlich erklärt sich die Verderbnis des Schlusses: *φρονεῖ τ᾽ ἄγαν* insbesondere gar leicht aus dem Abbrechen des Zitats an eben dieser Stelle (De plac. phil. I, 11, Plut. Mor. 880 F, 1073 Dübner). Daß aber *ταῦτα*, woran man beileibe nicht rütteln darf, nichts anderes bedeutet als *τὸ ἀκούειν καὶ βλέπειν καὶ φρονεῖν* oder *τήν τε ἀκοὴν καὶ ὅρασιν* (die zwei typischen Vertreter der Sinne überhaupt) *καὶ τὴν φρόνησιν* — und daß von dem „übermenschlichen Wesen", dessen Teile oder Ausflüsse somit Tier- und Menschenseelen sind, nur mehr ein Schritt oder vielmehr kein solcher ist zum Weltgeist oder *φρονοῦν* (vgl. z. B. Lorenz, Epicharms Leben und Schriften S. 104—105) — tut es not, dies alles erst auszusprechen oder gar zu erweisen? 47

Die Schlußworte: *καὶ θείαν φύσιν φορῶν* endlich besagen, daß der mit all diesen Eigenschaften und Vermögen ausgestattete *δαίμων* eine Gottheit im eigentlichen Sinne, oder vielmehr, wie der Zusammenhang lehrt, die Gottheit ist. „Mit göttlicher Natur begabt" oder bekleidet heißt hier das Weltprinzip, weil es gilt seiner „Trefflichkeit, Herrlichkeit, Hoheit" inne zu werden (Lehrs a. a. O. 125; 144) oder auch — was im Grunde dasselbe ist — es als geeigneten Gegenstand der Anbetung zu bezeichnen, denn *θεὸς ὣς τίετο δήμῳ* sagt Homer, nicht aber *ὡς δαίμων*. Und überwiegt nicht dort, wo die monotheistische oder halb-monotheistische Anschauung der Götterwelt vorherrscht, die Anwendung von *θεός* jene von *δαίμων* ganz außerordentlich? Schließlich mag daran erinnert werden, daß einem Dämon *θεία φύσις* beizulegen noch weit weniger bedenklich ist als wenn man von ihm sagte: er ist ein oder der *θεός*. Denn die Differenz der zwei Begriffe ist gerade in den Adjektiven am schärfsten ausgeprägt, wie denn nach Nitzschs und Nägelsbachs treffender Bemerkung *δαιμόνιος* „einer

Vertauschung mit θεῖος schon nicht mehr fähig ist" (Hom. Theol. 69[1]). In ähnlicher Weise hat sich auch δῖος von dem sicherlich stammverwandten δαίμων begrifflich so weit abgezweigt, daß Hesiod den Phaethon δαίμονα δῖον nennen konnte (Theog. 991), womit das superlativische δῖα θεάων bei Homer sich nicht vollständig vergleichen läßt.

II.

Zu Euripides.[1]

3

1. Suppl. 520—521.

— ἄνω γὰρ ἂν ῥέοι
τὰ πράγμαθ' οὕτως, εἰ 'πιταξόμεσθα δή.

Theseus weist die Zumutung des thebanischen Herolds als eine unerhörte, sein Verlangen als ein unerfüllbares zurück: „da müßten ja die Quellen nach aufwärts fließen, wenn wir uns befehlen lassen sollten". Ähnliche Ausdrucksweisen zur Bezeichnung des Unmöglichen findet man bei Herodot 5, 92, 1 (ἦ δὴ ὅ τε οὐρανὸς ἔσται ἔνερθε τῆς γῆς κτέ.) wie bei Euripides selbst (Frg. 688, 2 [= 687, 2²]: πρόσθε γὰρ κάτω | γῆς εἶσιν ἄστρα . . . . | πρὶν ἐξ ἐμοῦ σοι θῶπ' ἀπαντῆσαι λόγον): und eben derselbe sprichwörtlich gewordene Hinweis auf die Umkehr der Natur war einst bei Äschylos und ist noch in dem berühmten Chorgesang unseres Dichters zu lesen: ἄνω ποταμῶν ἱερῶν χωροῦσι παγαί (Med. 410). Vgl. Hesych. ἄνω ποταμῶν· παροιμία . . . . κέχρηνται καὶ Εὐριπίδης καὶ Αἰσχύλος; ähnlich Suidas; Zenob. II, 56 (Paroem. gr. I, 47); Lucian apol. pro merc. cond. § 1 und dial. mort. VI, wo Hemsterhuys und Lehmann weitere Belege beibringen (II, 498). Analoges ist bekannt aus Verg. Ecl. I, 59; Ovid. Her. V, 29 und Trist. I, 8, 5; Seneca Med. 373; Theocr. I, 134 (ein Vers, der jetzt für unecht gilt).

---

[1] Wien 1875, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

An unserer Stelle gibt ein Teil der Übersetzer die Worte sinngemäß wieder: „denn so strömte ja der Quell nach oben“ (Donner); „dann müßte ja bergauf das Wasser rinnen“ (Hartung). Andere liefern ein getreues Spiegelbild des sinnlosen Originals: „rückwärts strömten ja die Dinge“ (Fritze); *„sursum enim fluerent res ita“* (Fix).

Bedarf es vieler Worte um die Tatsache zu erweisen, daß das poetische *νάμαθ'* — der Plural auch Bacch. 5; Phoen. 126; 659; Herc. 625; Frg. 1068, 5 [= 1083, 5²] — hier ebenso zu *πράγμαθ'* verderbt worden ist wie Iph. Aul. 888 zu *ὄμματ'*, wo Hense erst kürzlich das Richtige mit unzweifelhafter Sicherheit ermittelt hat? — Zum Überfluß vergleiche man Alciphr. III, 33, init. (p. 53 Meineke), wo aller Wahrscheinlichkeit nach eine direkte Nachbildung unserer Verse — wenn nicht ihres etwaigen äschyleischen Urbilds — vorliegt: *ἔοικε καὶ τὰ νάματα εἰς τὰ ἄνω ῥυήσεσθαι, εἴ γε οὕτως, ὦ Κορίσκε, ἀφηλικέστερος γεγονὼς . . . ἐρᾷς κιθαρῳδοῦ γυναικός κτέ.*[1]

2. Hippol. 104—107.

Das von V. 88 an mit gewohnter Meisterschaft geführte Gespräch des Hippolyt und seines alten Dieners erleidet an dieser Stelle eine Störung, die sich durch Umstellung eines Verspaares mit voller Sicherheit heilen läßt. Bei der überlieferten Ordnung erregt vor allem V. 106 (zu dessen Erklärung man nebenbei nur Bacch. 485, nicht aber das noch genauer entsprechende Frg. 528 [= 524²] heranzieht) einen, wie mich dünkt, auf keine Weise hinwegzuräumenden Anstoß.

---

[1] Als ich diese Besserung fand, war mein erster Gedanke, sie müsse schon längst gefunden sein. Doch habe ich Ausgabe auf Ausgabe, Erklärungsschrift nach Erklärungsschrift vergebens aufgeschlagen. Nirgends konnte ich auch nur die Andeutung eines Zweifels oder die Anerkennung einer Schwierigkeit entdecken. [Vielleicht habe ich mich oben mit allzu großer Zuversicht ausgedrückt; jedenfalls hat bisher niemand versucht, eine derartige Vorstellung: den Rücklauf aller Begebenheiten als Sinnbild des Unmöglichen angesehen, als irgendwo im Altertum heimisch zu erweisen oder wahrscheinlich zu machen.]

Denn was soll der Tadel der Kypris an einer Stelle, wo schon längst nicht mehr von dieser Göttin die Rede ist? Man stelle 106—107 vor 104—105 und lese:

103 *ΘΕ. σεμνή γε μέντοι κἀπίσημος ἐν βροτοῖς.*
106 *ΙΠ. οὐδείς μ' ἀρέσκει νυκτὶ θαυμαστὸς θεῶν.*
107 *ΘΕ. τιμαῖσιν, ὦ παῖ, δαιμόνων χρῆσθαι χρεών.*
104 *ΙΠ. ἄλλοισιν ἄλλος θεῶν τε κἀνθρώπων μέλει.*
105 *ΘΕ. εὐδαιμονοίης νοῦν ἔχων οἷόν σε δεῖ.*

Auf die spezielle Anpreisung der Aphrodite folgt jetzt die speziell auf diese gemünzte tadelnde Äußerung, — auf die allgemein gehaltene Aufforderung die Götter zu ehren die ebenso allgemeine Erwiderung: nicht jeder braucht jeden zu ehren. Der buchgelehrte Hippolyt zeigt sich, wie billig, der frommen Einfalt des Alten durchaus überlegen. Dieser räumt eine seiner Positionen nach der anderen; die engere, die er zuerst eingenommen, wie die weitere und höhere, in der er — aus der ersteren vertrieben — Schutz gesucht hat. So bleibt ihm denn, nachdem er im Wortgefechte unterlegen, nichts übrig als sich kopfschüttelnd zurückzuziehen, und — äußerlich besiegt, aber nicht innerlich überzeugt — seiner bösen Ahnung in einem Stoßseufzer Luft zu machen, der die höfliche und, wenn man will, abergläubische Form eines Wunsches annimmt, — eines Wunsches, an dessen Erfüllung er selbst so wenig glaubt als der Dichter.

Nur zum Teil mit mir übereinstimmend hat kürzlich Wecklein (Studien zu Euripides im Jahrb. Suppl. VII, 3. 344—345) unsere Stelle behandelt. Warum ich seine Anordnung der Verse (104—107—106—105) nicht billigen kann, ergibt sich aus der obigen Darlegung von selbst. [Weil hat meine Umstellung unbedingt angenommen.]

3. Hippol. 233 ff.

νῦν δὴ μὲν ὄρος βᾶσ' ἐπὶ θήρας
πόθον ἐστέλλου, νῦν δ' αὖ ψαμάθοις
ἐπ' ἀκυμάντοις πώλων ἔρασαι.

Wenn ein so eminenter Forscher und genauer Kenner des Euripides wie Weil zur Rechtfertigung der jetzt allgemein aufgenommenen Lesart *πόθον* (die besten Hss. bieten das sinnlose *ποθέν*)[1] nichts Besseres zu sagen weiß als: *au lieu de dire: „tu partais pour la chasse“ . . . elle dit „tu partais pour le désir de la chasse“* — dann wird man wohl vermuten dürfen, daß die Kritik ihr Werk zu frühe geschlossen, die Interpretation das ihre zur Unzeit begonnen hat. Und ist denn *ὄρος βᾶσ'* „*monte conscenso*“ (wie Fix richtig übersetzt), mit *ἐστέλλου* und der tatsächlichen Situation irgend vereinbar, ja vor *ἐστέλλου* auch nur möglich? Ich wüßte nicht, wie sich den augenscheinlichen Gebrechen der Überlieferung anders oder leichter abhelfen ließe als durch die Schreibung:

νῦν δὴ μὲν ὄρος βᾶσ' ἔπι θήρας 6
πόθῳ ἐστέλλου κτέ.

Im übrigen mag man meine Auffassung immerhin grob realistisch schelten: ich kann nicht umhin zu denken, daß die Worte *ὄρος βᾶσ' ἔπι* und desgleichen *ἐστέλλου* etwas mehr besagen wollen als z. B. Paley sie bedeuten läßt: „*for just now having gone (in imagination) to the mountain, you were all eagerness after the chase.*“ Die Amme hat meines Erachtens nicht sowohl die bezüglichen Worte (*πέμπετέ μ' εἰς ὄρος· εἶμι πρὸς ὕλην*, V. 215) als die sie begleitende Aktion im Auge, über die uns die Scholien eine so merkwürdige (zu dem Spiel der Rachel, wie Weil bemerkt, genau stimmende) Nachricht bewahrt haben: *ἐνταῦθα δὲ δεῖ τὸν ὑποκρινόμενον κινῆσαι ἑαυτὸν καὶ σχήματι καὶ φωνῇ καὶ ἐν τῷ „εἶμι πρὸς ὕλην“ ἀναπηδᾶν, ὡς αὐτὴ πορευομένη.* [Gennadios vermutete *ὡς αὐτίκα πορευσομένη*, E. Schwartz *αὐτῆς πορευομένης* (Schol. II, 32. 5.] Und da sich die Erregung der Phädra im folgenden nur steigert — der Ausruf: *πρὸς θεῶν, ἔραμαι κυσὶ θωΰξαι κτέ.* macht wahrlich nicht den Eindruck als wäre er wieder vom Ruhelager aus gesprochen —, so konnte die

[1] Desgleichen der Archetypus des Photius und der Parisin. A. des Suidas s. v. *νῦν δή*.

Amme wohl nicht mit Unrecht sagen, sie habe „soeben erst von Jagdlust getrieben sich aufgemacht und den Gang zum Waldgebirge angetreten". Übrigens lasse ich den Akkusativ *ὄρος* von *ἐπὶ* abhängen, nicht etwa mit Annahme einer Tmesis von *ἐπιβᾶσα. ὄρος ἐπιβαίνειν* heißt: „den Berg besteigen": in *βᾶσα ἐπ' ὄρος* braucht *ἐπί* nicht mehr zu besagen als *εἰς* in *πέμπετε μ' εἰς ὄρος* oder *πρός* in *εἶμι πρὸς ὕλην;* es kann die bloße Richtung bezeichnen, in der Phädra, vom Ruhebett aufspringend, sich bewegt hatte.[1] Endlich, die meiner Auffassung widerstrebenden „Gesetze der nachgestellten Präposition", die Lehrs (Jahrb. 85, 310—315) ermittelt hat, kann ich nur mit den Einschränkungen gelten lassen, deren Vorhandensein Wecklein (Studien zu Aeschylus, 79—82) überzeugend erwiesen hat.

Doch ich mag in alle dem irren; unerschüttert bleibt, denke ich, die Tatsache, daß das „Verlangen" nur als das
7 Motiv und die treibende Kraft, nicht aber als das Ziel des Aufbruchs erscheinen kann (also *ἐστέλλου πόθῳ*, nicht aber *ἐπὶ πόθον*).

4. Hippol. 468—470.

οὐδὲ στέγην γὰρ ἧς κατηρεφεῖς δόμοι
καλῶς ἀκριβώσειαν· εἰς δὲ τὴν τύχην
πεσοῦσ' ὅσην σὺ πῶς ἂν ἐκνεῦσαι δοκεῖς;

Zur Herstellung der — was auch Monk und Paley sagen mögen — arg beschädigten, wenn auch nicht, wie Kirchhoff meinte, unheilbar zerrütteten ersten anderthalb Verse hat die von einem Scholiasten aufbewahrte Variante: *δόμοι· δοκοί* und noch mehr das folgende Scholion den Weg gewiesen: *οὐδὲ στέγην γὰρ . . . . καλῶς ἀκριβώσειαν . . . . καὶ τὸ μέτρον τοῦ διαστήματος τῶν δόμων* (*δοκῶν* Weil [und vor ihm Valckenaer nach E. Schwartz a. a. O. S. 61]) *φυλάξειαν,*

[1] Vielleicht nicht ohne Rücksicht auf das Landschaftsbild im Hintergrund der Bühne! Der Agrai oder Ardettos genannte Höhenzug, der Kultsitz der „Wildgöttin" Artemis (*Ἀγροτέρα*) entbehrte zum mindesten nicht jeglichen Waldschmucks. Vgl. Aristoph. Thesm. 114—115, auch Pausan. I, 19, 7.

ὡς μήτε ἐκείνην πολὺ ἀπέχειν μήτε τὴν ἄλλην πλησιάζειν.[1] *εἶτα πρὸς μὲν ξύλων συνθέσεις καὶ* (*κατὰ* las, sicherlich richtig, Valckenaer) *κανόνας εὐσυνθέτους οὐκ ἐφίκετο τῆς ἀκριβείας ἡ τέχνη· σὺ δὲ τηλικαύτην συμφορὰν ἀπταίστως βούλει παραδραμεῖν.* (I, 134 Dindorf.)

Auf dieser Grundlage ist die Restitution der Stelle nahezu vollständig gelungen. Markland hat *κανών*, Weil *κατηρεφῆ δοκοῖς* gefunden (und die Verse trefflich erklärt: *les hommes ne doivent pas viser à une conduite trop rigoureusement correcte: ils ne peuvent pas même faire un plafond, une toiture d'une précision exacte*) nachdem Dr. Seidler *δοκοί* aufgenommen hatte. Statt *ἀκριβώσει' ἄν* endlich, wie Valckenaer, Dindorf, Weil, Madvig schrieben, vermute ich, von Naucks[2] Ausführungen überzeugt: *ἄν — ἀκριβώσειεν.* Gegen Monks (in erster Ausgabe), Kirchhoffs und Paleys *οὐδ' ἄν* spricht nämlich, meines Erachtens, die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, *ἧς* dann durch etwas Passendes zu ersetzen (wofür doch weder Kirchhoffs *εἰς* noch Weils *εὖ* gelten kann), mehr aber noch nach meinem Gefühl die Notwendigkeit, den Hauptbegriff an der Spitze des Gleichnisses nackt und scharf hervortreten zu lassen. Und der Vorwurf der Gewaltsamkeit trifft jene Änderungen, die zwei Annahmen in sich schließen, beziehungsweise schließen sollten — den unmotivierten Ausfall von *ἄν* und die Verderbnis von *εἰς* oder *εὖ* zu *ἧς* — wohl stärker als meine Voraussetzung, man habe zwischen *στέγην* und *κατηρεφεῖς δόμοι* ein Bindeglied benötigt und darum *ἄν* durch *ἧς* ersetzt.

Doch wenden wir uns zur zweiten Hälfte dieser Verse. Sollte noch niemand bemerkt haben, daß die Verbindung *τὴν τύχην — ὅσην* eine sprachwidrige ist? Dies brachte mich auf die Vermutung — für die auch andere Gründe sprechen, — *τύχην* möchte ein Glossem sein und das glossierte Wort

[1] Hieß das nicht einmal: *ὡς μήτ' ἐκεῖ λίαν πολὺ ἀπέχειν μήτε τῇδ' ἄγαν πλησιάζειν?*

[2] „Die Elision der dritten Person Singul. im Optativus Aor. 1 Act. ist sicherlich der Tragödie fremd, obwohl man sie öfter durch Konjektur einzuschwärzen versucht hat." Euripid. Studien I, 49.

verdrängt haben. Zu Versmaß und Zusammenhang wie zum euripideischen Sprachgebrauch würde bestens passen: *εἰς κλύδωνα δὲ* —. Ich schlage die Scholien auf und finde meine Mutmaßung im allgemeinen wie im besonderen bestätigt, ja ich darf wohl sagen, bis zur Evidenz als richtig erwiesen: — *εἰς δὲ πέλαγος ἄδηλον τῆς τύχης* " *ἐκκολυμβῆσαι· οἰκειότατα δὲ τῇ λέξει κέχρηται ὡς ἐπὶ πελάγους καὶ χειμῶνος· ἀκολούθως δὲ καὶ τῷ „πεσοῦσα“ πρὸς τὴν συμφορὰν* (l. *μεταφορὰν* mit A) *ἐχρήσατο.* (I, 134 [= Scholien ed. Schwartz II, 61 f.]). Womit man sofort vergleiche das Scholion zu der Parallelstelle 822—824:

> *κακῶν δ' ὦ τάλας πέλαγος εἰσορῶ*
> *τοσοῦτον ὥστε μήποτ' ἐκνεῦσαι πάλιν*
> *μηδ' ἐκπεράσαι κῦμα τῆσδε συμφορᾶς.*

Dasselbe lautet wie folgt: *μηδ' ἐκπεράσαι κῦμα· ἀντὶ τοῦ [ἐκκολυμβῆσαι]*[1] *παρέρπειν, ἐπεὶ καὶ „πέλαγος“ προείρηται. ἐνέμεινε δὲ τῇ μεταφορᾷ* (I, 165 [= E. Schwartz II, 99, 5]). Ferner Hesych. s. v. *κλυδώνιον· πέλαγος. χειμών· καὶ θόρυβος πραγμάτων.* Letzteres erinnert an Schol. ad Hecub. 118 Dind. (116 Nauck): *κλύδων· ταραχή. θόρυβος* (I, 250 [= E. Schwartz I, 23, 18]) und dieses an Schol. ad Phoen. 859: *κλύδωνι· καὶ ταραχῇ καὶ ἐν μεγάλῃ ἀνάγκῃ* und *ταραχῇ καὶ συγχύσει κακῶν* (III, 240 [= E. Schwartz I, 344, 7]). Endlich vergleiche man die Scholien zu Aesch. Pers. 599: — *ὅταν ἐπέλθῃ τοῖς βροτοῖς κλύδων καὶ χειμὼν κακῶν* (p. 473) und zu Soph. Electr. 733: *κλύδων' ἔφιππον· τὴν ἱππικὴν ταραχὴν ἐν μέσῳ ταραττομένην* (II, 263).

9 Und somit dürften die Wunden, welche Unverstand und Fahrlässigkeit diesen Versen geschlagen haben, insgesamt erkannt und geheilt sein. Denn Madvigs Vorschlag (Advers. I, 254), auch *πεσοῦσα* und zwar in *πεσόνθ'* zu ändern, wird kaum als zulässig, gewiß nicht als notwendig befunden werden.

---

[1] Das Wort, das ohne Zweifel auch hier wie oben — wo ich [, dem Matthiä vorangegangen war,] eine Lücke vor demselben annehmen mußte — *ἐκνεῦσαι* wiedergeben soll, ist gewiß an die unrechte Stelle geraten.

Unleugbar liegt hier eine *confusio duarum constructionum* vor, für die auch mir augenblicklich keine Belege zur Hand sind, die ich aber darum doch nicht wegemendieren möchte. Es ist als ob wir im Deutschen sagten (und ähnliches spricht und schreibt man gewiß nicht allzu selten): „bei einer Gesundheit wie die deine kannst du auf ein hohes Alter rechnen" statt streng logisch zu sagen entweder: „bei einer Gesundheit wie die deine kann man usw.", oder: „bei deiner Gesundheit kannst du usw.". Wäre nun in unserem Falle die verallgemeinernde Konstruktion (εἰς κλύδωνα . . . ὅσον σὺ — „eine Flut, so gewaltig wie jene in die du gestürzt bist") nicht gewählt worden, so würde die Darstellung der erforderlichen Kraft ermangeln; wäre sie konsequent festgehalten (also πεσόνθ' geschrieben, wozu man τινὰ zu ergänzen hätte, Krüger 55, 2, 6: „wie kannst du glauben, daß jemand . . . entrinnen könnte?"), so würde der Ausdruck, denk' ich, der Aktualität entbehren. Es stünde ein allgemeiner Gedanke vor uns, wo wir seine Anwendung auf den vorliegenden Fall erwarten. Zu jenem πεσόνθ' aber (wie Madvig wollte) τὸν κανόνα zu denken und ἐκνεῦσαι von ἐκνεύω „*declino*" abzuleiten, — dies erweist sich (von allem andern abgesehen) schon im Hinblick auf den oben angeführten V. 823 als völlig unstatthaft. Desselben Kritikers Einwand gegen die herkömmliche Auffassung: „*praeterea non quaeritur h. l., possitne Phaedra enatare et evadere*" hat der Scholiast (s. oben) durch das seiner Paraphrase eingeflochtene Wörtchen ἀπταίστως bereits zutreffend beantwortet. Nicht ob Phädra der auf sie einstürmenden Schicksalsflut entrinnen werde, sondern — und diese Ergänzung bietet der Zusammenhang mit Notwendigkeit dar — ob sie ihr völlig unversehrt, ohne jegliche Einbuße und ohne das mindeste Opfer werde entrinnen können, das ist die Frage. Dadurch hängt die zweite Hälfte dieser Verse mit der ersten zusammen, gleichwie diese sich an den vorhergehenden V. 467 (οὐδ' ἐκπονεῖν τοι χρὴ βίον λίαν βροτούς) begründend anschließt.

So wird es denn wohl bei der folgenden Fassung der 10 drei Verse sein Bewenden haben:

οὐδὲ στέγην γὰρ ἂν κατηρεφῆ δοκοῖς
κανὼν ἀκριβώσειεν· εἰς κλύδωνα δὲ
πεσοῦσ' ὅσον σὺ πῶς ἂν ἐκνεῦσαι δοκεῖς;

5. Hippol. 1344—1346.

— ὦ πόνος οἴκων,
οἷον ἐκράνθη δίδυμον μελάθροις
πένθος θεόθεν καταληπτόν.

Wem die Behauptung, *καταληπτός* habe an dieser einen Stelle aktive Bedeutung, durch ihre häufige Wiederholung nicht eben glaublicher geworden ist und wem Musgraves und Madvigs prosodische Wagnisse — *κατασκηπτόν* und *καταβλητόν* (Advers. I. 254) — um nichts annehmbarer dünken, der dürfte gleich uns geneigt sein in der folgenden Stelle des Aristides (II. 460 Dind.) das Wort des Rätsels zu finden: *καὶ τί δεῖ παλιρροίας καὶ δίνας λέγειν, ἀμελήσαντα ὅτι οὔτ' αὐτόθεν ὁ Νεῖλος ὁρμᾶται — οὐθ' ὑπὲρ τοὺς καταρράκτας δυνατὸν τὸ ὕδωρ ὑπερβαλεῖν, εἰ μὴ κατ' Αἰσχύλον ὡς ἀληθῶς ἐξ αἰθέρος τις αὐτὸ καταπαλτὸν φέρεσθαι θείη* — Vgl. Soph. Ant. 131: *παλτῷ ῥίπτει πυρί* mit dem Scholion: *τῷ κεραυνῷ τῷ ἄνωθεν παλθέντι.* Daß auch an unserer Stelle das Bild des Blitzes dem Dichter vorschwebt, haben die Übersetzer zum mindesten dunkel empfunden. So Donner:

Weh, Jammer und Not! Welch doppeltes Leid
Hat über dem Haus,
Von den Göttern gesandt, sich entladen.[1]

6. Iphig. Taur. 695—698.

σωθεὶς δὲ παῖδας ἐξ ἐμῆς ὁμοσπόρου
κτησάμενος, ἣν ἔδωκά σοι δάμαρτ' ἔχειν,
ὄνομά τ' ἐμοῦ γένοιτ' ἄν, οὐδ' ἄπαις δόμος
οὑμὸς πατρῷος ἐξαλειφθείη ποτ' ἄν.

---

[1] [Wenn Wecklein nicht irrt, so ist mir schon Burgess mit der obigen Vermutung zuvorgekommen. v. Wilamowitz hat in seiner Ausgabe des Hippolyt (Berlin 1891) die obigen Änderungsvorschläge unberücksichtigt gelassen.]

Orestes spricht im Angesicht des Todes die Hoffnung aus, es werde aus des Pylades und der Elektra Ehe ein Sohn entsprießen, der seinen Namen führen und sein Haus vor dem Erlöschen bewahren werde. So verstehen die Übersetzer und Erklärer mit vollstem Recht die vier Verse, mit alleiniger Ausnahme Gottfried Hermanns, dessen Auffassung Paley concis wiedergibt: „*σωθέντος σοῦ, ὄνομα ἐμοῦ γένοιτ' ἄν* (*because you would relate the circumstances of my death*), *and κτησαμένου παῖδας οὐκ ἂν ἐξαλειφθείη δόμος*“. Daß Hermann hier wie so häufig von seinem Hang zu subtiler Auslegung irregeleitet worden ist, dies braucht wohl nicht erst umständlich bewiesen zu werden. Denn weder kann der nur allzu bekannte Orestes daran denken sich „einen Namen“ zu machen, noch läßt sich aus dem Wort *σωθείς* all das herauslesen, was der berühmte Kritiker darin findet. Zum mindesten endlich müßte man durch Marklands Schreibung *παῖδάς τ'* die für jene Deutung erforderliche Koordination der beiden Partizipien herstellen: wer wird aber wohl im Ernste daran denken, die tadellose asyndetische Folge zweier Aorist-Partizipien (*σωθεὶς — κτησάμενος*), durch die der Grieche die Aufeinanderfolge der Einzelmomente einer Handlung so prägnant auszudrücken liebt, jener Grille zuliebe aufzugeben?

Gedanke und Ausdruck bedürfen für den Kenner griechischer Sitte und Sprache kaum eines Beleges. Nur um Marklands und Badhams unglücklichen Einfall „*οὔθ' ἅπας δόμος*“ abzuwehren mag an Plato Legg. IX, 878 B erinnert sein: *τούτῳ τῷ τρόπῳ ἐπευξαμένους αὐτὸν κληρονόμον καταστῆσαι κατὰ νόμον, τὸν δ' ἐξαμαρτόντα ἀνώνυμον ἐᾶν καὶ ἄπαιδα καὶ ἄμοιρον κεῖσθαι*, oder an Isaeus Menecl. § 36: . . *τῷ ἐμῷ παιδίῳ ἐθέμην τὸ ὄνομα τὸ ἐκείνου, ἵνα μὴ ἀνώνυμος ὁ οἶκος αὐτοῦ γένηται* und § 37: *τελευτήσαντα δ' αὐτὸν ἄπαιδα καὶ ἀνώνυμον βούλεται καταστῆσαι* (vgl. § 46 und die ganze Rede), gleichwie an Euripides selbst: *θανὼν γὰρ οἶκον ὀρφανὸν λείψω πατρός* (Orest. 664). [Erwünschte Illustrationen dieses Gedankens bietet Lepage-Renouf, Hibbert Lecture 1879, p. 142 ff.; vgl. jetzt auch Rohde, Psyche I² 251.]

7. Ion, 1—3.

Ἄτλας, ὁ χαλκέοισι νώτοις οὐρανὸν
θεῶν παλαιὸν οἶκον ἐκτρίβων, θεῶν
μιᾶς ἔφυσε Μαῖαν, ἥ μ' ἐγείνατο —

An die prächtige Herstellung dieser Verse, die wir Naucks kritischem Genie verdanken (Mél. gr.-rom. II, 637 12 —638),[1] glaube ich die letzte Hand legen zu können durch Einsetzung des Wortes *Τιτανίδων* in die am Schluß des zweiten Verses offen gelassene Lücke. Denn wenn es wahr ist, daß *„filii quoque Titanum simpliciter Titanes appellantur"* (W. Gurlitt, de tetrapoli attica, p. 25), so läßt sich das gleiche von dem auch adjektivisch gebrauchten *Τιτανίς* um so sicherer erwarten. Und wenn Euripides des *γηγενὴς Μέροψ* Tochter *Τιτανίδα κούρην* nennt (Helen. 382), warum sollte er diese Bezeichnung der Pleione versagen, die als Kind des Okeanos und der Tethys *ἀπ' ἀμφοῖν* eine echte Titanentochter ist? Man wird somit in Zukunft, unbekümmert um den noch unenträtselten Ursprung der monströsen Verderbnis,[2] die Verse hoffentlich also schreiben:

Ἄτλας, ὁ χαλκέοισι νώτοισιν φέρων
θεῶν παλαιὸν οἶκον, ἐκ Τιτανίδων
μιᾶς ἔφυσε Μαῖαν, ἥ μ' ἐγείνατο —.[3]

[1] Nach diesem haben auch Heimsöth (Krit. Stud. I, 297) und Wecklein (Ars Soph. emend. p. 192) das Richtige gefunden. Seltsamerweise teilen beide Gelehrte Kirchhoffs Versehen, indem sie Pleione für eine der Pleiaden (*ἐκ Πελειάδων*), anstatt für die Mutter derselben halten.

[2] Möglicherweise geht *ἐκτρίβων θεῶν* auf *ἐκ τριῶν θεῶν* zurück und dies mag der dem Versmaß anbequemte, verkümmerte Rest einer Marginalglosse sein, in der einst von den vermeintlichen „dreitausend" Okeaniden die Rede war. Vgl. Hes. Theog. 364 und Apollod. bibl. I, 2, 2: *ἐγένοντο δὲ Τιτάνων ἔκγονοι· Ὠκεανοῦ μὲν καὶ Τηθύος [τρισχίλιαι] Ὠκεανίδες κτέ.* — Sollte übrigens ein Nachhall des ersten Verses noch erhalten sein in den von dem Scholiasten zu Oppian. Halieut. I, 619 aufbewahrten Jamben: *Μῦθος παλαιὸς ὡς Ἄτλας νώτοις φέρει κτέ.* Dindorfs Restitutionsversuch (s. die Vorrede zu seiner Leipziger Sophokles-Ausgabe vom Jahre 1867, p. V—VI und Herwerdens Ion, p. 70) halte ich für ganz und gar verunglückt.

[3] [Dieselbe Vermutung hat Klinkenberg De Euripideorum prologorum etc. (1881) veröffentlicht.]

8. Hecub. 568—570.

ἡ δὲ καὶ θνήσκουσ' ὅμως
πολλὴν πρόνοιαν εἶχεν εὐσχήμως πεσεῖν,
κρύπτουσ' ἃ κρύπτειν ὄμματ' ἀρσένων χρεών.

Die von Porson und Kirchhoff zu dieser Stelle gesammelten „testimonia veterum“ lassen sich um ein Zeugnis vermehren, das nicht nur das weitaus älteste ist, sondern welches in der uns noch jetzt vorliegenden Handschrift bereits verzeichnet war ehe einer jener Autoren (der jüngere Plinius,[1] Galen,[2] Lucian, Hermogenes, Clemens, Eustathius) 13 das Licht der Welt erblickt hatte. In dem noch unveröffentlichten herkulanensischen Papyrus Nr. 831[3] nämlich, von dessen Oxforder Kopie ich ein getreues Faksimile besitze, lesen wir Col. 1: ***καὶ ἡ π(αρὰ) τοῖς τραγῳδιοποιοῖς*** (sic) .... *θνήσκουσα ὅμως πρόνοιαν εἶχε μήποτ(ε) ἀσχήμων (πεσ)εῖν*. So ungenau auch das Zitat ist: angesichts des Schwankens der Hss. zwischen *εὐσήμως*, *εὐσχήμως*, *εὐσχημόνως* und *εὐσχήμων* (so der zweitälteste Zeuge, Plinius Epist. IV, 11, 9) scheint es mir dennoch für die letztgenannte Lesart den Ausschlag zu geben. Denn wer wäre wohl, aus dem Gedächtnis zitierend, auf das in dieser Verbindung so gewählte Adjektiv verfallen, wenn er ein Adverb gelesen hätte? Und muß nicht dem also verstärkten plinianischen Zeugnis ein Wort weichen, das in dem ganzen weiten Bereich der griechischen Literatur sonst keine Stütze findet als die schwankende des Etym. Magn. (398, 20) und Gud. (221, 40)?

Über den Zusammenhang, in dem jenes Zitat erscheint, wage ich lieber keine Vermutung. Der Verfasser der, wie

[1] Von diesem gilt das Gesagte nicht mit voller Strenge. Denn er zählte 18 Jahre, als Herkulanum verschüttet ward, und es ist ja zur Not eben möglich, daß unsere Hs. erst kurz vor Torschluß geschrieben ward!

[2] Beiläufig, Kirchhoffs diesmal nicht ganz klare Angaben beziehen sich auf: XVIII, 2, 8 Kühn = VIII, 585 Chartier und XIV, 236 K. = XIII, 941 Ch.

[3] [Er wurde eben im Jahre 1875 veröffentlicht, Coll. Alt. X, fol. 71 ff. Seither hat Alfred Körte (Jahrbücher Suppl.-Bd. 17, 578) die zweite der hier behandelten Stellen Col. 4 O. = 2 N. gleichfalls zu restituieren versucht.]

es scheint, über Geisteskrankheiten handelnden (jetzt sechs Halbkolumnen starken) Schrift war — wofür ohnehin die Präsumtion spricht — wahrscheinlich ein Epikureer (vgl. Col. 5: *καθάπερ φησὶν Ἐπίκουρος*), vielleicht Demetrius Laco. Darauf führt mich Col. 4: *καὶ ὁ ἰατρὸς Ἱπποκράτης τοὺς ὀφ(θα)λμούς φησιν ἀποκατιδ(εῖν)* (sic) *δεῖν ἐπί τινων· ἢν (γὰρ αἱ ὄψ)εις πυκνὰ κεινέωνται, μανῆναι τού[ε]τους ἐλπίς* (Prognost. c. 7—II, 126 Littré), verglichen mit Erotian s. v. *κλαγγώδεα* (81, 3 Klein), wonach der Epikureer Demetrios eine völlig gleichartige, auf maniakalische Symptome bezügliche Stelle der Praenot. coacae (§ 550 — V, 710 L.) erörtert und, beiläufig bemerkt, erstaunlich mißverstanden hat. Es ist der einzige Epikureer, von dem uns ähnliche Studien bekannt sind. [Die Gleichartigkeit in Schrift und Format mit Papyrus 1012 = Coll. Alt. VII, 1—29 läßt an andere Möglichkeiten denken.]

9. Helen. 441—442.

ὦ γραῖα, ταῦτα ταῦτ' ἔπη καλῶς λέγεις.
ἔξεστι· πείσομαι γάρ· ἀλλ' ἄνες λόγον.

Alle Gelehrten, die in jüngster Zeit diese vielumstrittenen Verse behandelten, haben sich in einem gemeinsamen Ver-
14 sehen begegnet. Schwerlich hätte Dindorf eine Interpolation (Poet. sc. gr.[5] III, 206), Schenkl eine Überarbeitung der Verse angenommen (Zeitschr. f. öst. Gymn. 25, 445), — sicherlich hätten Madvig (Advers. I, 237), Heimsoeth (Bonner Sommerprogramm 1872, p. 27) und Herwerden (Stud. crit. in poet. sc. gr. p. 38) dieselben nicht in übereinstimmender Weise zu heilen versucht, wenn sie beachtet hätten, daß Kirchhoff genau dieselbe völlig einleuchtende Emendation schon vor zwanzig Jahren veröffentlicht hat (ed. maj. II. p. 504), nämlich:

ὦ γραῖα, ταὐτὰ ταῦτ' ἔπη — λέγειν
ἔξεστι· πείσομαι κτέ.[1]

[1] [Als Fehlversuche dürfen die Vermutungen von Rauchenstein (Philologus XXII, 195): *δεινὰ ταῦτ' ἔπη πικρῶς λέγεις*, von F. W. Schmidt (Jahrbücher 1864, 323): *ταῦτα παῦρ' ἔπη κἀμοὶ λέγειν* | *ἔξεστι* und auch von Nauck (ed. II): *λύγρα ταῦτα κοὐκ ἄλλως λέγεις* gelten.]

Unbefriedigend erscheinen mir die Versuche der vier Kritiker nur dort wo ihre Wege sich scheiden. Denn wenn Kirchhoffs *κᾆθις* und Herwerdens *κἄλλως*, „*alio modo* (*id est, minus iracunde*)“ wenig sinngemäß scheinen, so ist Madvigs und Heimsoeths *πρᾴως* dies zwar in hohem Grade, zugleich jedoch so gewaltsam, daß nur die Verzweiflung danach greifen könnte. Wie nun, wenn es keiner Änderung eines Buchstabens, ja auch nur eines Striches bedürfte um ein ganz ebenso sinnentsprechendes, wenn nicht noch sinnentsprechenderes Wort zu gewinnen? ΚΑΛΩC kann nicht nur *καλῶς*, es kann möglicherweise auch ᾽*καλῶς*, d. h. *ἀκαλῶς* bedeuten. Vgl. Hesych. *ἀκαλόν· ἥσυχον, ῥᾷον, μαλακόν*; auch *ἀκαλά· ἄψοφα, ἥσυχα*. Etym. M. 44, 20 und 154, 16 wird *ἀκαλῶς* durch *ἡσύχως* wiedergegeben; Apollon. (lex. hom. 20, 27) erklärt *ἀκαλαρρείτης* durch *ῥᾴως ῥέων· ἀκαλὸν γὰρ τὸ ἥσυχον*, desgleichen Eustathius (1871, 54) durch *ὁ ἀκαλῶς καὶ ἡσύχως ῥέων*, und *ἀκαλόν* ist ihm (1009, 31) = *πραΰ, μαλθακόν, ἄψοφον, ἥσυχον*. Endlich und hauptsächlich, Steph. Byz. bietet s. v. *Παρθένιος* den Vers: *ὣς ἀκαλὰ προρέων, ὡς ἁβρὴ παρθένος εἶσιν*, den man jetzt mit gutem Grunde dem Hesiod zuschreibt (vgl. A. Kaegi in Ritschls Acta II, 2, 442, der ebendort völlig sicher herstellt: *ἀλλ' ἀκαλῶς* [statt *ἀλλὰ καὶ ὣς*] *προσάγοιεν Ἰηπαιήονι δῶρα*, hymn. hom. in Apoll. pyth. 94).

Dem etwaigen Einwurf aber, das so seltene *ἀκαλός* sei bisher in der Tragödie nicht nachgewiesen, kann ich nicht das mindeste Gewicht beilegen. Es mag dies ein guter Grund sein um eine gewaltsame Änderung abzuwehren: er zählt nichts, wenn es gilt das Überlieferte in seinem Recht zu schützen. Daß das Wort übrigens nicht ausschließlich episch 15 und dialektisch („*ἀκαλὸν γὰρ παρὰ Σικελοῖς τὸ ἥσυχον*“ Herodian. II, 436, 36 Lentz), sondern zu allen Zeiten im Volksmund heimisch war, dies scheint auch die Art zu beweisen, wie noch der Verf. des Etym. M. und Eustathius mit demselben hantieren. [Die Situation ist diese: Menelaos will verhüten, daß das Lärmen der Alten anderes Gesinde herbeirufe und dadurch seine Verjagung bewirke.]

10. Helen. 876 sqq.

ὦ τλῆμον, οἵους διαφυγὼν ἦλθες πόνους,
οὐδ' οἶσθα νόστον οἴκαδ' εἴτ' αὐτοῦ μενεῖς·
ἔρις γὰρ ἐν θεοῖς σύλλογός τε σοῦ πέρι
ἔσται πάρεδρος Ζηνὶ τῷδ' ἐν ἤματι.
Ἥρα μὲν ἥ σοι δυσμενὴς πάροιθεν ἦν, —.

Der zweite dieser Verse leidet an mehrfachen Mängeln des Sinnes wie des Ausdrucks. Vor allem an einem logischen Gebrechen, das sich auf keine Weise bemänteln läßt. Denn Menelaos könnte sehr wohl über sein Zukunftsgeschick auch dann im unklaren sein, wenn die bevorstehende Götterversammlung bereits stattgefunden hätte! Theonoe kann nur sagen wollen: ob du an das Ziel deiner Leiden gelangt bist, das ist ungewiß, — denn im Rat der Götter wird erst heute über dein Schicksal entschieden. Mit der objektiven Ungewißheit der Sache, die im folgenden allein begründet wird, fällt aber die subjektive Ungewißheit, nicht eines gewöhnlichen Sterblichen, nicht des Menelaos, sondern der Seherin, der in die Geheimnisse der Götterwelt eingeweihten Theonoe zusammen. Darum ist *οὐδ' οἶδα* ebenso möglich, ja notwendig, als *οὐδ' οἶσθα* sinnlos und unmöglich ist.

Und welche Alternative liegt den Göttern zur Entscheidung vor? Auf der einen Seite: Rettung und Heimkehr (*κεὶς πάτραν σῶσαι θέλει* 881: *σὸν σώσω βίον* 889), auf der andern — nicht ein bloßes „Hier-Verbleiben", sondern der Untergang (*νόστον σὸν διαφθεῖραι θέλει* 884: *σ' ἐνθάδ' ὄντα διολέσω* 888).

Mit einem Worte, Euripides schrieb zweifelsohne:

οὐδ' οἶδα, νόστος σ' οἴκαδ' εἴτ' ἄτη μένει·[1]

Hiervon hat *οἶδα* und *μένει* bereits Herwerden gefunden. Analecta trag. p. 209 (Oed. rex, ed. maj., Appendix). Ähnlich z. B. Iph. T. 1065—1066: *ὁρᾶτε δ' ὡς τρεῖς μία τύχη τοὺς φιλτάτους | ἢ γῆς πατρῴας νόστος ἢ θανεῖν ἔχει*, oder

[1] [Ungenau angeführt ward diese meine Vermutung im kritischen Anhang der Prinz-Weckleinschen Ausgabe.]

Helen. 803: *ξίφος μένει σε μᾶλλον ἢ τοὐμὸν λέχος.* (Man vgl. auch Hercul. 307; 1152. Herael. 60. Phoen. 1638. Troad. 244—245; 431. — Hecub. 688. Alcest. 91—92. Frg. 651, und damit nicht jemand an *οἴκαδ'* rüttle und etwa *ἐνθάδ'* vermute: Iph. T. 534; 1018—1019 und Simonid. Frg. 119, 3 P. L. G.[4] 470 Bergk). Nicht minder gründlich beschädigt war z. B. der V. 578: *σκέψαι· τί σοι δεῖ πίστεως σαφεστέρας;* (so Rauchenstein, Badham, Madvig statt der Lesart der Handschrift: *σκέψαι· τί σου δεῖ τίς ἐστί σου σοφώτερος*).[1]

11. Elektra 1088—1090.

πῶς οὐ πόσιν κτείνασα[2] πατρῴους δόμους
ἡμῖν προσῆψας, ἀλλ' ἀπηνέγκω λέχη
τἀλλότρια, μισθοῦ τοὺς γάμους ὠνουμένη;

Alle Erklärer, die hier überhaupt etwas erklären, wiederholen mit einem Munde Benj. Heaths Auslegung der von uns hervorgehobenen Worte: „*sed mercedem reportasti alienum torum, nuptiis pretio emtis.*“ Nun könnte aber das *Αἰγίσθου λέχος* (Orest. 619) nur dann ein „fremdes“ heißen, wenn es als das Eigentum einer durch Klytämnestra in ihrem Recht geschädigten Gemahlin bezeichnet werden sollte. So sagt Amphitryo zu Zeus (Hercul. 344—345):

σὺ δ' εἰς μὲν εὐνὰς κρύφιος ἠπίστω μολεῖν,
τἀλλότρια λέκτρα δόντος οὐδενὸς λαβών — —.

Klytämnestras eigenes Ehelager, das übrigens sie selbst doch unmöglich „als Preis gewinnen“ kann, ist ja durch Agamemnons — gleichviel ob gewaltsames oder natürliches — Ende wirklich frei geworden und niemandes Besitztum. Und ferner: nicht ihre Wiederverheiratung bildet jetzt den Gegenstand der Anklage, sondern die Beraubung ihrer

---

[1] Die zwei gescheitesten unter den älteren Euripides-Kritikern, Musgrave und der unvergleichliche Reiske, haben, wie billig, an der richtigen Überlieferung unseres Verses gezweifelt. Der erstere wollte *νοστῶν*, der letztere *νοστεῖς* lesen oder durch eine unmögliche Deutung den guten Sinn erzwingen: „*num reditus te maneat*“ (animadv. 137).

[2] So Canter statt des groben Fehlers der Handschrift: *πῶς οὖν πόσιν κτείνασ' οὐ* —

Kinder. Die fraglichen Worte müssen das positive Gegenstück zur vorausgehenden Negation bilden, also: „Warum 17 hast du uns nicht unser väterliches Erbe ausgefolgt, sondern — dich (nach griechischer Sprechweise, dein Lager) mit fremdem Gute ausgesteuert? Man schreibe: *ἀλλ' ἐπηνέγκω λέχει | τἀλλότρια* —.

Die evidente Besserung ward übrigens schon vor 44 Jahren nicht nur zur Hälfte,[1] sondern in ihrer Ganzheit von Peter Camper gefunden, was ich selbst freilich erst in diesen Tagen bemerkte, als ich einem Wink v. Wilamowitz-Möllendorffs (Analecta Euripid., pass.) folgend das alte und für veraltet geltende Buch aufschlug.

Man vergleiche: Phoen. 1586—1588: — *ἀρχὰς τῆσδε γῆς ἔδωκέ μοι | Ἐτεοκλέης παῖς σός, γάμων φερνὰς διδοὺς | Αἵμονι κόρης τε λέκτρον Ἀντιγόνης σέθεν.* Ähnlich Soph. Trach. 161—163: *νῦν δ' ὡς ἔτ' οὐκ ὢν εἶπε μὲν λέχους ὅ τι | χρείη μ' ἑλέσθαι κτῆσιν, εἶπε δ' ἣν τέκνοις | μοῖραν πατρῴας γῆς διαιρετὸν νέμοι.* — Für *τἀλλότρια* bedarf es kaum des Hinweises auf Stellen wie Eur. frg. 886 [= 894²] oder Plato Resp. 344 A: *τυραννίς, ἣ οὐ κατὰ σμικρὸν τἀλλότρια καὶ λάθρᾳ καὶ βίᾳ ἀφαιρεῖται, καὶ ἱερὰ καὶ ὅσια καὶ ἴδια καὶ δημόσια* —. *ἐπιφέρομαι* wird *„proprie de dote, quam uxor afferat"* gesagt (Cobet, Var. Lect. 204, wo gleichwie im Thesaurus man beifügen mag Dio Chrys. or. 15, 466 Reisk. [= II, 233, 15 Arnim]: *ἀστὴν ἐξ ἀστῶν καὶ προῖκα ἱκανὴν ἐπενηνεγμένην*)[2], daneben freilich auch *φέρομαι* (Eur. Androm. 1282: *μηδ' εἰ ζαπλούτους οἴσεται φερνὰς δόμοις* —, Antiphan. ap. Stob. Flor. 72, 9, 2: — *γυναικὸς προῖκα πολλὴν φερομένης* —, Xenoph. Oecon. VII, 13: *σύ τε ὅσα ἠνέγκω πάντα εἰς τὸ κοινὸν κατέθηκας*, was Cobet l. l. nicht anfechten durfte) und *εἰσφέρομαι*:

---

[1] „*ἐπηνέγκω* Camper" — so lautet die stereotype Meldung der neueren Herausgeber. Wie übrigens diese — Kirchhoff, Nauck, Dindorf — das *ἐπηνέγκω λέχη* ihrer jüngeren Auflagen verstanden wissen wollen, ist mir völlig unbekannt.

[2] Man vgl. den analogen Gebrauch von *ἐπιδίδωμι* von Homer (Il. 9, 147—148) angefangen.

Pollux Onom. 3. 36: *ὥστε εἴποις ἂν εἰσενέγκασθαι προῖκα* —.

Demosth. or. 27, 814, 3 (Or. att. I, 752): *ἔτι δὲ τὴν ἡμετέραν μητέρα πεντήκοντα μνᾶς εἰς τὸν οἶκον εἰσενηνεγμένην.*

Theophr. char. c. 22 (24, 20 Foss): *καὶ τῇ γυναικὶ δὲ τῇ ἑαυτοῦ προῖκα* (*πολλὴν* oder *τάλαντον* wollte Meineke, Philol. 14, 405, mit Unrecht, wie ich ein andermal nachweisen werde, hinzufügen) *εἰσενεγκαμένῃ μὴ πρίασθαι θεράπαιναν* —.

Id. c. 28 (30, 24): *τῇ γὰρ αὐτοῦ γυναικὶ τάλαντα* (wohl *τάλαντον* nach Dübner und Meineke) *εἰσενεγκαμένῃ προῖκα, ἐξ ἧς παιδίον αὐτῷ γέγονε* —. 18

Cobets grundlose Änderung der ersten Theophrast-Stelle (die auch Foß S. 69 und Meineke a. a. O. 406 zurückweisen) ist um so verwunderlicher, da er die zweite (Mnemos. n. s. 11, 65) unbeanstandet passieren läßt. Das Gut der Frau wird in das Haus gebracht (*φέρω*), wie diese selbst in das Haus geführt, heimgeführt wird (*ἄγω*).

Herod. V, 39, 16: *τὴν ἔχει γυναῖκα .... ταύτην ἀπέντα ἄλλην ἐσαγαγέσθαι·* —. V, 40. 24: *καὶ ἄλλην πρὸς ταύτῃ ἐσάγαγε γυναῖκα τεκνοποιόν.* VI, 63, 1: *οὕτω μὲν δὴ τὴν τρίτην ἐσηγάγετο γυναῖκα ὁ Ἀρίστων* —.

Ps. Hippocr. epist. 17 (IX, 368 fin. Littré): *ἐκβάλλοντες γαμετὴν ἑτέρην εἰσάγονται* —.

Plutarch. Romul. c. 15 (Vitae I, 30, 49 Döhner): — *ὡς ἐπ᾽ οὐδὲν ἄλλο ὑπούργημα τῆς γυναικὸς ἢ ταλασίαν εἰσαγομένης.*

Pausan. V, 3, 4: *Ἄκτορος γὰρ τοῖς παισὶν ἀδελφὰς ἐσαγαγομένοις διδύμας ἐς τὸν οἶκον* —. [Vgl. auch *ἐπεισάγω*, z. B. im Argumentum Antiphontis or. I.]

Danach ist der ergötzliche Irrtum zu berichtigen, den die verdienstvollen Herausgeber der Papyrus du Louvre begangen haben, indem sie (S. 310) eine Verlobungsanzeige für die Ankündigung einer gerichtlichen Verfolgung hielten. Das — aus dem Jahre 154 v. Chr. stammende — Billet (Planche 33, Nr. 43) lautet wie folgt:

Σαραπίων Πτολεμαίῳ καὶ Ἀπολλωνίῳ (sic) *τοῖς ἀδελφοῖς χαίρειν. εἰ ἐρρῶσθαι* (sic), *ἔρρωμαι δὲ καὐτός. συγγέγραμμαι*

τῇ Ἑσπέρου θυγατρί, μέλλω δὲ ἰσάγειν (sic) *ἐν τῷ* (sic) *Μεσορὴ μηνί. καλῶς ποιήσεις ἀποστεῖλαί μοι ἡμίχουν ἐλαίου. γέγραφα*[1] *ὑμεῖν ἵν' εἰδῆται* (sic). *παραγενομένου δὲ εἴσ(ει) τὴν ἡμέραν. ἔρρωσο.* L KH *Ἐπείφ* KA.

19 Also nicht „*le sens de poursuivre*“ hat hier *εἰσάγειν* und „*des difficultés avec la fille de Hespérus*“ — mögen sich allenfalls nach der Hochzeit ergeben haben! Jetzt ist Sarapion ganz glücklicher Bräutigam, der über dem Gedanken an die nahe Vermählung (der Mesore folgt dem Epiph) alles vergißt — auch den Unterschied von Einzahl und Vielzahl, — nur nicht das ärmliche Geschenk, das er sich bei diesem frohen Anlaß in so zwangloser Weise zu erbitten weiß. Hoffen wir, daß die Heirat, die einen alten Familienzwist dieser kleinen Leute abschloß, ohne Störung erfolgt ist und daß den Brüdern „seiner Zeit“ (*παραγενομένου*, nämlich *τοῦ καιροῦ* oder *χρόνου*) die Einladung zum Hochzeitsmahl richtig und rechtzeitig zuging.

12. Elektra 1109—1112.

οἴμοι τάλαινα τῶν ἐμῶν βουλευμάτων·
ὡς μᾶλλον ἢ χρῆν ἤλασ' εἰς ὀργὴν πόσιν.

So klagt Klytämnestra; ihr antwortet Elektra:

ὀψὲ στενάζεις, ἡνίκ' οὐκ ἔχεις ἄκη·
πατὴρ μὲν οὖν τέθνηκεν —.

Was bereut Klytämnestra? Daß sie den Gatten zu sehr in Zorn gejagt habe, oder daß sie von ihrer Erbitterung gegen den Gemahl, d. h. gegen Agamemnon, sich zu weit habe fortreißen lassen? Offenbar das letztere. Man schreibe also:

ὡς μᾶλλον ἢ χρῆν ἤλασ' εἰς ὀργὴν πόσει.

---

[1] Für ein *καθό* vor *γέγραφα* bietet der Papyrus so wenig Raum wie der Zusammenhang. In *εις* mit einem Haken darüber kann ich nur *εἴσει*, nicht *εἰς*, was keinen Sinn gäbe, erblicken. *συγγέγραμμαι τῷ δεῖνα* heißt wörtlich: ich habe mit N. N. einen Vertrag geschlossen (vgl. Pap. du Louvre, S. 174); welcher Art dieser Kontrakt war, lehrt der Zusammenhang. Ähnlich Shakespeare, Winter's Tale V, 3:

— With your crowned brother and these your contracted
Heirs of your kingdom my poor house to visit—.

Der einzige, der bisher an der überlieferten Fassung des Verses Anstoß genommen hat, Heinrich van Herwerden, hat denselben zweimal (1867 und 1872) in abweichender Weise behandelt. Beide Male weist er mit Recht auf den Widerspruch hin, in welchem sich der Vers mit dem Prolog des Dramas befindet, und er hätte mit noch besserem Recht seine Unvereinbarkeit mit V. 1117 (*τρόποι τοιοῦτοι*) behaupten können; denn Klytämnestra kann doch nicht in einem Atem die *ἀγριότης* ihres jetzigen Gemahls seinem Temperament und ihrer Einwirkung zuschreiben. Doch teilt Herwerden den zähen Irrtum aller (oder fast aller) seiner Vorgänger, indem er ohne Rücksicht auf das folgende annimmt, es sei hier von Klytämnestras Verfahren gegen ihre Kinder die Rede, und demgemäß unter allen Umständen an Aegisth als dem *πόσις* festhalten muß. Doch wären seine Vorschläge auch dann unannehmbar, wenn wir diese Voraussetzung gelten lassen könnten. Seine erste Äußerung (Anal. trag. p. 211) lautet also: „***manifesto haec pugnant cum v. 27. L(ege): πόσις, nam ἤλασ' est 3 pers. et intransitivum***“. Dieser Änderungsvorschlag ist schon darum unstatthaft, weil die Gesinnung oder Tat eines anderen nicht den Gegenstand meiner Reue (*οἴμοι — τῶν ἐμῶν βουλευμάτων*) bilden kann. Die zweite Vermutung: *ὡς μᾶλλον ἢ χρῆν μ' ἤλασ' εἰς ὀργὴν πόσις* (Stud. crit. in trag. gr. p. 42) müßten wir aber aus dem einfachen Grunde ablehnen, weil Klytämnestra als Motiv ihres Verhaltens gegen Orest und Elektra niemals — weder vorher noch nachher — den Affekt des Zornes bezeichnet oder bezeichnen kann. Gegen Agamemnon aber (wenn wir — was offenbar Herwerdens Meinung nicht ist — an dessen Ermordung denken) war ihre eigene, im vorangehenden ausführlich begründete, offen eingestandene, ja (wie Elektra — 1067 — meint) bis zur Übertreibung betonte Erbitterung stark genug um keiner fremden Nachhilfe zu bedürfen. Jedenfalls würde das Hereinziehen des Aegisth ihr ganzes bisheriges Verteidigungssystem durchbrechen: will sie doch in ihrem Buhlen nur einen Bundesgenossen gesucht und gefunden haben, mit dessen Beistand sie ihre Unbilden rächen konnte

(1046—1048), — einen Helfer, nicht einen Anstifter der Tat. Doch ich mag nicht gegen Windmühlen kämpfen; darum überlasse ich den (irre ich nicht) letzten noch möglichen Irrweg — ich meine den etwaigen Versuch diesem zweiten Vorschlag dadurch aufzuhelfen, daß man Agamemnon und nicht Aegisth als das Subjekt ansieht — getrost dem Urteil des einsichtigen Lesers.

Eine merkwürdige Ahnung des Richtigen zeigt die wunderliche Anmerkung Bothes: „*significari videtur altercatio Agamemnonis et Clytaemnestrae illo die quo occisus est; qua de re nihil, quod sciam, traditur ab aliis*".

21

13. Heraclid. 165 folg.

— κακὸν λόγον
κτήσει πρὸς ἀστῶν εἰ γέροντος εἵνεκα
τύμβον τὸ μηδὲν ὄντος, ὡς εἰπεῖν ἔπος,
παίδων τε τῶνδ' εἰς ἄντλον ἐμβήσει πόδα.
ἐρεῖς τὸ λῷστον ἐλπίδ' εὑρήσειν μόνον.
καὶ τοῦτο πολλῷ τοῦ παρόντος ἐνδεές·
κακῶς γὰρ Ἀργείοισιν οἵδ' ὡπλισμένοι
μάχοιντ' ἂν ἡβήσαντες, εἴ τι τοῦτό σε
ψυχὴν ἐπαίρει, χοὖν μέσῳ πολὺς χρόνος,
ἐν ᾧ διεργασθεῖτ' ἄν. —

Die beste Erklärung des von Kritikern und Exegeten[1] nicht eben glücklich behandelten V. 169 hat immer noch der alte Josua Barnes geliefert: „*sed dices, hoc unum quod optimum est te inventurum esse, spem*". Lob verdient diese

[1] Jene haben hier buchstäblich nicht einen Stein auf dem anderen gelassen. Statt *ἐρεῖς* ward (von Heath) *ἐπεὶ* und (von Madvig) *ῥέπ' εἰς*, statt *τὸ λῷστον* (von Musgrave) *τὸ λοῖσθον*, statt *εὑρήσειν* (von Reiske) *εὖ πράξειν* oder *εὖ δράσειν* und (von Heath und Madvig) *εὑρήσεις*, statt *μόνον* (von Hartung) *χάριν* vermutet. Die Schäden des Textes und die Mißverständnisse der Interpreten zeigt am grellsten die Ubertragung von Fix: „*dices, quod speciosissimum, te spem tantum inventurum esse*". Ein Kuriosum ist Pflugks (von Klotz gebilligte) Paraphrase: „*quodsi id quod solum aliquam speciem habet commemorare volueris, nihil profecto aliud proferes, nisi suscepto miserorum patrocinio id te adsequuturum, ut bene sperare liceat*".

Übertragung auch darum weil sie ein zwar unabsichtliches, aber darum nicht minder helles Licht wirft auf den Sitz des Übels, das unübersetzt gebliebene, weil unübersetzbare *μόνον*. Einen anderen Makel des Originals kann auch diese gelungene Kopie nicht verleugnen: — Soeben hatte Kopreus den Beherrscher Attikas vor der üblen Nachrede gewarnt, die ihn treffen würde, falls er um eines lebensmüden Greises und um unbärtiger Knaben willen die Sicherheit seines Landes gefährden wollte (*κακὸν λόγον κτήσει πρὸς ἀστῶν κτέ.*). Darauf antwortet Demophon, welchem der Herold des Eurystheus hier ein Argument leiht, das stärker als alle früher erörterten gegen die Auslieferung der Herakles-Söhne spricht, — (natürlich um auch dieses als hinfällig zu erweisen und so endgültig obzusiegen): *ἐρεῖς· τὸ λῷστον κτέ.* 22 Es gilt — wie die Erwiderung (171—174): *κακῶς γὰρ Ἀργείοισιν .... ἐν ᾧ διεργασθεῖτ' ἂν* unzweideutig lehrt — die Macht und Wehrhaftigkeit des Staates, der einen so unerwarteten Kraftzuwachs nicht von sich weisen soll, dessen er in schlimmen Tagen wohl bedürfen könnte. Der dem Fürsten drohende Vorwurf der Laune und Willkür wird somit von diesem abgewehrt mit dem Hinweis auf das Wohl des Landes, das Interesse des Gemeinwesens. Und da sollte — in diesem mit wunderbarer rhetorischer Kunst geführten Plaidoyer, wo jedem Gedanken der schärfste, wirkungsvollste Ausdruck zuteil wird, — das Wort Staat oder Gemeinwesen gar nicht erscheinen? Es sollte heißen: „ich, der Fürst, werde das Beste erlangen was es gibt" usw., während das Schwergewicht der Beweisführung eben darauf ruht, daß nicht das Privatinteresse des Herrschers, sondern das Heil des Landes die Flüchtigen zu schützen gebiete? Die beiden Schäden sind im Grunde nur einer. Das überschüssige *μόνον* (als Lückenbüßer erscheint das Wort, um nur Sicheres anzuführen, auch Phoen. 1232 und Helen. 493 am Versausgang) hilft uns den jetzt wahrgenommenen Gedankenabgang ersetzen. Und was sollte der Dichter wohl anderes geschrieben haben als:

ἐρεῖς· „τὸ λῷστον, ἐλπίδ', εὑρήσει πόλις"

Du wirst entgegnen: „die Stadt wird das Beste erlangen was es gibt, eine Zukunftshoffnung“, — worauf blitzschnell. und darum ohne Adversativpartikel, die Duplik folgt:

καὶ τοῦτο πολλῷ τοῦ παρόντος ἐνδεές·

„doch auch dies bleibt weit hinter den Anforderungen der gegenwärtigen Lage“ (der emergency würde ein Engländer sagen) „zurück“. Man vergleiche:

ἐρεῖς· „ἀδύνατον“· αὐτὸ τοῦτο· τοὺς φίλους
ἐν τοῖς κακοῖς χρὴ τοῖς φίλοισιν ὠφελεῖν.

(Orest. 665—666.)

ἐρεῖ τις· „οὐ χρῆν“· ὅ τι δὲ χρῆν, οὐκ εἴπατε.[1]

(Eur. frg. 707 [= 708²].)

III.[2]

3 1. Daß der wortkargste und gedankenreichste aller philosophischen Schriftsteller, daß Aristoteles die ergänzende Tätigkeit seiner Leser zu allen Zeiten vielfach herausgefordert hat und infolgedessen auch das Opfer zahlreicher Interpolationen geworden ist, wem kann dies von vorneherein unwahrscheinlich dünken? Daß es sich wirklich

[1] Das wäre wenigstens eine sprachlich und metrisch mögliche und durch gedrungene Gedankenkraft des Euripides würdige Fassung dieses Bruchstücks. Ihm liegt, wie es scheint, eine Situation zugrunde, wie sie zumal im öffentlichen Leben nicht allzu selten vorkommt. Wie oft glauben nicht negative Geister eine Maßregel schon darum tadeln zu dürfen, weil sie von irgendwelchen schlimmen Folgen begleitet ist, ohne zu erwägen, ob ein alles in allem heilsamerer Weg offen stand und ob nicht der betretene die Bahn des geringsten (möglichen) Übels war. [Den überlieferten Worlaut *ἀλλὰ τί χρῆν εἴπατε* will Leo (Rhein. Mus. XXXIII, 415) unter Verweisung auf Göbel de correptione Attica p. 20f. rechtfertigen. Nauck hat meine Vermutung in der 2. Auflage F. T. G. aufrecht erhalten.]

[2] Wien 1876, aus den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften.

so verhält, dafür gedenke ich zunächst ein paar neue Belege beizubringen.

Zu der vormals durch die sinnwidrigste Interpunktion jedem Verständnis verschlossenen Stelle Rhet. B 25, 1403 a 5, bemerkt Vahlen, der zuerst Licht in sie gebracht hat: „Aristoteles gibt zwei Wege an, einen durch Beispiele geführten Beweis zu bekräften (l. entkräften). Entweder gibt man zwar zu, daß die Sache, um die es sich handelt, in den meisten Fällen den Ausgang zu haben pflege, den der Gegner durch eine Reihe von Beispielen wahrscheinlich gemacht hat, zeigt aber an einem anders beschaffenen Beispiele, daß es doch nicht immer und notwendig der Fall sei. Läßt sich dagegen kein solches Beispiel entgegenhalten, sondern ist das an den Beispielen als das gewöhnliche Nachgewiesene richtig und ausnahmslos, so bleibt nur die Entgegnung übrig, daß die Beispiele auf den vorliegenden Fall keine Anwendung finden. Dieser aus dem ganzen Zusammenhange klar herausspringende Gedanke verlangt folgende Distinktion und Ergänzung der Worte: *ἐάν τε γὰρ ἔχωμεν ⟨ἕν⟩ τι οὐχ οὕτω, λέλυται, ὅτι οὐκ ἀναγκαῖον, εἰ καὶ τὰ πλείω ἢ πλεονάκις ἄλλως·*[1] *ἐάν τε καὶ τὰ πλείω καὶ τὰ πλεονάκις οὕτω, μαχετέον ἢ ὅτι κτλ.*" (Zur Kritik aristot. Schriften, S. 86). Ich denke, man muß notgedrungen einen Schritt weiter gehen und erklären: Dieser sonnenklare Gedanke verlangt überdies die Ausmerzung einer handgreiflichen Interpolation. Denn wie können die Worte: *ἐάν τε καὶ τὰ πλείω καὶ τὰ πλεονάκις οὕτω*, die doch nur die Übereinstimmung der Mehrzahl der Fälle mit der vom Gegner behaupteten Erfahrungsregel besagen, zugleich weit mehr als dies, nämlich die unbedingt ausnahmslose Geltung derselben bedeuten? Der Möglichkeit, eine Ausnahme von der Regel aufzufinden, kann in der hier gewählten dilemmatischen Form nur eines gegenüber stehen, nämlich die Unmöglichkeit, dies zu tun. Entweder es gelingt, die strenge Gültigkeit jener Er-

[1] Vahlen hat hier stark interpungiert; ich gebe in diesem Punkte den älteren Ausgaben, denen auch Spengel folgt, den Vorzug.

fahrungsregel zu erschüttern, oder — es gelingt nicht, und dann, aber auch nur dann müssen wir den Kampf auf ein anderes Terrain verlegen und die Anwendbarkeit der nicht weiter bestrittenen Regel auf den vorliegenden Fall anfechten. Der Stagirit mußte somit schreiben: *ἐάν τε ⟨μή⟩, μαχετέον, ἢ ὅτι τὸ παρὸν οὐχ ὅμοιον ἢ οὐχ ὁμοίως ἢ διαφοράν γέ τινα ἔχει.* Das Auge eines Schreibers war von dem ersten *M* zu dem zweiten abgeirrt und die so entstandene Lücke ist in gedankenloser und auch sprachlich nicht geschickter Weise[1] ausgefüllt worden.

Nicht einmal das Verdienst, eine wirklich vorhandene Lücke erkannt und wenngleich mit noch so geringem Geschick ausgefüllt zu haben, kommt dem Interpolator zu, den Metaph. *Γ* 4, 1006 b 6, dieselbe elliptische Redeweise zu einem nicht minder täppischen Zusatz verlockt hat. Man liest daselbst: *εἰ δὲ μὴ τεθείη ἀλλ' ἄπειρα σημαίνειν φαίη, φανερὸν ὅτι οὐκ ἂν εἴη λόγος κτέ.* Aristoteles behauptet unmittelbar vorher, es verschlage nichts, wenn ein Wort mehrere Bedeutungen habe, nur müßten dieselben an Zahl begrenzt und durch scharfe Begriffsbestimmungen voneinander gesondert sein; dann sei es ja nicht anders, als ob jeder dieser Begriffe eine besondere sprachliche Bezeichnung besäße (*τεθείη γὰρ ἂν ἐφ' ἑκάστῳ λόγῳ ἕτερον ὄνομα*). Hier hingegen soll er erklären: jede verständliche Erörterung
5 hört auf, sobald das dort für möglich Erklärte nicht auch jedesmal wirklich geschieht, d. h. solange es mehrsinnige Namen gibt. Wie stimmt dies zu der eigenen Praxis des Stagiriten — man denke an seinen Gebrauch von *οὐρανὸς*, und von *λόγος* an eben dieser Stelle: *ὧν ἑνὸς μὲν εἷς λόγος* (definitio) und *οὐκ ἂν εἴη λόγος* (sermo)! — und wie kann ein großer Denker in einem Atem die Unschädlichkeit und die äußerste, jede Möglichkeit der Diskussion vernichtende Schädlichkeit mehrdeutiger Namen behaupten? Und schließlich, wie kann das Satzglied: *ἀλλ' ἄπειρα σημαίνειν φαίη*

[1] Denn *καὶ τὰ πλεονάκις* statt *ἢ πλεονάκις* ist eine zwiefache Verschlechterung des Ausdrucks.

den Gegensatz bilden zu *εἰ δὲ μὴ τεθείη*? Vielmehr ist *τεθείη* zu tilgen und zu *εἰ δὲ μή* das Erforderliche zu entnehmen aus dem Satze, auf den der unserige augenscheinlich Bezug nimmt: *διαφέρει δ' οὐθὲν οὐδ' εἰ πλείω τις φαίη σημαίνειν, μόνον δὲ ὡρισμένα* (1006 a 34). (Beispiele für diese Ellipse sind in den aristotelischen Schriften haufenweise zu finden. Ich greife eines heraus, um im Vorübergehen auf eine andere, durch die knappe Redeweise unseres Philosophen veranlaßte Interpolation hinzuweisen. Rhet. *Γ* 7, 1408 b 5, wird dem Redner der Rat erteilt, „nicht alles Entsprechende zugleich in Anwendung zu bringen, d. h. wenn z. B. der Ausdruck hart ist, die Härte nicht auch durch Stimme und Gebärde auszudrücken".[1] *ἔτι τοῖς ἀνάλογον μὴ πᾶσιν ἅμα χρήσασθαι· οὕτω γὰρ κλέπτεται ὁ ἀκροατής· λέγω δὲ οἷον ἐὰν τὰ ὀνόματα σκληρὰ ᾖ, μὴ καὶ τῇ φωνῇ καὶ τῷ προσώπῳ [καὶ] τοῖς ἁρμόττουσιν· εἰ δὲ μή, φανερὸν γίνεται [ἕκαστον ὅ ἐστιν]· ἐὰν δὲ τὸ μὲν τὸ δὲ μή, λανθάνει ποιῶν τὸ αὐτό. ἐὰν ⟨δ'⟩ οὖν τὰ μαλακὰ σκληρῶς καὶ τὰ σκληρὰ μαλακῶς λέγηται, ἀπίθανον γίγνεται.* Zu *φανερὸν γίγνεται* ist natürlich statt des sinnwidrigen *ἕκαστον ὅ ἐστιν* nicht zu schreiben, wohl aber zu denken: *ὃ βούλεται* oder *ὃ ποιεῖ ὁ λέγων.* Man merkt die Absicht und man wird verstimmt.)

Noch mutwilliger scheint eine Interpolation, die uns Metaph. *A* 2, 982 a 13, aufstößt. Aristoteles zählt daselbst die Merkmale auf, aus denen sich der Begriff des Weisen im allgemeinen Bewußtsein aufbaut. Weiterhin will er durch Zergliederung dieser Merkmale den richtigen Begriff von der „Weisheit" zu gewinnen suchen. So verlangen die Menschen vom Weisen nicht viel weniger als Allwissenheit: darin stecke (so wird Z. 21—23 behauptet) die Forderung einer Erkenntnis von der höchsten begrifflichen Allgemeinheit, weil eine solche alle begrifflich untergeordneten Erkenntnisse gewissermaßen in sich schließt. Ferner hält man

---

[1] Vahlen (a. a. O. S. 87), dessen Vorschlägen, *καὶ* vor *τοῖς ἁρμόττουσι* zu streichen und *δὲ* vor *οὖν* einzusetzen, ich gefolgt bin.

den Besitz schwer zu erlangenden Wissens für ein Kennzeichen des Weisen: die meisten Schwierigkeiten aber biete wieder der Erwerb des allgemeinsten Wissens, weil dieses von den — allen gleich zugänglichen — Sinneseindrücken am weitesten zurückliegt (23—25); desgleichen gilt caeteris paribus derjenige Fachmann für den weiseren, dessen Wissen ein exakteres ist — das Objekt des exaktesten Wissens aber seien die an Umfang weitesten, an Inhalt ärmsten Abstraktionen[1] (25—28) — und nicht minder jener, welcher der bessere Lehrer ist; dies treffe aber von demjenigen zu, der die meiste Einsicht in die Ursachen besitze (28—30: *ἀλλὰ μὴν καὶ διδασκαλική γε ἡ τῶν αἰτιῶν θεωρητικὴ μᾶλλον· οὗτοι γὰρ διδάσκουσιν οἱ τὰς αἰτίας λέγοντες περὶ ἑκάστου*). Aus der Analyse dieser und der übrigen Merkmale ergibt sich endlich der Schluß, daß die „Weisheit" die Erkenntnis der obersten Prinzipien und Ursachen sei (982 b 7). Wozu bedürfte es aber dieser ganzen Analyse, wenn ihr Ergebnis schon von vorneherein feststünde? Und dies müßte der Fall sein, wenn der Stagirit wirklich das geschrieben hätte, was ihm unsere Handschriften und freilich auch schon Alexanders Kommentar in den Mund legt: *ἔτι τὸν ἀκριβέστερον καὶ τὸν διδασκαλικώτερον τῶν αἰτίων σοφώτερον εἶναι περὶ πᾶσαν ἐπιστήμην.* Bedarf es noch vieler Worte, um die plumpe, das Schlußresultat dreist vorwegnehmende Interpolation als solche zu erweisen? Die Worte *τῶν αἰτίων* sind die Zutat eines vorwitzigen Lesers.[2] [Aus einer Bemerkung Susemihls (Busians Jahresberichte 1877 S. 347) ersehe ich, daß vor mir schon Baumann in den Thesen seiner Doktor-Dissertation, also ohne Begründung, diese Tilgung empfohlen hat.]

---

[1] Hat schon jemand darauf hingewiesen, daß in den merkwürdigen, auch für einen Aristoteles erstaunlich gehaltreichen Worten: *αἱ γὰρ ἐξ ἐλαττόνων ἀκριβέστεραι τῶν ἐκ προσθέσεως λεγομένων, οἷον ἀριθμητικὴ γεωμετρίας* Comtes Lehre von der Hierarchie der Wissenschaften wie im Keime beschlossen ist?

[2] Vgl. auch Rhet. A 2, 1355 b 29: *ἑκάστη τέχνη περὶ τὸ αὑτῇ ὑποκείμενόν ἐστι διδασκαλική.*

Ich berühre noch einige Stellen aus den ersten Büchern der Metaphysik. Die Naturphilosophen werden um ihrer unvollkommenen Einsicht in die ursächlichen Prinzipien willen mit ungeschulten Kämpfern verglichen: — *δυοῖν αἰτίαιν ἐφήψαντο .... ἀμυδρῶς μέντοι καὶ οὐθὲν σαφῶς, ἀλλ' οἷον ἐν ταῖς μάχαις οἱ ἀγύμναστοι ποιοῦσιν· καὶ γὰρ ἐκεῖνοι περιφερόμενοι τύπτουσι πολλάκις καλὰς πληγάς, ἀλλ' οὔτε ἐκεῖνοι ἀπὸ ἐπιστήμης, οὔτε οὗτοι ἐοίκασιν εἰδόσι λέγειν ὅ τι λέγουσιν· σχεδὸν γὰρ οὐθὲν χρώμενοι φαίνονται τούτοις ἀλλ' ἢ κατὰ μικρόν* (A 4, 985 a 11). Der Vergleich mit den der Theorie des Kampfes unkundigen Streitern, die nur wie zufällig manch einen tüchtigen Hieb austeilen, und der Hinweis auf den unzureichenden Gebrauch, den die Naturphilosophen von den ihnen gelegentlich aufdämmernden Wahrheiten machen, — beides beweist sonnenklar, daß Aristoteles nicht sagen wollte: sie gleichen Männern, die das, was sie sagen, nicht zu sagen wissen, sondern: sie gleichen solchen, die das, was sie sagen, nicht mit Bewußtsein sagen. Also: — *οὔτε οὗτοι ἐοίκασιν εἰδόσι λέγουσιν ὅ τι λέγουσιν* —. Vgl. Phys. A 4, 188 a 5: — *οὐκ εἰδότως μὲν λέγεται, ὀρθῶς δὲ λέγεται*, und hier 1, 981 b 3: *ποιεῖν μέν, οὐκ εἰδότα δὲ ποιεῖν ἃ ποιεῖ*. Sie wurden — denn es waren eben geistig hochbegabte Männer, gleichwie jene mitunter erfolgreichen Dilettanten der Arena keineswegs der Körperkraft entbehren dürfen — nicht selten von einer glücklichen Intuition erleuchtet, allein es mangelte ihnen die Einsicht in die prinzipiellen Grundlagen auch der Wahrheiten, die sie im einzelnen Fall erkannten.[1] Aus Bonitzens Übersetzung der Meta-

[1] In sehr ähnlichen Worten und mit nicht minder starkem Selbstgefühl stellt sich der bewußte Kunstverstand des Sophokles dem wirklich oder vermeintlich mehr instinktiven Schaffen seines großen Vorgängers entgegen: *Σοφοκλῆς ἐμέμφετο Αἰσχύλῳ, ὅτι μεθύων ἔγραφε· „καὶ γὰρ εἰ τὰ δέοντα ποιεῖ“, φησίν, „ἀλλ' οὐκ εἰδώς γε“.* (Stob. Flor. 18, 33.) [Dasselbe Dictum bei Athenaeus I, 22 A und X, 428 F. Danach hat Sophokles gegen Äschylos weder im buchstäblichen noch im figürlichen Sinne den Vorwurf erhoben, daß er im Zustand der Trunkenheit schaffe. Dieser Vorwurf ist eine von dem Literarhistoriker Chamäleon aus dem Ausspruch des Sophokles abgeleitete Folgerung.]

physik (1890) ersehe ich, daß auch ihm die von mir hier vorgebrachte und begründete Besserung vorgeschwebt haben muß. Ich füge noch zwei platonische Parallelen bei: *οἱ χρησμῳδοὶ . . . λέγουσι μὲν ἀληθῆ καὶ πολλά, ἴσασι δὲ οὐδὲν ὧν λέγουσιν* (Meno 99/100). *ὥσπερ οἱ θεομάντεις καὶ οἱ χρησμῳδοί· καὶ γὰρ οὗτοι λέγουσι μὲν πολλὰ καὶ καλά, ἴσασι δὲ οὐδὲν ὧν λέγουσι* (Apol. 22 c).

Unter den Aporien, die im Beginn des dritten Buches aufgeführt werden, erscheint auch die Frage: *καὶ εἰ τὰ γένη, πότερον ὅσα ἐπὶ τοῖς ἀτόμοις λέγεται τελευταῖα ἢ τὰ πρῶτα, οἷον πότερον ζῷον ἢ ἄνθρωπος ἀρχή τε καὶ μᾶλλόν ἐστι παρὰ τὸ καθ' ἕκαστον* (B 1, 995 b 29). Die gangbare Auf-
8 fassung der letzten Worte[1] erscheint aus mehr als einem Grunde unzulässig. Von vornherein muß man ja vermuten, daß *μᾶλλον* derselben Alternative gilt, die durch *πότερον* eingeleitet ist, und daß durch *τὲ καί* nicht zwei grundverschiedene Fragen verknüpft sind. Dann aber und hauptsächlich ist der Gedanke, auch das Einzelding könnte möglicherweise ein Prinzip sein, ein Schlag in das Angesicht der gesunden Vernunft! Und dennoch läßt sich den Worten, wie sie in allen Ausgaben erscheinen, ein anderer als dieser Ungedanke nicht entlocken. Man ändere, nicht etwa einen überlieferten Buchstaben, sondern dasjenige, was in verläßlicher Weise gar nicht überliefert sein kann, einen Akzent, und schreibe: — *ἀρχή τε καὶ μᾶλλον ἔστι παρὰ τὸ καθ' ἕκαστον*, d. h. „— welches von beiden Prinzip ist und von welchem man mit besserem Recht behaupten kann, daß es neben den Einzeldingen existiert". (Denn man darf beileibe nicht *μᾶλλον* mit *ἔστι* verbinden und etwa an ein Mehr von Existenz, an einen höheren Grad der Realität denken. Vielmehr gehört

---

[1] Schwegler (mit dem Rieckher in allem Wesentlichen übereinstimmt) übersetzt wie folgt: „— und wenn die Gattungen es sind" (nämlich „Prinzipien und Elemente des Seienden"), „ob dann die obersten oder die dem Einzelnen zunächststehenden, z. B. ob der Gattungsbegriff Tier oder der Artbegriff Mensch Prinzip sei und mehr Prinzip als das Einzelne". Bonitz schweigt und um nichts beredter ist diesmal Alexander.

μᾶλλον zum ganzen Satz und modifiziert nicht seinen Inhalt, sondern seine Geltung, wie so häufig *μάλιστα*: z. B. 984 a 19: *εἰ γὰρ ὅτι μάλιστα πᾶσα φθορά* —, 998 b 14: *εἰ καὶ ὅτι μάλιστα ἀρχαί* —, 999 a 33: *εἰ ὅτι μάλιστα ἔστι τι παρὰ τὸ σύνολον* —, wo man jedesmal übersetzen muß: „wenn es noch so wahr ist, daß —".) Zum Gedanken vergleiche man 998 b 20: *ὥστ' ἔσται τό τε ὂν καὶ τὸ ἓν ἀρχαὶ καὶ οὐσίαι* —, 999 a 26: *εἴτε γὰρ μὴ ἔστι τι παρὰ τὰ καθ' ἕκαστα*, oder 30: *δεῖ τι εἶναι παρὰ τὰ καθ' ἕκαστα .... τὰ γένη εἶναι παρὰ τὰ καθ' ἕκαστα, ἤτοι τὰ ἔσχατα ἢ τὰ πρῶτα* —. Schließlich sei noch daran erinnert, daß bei der herkömmlichen Schreibung und Auffassung der Stelle *παρά* von *μᾶλλον* abhängen müßte, diese Konstruktion in den echten Schriften des Aristoteles aber „sehr selten",[1] wenn nicht gar unerhört ist.

In die Worte: *διὸ εἰκότως μὲν λέγουσιν, οὐκ ἀληθῆ δὲ λέγουσιν· οὕτω γὰρ ἁρμόττει μᾶλλον εἰπεῖν ἢ ὥσπερ Ἐπίχαρμος εἰς Ξενοφάνην* (Met. Γ 5, 1010 a 5) ist gar vielerlei hineingeheimnißt worden, was man bei Zeller, Philos. der Griechen I³ 429—430 [= I⁵ 497], mit annähernder Vollständigkeit verzeichnet findet. „Das Natürlichste ist aber" — so bemerkt letzterer mit vollstem Recht — „die Vermutung,[2] er (Epicharm) habe über irgend eine Ansicht dieses Philosophen geäußert, sie sei zwar wahr, aber nicht wahrscheinlich." Oder besser: sie sei zwar nicht wahrscheinlich,

[1] „Hierher gehört auch der Gebrauch von *παρά* nach dem Komparativ, der übrigens bei Aristoteles sehr selten ist; öfter findet er sich nur in der späten Schrift über die Pflanzen, S. 817 b 32, 819 b 38, 821 a 18." (Eucken, über den Sprachgebrauch des Aristoteles, S. 60.) Da auch Bonitzens Index diese Gebrauchsart nur aus der genannten Schrift nachweist, so dürfte Eucken, wie oben angedeutet, noch allzu wenig behauptet haben.

[2] Die mir längst als volle Gewißheit gilt. Weist doch schon der Ausdruck: *οὕτω γὰρ ἁρμόττει μᾶλλον εἰπεῖν ἢ ὥσπερ* — darauf hin, daß dem Aristoteles eine bestimmte Redewendung und nicht bloß ein Gedanke Epicharms vor Augen schwebt, und führt er von diesem ja auch sonst ausschließlich witzig zugespitzte Dicta, niemals spekulative Meinungen an.

aber wahr. Zu solch schwerwiegendem Lob mochte z. B. dem Syrakusier des Eleaten spiritualistische Theologie und vollständige Abkehr von allem Anthropomorphismus Anlaß geben, die ihm gar wohl als „paradoxe Wahrheit" gelten konnte. (Man vergleiche z. B. Xenoph. frg. 6 Müll. [= 15 Kaibel] mit Epich. frg. 97 Ahrens [= 173 Kaibel]; an anderes und Allbekanntes brauche ich nicht zu erinnern.) Versuchen wir nun den aristotelischen Ausspruch in der erforderlichen Weise umzukehren, ersetzen wir die Vielzahl durch die Einzahl (*εἰς Ξενοφάνην*), und stellen wir die bei dem Dichter schwer zu missende Konzinnität des Ausdrucks her, indem wir dem Adverb (*εἰκότως*) nicht ein Adjektiv (*ἀληθῆ*) entgegensetzen, — dann tritt uns wie von selber ein Vers entgegen, welchen Epicharm zum mindesten sehr wohl geschrieben haben könnte:

εἰκότως μὲν οὐκ ἔφα τόδ', ἀλλ' ἀλαθέως ἔφα.[1]

Vielleicht findet dieses Wagnis willigere Vergebung, wenn es mir gelingt, einen bisher nicht glücklich behandelten Vers des vafer Siculus zu ordnen (Frg. 153 Ahr. [= 217 Kaibel]). Als epicharmisch bieten uns nämlich die Scholien zur Ilias (H 93) und Eustathius (ad loc.) die Worte: *ὅ τοι κακὸς θαρρεῖ μάλ' αὐτόθεν, ἔπειτα δὲ φεύγει* (Eustathius läßt *ὅ τοι*, die Scholien lassen *δὲ* aus). Dem gleich sehr danieder liegenden Versmaß und Gedanken hilft die nachfolgende, ich denke allein sach- und sprachgemäße Schreibung auf:

10 *ὅ γα κακὸς θαρρεῖ μάλ' ἄποθεν,*[2] *ἐγγύθεν δὲ φυγγάνει.*

[1] [Der Vers ist in dieser Gestalt von Kaibel Com. Graec. frg. I 1, 138 angenommen, aber unter die Pseud-Epicharmen versetzt worden. Auf diese Streitfrage gehe ich hier nicht ein, da ich sie „Beiträge" VII, S. 5 ff. grundsätzlich behandelt habe.] Man denke an Boileaus oft zitierten Ausspruch: *Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable*, oder an Agathons: *τάχ' ἄν τις εἰκὸς αὐτὸ τοῦτ' εἶναι λέγοι κτέ.*

[2] *ἄπωθεν*, woran Ahrens dachte, widerstrebt dem Metrum, die von uns gewählte Form hingegen gilt jetzt für barbarisch (s. Dindorf im Thesaurus und im Lexic. Sophocl. s. v.). Sollte sie aber nicht durch das von Hesychius bezeugte *ἄπυθεν* geschützt sein, oder hat gar Epicharm die letztere Form gebraucht, gleichwie er *ὄνυμα* schrieb (Ahrens, II, 123)?

Mit anderen Worten: der Poltron pflegt ein Renommist zu sein.

Den gerade entgegengesetzten Gedanken enthält der ebendaselbst angeführte Vers eines Tragikers (adesp. 372 [= 449²] Nauck):

ὅ τοι θρασὺς πρὸς ἔργον ἐκ πολλοῦ κακός.

Derselbe unterliegt, wie ich denke, keinerlei kritischen Bedenken, da der naheliegende Einfall, *θρασύς* und *κακός* müßten den Platz tauschen, durch den Zusammenhang, in welchem das Zitat insbesondere bei Eustathius auftritt, widerlegt wird,[1] und da auch Naucks Äußerung: „*verba ἐκ πολλοῦ suspecta*" der Begründung zu entbehren scheint. Denn warum sollte die Phrase nicht ganz ebenso zur Bezeichnung räumlicher und zeitlicher Entfernung dienen, wie ihr Widerspiel *ἐξ ὀλίγου* das Gegenteil bedeutet? (Vgl. Thucyd. 2, 61, 2; 4, 108, 5; 5, 64, 3; 5, 65, 5; 5, 72, 1 — von Krüger gesammelte Stellen, durch welche mir dieselbe Ausdrucksweise auch 2, 11, 3 gesichert scheint trotz des im übrigen, wie ich glaube, wohl begründeten Änderungsvorschlags von Nauck, Krit. Bemerkungen V, 70.) [Vgl. auch Antipho or. V, § 19: *τὰ ἐκ πολλοῦ .... ἐπιβεβουλευμένα* oder Demosthenes or. XXI, § 41: *ἃ δ' ἂν ἐκ πολλοῦ .... πράττων τις φωρᾶται.*] Endlich sei in bezug auf *πρὸς ἔργον* noch auf Eurip. Heracl. 672 verwiesen: *ἤδη γὰρ ὡς εἰς ἔργον ὥπλισται στρατός*, wo Nauck, ich weiß nicht ob mit Unrecht, *ἐπ' ἔργον* vermutet. [Mein Herstellungsversuch des epicharmischen Bruchstücks 60 Lorenz hat Kaibel Com. Gr. frg. I 1, p. 129—130 nicht überzeugt. Desgleichen hat Nauck sich von meiner konservativen Behandlung des entsprechenden Tragikerverses nicht völlig befriedigt erklärt. Ich komme auf den Gegen-

---

[1] Ähnliches in Gedanken und Ausdruck bietet Herodot (7, 49 fin.): *ἀνὴρ δὲ οὕτω ἂν εἴη ἄριστος, εἰ βουλευόμενος μὲν ἀρρωδέοι, πᾶν ἐπιλεγόμενος πείσεσθαι χρῆμα, ἐν δὲ τῷ ἔργῳ θρασὺς εἴη* (was Thucyd. 2, 11, 3 *χρὴ δὲ ἀεὶ κτέ.* in paradoxer Weise umzustülpen scheint), während Antiphon (frg. 15 — Orat. att. II, 151) hierzu das Gegenstück liefert: *κακῶν δ' ἂν εἴη ἐπ' ἀποῦσι καὶ μέλλουσι τοῖς κινδύνοις τῇ γλώττῃ θρασύνεσθαι καὶ τῷ θέλειν ἐπείγειν, τὸ δὲ ἔργον ἂν παρῇ, ὀκνεῖν.*

stand, der nicht jeder grundsätzlichen Bedeutung entbehrt, gern zurück. „Der Furchtsame ist weit vom Schusse mutig" und: „Der Mutige ist, ehe es zum Handeln kommt, furchtsam" — beide Wahrnehmungen sind dem Leben entnommen, und es ist unstatthaft, im Banne des einen Gedankens den anderen, ihm entgegenstehenden nach seinem Ebenbild zu modeln. Darum bleibe ich dabei, daß der Tragikervers: *ὅ τοι θρασὺς πρὸς ἔργον ἐκ πολλοῦ κακός* richtig überliefert und keineswegs der Umstellung von *θρασὺς* und *κακὸς* oder sonst einer Änderung bedürftig ist. Der antiken Parallele (Anm. 2) möchte ich eine moderne beifügen, nämlich ein Wort Napoleons, das dieser zu Röderer gesprochen hat: *Quand je fais un plan militaire .... il n'y a pas d'homme plus pussillanime que moi. Je me grossis tous les dangers et tous les maux possibles dans les circonstances* (Taine, Le régime moderne I, 45). Damit verträgt es sich ganz wohl, daß ein andermal, wie in jenem von uns vermutungsweise hergestellten Verse Epicharms der entgegengesetzte Gedanke zum Ausdruck gelangt: der Poltron ist zumeist ein Renommist.]

11 So oft ich den bei Plutarch Mor. 75 F (I, 172, 5 Hercher) erhaltenen Vers lese:

πρὸς στάθμη πέτρον τίθεσθαι, μήτι πρὸς πέτρῳ στάθμην

12 (Nauck, adesp. 298), kann ich mich der — freilich unerweisbaren — Vermutung nicht erwehren, er möchte Epicharm angehören. Der körnige und körnig ausgedrückte Gedanke: „unser Denken muß sich nach den Dingen richten, da die Dinge sich nicht nach unserm Denken richten können," scheint mir ganz und gar den handfesten Verstand, den gesunden Mutterwitz des Verfassers von *νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν* zu verraten. Und das Versmaß ist eben jenes, dessen er sich mit Vorliebe bedient hat. Denn die Worte mit Hercher oder Wagner in zwei Verse zu verteilen, — welcher letztere übrigens, falls ich Recht habe, nicht auf völlig falscher Fährte war, als er an eines *„philosophi cujusdam officina"* dachte — davon sollte doch schon die epigrammatisch zugespitzte Antithese abhalten, die in einem Vers zu ungleich

wirksamerer Geltung kommt. [Mein Argument ist von Nauck, Kritische Bemerkungen VIII, 720 verstärkt worden (vgl. Epimetrum XXII, Nr. 28: Epicharmo probabiliter adscribit Gomperz), und Kaibel hat das Bruchstück unter die Pseud-Epicharmea als Fragment 276 aufgenommen.] Für die Einbuße aber, welche die Fragmente der Tragiker durch meine Vermutung (wenn sie als wahrscheinlich befunden wird) erleiden, schafft Plutarch selbst a. a. O. sofort ausreichenden Ersatz. Ich wenigstens kann nicht umhin, in den Worten: *εἰ καθάπερ οἱ τὸ ἀχανὲς θέοντες ἱστίοις πέλαγος* (p. 76, C — I, 91, 15 Dübner) eine poetische Reminiszenz zu erblicken. Es hieß wohl einst bei einem Tragiker:

ἀχανὲς θέοντες (oder *θέουσα* sc. *ναῦς*) *πέλαγος ἱστίων σθένει,*

indem die Segel mit Zugtieren verglichen wurden (vgl. Pind. Ol. VI, 22: *σθένος-ἡμιόνων*).

2. Die erstaunlichen Derbheiten und Nacktheiten, durch welche Zenons „Staat" im Altertum (wo man sich auf die gefälligen Interpretationskünste der Neuzeit schlecht verstand)[1] so großen Anstoß erregten, haben auch zu einem Witzwort Anlaß gegeben, welches Diogenes (VII, 4) uns aufbewahrt hat: *ἕως μὲν οὖν τινὸς ἤκουσε τοῦ Κράτητος· ὅτε καὶ τὴν Πολιτείαν αὐτοῦ γράψαντος τινὲς ἔλεγον παίζοντες ἐπὶ τῆς τοῦ κυνὸς οὐρᾶς αὐτὴν γεγραφέναι.* Die letzten

[1] Am weitesten geht in der Beschönigung alt-stoischer Roheit Wellmann („Die Philos. des Stoikers Zenon" in Fleckeisens Jahrb. 1873, 433 f.). Allein auch Zeller bleibt hinter der Wahrheit zurück, wenn er z. B. Chrysipp die schlimmsten Kruditäten des Diogenes nur „in Schutz" nehmen laßt (II³, 274 [= II⁴, 321]. Chrysipp hat den Cyniker darum belobt, wie uns Plutarch mit Chrysipps darauf bezüglicher Schrift vor Augen versichert. Denn auf ein wörtliches Zitat aus des letzteren *Πολιτεία* folgen die Worte: *εἶτα μικρὸν ἀπὸ τούτων προελθὼν ἐπαινεῖ τὸν Διογένη κτέ.* Und um Zenons „Aussagen über die Knabenliebe" so zu verstehen, wie Zeller dies will, muß man Sextus der Lüge oder des gröbsten, nicht einmal, sondern zehnmal begangenen Mißverständnisses zeihen; sagt er doch völlig unzweideutig: *ὅπου γε καὶ οἱ ἀπὸ τῆς κυνικῆς φιλοσοφίας καὶ οἱ περὶ τὸν Κιτιέα Ζήνωνα καὶ Κλεάνθην καὶ Χρύσιππον ἀδιάφορον τοῦτ' εἶναί φασιν* — (Pyrrh. hypot. III, 200—168, 18 Bekk.).

Worte sind bisher nicht beanstandet worden. Und doch hätte der Hundeschwanz als Schreibepult längst Bedenken erregen können! Natürlich meinten diese Witzköpfe, Zenon habe jene Jugendschrift nicht mit dem Stilus, sondern mit dem Hundeschweif geschrieben, gleichwie wir von einer rohen Pinselei sagen, sie sei mit dem Kehrbesen gemalt, oder von einem mit rücksichtsloser Grobheit abgefaßten Schriftstücke, es sei mit dem Dreschflegel geschrieben. (Demades spricht von einem Volksbeschluß, den nicht er, sondern der Krieg mit Alexanders Lanzenspitze geschrieben habe, Frg. 8 Sauppe; die mit Blut geschriebenen Gesetze Drakons und die in Geist getauchte Feder des Aristoteles, Bernays „Dialoge" Anm. 1, zeigen andere Varietäten dieser Bildersprache. [Auch das in Tod statt Tinte getauchte Schreibrohr bei Plutarch, Moralia 841 D = 1025, 37 Dübner.]) Allerdings sollte der Hundeschwanz auch an die „Hundephilosophie" erinnern, und da der Gründer der Stoa nicht zeitlebens zum „Schweif des Hundes", d. h. zum Anhang der zynischen Schule gehört hat, so war ein auf jene Lehrjahre hinweisendes „noch" (*ἔτι*) gar sehr an seinem Ort. Man lese also: *ἔτι τῇ τοῦ κυνὸς οὐρᾷ αὐτὴν γεγραφέναι.* [v. Wilamowitzens Einspruch Philol. Untersuchungen III, 156 Anm. 5 hat mich nicht überzeugt.]

Für die Verderbnis *ἔτι* zu *ἐπὶ* bedarf es freilich kaum besonderer Belege, so wenig als für die Verwechslung eines C mit I. Doch mag je ein sicheres Beispiel dieser Korruptelen hier Platz finden. Bei Ps. Hippocr. de arte § 11 (VI, 22, 2 Littré) bieten alle Ausgaben die Worte: *ἐπεὶ τῆς γε τέχνης τὴν δύναμιν, ὁκόταν τινὰ τῶν τὰ ἄδηλα νοσεύντων ἀναστήσῃ, θαυμάζειν ἀξιώτερον ἢ ὁκόταν ἐγχειρήσῃ τοῖς ἀδυνάτοις.* Wie wenig *ἐπεί* hierher paßt, lehrt ein Blick auf den Zusammenhang oder auch auf die Übersetzungen, welche die Partikel entweder ignorieren (Littré) oder in unmöglicher 14 Weise wiedergeben (Ermerins: „quare"). Die unvergleichliche Pariser Handschrift A zeigt auch hier wenn nicht das Richtige, so doch eine frühere Stufe der Verderbnis: *ἐπὶ τῆς τέχνης*, das heißt: *ἔτι τῆς τέχνης κτέ.*

Bei Herodot VI, 132, 17—18 heißt es von Miltiades, der von den Athenern Schiffe zu einem Unternehmen verlangt, über dessen Ziele er nur die vagsten Andeutungen erteilt: *λέγων τοιαῦτα αἴτεε τὰς νέας*, während Sinn und Sprachgebrauch gleich gebieterisch fordern: *τοσαῦτα*, — nur so viel sagend, ohne mehr von seinen Absichten zu verraten; vgl. die genau entsprechenden Stellen: *εἴπας τοσαῦτα ὁ Ἀμύντης μετεπέμπετο τὰς γυναῖκας* (VI, 18, 24—25): *τοσαῦτα δ' εἴπας ἄγειν* (so ist mit den besten Hss. zu schreiben statt *ἐπάγειν*, Stein setzt sinnwidrig *ἀπάγειν*) *ἐκέλευε τὸν Ἆπιν τοὺς ἱερέας* (III, 28, 13), *ὁ δὲ ὡς ταῦτα ἤκουσε, εἴπας τοσόνδε ἐχώρεε ἔξω* (IX, 111, 19—20); *τοσαῦτα εἴπας πρῶτον μὲν κτέ.* (I, 128, 11). Ein Schwanken der Hss. zeigt sich in diesem Punkte VI, 140, 1, wo Stein dem Sinn der Stelle und dem herodoteischen Sprachgebrauch zum Trotz *τοιαῦτα* statt *τοσαῦτα* schreibt:[1] aus gleichem Anlaß irrt er, wie ich denke, VII, 163, 1; nur VII, 49, 31 (ich zähle die Zeilen immer nach der Bekkerschen Ausgabe) ist Stein dieser Versuchung nicht erlegen. [Man vergleiche auch, wenn es not tut, Plato, Alcibiades II, 149 B: *τοσαῦτα εἰπεῖν, οὐκέτι περαιτέρω.*]

Unter den geistsprühenden Witzworten des Demades, welche H. Diels kürzlich aus einer Wiener Handschrift herausgegeben und im ganzen trefflich erklärt hat (Rhein. Mus. 29, 107 ff.), ist eines noch durch einen Flecken der Überlieferung verunziert und ward infolgedessen auch vom Herausgeber (wie ich glaube) gründlich mißverstanden. Es ist dies Nr. 4: *ὁ αὐτὸς Δημοσθένη ὅμοιον ἔφη ταῖς χελιδόσι· καὶ γὰρ ἐκεῖναι οὔτε καθεύδειν ἐῶσιν οὔτε γρηγορεῖν δύνανται, καὶ Δημοσθένης οὔτε ἡσυχίαν ἄγειν ἐᾷ οὔτε ἄξιον οὐδὲν τῆς πόλεως ἐπιβάλλεται.* Dazu bemerkt der Herausgeber (S. 110—111):

[1] Die Worte lauten: *τότε μὲν τοσαῦτα· ἔτεσι δὲ κάρτα πολλοῖσι ὕστερον κτέ.* Damit vergleiche man: *τότε μὲν τοσαῦτα, ἡμέρῃσι δὲ ὕστερον ὡς εἴκοσι κτέ.* (III, 65, 1); *τότε μὲν τοσαῦτα, μετὰ δὲ κτέ.* (IV, 150, 23—24); *τότε μὲν ἐς τοσοῦτο ἤλασαν· ἐπεὶ δὲ ἡ κυρίη ἐγένετο κτέ.* (V, 50, 1); *ταῦτα μὲν ἐπὶ τοσοῦτο ἐλέγετο, μετὰ δὲ εὐφρόνη τε ἐγίνετο κτέ.* (VII, 12, 1); *τὰ μὲν ἀπὸ Σικελίης τοσαῦτα. Κερκυραῖοι δὲ κτέ.* (VII, 168, 1); *ταῦτα μέν νυν ἐς τοσοῦτο ἐγένετο* (VIII, 125 fin.).

15 „Demosthenes soll also darin den Schwalben gleichen, daß diese mit ihrem Zwitschern im Schlafe stören, ohne jedoch durch ihr Wachen (wie Hunde) zu nützen. Es läge nahe, für *γρηγορεῖν* ein passenderes Wort wie etwa *ᾄδειν* zu verlangen, zumal da *γρηγορεῖν* jedenfalls der Originalfassung fremd gewesen ist (s. Lobeck, Phrynich. p. 119), allein mir scheint überhaupt die ganze Erklärung von *καὶ γὰρ — ἐπιβάλλεται* späterer Zusatz. Denn man denkt doch bei dem Vergleiche sofort an das *χελιδονίζειν*, womit die Griechen gerne unverständliches Sprechen bezeichnen (Aeschyl. Ag. 1050 D. u. a.), so daß Demades auf die stammelnde Sprache des Demosthenes, die ihm zuerst so hinderlich war, anspielt." [Man vergleiche jetzt Leo Sternbach, der Wiener Studien X, 222 das ebenso geistvolle als bösartige Wort des Demades seiner ursprünglichen Gestalt näher gebracht hat. Er tilgt die im Gnomologium Vaticanum vollständig fehlende und eine schiefe Deutung enthaltende Nutzanwendung: *καὶ Δημοσθένης — ἐπιβάλλεται*, und er nimmt meinen in einer Anmerkung zögernd vorgebrachten Eventualvorschlag, *ἐγρηγορεῖν* durch *ἐγείρειν* zu ersetzen, an. So hat denn der Vergleich des Demosthenes und seiner Staatsreden mit den Schwalben und ihrem Gezwitscher also zu lauten: *καὶ γὰρ ἐκεῖναι οὔτε καθεύδειν ἐῶσιν οὐδ'* (von Sternbach gerechtfertigt) *ἐγείρειν δύνανται*.]

16 Demosthenes und seine Staatsreden werden mit der Schwalbe und ihrem Gezwitscher verglichen, das „nicht leise genug ist, um uns ruhig schlafen zu lassen, und nicht laut genug, um uns zu unserem Tagwerk zu erwecken". Die Wirkung ist eben ein gestörter, unruhiger, unterbrochener Schlummer, und diesem sollte augenscheinlich der Zustand Athens unter dem Einflusse der „halben" demosthenischen Kriegspolitik gleichen.

Ein dem Bion beigelegter Ausspruch ist, so viel ich sehe, bisher nicht richtig verstanden worden: *τὸ γῆρας ἔλεγεν ὅρμον εἶναι τῶν κακῶν· εἰς αὐτὸ γοῦν πάντα καταφεύγειν* (Diog. L. IV, 48). Das Wörtchen *γοῦν* nötigt uns nämlich, falls es nicht völlig bedeutungslos sein soll, zu einer Auf-

fassung dieses Dictums, das ein sehr geistreiches bon-mot an die Stelle einer ziemlich trivialen Sentenz setzt. Irgend jemand, wahrscheinlich ein Dichter, hatte zum Preise des Greisenalters das kühne Wort gesprochen: „Das Alter ist der Übel sichrer Port“ (vielleicht: *τὸ γῆρας ὥσπερ ὅρμος ἐστὶ τῶν κακῶν*, s. unten). Darauf erwidert der witzige Borysthenite: „Du magst wohl Recht haben, zum mindesten versammeln sich in ihm alle Übel“. Er verwandelte also 17 das überschwänglichste Lob in den beißendsten Tadel bloß indem er dem Genitiv *κακῶν* eine andere, grammatisch ebenso berechtigte Deutung lieh und somit aus der Zuflucht vor den Übeln die Zuflucht- und Versammlungsstätte dieser selbst machte. Jene Verherrlichung des beschaulichen und leidenschaftslosen Alters aber, in dem die Menschen wie in sicherem Hafen geborgen von den Stürmen des Lebens ausruhen, mag uns freilich ausschweifend erscheinen; dem Altertum war aus Gründen, die ich hier nicht weitläufig ausführen mag, diese Auffassung geläufig genug.[1] Man vgl. den ganzen *ἔπαινος γήρως* betitelten Abschnitt in der Blumenlese des Stobäos oder Heraclit. alleg. hom. c. 61 fin.: *πολλὰ δὲ καὶ γῆρας, ἱεροὶ τῶν τελευταίων χρόνων λιμένες, ἀσφαλὲς ἀνθρώποις ὅρμισμα.* Zum Ausdruck aber vgl. man Aeschyl. Suppl. 471 (Dind.): — *κοὐδαμοῦ λιμὴν κακῶν*, Critias frg. 2, 20 (Bergk, P. L. G. II[4] p. 281): *ὕπνον-τὸν καμάτων λιμένα*, π. *ὕψους* p. 21, 9 Jahn [= 17, 13 Vahlen[4]]: *ἀλλ' ἡμῖν μὲν δυσδαιμονοῦσιν ἀπόκειται λιμὴν κακῶν ὁ θάνατος.* Ebenso nennt Aeschyl. frg. 343 [= 353[2]] (Nauck) den Tod *μέγιστον ῥῦμα τῶν πολλῶν κακῶν.*

Ein ähnlicher Scherz, wie er hier dem Bion in den Mund gelegt wird, findet sich zweimal beim Komiker Antiphanes (ap. Stob. Floril. 116, 14 — von Cobet Var. Lect. p. 164 behandelt und vortrefflich erklärt — und 15, auch Paroemiogr. gr. II, 774):

[1] Was in Jacob Grimms Rede „über das Alter“ („Auswahl“ S. 156—157) vielleicht mit allzu leisen Strichen angedeutet ist.

πρὸς γὰρ τὸ γῆρας ὡς πρὸς ἐργαστήριον
ἅπαντα τἀνθρώπεια προσφοιτᾷ κακά
[II, 120, Nr. 255 Kock]

und

τὸ γῆρας ὥσπερ βωμός ἐστι τῶν κακῶν·
πάντ' ἔστ' ἰδεῖν εἰς τοῦτο καταπεφευγότα
[II, 116, Nr. 240, 3/4 Kock].

Vielleicht sollte man das von Arsenius dargebotene γάρ in den Text aufnehmen und τοῦτο durch τόδε ersetzen. Möglich, aber auch nur möglich ist es, daß βωμός ein bloßer Schreibfehler für ὅρμος ist:[2] dann hätte auch der Komiker an den Vers eines Tragikers parodierend angeknüpft:

18 „τὸ γῆρας ὥσπερ ὅρμος ἐστὶ τῶν κακῶν"·
πάντ' ἔστ' ἰδεῖν γὰρ εἰς τόδε καταπεφευγότα.

Sicherlich ist dies in dem von Stobäos a. a. O. Nr. 9 aufbewahrten Bruchstück aus den Χαλκεῖα des Menander [Frg. 509 Kock] geschehen:

„οὐκ ἂν γένοιτ' ἐρῶντος ἀθλιώτερον
οὐδὲν γέροντος" — πλὴν ἕτερος γέρων ἐρῶν.
ὃς γὰρ ἀπολαύειν βούλεθ' ὧν ἀπολείπεται
διὰ τὸν χρόνον, πῶς οὗτος οὐκ ἔστ' ἄθλιος;

Oder glaubt man wohl, es könnte sich Menander ohne solchen parodistischen Anlaß so possenhaft ausgedrückt

[1] Man poche nur nicht allzu sehr auf die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, daß ein in den Zusammenhang an sich so wohl passendes Wort wie βωμός einer bloßen Buchstabenverderbnis oder einem Gedächtnisfehler entstamme. Der Zufall spielt bisweilen gar seltsam mit den Texten. Bei Galen, de usu part. I, 2 (III, 4, 3 Kühn [= I, p. 3 Helmreich]) liest man: οὔκουν γυμνὸς οὐδ' ἄοπλος οὐδ' εὔτρωτος οὐδ' ἀνυπόδετος ἄνθρωπος. Wer könnte hier eine Irrung wittern, wenn es nicht sonnenklar wäre, daß dem Schreibenden Platons Worte: τὸν δὲ ἄνθρωπον γυμνόν τε καὶ ἀνυπόδητον καὶ ἄστρωτον καὶ ἄοπλον (Protag. 321 C) vorschweben und εὔτρωτος mithin (da an eine absichtliche Veränderung eben dieses einen Wortes und seine Ersetzung durch ein gerade so ähnlich klingendes nicht zu denken ist) entweder auf einem lapsus memoriae des Autors oder wahrscheinlicher auf einem Fehler seines Platon-Exemplares beruht? (Denn daß Galen selbst so schrieb, scheint der Gegensatz δυστρωτότερον (Z. 5) zu lehren, wenngleich εὔτρωτος anderweitig nicht nachgewiesen ist.)

haben: „es gibt nichts Elenderes als einen verliebten Greis, es wäre denn ein anderer verliebter Greis"? Am gelungensten war der Spaß, wenn der zweite verliebte Alte den ersten, pathetisch deklamierenden, mit den Worten πλὴν — ἐρῶν geradezu unterbrach; dann mag der erste die Rede wieder aufgenommen und jener Sentenz ihre Begründung hinzugefügt haben. [Naber, dem Nauck, Bemerkungen zu Kocks Komikerfragmenten S. 116 zustimmt, vermutet: πλὴν ἕτερος γεραίτερος.]

Einem Verse des euripideischen Philoktet hingegen (791, 1 [= 793, 1²] N.), der bei Stob. Flor. 39, 13 und bei Clem. Strom. VI, 739 Pott. ohne Zusatz erscheint, haftet in einem dritten Zitat (Stob. Flor. 59, 18) eine Zutat an, die meines Erachtens nur das Werk eines Komikers sein kann:

„μακάριος ὅστις εὐτυχῶν οἴκοι μένει"·
ἐν γῇ δ' ὁ φόρτος καὶ πάλιν ναυτίλλεται.

Kaum hat der Kaufmann das Land betreten, so vergißt er die Vorsätze, die er auf hoher See gefaßt hatte, — nicht minder rasch als Horazens Wucherer die seinen.

19 In welcher Ausdehnung die verwandte Sentenz des Äschylos und Sophokles eine Domäne der komischen Dichter geworden ist, lehren die Zusammenstellungen Naucks zu Aesch. frg. 310 [= 317²]. Hatte doch dieser Kritiker unzweifelhaft Recht, als er den zweiten Vers des Bruchstücks dem Äschylos absprach und einem Komiker zuwies. (Auch hier wird der erste Vers gelegentlich allein angeführt, bei Stob. Flor. 39, 14, wo er dem Sophokles zugeschrieben wird, Frg. 849 [= 848²]). Oder, genauer gesprochen, auch der Vers des Äschylos war einer Figur der Komödie in den Mund gelegt worden:

A. „οἴκοι μένειν χρὴ τὸν καλῶς εὐδαίμονα."
B. καὶ τὸν κακῶς πράσσοντα; A. καὶ τοῦτον μένειν.[1]

[1] Wie plump erscheint doch Dindorfs Vorschlag (zu Clem. Strom. VI, 739, wo das Bruchstück neben dem oben behandelten euripideischen und neben einer parodistischen Nachbildung Menanders erscheint, wo man also gleichsam in die Werkstätte all dieser Parodien hineinblickt), den zweiten Vers als „spurius" zu tilgen!

Und nicht minder sicher ist desselben Kritikers Annahme, daß bei Theopomp (ap. Athenae. IV, 175 B):

Εὐριπίδου τἄρ᾽ ἐστὶν οὐ κακῶς ἔχον·
τἀλλότρια δειπνεῖν τὸν καλῶς εὐδαίμονα

das Verbum *δειπνεῖν* dem Komödiendichter angehört, während Euripides *φεύγειν* oder etwas Ähnliches geschrieben hatte (Eurip. frg. 886 [= 894^2]). Ganz ebenso liegt uns, wenn ich nicht irre, in dem Verse:

οὐδὲν φρονεῖ δίκαιον ἐστυκὼς ἀνήρ

(Jacobi, Supplem. CCCLXVII) der nur durch Vertauschung eines Wortes parodierte Vers eines Tragikers vor. Und was die Lachmuskeln der Hörer reizen sollte war eben dies, daß sich mitten in die wohlgewählten und würdevollen Worte das unflätige *ἐστυκώς* grell kontrastierend hineinschob. Dem Sinn und Versmaß würde *ὀργισθείς* entsprechen oder *οἰνωθείς*. Vgl. Eurip. 429 [= 425^2]: *ὅστις γὰρ ἀστῶν πλέον ἔχειν πέφυκ᾽ ἀνήρ, | οὐδὲν φρονεῖ δίκαιον* — und Soph. 844 [= 843^2] — *πᾶς γὰρ οἰνωθεὶς ἀνήρ | ἥσσων μὲν ὀργῆς ἐστι κτέ.* Solche zerstreute Partikeln der tragischen Rede pflegen gelegentlich einmal zu einem Verskrystall zusammenzuschießen.

Wie viele Parodien würden uns bei Aristophanes verborgen bleiben, wenn wir die Scholien nicht besäßen, und wie viel Derartiges mag noch in den Bruchstücken der Komiker unerkannt und unerkennbar schlummern. Doch auch das Erkennbare ward nicht immer wahrgenommen. Sogleich in der nächsten Nummer bei Jacobi-Meineke: *ἄνδρες Ἑλλήνων ἄριστοι, καταβαλεῖν παράστασιν* sind die ersten drei Worte — wie der Widerspruch zwischen dieser pomphaften Einleitung und der Trivialität der Fortsetzung lehrt — augenscheinlich der Tragödie entnommen, gerade wie das analoge *ἄνδρες Ἑλλήνων ἄκροι* (Eurip. 701 [= 703^2] von Aristophanes (Acharn. 496 Dind.) scherzhaft umgebildet und von Alexis (ap. Athenae. XV, 691 F) parodistisch wiederholt wurde. Und sollte wirklich noch niemand den parodistischen Anklang an das allbekannte: *ἐχρῆν γὰρ ἡμᾶς σύλλογον ποιουμένους κτέ.* (Eurip. 452 [= 449^2] erkannt haben

in den bei Jacobi-Meineke (CCCLXIX) aus Orionis gnomol. p. V, 27 Ritschl, angeführten Versen eines Komikers:

> *ἔδει γὰρ ἡμᾶς τῷ θεῷ θύειν ὅταν*
> *γυνὴ κατορύττηθ᾽, ὅταν δὲ νομφικοὺς*
> *δόμους ἐσέλθῃ, τότ᾽ ἀποδύρασθαι τύχην*)?[1]

Hart an die Parodie streift mitunter die polemische Anspielung, und so will ich denn diese Ährenlese mit dem Nachweis eines bisher nicht bemerkten indirekten, aber herben Tadels schließen, den ein princeps tragoediae gegen den anderen schleudert. Dort, wo sich Platon auf das heftigste gegen die Dichter ereifert, welche die Gottheit, den Urquell alles Guten und nur des Guten, den Menschen auch Böses zufügen lassen, führt er mit Ausdrücken schwerer Anklage und Verdammnis zwei Verse des Äschylos an (Resp. II, 380 A), die seither als der Typus dieser Ketzerei und Blasphemie gegolten haben (*τὰ τοιαῦτα δυσφημήματα* Plut. Mor. 1065 B) und vor welchen die Jugend nicht nachdrücklich genug gewarnt werden konnte (ders. 17 B): 21

> — *θεὸς μὲν αἰτίαν φύει βροτοῖς,*
> *ὅταν κακῶσαι δῶμα παμπήδην θέλῃ*
>
> Aesch. frg. 151 [= 156[2]].

Nun kennt man des Euripides strenge Anforderungen an die Sittlichkeit der Götter, die ihn gelegentlich bis zur Verwerfung der unwürdigen Bestandteile des Mythenglaubens führen;[2] man vergleiche z. B. was Nauck in der seiner Ausgabe vorangeschickten Abhandlung, Anm. 54, zusammengestellt

---

[1] So mag man beispielsweise das in seinen Schlußworten schwer verderbte und verkürzte Bruchstück ergänzen. Überliefert ist: *κατορύττηται τάφῳ, οὐχ ὅταν γαμεῖν.* Sollte *τάφῳ* richtig sein, so müßte es wohl heißen: *γυνὴ τάφῳ κρύπτηθ᾽*, doch scheint der derbere Ausdruck der Absicht des unbekannten komischen Dichters besser zu entsprechen.

[2] Darüber, wie über die Moral des Euripides im allgemeinen, handelt in ausgezeichneter Weise Ernest Havet in seinem lange nicht genug gekannten und geschätzten Werke: Le christianisme et ses origines (L'hellénisme), Tome I, p. 103f. — Xenophanes, Euripides, Platon, Epikur, — diese vier Personen bezeichnen einige der Hauptetappen in der fortschreitenden Versittlichung des antiken Götterglaubens.

hat, insbesondere Frg. 294, 7 [= 292, 7²]: *εἰ θεοί τι δρῶσιν αἰσχρόν, οὐκ εἰσὶν θεοί* oder Iph. Taur. 391: *οὐδένα γὰρ οἶμαι δαιμόνων εἶναι κακόν.* Nicht minder bekannt ist seine Neigung, den großen Vorgängern, Sophokles und vornehmlich Äschylos, etwas am Zeuge zu flicken; man vergleiche gleichfalls Nauck ebendaselbst Anm. 83: „*maxime illud memorabile est, quod Aeschylum et Sophoclem audet in tragoediis oblique perstringere*". Wer wird es nun bezweifeln wollen, daß der Dichter diesen beiden so verschiedenen Tendenzen seines Wesens gleichzeitig gerecht ward, als er die Verse schrieb:

σῶσαι γὰρ ὁπόταν ⟨δῶμα⟩ τῷ θεῷ δοκῇ,
πολλὴν δίδωσι πρόφασιν εἰς σωτηρίαν
(frg. 1074 [= 1089²]).

In dem nachdrücklich und gleichsam gegensätzlich vorangestellten *σῶσαι* (auch der lautliche Anklang an *κακῶσαι* wird nicht ganz zufällig sein) liegt meines Bedünkens eine unverächtliche Bekräftigung meiner Annahme. Die Ergänzung *δῶμα* soll natürlich nicht die Frage umgehen; wer meiner Auffassung beipflichtet, wird dieses Supplement (mit welchem 22 jene keineswegs steht und fällt) nicht unwahrscheinlich finden; an sich ist es vielleicht nicht schlechter als Naucks *ἄνδρα* und besser als das von H. Grotius am Versende hinzugefügte *τινά* oder das von Düntzer (Philol. V, 191) statt dessen vermutete *βροτόν.* Wenn ich hingegen mit H. Grotius das metrisch unmögliche *πολλὰς προφάσειν δίδωσιν* in *πολλὴν δίδωσι προφάσιν* verwandle, so leitet mich hierbei hauptsächlich die Erinnerung an Frg. 408, 2 [= 404²]: *πολλὴν δίδωσιν ἐλπίδ'* —, die wohl Meineke und neuerlich H. Diels entschwunden war, als sie *προφάσεις* durch *λαβάς* ersetzen wollten. Und nicht minder dünkt mir O. Hense im Unrecht zu sein, wenn er (Krit. Blätter, 81) *προφάσεις δίδωσι ⟨χοὖτος⟩* zu schreiben vorschlägt und gegen „die Interpolation von Grotius" einen kritischen Kanon ins Feld führt, den er selbst sofort wenn nicht dem Buchstaben, so doch dem Geiste nach gröblich verletzt. Denn seine These: „Umstellungen der Worte können doch nur dann probabel sein, wenn damit

nicht weitere Änderungen verknüpft sind", kann doch nur besagen wollen, man solle nicht ohne Not gewaltsame Änderungen häufen. Was ist aber, so darf ich wohl Freund Hense fragen, in Wahrheit weniger gewaltsam: seine Tilgung des völlig sinngemäßen *πολλάς* und dessen Ersetzung durch das im besten Fall müßige *χοῦτος*, oder unsere Annahme. Theophilus habe sich diesen Vers des Euripides durch Umwandlung der nicht eben gewöhnlichen Einzahl in die Vielzahl und durch Herstellung der natürlichen Wortfolge mundgerecht gemacht, gerade wie er eine Zeile später den Vers des Thestios (ein Tragiker, den sich der gelehrte (!) Bischof aus dem Thyestes des Euripides erschaffen hat) um Versmaß und Feinheit des Ausdrucks völlig unbekümmert zu dem plumpen Machwerk vergröbert hat: *θεοῦ θέλοντος σώζῃ, κἂν ἐπὶ ῥιπὸς πλέῃς* (statt: *θεοῦ θέλοντος κἂν ἐπὶ ῥιπὸς πλέοις*, Frg. 401 [= 397²] N.).[1] Nicht H. Grotius, sondern den Bischof von Antiochien trifft mit Grund der Vorwurf der Interpolation, und interpolierten Texten gegenüber sind gelinde Heilmittel nicht besser an ihrem Platze als gewaltsame Änderungen gegenüber von naiven Verderbnissen.

3. Aeschyl. Pers. 629—632 (Dind.) liest man wie folgt: 23

> *Γῆ τε καὶ Ἑρμῆ βασιλεῦ τ' ἐνέρων*
> *πέμψατ' ἔνερθε ψυχὴν ἐς φῶς·*
> *εἰ γάρ τι κακῶν ἄκος οἶδε πλέον,*
> *μόνος ἂν θνητῶν πέρας εἴποι.*

Ich habe gegen das Wort *θνητῶν* längst einige Bedenken auf dem Herzen, über die ich gern einmal das Urteil der Äschylos-Kritiker[2] vernehmen möchte. Kann der Geist des

---

[1] Theophil. ad Autolyc. II, 87 b; vgl. H. Diels' (Rhein. Mus. 30, 172 ff.) lehrreichen Aufsatz über: „eine Quelle des Stobäus".

[2] Einer der vorzüglichsten von diesen, Wecklein, glaubt in Erwiderung einer Anfrage, die ich an ihn zu richten mir erlaubte, „versichern zu können, daß an *μόνος ἂν θρήνων* noch niemand gedacht hat". Wichtiger ist es, daß er meine Mutmaßung billigt, während ihn vorher Oberdicks Umstellung der zwei Worte *ἄκος* und *πέρας* nahezu befriedigt hatte. [Auch Weil hat meine Vermutung, Revue de Philologie 1884, p. 30 gebilligt und in den Text seiner letzten Äschylos-Ausgabe aufgenommen.]

abgeschiedenen Darius, der hier heraufbeschworen wird, füglich ein „Sterblicher“[1] heißen? Und — dies zugegeben — warum sollte er als solcher bezeichnet werden, da es ja an sich völlig gleichgültig ist, ob ein Mensch oder ein Gott die ersehnte Hilfe bringt? Und endlich, wird nicht, indem man *κακῶν* auch zu *πέρας* denken muß, der Ausdruck pleonastisch? Sobald das Heilmittel eines Übels gefunden ist, ist ja selbstverständlich auch sein Ende gefunden. Darum vermute ich, daß der Dichter nicht *θνητῶν*, sondern *θρήνων* geschrieben hat. Dieselbe Verderbnis hat das Wort auch Eurip. frg. 577 [= 573²] erfahren, wenn anders (wie ich denke) die Änderung von Burgess wohl begründet ist: *ἀλλ' ἔστι γάρ τοι κἀν κακοῖσιν ἡδονή | θρήνων τ'* (codd. *θνητοῖς*) *ὀδυρμοὶ δακρύων τ' ἐπιρροαί.* Im übrigen vgl. man die augenscheinliche Nachbildung unserer Stelle bei Eurip. frg. 904 [= 912²], 9—13 (schlagend verbessert von Nauck, Krit. Bem. VI, 337): *πέμψον δ' ἐς φῶς ψυχὰς ἐνέρων — εὑρεῖν μόχθων ἀνάπαυλαν.*

Ein Ausspruch des Antipater, der in meiner Bearbeitung von Philodemus de ira (p. 113) mit dem traurigen Zeichen des Kreuzes versehen ist, konnte dank Büchelers Vorgang und durch Nachprüfung des Originalpapyrus endgültig geordnet werden: *ὁ δ' Ἀντίπατρος εἰ καὶ πρὸς τὰ θηρία θυμοῦ χρεία πυνθάνεται, καὶ πρὸς τοὺς ἀνταγωνιστὰς τῶν ἀλειπτῶν*
24 *κραυγαζόντων „ἄνευ θυμοῦ“.* Der Stoiker, wahrscheinlich der jüngere dieses Namens,[2] leistet hier dem Epikureer erwünschte Beihilfe gegen die gemeinsamen — peripatetischen — Gegner und ihre geistvoll illustrierte Lehre von der Unentbehrlichkeit der Leidenschaften, insbesondere des Zornmuts (vgl. Philod. l. l. mit Plut. De cohibenda ira c. 9. Mor. p. 554—

[1] Man möge mir nicht Sophocl. frg. 515 [= 518²], wo die Sache anders liegt, entgegenhalten: *βιοτῆς μὲν γὰρ χρόνος ἐστὶ βραχύς, | κρυφθεὶς δ' ὑπὸ γῆς κεῖται θνητὸς | τὸν ἅπαντα χρόνον.*

[2] Der Tyrier ist zwar minder berühmt als der Tarsenser, allein er steht dem Autor zeitlich und, wie es scheint, auch persönlich nahe genug, um eine genauere Bezeichnung entbehrlich zu machen. Vgl. Comparetti, Papiro ercol. ined. p. 103 und meine Bemerkungen in Jen. Lit. Ztg. 1875, Art. 539 (zu Ende).

555 Dübn. und Frg. p. 46). Er glaubt die Behauptung der Aristoteliker ad absurdum zu führen durch die Frage, ob denn auch im Kampfe mit wilden Tieren der Zornmut unerläßlich sei, während doch selbst die Fechtlehrer ihren Zöglingen zurufen: „nur keine Leidenschaft“. (Derartige Ausrufe der *ἀλεῖπται* kennt auch Epictet, Dissert. III, 26, 22.) Bücheler ward auf die Fechtmeister geführt (Zs. f. öst. Gymn. 1864, 587) durch die rechtzeitige Erinnerung an Seneca de ira II, 14, 2: *nec cum ira suadet feriunt, sed cum occasio; Pyrrhum maximum praeceptorem certaminis gymnici solitum aiunt is quos exercebat praecipere ne irascerentur.* Die „Bestien“ verdanke ich dem Papyrus, in welchem ich (Jan. 1867) statt der Zeichen IP des Oxforder Apographum sicher zu erkennen glaubte PI; auch den zu *Ἀντίπατρος* gehörenden Artikel, den dieses Apographum darbietet, glaubte ich, wenngleich mit etwas geringerer Sicherheit, daselbst wahrzunehmen.

Nur die tiefe Entfremdung, die bis vor nicht langer Zeit zwischen der klassischen Philologie und der Geschichte der Wissenschaften bestanden hat, läßt es begreifen, kann es aber freilich nicht im mindesten entschuldigen, daß die Werke eines der größten wissenschaftlichen Genies aller Zeiten, daß die Schriften des Archimedes sich noch im Zustande der traurigsten Verwahrlosung befinden. Ein Beispiel mag genügen. Den Schluß der wundervollen Schrift über die Sandzahl bilden die Worte: *διόπερ ᾠήθην καί τινας οὐκ ἀνάρμοστον εἴη ἔτι ἐπιθεωρῆσαι ταῦτα.* So liest man noch in der Oxforder Ausgabe von 1792 — und daß dies die jüngste Ausgabe ist, gereicht den Philologen nicht zur Ehre — und auch in einer neueren englischen Übersetzung des Buches finde ich die sinnlosen Worte nicht minder sinnlos wiedergegeben. 25 Archimedes schrieb an Gelon gewendet, dem der Arenarius gewidmet ist und den er wenige Zeilen vorher wieder anredet: *διόπερ ᾠήθην καὶ τὶν οὐκ ἀνάρμοστον εἶμεν ἐπιθεωρῆσαι ταῦτα.* (So ward ehedem auch in dem angeblichen Briefe des Archytas an Platon bei Diog. L. VIII, 80 statt *τίν* gelesen *τινά*). [Eine Parallele bietet Kaiser Julian or. VII, 205 C. = I, 265 Hertlein: *μικρὰ δὲ ὑπὲρ τοῦ μύθου . . . . οὐκ*

ἀνάρμοστον ἐμοί τε φάναι ὑμῖν τε ἀκοῦσαι. Meine Besserung ist auch von Theodor Bergk (Fünf Abhandlungen usw. S. 161 f.) gefunden worden. Heiberg (Archimedis opera II) hat sie in den Text aufgenommen, jedoch mit einer von Madvig vorgeschlagenen Modifikation (*ᾠήθην κα καὶ τὶν οὐκ ἀναρμοστεῖν*), die ich nicht als wohl begründet ansehen kann].

Dem Argumentum des Oedip. tyr. folgt in den Sophokles-Hss. eine Erörterung der Frage: *διὰ τί τύραννος ἐπιγέγραπται.* Da heißt es unter anderem (p. 105, 21 Nauck): *χαριέντως δὲ* ΤΥΡΑΝΝΟΝ *ἅπαντες αὐτὸν ἐπιγράφουσιν ὡς ἐξέχοντα πάσης τῆς Σοφοκλέους ποιήσεως.* Irgend etwas *χαριέντως* zu tun ist nicht eben häufig die Sache „aller Welt", vielmehr pflegt es das Vorrecht jenes erlesenen Kreises zu sein, welcher auch den Griechen nicht *ἅπαντες* und auch nicht *οἱ πολλοί*, sondern *οἱ χαρίεντες* heißt. Um so besser für alle Welt, wenn dies eine Mal wenigstens so gehässige aristokratische Vorurteile verstummen müssen. Doch das herrliche Kompliment wird sogleich von zwei Seiten arg durchlöchert. Die vorangehende Zeile meldet uns nämlich, daß das Drama (wie freilich sattsam bekannt) zum Unterschiede vom Ödipus auf Kolonos eben Oedipus tyrann. genannt ward, und die nächste Zeile erzählt von Einigen (*εἰσὶ δὲ καὶ*), welche diesen Ödipus gar nicht *τύραννος* (weder mit noch ohne Beisatz), sondern *πρότερος* nannten mit Rücksicht auf die Zeitfolge der Handlung und auch auf die Epoche der Aufführung. So müssen wir denn, minder allerweltsfreundlich als die Handschriften, notgedrungen annehmen, daß Witz und Geistesanmut auch diesmal das Eigentum einer bevorzugten Minderheit waren, und daß gleichfalls nur Einige das Meisterwerk des Dichters den Tyrannen oder Herrscher schlechtweg betitelt haben: *χαριέντως δὲ* ΤΥΡΑΝΝΟΝ *ἁπλῶς τινὲς αὐτὸν ἐπιγράφουσιν κτέ.* Vgl. Argum. Ajac. (3, 13 N.): *ἐν δὲ ταῖς διδασκαλίαις ψιλῶς* ΑΙΑΣ *ἐπιγέγραπται.* [Diese Besserung ist ungefähr gleichzeitig von Wecklein gefunden und mitgeteilt worden.]

Das von Halm (Lect. stob. 2, 37) behandelte demokritische Bruchstück (addend. ex edit. Froben. ap. Gaisford., Vol. IV, p. 372 ed. Lips.) läßt sich — nur in den ersten

Worten nicht mit völliger Sicherheit — also ordnen: *διηνεκὴς ⟨ἀνίης⟩ αἰτίη* (cod. *ἐπὶ*)[1] *πᾶσι ἀνθρώποισι ἡ τοῦ πλούτου ἐπιθυμίη· μὴ κτηθεὶς* (cod. *κτηθεῖσα*) *μὲν γὰρ τρύχει, κτηθεὶς* (cod. *κτηθεῖσα*) *δὲ βασανίζει τῇσι φροντίσι, ἀποκτηθεὶς* (cod. *ἀποκτηθεῖσα*) *δὲ τῇσι λύπῃσι.* [Anders Diels, Vorsokratiker I[2], 446, 1.]

Den ersten Schritt zur Herstellung eines ungleich bedeutenderen Fragments des Abderiten hat derselbe Gelehrte einige Zeilen vorher getan. Den Sinn desselben (ap. Stob. Flor. 46, 48) hatte bereits Jacobs (dessen Detailbehandlung des Bruchstücks eine keineswegs glückliche ist) klar erkannt und dargelegt: „*inter vitia, quibus civitates ad popularem formam descriptae laborant, hoc quoque esse dicit Democritus, quod, novis quotannis magistratibus creatis, iis qui jus ad severam legem dixerint, anno suo elapso iisdem fiant obnoxii, quorum prius coercuerint insolentiam* (Lect. stob. 19). Das Fragment lautet, von einigen mutwilligen Verderbnissen neuerer Herausgeber befreit, also: *οὐδεμία μηχανὴ τῷ νῦν κατεστεῶτι ῥυσμῷ μὴ οὐκ ἀδικέειν τοὺς ἄρχοντας, ἢν καὶ πάνυ ἀγαθοὶ ἔωσι. οὐδενὶ γὰρ ἄλλῳ ἔοικε ἢ ἑωυτῷ τὸν αὐτὸν ἐπ' ἑτέροισι γίνεσθαι. δεῖ δέ κως οὕτω καὶ ταῦτα* (*τοῦτο κατὰ ταῦτα*?) *κοσμηθῆναι, ὅκως* [*ὁ μηδὲν ἀδικέων*?] *ἢν καὶ πάνυ ἐτάζῃ*,[2] *τοὺς ἀδικέοντας, μὴ ὑπ' ἐκείνους γενέσθαι, ἀλλά τις ἢ θεσμὸς ἤ τι ἄλλο ἀμυνέει τῷ τὰ δίκαια ποιεῦντι.*

Das verderbte Gleichnis aber kann, wenn es schön und kräftig sein soll, kaum einer anderen Sphäre entnommen sein als der Tierwelt (auf die Tierfabel nimmt auch Frg. 21 Müll. Bezug — *τῇ Αἰσωπηίῃ κυνὶ ἰκέλη* —: staatliche Verhältnisse durch Analogien aus dem Tierleben zu illustrieren, hat auch Demokrits jüngerer Zeitgenosse Antisthenes verstanden, bei Arist. Polit. III, 13, 1284a 15). Man schreibe mit gelindester Änderung: *ἢ τῷ τὸν αἰετὸν ἐπ' ἑρπετοῖσι*

[1] Aus AITIH ward zuerst ЕПН, dann ЕПІ. Dialektische Änderungen habe ich nicht ausdrücklich angemerkt, so wenig wie bei den späterhin zu erörternden Stellen der hippokratischen Schriften.

[2] Nämlich *ὁ ἄρχων*. Die Worte *ὁ μηδὲν ἀδικέων* geben meines Erachtens einen schiefen Sinn, desgleichen *τις*, was man nach *ἐτάζῃ* einzusetzen sich versucht fühlen könnte.

γίνεσθαι (wovon *τῷ* statt *ἑωυτῷ* schon Halm a. a. O. gefunden hat). Das Schicksal der rechtsprechenden Obrigkeit, die durch Volkswahl und Rechenschaftspflicht von eben den Übeltätern abhängig ist, deren Schlechtigkeit sie im Zaume halten soll, wird mit jenem des königlichen Adlers verglichen, der in die Gewalt niedrigen Gewürmes gegeben wäre. Für den Kampf der Adler und der Schlangen (an diese denkt Demokrit auch Frg. 20 [Vorsokratiker I², 431, 9], wo *κινάδη* und *ἑρπετά* gleichfalls mit Feinden und Ver-
27 brechern verglichen werden) bedarf es keiner neuen Belege; nur für die ethische Bedeutung dieses Streites sei verwiesen auf Fab. aesop. 120 Halm oder Aelian. hist. anim. 17, 37 (man beachte insbesondere die Worte: *εἰδὼς οὖν ὁ γεωργὸς τὸν μὲν εἶναι Διὸς ἄγγελον καὶ ὑπηρέτην, εἰδώς γε μὴν κακὸν θηρίον τὸν ὄφιν* — p. 429, 4 Herch.); ähnlich Plut. de Is. et Osir. c. 50 — 454, 17 Dübn.; die Schlange als Typus des Bösen auch Fab. aesop. 153 H. oder Arist. Rhet. II, 23, 1400 b 22; man denke an *ὄφιν τρέφειν* und anderes Sprichwörtliche bei den Parömiographen usw. [Vgl. den kritischen Apparat in Henses Stobäus IV, 211, 9 ff. Diels glaubt meiner Änderung entraten zu können, Vorsokratiker I², 432 f. u. II, 1² 726. An letzterem Ort will er den Text nur „vorläufig unangetastet" lassen und denkt an die Möglichkeit eines Ausfalls.]

In betreff der metrischen Grab-Inschrift des Akademikers Telekles, durch deren Veröffentlichung und Bearbeitung sich G. Kaibel kürzlich ein neues Verdienst erworben hat (Bullettino, 1873, p. 248—249) lassen sich natürlich mancherlei mehr oder weniger wahrscheinliche neue Vermutungen aufstellen. Nur rücksichtlich der letzten Zeile muß entweder ein Irrtum des Herausgebers oder ein Fehler des Steinmetzen angenommen werden, denn die vier Vokale *ε*, *α*, *ο* und *ε* können nicht in einem Dactylus Platz finden. Ich bin daher überzeugt, daß mit Ersetzung jenes *Δ* durch ein *Λ* *ἐσθλός* zu schreiben ist, woraus sich fast mit Notwendigkeit die Schreibung ergibt:

δῆμος Ἀθηναίω]ν δ' ἐσ[θλ]ὸς ἔτεισε χά[ριν.

Man vgl. Z. 2—3:

σῆς δ' Ἀκα]δημείης, Τηλέκλεες, οὐκ ἀβόητ[ος
δόξα παρ'] ἰφθίμοις ἔπλετο Κεκροπίδαι[ς·

wo ich nur Kaibels mir nicht recht griechisch scheinendes *σὴ* in *σῆς* verändert habe; „deine Akademie" muß so viel heißen wie „die Schule Platons unter deiner Führung". Ob eine staatliche Ehrenbezeigung oder nur die Teilnahme weiter Volkskreise an der Bestattung des Schulhauptes gemeint ist, muß dahingestellt bleiben; für beides fehlt es nicht an genau zutreffenden Analogien. [Auf diese Grabinschrift bin ich in meiner Besprechung von Kaibels Epigrammata Graeca zurückgekommen.]

Eine hochbedeutsame Stelle, in welcher der Vater der Medizin die Methode der Heilkunst seiner Zeit gegen die Neuerungen der Naturphilosophen verteidigt und sich über die Vervollkommnungsfähigkeit seiner Wissenschaft in überaus merkwürdiger Weise ausspricht, ist bis zur Stunde ausnahmslos mißverstanden und unrichtig geschrieben worden. Dieselbe (Hippocr. de prisc. med. § 12 — I, 596 Littré 28 [= I, 13, 5 Kühlewein]) muß nämlich notwendig also lauten: *οὐ φημὶ δὴ διὰ τοῦτο δεῖν τὴν τέχνην ὡς οὐκ ἐοῦσαν οὐδὲ καλῶς ζητεομένην τὴν ἀρχαίην ἀποβαλέσθαι, εἰ μὴ ἔχει περὶ πάντα ἀκρίβειαν, ἀλλὰ πολὺ μᾶλλον διὰ τὸ ἐγγύς, οἶμαι, εἶναι τοῦ ἀτρεκεστάτου οὖ δύνασθαι ἥκειν λογισμῷ προσίεσθαι καὶ ἐκ πολλῆς ἀγνωσίης θωυμάζειν τὰ ἐξευρημένα, ὡς καλῶς καὶ ὀρθῶς ἐξεύρηται καὶ οὐκ ἀπὸ τύχης.*

οἶμαι bieten nahezu alle Hss. außer dem Parisin. A. *εἶναι* nur dieser. Daß die Verschmelzung beider Lesarten allein zum Ziele führt, scheint mir unwidersprechlich. Denn ohne *εἶναι* ist jede Konstruktion unmöglich; das bescheidene, abschwächende *οἶμαι* aber wird von der ohne solche Einschränkung überkühnen Behauptung, ich möchte sagen gebieterisch, gefordert und ist überdies der Weise des Autors vollkommen gemäß; vgl. § 5 med.: *πρῶτον μέν, οἶμαι, ἐφεῖλον*; § 11 init.: *τῷ μέν, οἶμαι, μεμαθηκότι*; § 15 init.: *ὡς ἐγὼ οἶμαι* und *ἀλλ' οἶμαι* usw. Dieselbe unvergleichliche Hs. hat uns *οὐ* (sic) geliefert, was Littré für die Negativpartikel hielt, die aller-

dings in diesem cod. zumeist, wenn nicht immer, den spir. asp. zeigt. Während keiner von Littrés Nachfolgern die neuen handschriftlichen Lesarten zu verwerten verstand, hat der scharfsinnige Struve ohne solche Hilfe schon vor langen Jahren das Richtige der Hauptsache nach gefunden: „pro *ὁμοῦ* lege *ὅπου* vel potius *ὅποι*[1] et *δύνασθαι* est pro *δύναιτο* vel *ἠδύνατο*“ (Opusc. II, 78).

Das vornehmste Hindernis der fortschreitenden Entwicklung der Medizin erblickt Hippokrates in der Schwierigkeit, wenn nicht gar Unmöglichkeit, genaue direkte Beobachtungen anzustellen; vgl. § 9: *δεῖ γὰρ μέτρου τινὸς στοχάσασθαι· μέτρον δὲ οὐδὲ σταθμὸν οὐδὲ ἀριθμὸν οὐδένα ἄλλον, πρὸς ὃ ἀναφέρων εἴσῃ τὸ ἀκριβές, οὐκ ἂν εὑροίης ἀλλ'*
29 *ἢ τοῦ σώματος τὴν αἴσθησιν* —. (Dieselbe Zusammenstellung von Maß, Zahl und Gewicht, vgl. auch Sophocl. frg. 396 [= 399²], als der Elemente des exakten [d. h. quantitativ bestimmten] Wissens, wie es bei moralischen Gegenständen nicht zu erreichen sei, bietet Plato, Euthyphr. 7b—c.) Wo uns aber die exakte Beobachtung und der ebenso beschaffene Versuch im Stiche lassen, dort muß das Räsonnement ihre Stelle vertreten, welches zwar im Gegensatz zur „leeren“, durchaus nicht verifizierbaren, „Hypothese“ (§ 1) ein „berechtigtes“ heißt (*λογισμῷ προσήκοντι*, § 14; vgl. Ps. Hippocr. de arte § 11: *ὁ μὲν γάρ, ἐπεὶ οὐκ ἦν αὐτῷ ὄψει ἰδεῖν — λογισμῷ μετῄει*), das aber doch, dies ist der Gedanke des Hippokrates, zu vager Natur ist, um uns den höchsten Grad der Exaktheit erreichen zu lassen. Angesichts dieser in der Natur der Sache liegenden Hemmnisse — die somit weder der Methode der Wissenschaft, noch ihren Pflegern zur Last

---

[1] *οὗ* in *οἷ* zu ändern möge sich niemand beifallen lassen. Vgl. Hippocr. aphor. I, 21 (IV, 468 L.): *ἃ δεῖ ἄγειν, ὅκου ἂν μάλιστα ῥέπῃ, ταύτῃ ἄγειν* oder (um bei einem jonischen Zeitgenossen unseres Autors zu bleiben) Herod. III, 39: *ὅκου γὰρ ἰθύσειε στρατεύεσθαι* oder II, 119: *τὸ ἐνθεῦτεν δὲ ὅκου ἐτράπετο*, wo Krügers Zweifel („*ὅκοι?*“) nicht berechtigter ist als Steins Tadel („strenger wäre *ὅκοι* oder *ὅκῃ*, doch —“). Der gleiche Gebrauch von *οὗ* ist bei Xenophon und Demosthenes wohl bezeugt und vollkommen glaublich trotz der pedantischen Nivellierungsversuche neuerer Gelehrter (Cobet, N. L. 338 und Thes. l. gr. 2359a).

fallen — findet der Vater der Heilkunst die bisher erzielte Annäherung an exaktes Wissen geradezu erstaunlich und ist nicht abgeneigt, der künftigen Vervollkommnung der Wissenschaft verhältnismäßig enge Grenzen zu ziehen. Modern gesprochen, Hippokrates ist keineswegs für die Schwierigkeiten blind, die der direkten, induktiven Forschung auf seinem Wissensgebiete entgegenstehen, und er erkennt in der Anwendung der deduktiven Methode nur einen unzulänglichen Ersatz. Und wer möchte ihn darob tadeln, da die grundlegenden physiologischen Induktionen, auf denen alle berechtigten Ableitungen fußen müssen, erst in unseren Tagen durch Methoden des Beobachtens und Experimentierens gefunden werden, von denen der koische Arzt keine Ahnung haben konnte; und eben dieselben Methoden sind es ja, auf welchen die Möglichkeit der exakten Verifikation jener Ableitungen ausschließlich beruht (vgl. unsere Bemerkungen zu Mills Logik, II, 165).

An einer anderen Stelle derselben Schrift bietet uns der kostbare Kodex — der einige Zeilen weiter die in allen übrigen Hss. [mit Ausnahme des Marcianus] fehlende Erwähnung des Empedokles erhalten hat — die Berichtigung eines bisher wunderlicherweise nicht wahrgenommenen Textfehlers. Den Satz nämlich: *πάντων δὲ ἄριστα διάκειται ὥνθρωπος, ὅταν πέσσηται καὶ ἐν ἡσυχίῃ ἔῃ μηδεμίαν δύναμιν ἰδίην ἀποδεικνύμενος* (§ 19 fin.) hätte man wohl längst als korrupt erkennen sollen, da doch Hippokrates nicht füglich sagen kann: „der Mensch befindet sich am besten, wenn er gekocht wird" und die Worte absolut nichts anderes bedeuten können. Man hat es bisher jedoch vorgezogen, den Fehler durch ungenaue Übersetzungen oder durch willkürliche Änderungen der umgebenden Worte zu verdecken (Ermerins, Reinhold). In A aber ist, unter einer Rasur zwar, aber noch vollkommen deutlich erkennbar geschrieben: *παῦειτε* (sic), daß heißt *παύηται*. Zur Verbindung *ὅταν παύηται*[1] *καὶ ἐν ἡσυχίῃ ἔῃ*, „wenn er rastet und ruht",

[1] Oder *παύηταί τε*?

vgl.: *καὶ πλέονος δέονται ἀναπαύσιός τε καὶ ἡσυχίης* (§ 11 med.).

Während jedoch dieses Kleinod der Pariser Bibliothek eine Überlieferung vertritt, die wir einmal, dank Littrés glänzendem Scharfsinn und allbeherrschender Erudition, bis auf Rufus von Ephesus und die ihm vorliegenden alten *ἀντίγραφα* zurückverfolgen können (I, 510), versagt uns dasselbe ein andermal jeden Dienst einem Fehler der gesamten Tradition gegenüber, um dessen Heilung sich schon Galen vergebens bemüht hat. Im Beginne seiner Schrift de victu acut. (§ 2) erklärt nämlich Hippokrates, er selbst strebe zwar nach universeller Beherrschung aller Teile seiner Kunst,[1] doch müsse er jenem Arzt den Preis zuerkennen, der sich in der Behandlung der akuten Krankheiten — *ἃ τοὺς πλείστους τῶν ἀνθρώπων κτείνει* — vor anderen hervortue. Hierauf fährt er nach kurzer Aufzählung eben dieser Krankheiten wie folgt fort: *ὅταν γὰρ μὴ λοιμώδεος νούσου τρόπος τις κοινὸς ἐπιδημήσῃ, ἀλλὰ σποράδες ἔωσι αἱ νοῦσοι καὶ παραπλήσιοι, ὑπὸ τούτων τῶν νοσημάτων ἀποθνήσκουσι μᾶλλον ἢ ὑπὸ τῶν ἄλλων τῶν ξυμπάντων.* Wie unpassend oder zum mindesten doch wie schwer verständlich hier das Wort *παραπλήσιοι* ist, haben alle Erklärer und Herausgeber, Galen an der Spitze, empfunden. Der berühmte Arzt bemerkt in seinem Kommentar (XV, 429 K.) mit Recht, die nicht seuchenartigen Krankheiten würden mit besserem Fug 31 „unähnliche" als „ähnliche" heißen, und läßt uns schließlich nur die Wahl (*δυοῖν οὖν θάτερον*), entweder die seither zur Vulgata erhobene „Lesart" (recte die Schlimmbesserung) *μὴ παραπλήσιοι* anzunehmen, oder unter den ähnlichen Krankheiten solche zu verstehen, die zwar nicht einander,

[1] Dieser den Meister kennzeichnende und ehrende Gedanke tritt in voller Schärfe erst dann hervor, wenn man den Text von einer lästigen Dittographie befreit, die freilich gleichfalls älter als Galen zu sein scheint: *ἐμοὶ δὲ ἁνδάνει μὲν [ἐν] πάσῃ τῇ τέχνῃ προσέχειν τὸν νόον — μάλιστα δ᾽ ἂν ἐπαινέσαιμι ἰητρὸν κτέ.* Vgl. de prisc. med. § 20: *τοῦτο δὲ οἷόν τε καταμαθεῖν, ὅταν αὐτήν τις τὴν ἰητρικὴν ὀρθῶς πᾶσαν περιλάβῃ* (I, 622 L.).

wohl aber den früher genannten, nämlich den gewöhnlichen (*τουτέστι ταῖς συνήθεσιν*) ähnlich seien! Diesem mit so schneidiger Schärfe ausgesprochenen Machtgebote des „Schätze verleihenden" Pergameners hat sich die Gesamtheit seiner Nachfolger fast ohne Widerrede gebeugt. Erst jüngst hat der (beiläufig bemerkt) als Hippokrates-Kritiker maßlos überschätzte Ermerins erklärt: „*solam vulgatam ferri posse*" (continuat. epimetri ad edit. Hippocr. p. 2), und selbst Littré, der selbständig denkende Littré (der offenbar vor den wenigen besseren Hss., die *μή* nicht kennen — in *Δ* fehlt leider das streitige Wort selbst[1] —, die gebührende Achtung hegt) übersetzt Galens zweiter Alternative gemäß wie folgt: „*quand il ne règne pas épidémiquement une forme commune de maladies pestilentielles, mais que les affections, étant sporadiques,* ***sont semblables à celles qui sévissent habituellement*** *alors il meurt par les maladies aiguës bien plus de monde que par toutes les autres réunies*" (II, 233—235). Da wünschte ich denn doch von meinem ehrwürdigen Freunde eine befriedigende Antwort auf die folgenden zwei Fragen zu erhalten. Erstens, darf uns Galens Autorität zu dem Glauben verleiten, Hippokrates habe die nicht seuchenartigen Krankheiten den gewöhnlichen „ähnlich" genannt, da es doch eben die gewöhnlichen selbst sind? Und zweitens: wenn wir dies zugeben und auch die monströse Ellipse mit in den Kauf nehmen, an welcher Stelle des griechischen Originals findet sich denn das Äquivalent der völlig sinngemäßen, dem Zusammenhang einzig entsprechenden Worte: „*bien plus de monde*"? Soll das matte *μᾶλλον* allein so viel besagen können? Hippokrates schrieb ohne Zweifel: *ὅταν γὰρ μὴ λοιμώδεος — αἱ νοῦσοι, καὶ πολλαπλήσιοι ὑπὸ τούτων τῶν νοσημάτων ἀποθνήσκουσι μᾶλλον ἢ κτέ.* — Sein Gedanke ist nämlich augenscheinlich dieser: die akuten Krankheiten bilden weitaus die wirksamste aller natürlichen Todesursachen: denn ihnen erliegt — wenn wir von den ge- 32

[1] Ich folge hier Littrés Angaben, da ich diesen Teil der Hs. bisher nicht nachverglichen habe.

legentlichen Verheerungen der Seuchen absehen — ein Multiplum der Opfer aller anderen Krankheiten zusammengenommen.

Die sonst, wie es scheint, in der hippokratischen Sammlung durchgängig ausgemerzte jonische Form des Wortes (z. B. 324, 4; 358, 4; VI, 178, 3 v. u.; 188, 1 v. u., desgleichen *δεκαπλάσιος* mehrfach in de prisc. med.) hat hier frühzeitig dieselbe Verderbnis erfahren, die sich bei Herodot zum mindesten zweimal (III, 135 med. und VIII, 140, 1 fin.) nach Gaisfords Angaben in eine der besten Handschriften (Steinii pace sei es gesagt), in den cod. Sancroftian. eingeschlichen hat![1] Und auch von anderen und von viel weitgreifenderen Jonismen haben sich in der früh durchkorrigierten hippokratischen Sammlung nur unter dem Schutz gelegentlicher alter Korruptelen und Mißverständnisse vereinzelte Spuren erhalten, so von der Nichtaspirierung der Tenuis vor folgendem starken Hauch. (In de aer. aqu. et loc. § 21, II, 74 L., bieten sämtliche Hss. *ἀπὸ τῶν*, wo der Artikel sinnlos ist und sicherlich einst geschrieben stand: *ἀπ' ὅτεων ἥκιστα εἰκὸς εἶναι ἄνδρα οἷόν τε λαγνεύειν.*) — Daß aber durch *μᾶλλον* der in *πολλαπλήσιοι* liegende Komparativbegriff erneuert wird, — sollte es nötig sein, dafür erst auf Krügers Schulgrammatik § 49, 7, 5 (desgleichen zu Xenoph. Anabas. 4, 6, 11 oder 7, 4, 11) oder auf Herod. I, 31 (wo Stein eine unzureichende Erklärung bietet); I, 32; VII, 143; IX, 7 u. a. m., oder auf Nauck-Schneidewins Zusammenstellungen zu Sophocl. Antig. 86 zu verweisen? Fast könnte es so scheinen. Wenigstens mußte v. Leutsch erst kürzlich den gleichen Sprachgebrauch bei eben unserem Autor (Hippocr. aphor. IV, 21 — IV, 508 L.: *μᾶλλον κάκιον*) gegen Ermerins Neuerungssucht verteidigen (Philol. 30, 264). Und auch Philologen werden nicht müde, Eurip. frg. 554 [= 550^2]:

ἐκ τῶν ἀέλπτων ἡ χάρις μείζων βροτοῖς
φανεῖσα, μᾶλλον ἢ τὸ προσδοκώμενον

[1] Das Umgekehrte hat einmal Hartungs Eilfertigkeit verbrochen in seiner Bearbeitung einer Schrift des nicht-jonisch schreibenden Philodem!

mit Änderungsvorschlägen und Athetesen heimzusuchen. Vielleicht bin ich zu stumpfsinnig, um die unausgesprochenen Motive der Kritiker zu erraten und zu würdigen, die aus- 33 gesprochenen halten jedenfalls einer unbefangenen Prüfung nicht Stand. [In Kühleweins Ausgabe I, 111 begegnet zur Lesart „*πλείους ἢ* A. V., *μᾶλλον ἢ* M.“ die Bemerkung: „Gloss. reiec. Wil.“(amowitz). Wenn diese Bemerkung sich auch auf die Lesart des Marcianus bezieht, so sei nebst allem, was im Voranstehenden bemerkt ist, auch De prisca medicina 6 (I, 582 Littré = I, 7, 7 K.) hervorgehoben: *δεκαπλασίως ἂν μᾶλλον κτέ.*][1]

Ich berichtige im Vorübergehen eine Phrase des Justin. Martyr (Apolog. I, c. 25—69b—c), die wohl nur darum bisher ungebessert geblieben ist, weil die Werke der Kirchenschriftsteller in neuerer Zeit wenigstens so selten von Sprachkundigen gelesen oder auch herausgegeben werden: — *θεῷ δὲ τῷ ἀγεννήτῳ καὶ ἀπαθεῖ ἑαυτοὺς ἀνεθήκαμεν, ὃν οὔτε ἐπ' Ἀντιόπην καὶ τὰς ἄλλας ὁμοίως οὐδὲ ἐπὶ Γανυμήδην δι' οἶστρον ἐληλυθέναι πειθόμεθα, οὐδὲ λυθῆναι βοηθείας τυχόντα διὰ Θέτιδος ὑπὸ τοῦ ἑκατοντάχειρος ἐκείνου, οὐδὲ μεριμνῶντα* (l. *οὐδὲ μὴν τιμῶντα*) *διὰ τοῦτο τὸν τῆς Θέτιδος Ἀχιλλέα διὰ τὴν παλλακίδα Βρισηίδα ὀλέσαι πολλοὺς τῶν Ἑλλήνων* (vgl. B, 3—4: *ἀλλ' ὅ γε μερμήριζε κατὰ φρένα, ὡς Ἀχιλῆα τιμήσει', ὀλέσαι δὲ πολέας ἐπὶ νηυσὶν Ἀχαιῶν*) — und wende mich zu einem Patienten der kritischen Klinik, der seit geraumer Zeit in der Abteilung der Unheilbaren einen unbestrittenen Platz behauptet hat.

Von Agathon oder Likymnios (schwerlich von dem ersteren, den wir als Prosaschriftsteller sonst nicht kennen)

[1] „*vitium in eo cognoscitur quod μᾶλλον non habet quo pertineat*“ Kock, Verisim. (Fleckeisens Jahrb. Suppl. VI, 1, 163). „*μείζον, quod cum proximo μᾶλλον consociari nequit*“ Enger (adnot. ad trag. graec. fragm. p. 19). Und auch Musgraves Ergänzungsversuch, Herwerdens (Stud. crit. in poet. scen. gr. p. 98) und Naucks Verdammungsurteile wollen mir nicht besser begründet scheinen, wenn man gleich den beiden letztgenannten Kritikern gewiß nur das vorwerfen kann, daß sie den zweiten Vers, weil er entbehrlich ist, darum auch schon für verwerflich halten.

führt Dionysios von Halikarnass (de admir. vi dic. in Demosth. c. 26—1035, 6 R.) ein Bruchstück an, welches den Mißbrauch gorgianischer „Klangfiguren" zu versinnlichen bestimmt ist: *καὶ ταῦτα τὰ πάρισα οὐ Λικύμνιοι ταῦτ᾽ (Λικύμνιοι οἱ εἰπόντες?) εἰσίν, οὐδ᾽ Ἀγάθωνες οἱ λέγοντες· ὕβριν ἢ πρὶν μισθῷ ποθὲν ἢ μόχθον πατρίδων* —. Dieser Verderbnis gegenüber hat sich vor fast fünfzig Jahren Spengel (Art. script. p. 91: „*talpam me esse maximum fateor*") und erst kürzlich Blass (Att. Beredsamkeit 76, 4 [= I², S. 86 A. 5]) vollständig ratlos bekannt. Wer jedoch mit der griechischen Kursivschrift einer Zeit, zu der die ältesten bisher bekannten Handschriften
34 dieses Buches nicht hinanreichen (vgl. Usener in Jahrb. 1873, S. 145f. [, desgleichen H. Schenkl in Wiener Studien II, 26]) vertraut ist[1] und sich einiger schlagender Parallelen zu rechter Zeit erinnert, der wird die ersten zwei verderbten Worte wenigstens mit voller Sicherheit herzustellen wissen und durch diesen Erfolg ermutigt an der Restitution auch des folgenden nicht gänzlich verzweifeln. Ich denke, der Schüler des Gorgias schrieb also: *Ὕβριν καὶ Κύπριν ἀιστωτέον ἢ μόχθω πατρίδων* — „Lust und Gewalt sind auszutilgen, oder es sind zwei Drangsale der Städte". Vgl. frg. trag. adesp. 337 [= 409²]: *Ὕβρις τάδ᾽, οὐχὶ Κύπρις ἐξεργάζεται* (vielleicht eben von Agathon?), Maneth. apotelesm. IV, 495: *μοιχείας τ᾽ ἀγαπῶντες, ἐν αἷς ὕβρις, οὐ κύπρις ἄρχει.* (Protagoras bei Plato Prot. 322d: — *τὸν μὴ δυνάμενον αἰδοῦς καὶ δίκης μετέχειν κτείνειν ὡς νόσον πόλεως,* — Euripid. Hippol. 386: *ἡ δ᾽ ἄχθος οἴκων* — die falsche Scham nämlich.) Vielleicht glaubte der Rhetor (und rhetorische Tugendlehrer?) das Wort des ephesischen Weisen: *ὕβριν χρὴ σβεννύειν μᾶλλον ἢ πυρκαϊήν* (Heraclit. frg. 103 Bywater = 43 Diels) zu einem vollständigen Kanon hellenischer Sittenlehre erweitern zu sollen. Und wer sind denn die Todfeinde der „sozialen Tugend"

[1] Ich denke an jene Kompendien von *ἤ* und *καί*, welche „*propemodum solo spiritu*" unterschieden werden können (Bast, Comment. palaeogr. p. 815), und desgleichen an die so häufige Verwechslung von *η* und *κ* (insbesondere *κυ*); vgl. auch Vollgraff, Stud. palaeogr. p. 65 oder Cobet, Mnemos., N. Ser. I, 8.

oder *σωφροσύνη* der Griechen, wenn nicht die „Überhebung“ — in des Wortes umfassendster Bedeutung — und die in gleich weitem Wortsinne verstandene „Sinnenlust“ (*ὦ παῖδες, ἥ τοι Κύπρις οὐ Κύπρις μόνον κτέ.* Sophocl. frg. 856 [= 855[2]] —, *ὦ θεοί, τίς ἄρα Κύπρις ἢ τίς ἵμερος κτέ.* id. frg. 789 [= 790[2]])? [Die Verbesserung von *πρὶν* zu *Κύπριν* wird in Usener-Radermachers Apparat (Dionysii Opuscula I, 186) Moritz Schmidt zugeschrieben. Der Anfang des Satzes ist bei Usen.-Rad. anders gegliedert. Vgl. auch Weil in Revue de Philol. IV, 128.]

Der Itazismus hat dem Schluß des siebenten Hetärengesprächs des Lucian seine feine Spitze abgebrochen. Des unerfahrenen Töchterchens allzu erfahrene Mutter hegt nicht die leiseste Hoffnung, daß Chäreas auch angesichts der „Zehntausend-Taler-Mitgift“ seiner „Tränen, Küsse und Schwüre“ eingedenk bleiben werde. Sie erwartet von der Zukunft zuversichtlich die unerwünschte Bestätigung ihrer trüben Vorhersagungen: „möchte ich Unrecht behalten — doch ich will dich schon erinnern“, — *γένοιτο μὴ* (l. *γένοιτό μοι*) *ψεύδεσθαι· ἀναμνήσω δέ σε, ὦ Μουσάριον, τότε.* So leidet der Satz nicht mehr an einem inneren Widerspruch und das auch im Vorangehenden jedes Bezugs ermangelnde *ψεύδεσθαι* schwebt nicht haltlos in der Luft.

Das Anthol. pal. V, 56 verzeichnete reizende Epigramm des Meleager ist von Abschreibern und Kritikern meines Bedünkens gleich sehr mißhandelt worden. Auf den richtigen Weg führt uns, denk' ich, die einfache Erwägung, daß man nur vor dem flieht, was man scheut oder haßt, also:

> *τὴν πυρὶ ἀχθομένην*[1] *ψυχὴν ἂν πολλάκι καίῃς,*
> *φεύξετ', Ἔρως· καὐτή, σχέτλι', ἔχει πτέρυγας.*

[1] cod. *νηχομένην*, Saumaise *τηκομένην*, Jacobs *χρωμένην* (!) und „*in notis mss.*“ *γ' ἡδομένην* (!), Hecker *περινηχομένην*, wozu Dübner — der die Überlieferung als verderbt bezeichnet, ohne eine Herstellung zu wagen — mit Recht bemerkt: „*quod velim explicuisset*“.

Amor und Psyche.

Wenn du sie oftmals brennst, sie, der das Feuer verhaßt ist,
Flieht sie von dannen; auch sie, Böser, hat Flügel wie du.

Daß Meleager den Hiatus nach dem *ι* des dat. sing. mehr als seine Vorgänger Asklepiades oder Poseidippos gemieden haben sollte (vgl. V, 209, 1, wo *ἠόνι εἶδε* zwar auf einer Konjektur von Jacobs, aber auf einer sicheren beruht), dies anzunehmen ist keinerlei Grund vorhanden. [Andere Vermutungen jetzt bei Stadtmüller, Anthologia Graeca I, 105.]

Dem Steckbrief, welcher wider zwei Sklaven erlassen wurde, die am 9. August des Jahres 245 v. Chr. unter Mitnahme verschiedener Habseligkeiten aus Alexandrien entwichen sind, — diesem denkwürdigen Aktenstücke, aus dem uns noch der Duft alexandrinischer Polizeistuben entgegendringt, hat Letronne (Papyrus du Louvre, p. 177f.)[1] eine

[1] Diese hochwichtige Publikation hat in der deutschen Gelehrtenwelt auffallend wenig Beachtung gefunden. Auch für die Beobachtung sprachgeschichtlicher Erscheinungen bieten jene Urkunden manches dankenswerte Material. So begegnet uns in dem Briefe des Mazedoniers Apollonios, des Klausners *ἐν τῷ πρὸς Μέμφιν μεγάλῳ Σαραπιγήῳ* (sic) [Pap. 41, Z. 10 — S. 306] derselbe Parasitismus des g, oder wohl richtiger des j, der sich in der heutigen mazedonischen Volkssprache in *διανογοῦμαι* wieder findet (Philistor III, 129). Und damit läßt sich auch das in einem Bittgesuch der Zwillingsschwestern (die sich ihre Schriftstücke wohl zumeist von ihrem Beschützer, dem gleichfalls mazedonischen Klausner Ptolemäus verfassen ließen) vorkommende *βοιηθόν* vergleichen (Pap. 27, Z. 23 — S. 278). [Daß dieser Parasitismus nicht ausschließlich mazedonisch sei, das hat mich Gustav Meyer, Griechische Grammatik § 52, Anm. 2 gelehrt.] — Überraschend wirkt es auch, die Erweichung des g zu j in demselben Worte beobachten zu können, in welchem diese Besonderheit den alten Tarentinern eigen war und auch zu Athen schon vom Komiker Platon verspottet ward. So schreiben eben jene Zwillingsschwestern in einer ihrer zahlreichen Bittschriften (Pap. 26, Z. 14 — S. 275): *ὅταν ἔβημεν* (l. *ὅτ᾽ ἀνέβημεν*, vgl. Z. 4 und 24 *ἀναβᾶσιν* und *ἀναβάντι*, auch Brunet de Presle über die Lage des Serapeum in seinem „Mémoire") *κατ᾽ ἀρχὰς εἰς τὸ ἱερόν, παραχρῆμα μὲν ὀλίας ἡμέρας* —, desgleichen Z. 9: *δι᾽ ὀλίων*. (Beiläufig, Z. 38 ist *ὑφ᾽* statt *ἐφ᾽* und 51 *αἱρῆσθε* statt *αἱρεῖσθε* aus dem Faksimile in den Text zu setzen.) In Nr. 4, Z. 8 der „thebanischen Papyrusfragmente im Berliner Museum" hat Parthey diese Form verkannt, indem er statt *ὀλίον* schrieb *ὄλιον*

so reiche Fülle von Belehrung zu entlocken gewußt, wie dies 36
eben nur die unvergleichliche Kombinationsgabe und Gelehrsamkeit dieses hervorragenden Altertumsforschers vermochte. Doch hat sich derselbe durch die irrige Lesung eines Buchstabens zu lexikalischen und grammatischen Gewaltsamkeiten verleiten lassen, die seiner keineswegs würdig sind. An jener Stelle nämlich, wo von der Personsbeschreibung des ersten Sklaven zur Aufzählung der von ihm entwendeten Gegenstände übergegangen wird, zeigt (in Devérias Faksimile, nicht in Wattenbachs „Schrifttafeln" Taf. 3, wo die irrige Lesung bereits den Zeichner beeinflußt zu haben scheint) das einzige daselbst verstümmelte Wort (Z. 9) zwischen Δ und CIN nicht die Reste eines Є, sondern Spuren, die weit eher auf Υ hinweisen. Es ist der linksstehende der *ἄνωθεν ἰσόμετροι ῥάβδοι δύο* (um mit Theodektes zu sprechen) erhalten und außerdem ein zum C hinübergreifender Bindestrich, wie er sogleich im zweitnächsten Worte, *χρυσίου*, sehr ähnlich wieder- 37
kehrt. Es war daher nicht nötig, dem Worte *δέσις* die Bedeutung „Geldbörse" aufzudrängen und in der Verbindung: *δέσιν ἔχων χρυσίου ἐπισήμου μναιεῖα Γ* eine unerhörte Ellipse anzunehmen (p. 187). Das Wort gehört vielmehr noch zur Angabe der „besonderen Kennzeichen", die es in sehr erwünschter Weise vervollständigt: *ἐστιγμένος τὸν δεξιὸν καρπὸν γράμμασι βαρβαρικοῖς δυσίν, ἔχων χρυσίου κτέ.* Und in der Tat, was hätten wir von dem Polizeichef denken sollen, der bei einem so wichtigen Merkmale, wie es die „am rechten Handgelenk eingeätzten fremdländischen Buchstaben" sind, die Zahl derselben anzugeben vergessen hätte? — Daß der

und meinte, man „könnte eher *ὄλκον*" erwarten. Auch in dem amtlichen Schreiben eines hochgestellten Funktionärs am Hofe Euergetes II. (Pap. 63, Z. 103 — S. 365) liest man: *οὐκ ὀλίους δὲ καὶ τῶν ἐν τῷ στρατιωτικῷ φερομένων καὶ τὴν ἀναγκαίαν τροφὴν μόλις ἐχόντων* —. Es ist dies eine Stelle von hoher historischer Bedeutung. Denn wenige Zeilen später tönt uns aus der Klage (?) über den wirtschaftlichen Verfall der Kriegerkaste, deren Mitglieder sich zum großen, „ja zum größten Teil" genötigt sehen, ihre Feldfrüchte schon zur Winterszeit gegen hohen Diskont (*μειζόνων διαφορῶν*) auf dem Halm zu verkaufen, der Schwanengesang der uralten ägyptischen Aristokratie entgegen!

Meister auch in der Auslegung der zunächst folgenden Worte geirrt hat: *πίναξ Ι, κρίκον σιδηροῦν ἐν ᾧ λήκυθος καὶ ξύστραι* — es sollte dies ein „*bracelet*“ oder „*collier de fer*“ sein, dessen sich der Flüchtling nur mittels der Feile entledigen konnte und „*sur lequel on avait représenté un lécythus avec une strigile de chaque côté comme symbole de la fonction de l'esclave*“! — dies mag, wenn es not tut, ein Blick auf den dieser Beschreibung genau entsprechenden Badeapparat lehren, den das Museo nazionale zu Neapel bewahrt und der sich auch in Beckers Gallus (III, 86) abgebildet findet. Letronnes Argument: „*Ne devait-on pas croire, que le première chose que ferait le fugitif serait de jeter l'instrument de servitude qui pouvait à l'instant le faire reconnaître pour esclave échappé — ?*“ (p. 198) ist augenscheinlich unstichhaltig. Niemals ward die Anfertigung eines Verzeichnisses gestohlener Gegenstände von derlei subtilen Erwägungen beeinflußt. Ein solches muß gleich jedem anderen Inventar einfach vollständig und genau sein: vermag doch niemand vorherzusagen, welches Objekt — und würde es selbst vom Diebe weggeworfen — auf die Spur des Flüchtigen führen wird.

IV.[1]

1. Äschylos Perser 723 Kirchhoff = 734 Wecklein schreibe man: *Βακτρίων δ' ἔρρει πανώλης δῆμος, οὐδέ τις πέρι.* Es ist, wie so häufig, ein Gedanke nach seiner positiven und negativen Seite gewendet: vgl. Immanuel Bekker, Homer. Blätter 2, 222; Vahlen zur „Poetik“ c. 1 usw. Aus *πέρι* ist wohl zunächst durch Vermittlung eines Glossems *περιών* und daraus *γέρων* geworden. *πάρα = πάρεστι* begegnet bei Äschylos wie bei Sophokles ungemein häufig; *πέρι* wird von Hesychios s. v. durch *περισσόν, περίεστι* erklärt.

[1] 1890, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

Das Bruchstück der äschyleischen *Τοξότιδες* Frg. 242 Nauck[2] ist noch immer nicht endgültig geordnet. Ich halte nicht nur des Salmasius Besserung *ῥέπει βολή* (aus *ρεπιβουλη* der Handschrift) für völlig sicher; auch Naucks Vorschlag, den Satz als Frage zu verstehen und demgemäß *ἄδων ταῖς* in *μῶν ταῖσιν* zu verwandeln, gilt mir als zweifellos richtig. Es bleiben nur noch die sinnlosen Buchstaben *αστει μη* im 2. Verse übrig. Ich empfehle, das Fragment wie folgt zu schreiben:

> *μῶν ταῖσιν ἁγναῖς παρθένοις γαμηλίων*
> *λέκτρων ἀμειδὴς βλεμμάτων ῥέπει βολή;*

Der diesmal schalkhafte Dichter läßt eine seiner dramatischen Personen, dieselbe, welche in dem nächstfolgenden Bruchstück die Blicke jungvermählter Frauen so kundig zu deuten weiß (*νέας γυναικὸς — ἱππογνώμονα*), die Frage aufwerfen, ob denn auch nur Jungfrauen, denen das Ehelager noch fremd ist (*ἁγναῖς — γαμηλίων λέκτρων*), das Auge stets züchtig zu Boden senken, ohne durch ein kokettes oder ein verschämtes Lächeln Regungen der Gefallsucht oder ein geheimes Sehnen zu verraten. [Man vergleiche *γάμων ἁγνοὶ* in Platons Gesetzen VIII, 840D und *ἁγνὴ γάμων* im neuen Menanderfragment (*Ἐπιτρέποντες* v. 322 — p. 49 Lefèbre).]

2. Antholog. Pal. IX, 11, v. 4 scheint durch F. W. Schmidts Konjektur *φανοῖς* (Kritische Studien III, 144—145) statt des überlieferten *φωναῖς* nicht befriedigend hergestellt. Ich lese:

> *τυφλὸς γὰρ λιπόγυιον ἐπωμάδιον βάρος αἴρων*
> *ταῖς κείνου γλήναις ἀτραπὸν ὀρθοβάτει.*

Ich nehme hierbei an, daß *φωναῖς* nicht einer Buchstabenverderbnis, sondern der unrichtigen Ergänzung einer einstmaligen Lücke seinen Ursprung verdankt. [Aus Stadtmüllers Ausgabe Anthol. Graeca III, 1, p. 7, ersehe ich, daß meine Vermutung längst vorweggenommen war. Doch mag sie von neuem empfohlen sein, da sie bisher nicht zum Siege gelangt ist.]

3. Aristoteles Metaphys. Λ 7, 1072b, 31 sqq. lautet der bisher, soviel ich sehen kann, von niemandem beanstandete

Text wie folgt: *ὅσοι δὲ ὑπολαμβάνουσιν, ὥσπερ οἱ Πυθαγόρειοι καὶ Σπεύσιππος, τὸ κάλλιστον καὶ ἄριστον μὴ ἐν ἀρχῇ εἶναι, διὰ τὸ καὶ τῶν φυτῶν καὶ τῶν ζῴων τὰς ἀρχὰς αἴτια μὲν εἶναι, τὸ δὲ καλὸν καὶ τέλειον ἐν τοῖς ἐκ τούτων, οὐκ ὀρθῶς οἴονται.* Sinn und Verstand kommt in die Stelle, wie ich meine, nur dann, wenn wir voraussetzen, daß nach *ἀρχὰς* das Prädikat *αἰσχρὰς* ausgefallen und der Ausfall durch das zu *ἀρχὰς* beigeschriebene Glossem *αἴτια* gedeckt worden ist. Wie wenig der überlieferte Text ein befriedigendes Verständnis gestattet, dies kann zu allem Überfluß Bonitzens ganz und gar nicht zu demselben stimmende Erklärung lehren: „*inducti nimirum in hunc errorem rerum singularum comparatione, quarum elementa sane et causae proximae ipsis sunt imperfectiora*". Man vergleiche auch die Parallelstelle *N* 4, 1092a, 11: *οὐκ ὀρθῶς δ' ὑπολαμβάνει οὐδ' εἴ τις παρεικάζει τὰς τοῦ ὅλου ἀρχὰς τῇ τῶν ζῴων καὶ φυτῶν, ὅτι ἐξ ἀορίστων ἀτελῶν δὲ ἀεὶ τὰ τελειότερα, διὸ καὶ ἐπὶ τῶν πρώτων οὕτως ἔχειν φησίν, ὥστε μηδὲ ὄν τι εἶναι τὸ ἓν αὐτό.*

4. Eth. Eudem. VII, 14, 1248a, 29ff. ist augenscheinlich zu schreiben: *καὶ διὰ τοῦτο ὃ οἱ πάλαι ἔλεγον εὐτυχεῖς καλοῦνται οἳ ⟨οἳ⟩ ἂν ὁρμήσωσι κατορθοῦσιν ἄλογοι ὄντες.*

5. Aristoteles Eth. Nicom. IV, 7, 1123b, 8: *ὁ δὲ μεγάλων ἑαυτὸν ἀξιῶν ἀνάξιος ὢν χαῦνος· ὁ δὲ μειζόνων ἢ ἄξιος οὐ πᾶς χαῦνος.* Der Zusammenhang verlangt, daß hier ein geringerer Grad der *χαυνότης* bezeichnet werde. Ich vermute daher: *ὑπόχαυνος*. Das seltene Wort, welches im übrigen nur einmal aus Herakleides, der bei Athenaeus XIV, 624e zitiert wird, nachgewiesen ist, konnte gar leicht mißverstanden und verderbt werden.

6. Täuscht mich nicht alles, so bedarf die bedeutsame Stelle, an welcher Aristoteles die Grundgesetze der Ideenassoziation zum erstenmal dargelegt hat, einer kleinen kritischen Nachhilfe. *Περὶ μνήμ. καὶ ἀναμνήσ.* 2, 451b, 18: *διὸ καὶ τὸ ἐφεξῆς θηρεύομεν νοήσαντες* (l. *ὁρμήσαντες*) *ἀπὸ τοῦ νῦν ἢ ἄλλου τινὸς καὶ ἀφ' ὁμοίου ἢ ἐναντίου ἢ τοῦ σύνεγγυς.*

7. Aristot. Polit. I, 2, 1252a, 31 ff.: *τὸ μὲν γὰρ δυνάμενον*

τῇ διανοίᾳ προορᾶν ἄρχον φύσει καὶ δεσπόζον, τὸ δὲ δυνάμενον τῷ σώματι ταῦτα ποιεῖν (l. *διαπονεῖν*) *ἀρχόμενον φύσει καὶ δοῦλον.* So glaube ich, zumal im Hinblick auf V. 4 fin.: *ἅμα γὰρ τῇ τε διανοίᾳ καὶ τῷ σώματι διαπονεῖν οὐ δεῖ,* die Stelle ordnen zu müssen. Denn in *τῷ σώματι ταῦτα* oder in *ταῦτα τῷ σώματι ποιεῖν* mit Bernays die körperliche „Verrichtung der empfangenen Befehle“, von welchen kein Wort dasteht, zu erblicken, scheint mir unmöglich. Das erste *φύσει* habe ich mit Thurot getilgt, das zweite mit dem codex Aretinus und Susemihl vor statt nach *καὶ* gestellt.

8. Aristot. Rhetor. II, 2, 1379b, 9 dünkt mich der in *οἱ μὲν . . . . . . οἱ δὲ* enthaltene Gegensatz nur dann ein mehr als scheinbarer zu sein, wenn wir mit Änderung eines Buchstabens schreiben: *καταφρονεῖν γὰρ πάντες οἱ τοιοῦτοι φαίνονται καὶ οἱ μὲν ὡς ἡττόνων, οἱ δ' ὥσπερ* (statt *ὡς παρ'*) *ἡττόνων.* Die einen läßt man die Inferiorität ihrer Stellung empfinden, die anderen behandelt man so, als wäre ihre Stellung eine inferiore. Zu *ὥσπερ* im Sinne von *quasi* vergleiche Plato Phaedr. 270d: *ἐοίκοι ἂν ὥσπερ τυφλοῦ πορείᾳ,* Hipp. min. 373 b: *καὶ ἔοικεν ὥσπερ κακουργοῦντι.* Menex. 235c: *ἀναγκασθήσεται ὁ λέγων ὥσπερ αὐτοσχεδιάζειν.* [Für den Gebrauch von *ὥσπερ* im Sinne von *quasi* liefert Bonitz im Index 872b, 48ff. zahlreiche Beispiele, denen allenfalls noch *ὥσπερ μέτοικος* aus Politik III, 1278a, 37 beizufügen ist. Neuerlich hat man das überlieferte *οἱ μὲν ὡς ἡττόνων οἱ δ' ὡς παρ' ἡττόνων* zu rechtfertigen versucht, indem man die Verachtung (*καταφρονοῦσιν*) das eine Mal auf die Gaben (*ἡττόνων* als Genetiv von *ἥττονα*), das andere Mal auf die Geber beziehen wollte. Allein solch eine Unterscheidung ist dem ganzen Zusammenhange fremd, und gelinder als die zu diesem Behuf empfohlene Transposition erscheint mir die Änderung eines Buchstabens. Für jenen Gebrauch von *ὥσπερ* ist Rhetorik II, 3, 1380b, 15 besonders bezeichnend. Die Erzürnten werden besänftigt, wenn die Objekte ihres Zorns ein schlimmeres Übel erfahren haben, als die ihnen zugedachte Vergeltung betragen würde: denn da glauben sie

gleichsam gerächt zu sein — *ὥσπερ εἰληφέναι γὰρ οἴονται τιμωρίαν.*|

9. Artemidor. Oneirocrit. II. 66 (p. 158, 4 ff. Hercher) dürfte also zu schreiben sein: *καὶ ὅταν γε φαίνηται* (sc. *ἡ χελιδών*), *οὐδέποτε ἑσπέρας ᾄδει ἀλλ᾽ ἕωθεν ἡλίου ἀνίσχοντος, οὓς ἂν ζῶντας* (l. *νυστάζοντας*) *καταλαμβάνῃ ὑπομιμνήσκουσα τῶν ἔργων.* An Schlaftrunkenheit oder Halbschlaf zu denken, empfiehlt sowohl die Morgenstunde, in welcher der tiefe Schlaf vorüber zu sein pflegt, wie das Gezwitscher der Schwalbe, welches nur aus jenem, nicht aus diesem zu erwecken geeignet ist.

4 10. Im Verzeichnis demokriteischer Schriften begegnet uns der Buchtitel *Ἰητρικὴ γνώμη* (Laert. Diog. IX, 48), der sich meines Erachtens dem Verständnisse ganz und gar entzieht. Es ist wohl nicht allzu vermessen, wenn ich vermute, daß der Mann, der „über alles gedacht hat", auch die Störungen des Seelenlebens in den Bereich seiner Betrachtung zog, daß jene Schrift den ältesten Versuch einer Seelenheilkunde enthielt und ihre Aufschrift *Ἰητρικὴ γνώμης* gelautet hat. Von *πυρετοὶ ἁπτόμενοι γνώμης*, von der *νάρκωσις* und der *ἀτονία* der *γνώμη* ist in den hippokratischen Büchern oft genug die Rede (s. Foes. Oecon. hippocr.). Über diesen Gebrauch des Wortes *γνώμη* habe ich „Apologie der Heilkunst"[2] mehrfach gehandelt. Aus den demokriteischen Bruchstücken mag Frg. mor. 22 Mullach [= Vorsokratiker I², 425, 9] hier erwähnt sein: *τούτων οὐκ ἱμείρεται τὸ σκῆνος ἀλλ᾽ ἡ τῆς γνώμης κακοφυΐη.* Sollte meine Vermutung richtig sein, so mochte die Beschäftigung des abderitischen Weisen mit Seelenkrankheiten den Anstoß zu Erzählungen gegeben haben, wie der 17. hippokratische Brief (IX, 356 Littré) deren eine enthält.

Das bei Stobäus Florileg. XLVI, 45 erhaltene Bruchstück des Demokritos (Frg. mor. 194 Mullach [= Vorsokrat. I², 432, 5]) dürfte wie folgt zu schreiben sein: *Δίκης καὶ ἀρετῆς μεγίστην μετέχει μοῖραν ὁ τιμὰς ἀξίως τὰς μεγίστας ταμιεύων.* Hierbei habe ich *ἀξίως* aus *ἀξίας*, *ταμιεύων* aus *τάμνων* gewonnen und *τὰς μεγίστας* aus der Pariser (A) und Wiener

Handschrift aufgenommen. [Anders behandelt die Stelle Diels, dessen Vermutungen Hense Stob. IV. 210 für wahrscheinlich hält.]

11. Die Schreckensbotschaft von der Besetzung Elateas durch Philipp war abends nach Athen gedrungen. Die in der *θόλος* bei der Mahlzeit versammelten Prytanen verließen eiligst die Speisehalle und trafen in der sofort von Tumult erfüllten Stadt alle Maßregeln, welche erforderlich waren, damit das souveräne Volk am nächsten Morgen über die in so verhängnisvoller Weise veränderte Lage beraten und beschließen könne. *καὶ μετὰ ταῦθ' οἱ μὲν εὐθὺς ἐξαναστάντες κτέ.* — so erzählt uns Demosthenes De corona 169. Daß dieser Satz durch einen Schreibfehler (*ἐνεπίμπρασαν*) entstellt und wie er im wesentlichen zu heilen ist, dies ist kürzlich von Paul Girard in der Revue de Philologie XI. 25 ff. in völlig überzeugender und, wie ich meine, keinerlei Einspruch duldender Weise dargelegt worden. Die Prytanen waren nicht töricht genug, eine Feuersbrunst auf dem Marktplatz zu entzünden, das Eigentum der Budenbesitzer zu gefährden und die herrschende Panik zu vermehren, bloß um eines Feuersignales willen, welches weit angemessener auf einer der zahlreichen die Stadt umgebenden Höhen als auf der tiefgelegenen Agora entzündet worden wäre. Sie haben vielmehr, wenngleich zu ungewohnter Stunde und in verstärktem Maße, sicherlich nur das getan, was sie, wie uns der Scholiast zu den Acharnern V. 22 lehrt, jedesmal taten, wenn es den Vollbesuch der Volksversammlung herbeizuführen galt: *ἀνεπετάννυσαν γὰρ τὰ γέρρα καὶ ἀπέκλειον τὰς ὁδοὺς τὰς μὴ φερούσας εἰς τὴν ἐκκλησίαν καὶ τὰ ὤνια ἀνῄρουν ἐν ταῖς ἀγοραῖς, ὅπως μὴ περὶ ταῦτα διατρίβοιεν.* Wenn ich hier auf dies alles zurückkomme, so geschieht es nur, um Girards Besserung ein klein wenig zu modifizieren und ihr dadurch um so größere Sicherheit zu verleihen. Nicht nur Cobets auf einigermaßen verschiedener Auffassung der Stelle beruhende und nicht von Gewaltsamkeit freie Schreibung *περιεπετάννυσαν* ward von Girard mit Recht zurückgewiesen: auch sein eigener Vorschlag, *ἀνεπετάννυσαν* in den Text zu

setzen, scheint das Maß des Notwendigen noch ein wenig zu überschreiten. Es genügt die Annahme, daß Demosthenes geschrieben hat: *καὶ τὰ γέρρ' ἀνεπετάννυσαν* — „und sie ließen die Schranken auf dem Markt aufrichten" —, daß die sechs Buchstaben ETANNY ganz oder teilweise unleserlich geworden sind und daß schließlich die kleine Lücke falsch ergänzt worden ist.[1]

12. Man tut Unrecht, den Verfasser der dorischen sogenannten *Διαλέξεις* für einen Stümper zu erklären, wie dies von Dümmler Akademika S. 251 geschehen ist. Seine Exemplifikation erscheint uns oft überbreit und überdeutlich: aber warum sollte man eben diesem Unbekannten gegenüber vergessen — woran wir selbst bei Platon so häufig gemahnt werden —, daß die Gemeinplätze von heute die Paradoxien eines anderen Zeitalters gewesen sind? Der Gang seiner Erörterungen ist leider nicht immer genügend durchsichtig: 6 allein dort, wo er uns klar vor Augen liegt, zeigt er mehrfach eine überraschende Schärfe des Gedankens und eine wahrhaft erstaunliche Strenge des Schlußverfahrens, so cap. 6 [Diels Vorsokr. II, 1^2, 646, 6] in dem freilich verderbt überlieferten, aber mit leichter Mühe zu bessernden Satze: *καὶ αἰ μέν τις μὴ διδάξαι, οὐ σαμεῖον· αἰ δ' ἕν⟨α⟩ τιν⟨ὰ⟩ διδάξαι, τεκμάριον, ὅτι δυνατόν ἐντι διδάξαι.* Mit anderen Worten, ein einziger affirmativer Fall genügt, um die Möglichkeit eines Vorganges zu erweisen, während negative Instanzen, und wäre ihre Zahl auch eine noch so große, nicht das Gegenteil zu erhärten vermögen. Noch frappanter ist ebendort (Mullach I, 551a, [Vorsokratiker a. a. O. 19]) das Sätzchen: *καὶ οὐ λέγω ὡς διδακτόν* (so Schanz Hermes 19, 370 nach A) *ἐντι, ἀλλ' ὅτι οὐκ ἀποχρῶντί μοι τῆναι αἱ ἀποδείξεις.* Der Verfasser hat im vorangehenden nicht weniger als fünf

---

[1] Curt Wachsmuth (Die Stadt Athen im Altertum II, 1, 459, A. 2) äußert keinen Zweifel an der Richtigkeit der Überlieferung. Ich schließe aus den von ihm angeführten Stellen jedoch nur, daß die Korruptel eine alte ist. Denn der ungeheuerliche Widerspruch zwischen dem Zweck und dem angewandten Mittel bleibt auch nach seiner Darlegung derselbe, der er vorher war.

Beweise gegen die Lehrbarkeit der Tugend angeführt, sie insgesamt eingehend zergliedert und als unstichhaltig erkannt. Dennoch will er nicht behaupten, daß die gegnerische These falsch sein müsse; er unterscheidet vielmehr mit einer im Altertum nahezu unerhörten Strenge zwischen der objektiven Unwahrheit einer Behauptung und der Unzulänglichkeit der bisher zu ihren Gunsten vorgebrachten Argumente. — Der in der Widerlegung des vierten dieser Beweisgründe vorkommende Satz: *αἰ δέ τις μὴ μαθὼν κτέ.* [Vorsokratiker a. a. O. 9ff.] ist bereits von Schanz a. a. O. 383—384 der Verständlichkeit um vieles näher gebracht worden. Doch möchte ich weder *καί* nach *εὐφυής* mit meinem Vorgänger einfach tilgen, noch dünkt es mich wahrscheinlich, daß die dorische Form *συναρπάξαι* einer Verderbnis ihr Entstehen verdanke. Die Stelle läßt sich meines Erachtens im strengsten Anschluß an die Überlieferung also ordnen: *αἰ δέ τις μὴ μαθὼν παρὰ σοφιστᾶν* (so A nach Schanz a. a. O. 377) *ἱκανὸς ἐγένετο, εὐφυὴς καὶ* (l. *εὐφυὴς κα*) *γενόμενος ῥαδίως συναρπάξαι τὰ* (l. *κα*) *πολλά, ὀλίγα μαθὼν* —. Der Autor will mit einer brachylogischen Wendung, die leicht mißverstanden werden konnte, sagen: Wenn jemand, ohne Sophistenunterricht genossen zu haben, dennoch tüchtig geworden ist, so muß daran erinnert werden, daß ein von Natur reich Begabter überhaupt nur wenig zu lernen braucht und gar vieles gleichsam unterwegs aufrafft und mühelos in sich aufnimmt.

13. In Kaibels „Epigrammata Graeca" ist das erste der beiden Distichen des Grabepigramms Nr. 55, nachdem Köhler (C. I. A. II, 3, 4302) die Reste von *ἡλικίαν* auf dem Steine gesehen hat, mit Wahrscheinlichkeit also zu ergänzen:

Πα[τρὶ φέρων μέγα πένθος nom. patr.] *ἠδὲ Φιλ[ίννῃ*
μητρὶ θάνες λιπαρὰν] ἡλικί[αν] προλιπών.

Ebenda Nr. 794 glaube ich das erste der zwei von Kaibel wohl mit Recht getrennten Distichen (in dem ersten spricht die Göttin als solche, in dem zweiten die Bildsäule)

durch Hinzufügung der zwei Worte *ἐν ὀπαδοῦ* am Schluß des Hexameters sachgemäß ergänzen zu können:

> *Ἀσπί|δα καὶ Νείκην Παλλὰς χερὶ θ|εῖσ|α |ἐν ὀπαδοῦ·*
> *„ὅπ|λων οὐ χρήζω πρὸς Κύπριν ἐρχομένη."*

Die in Paphos befindliche Statue unterschied sich — so müssen wir voraussetzen — von der athenischen Parthenos wesentlich darin, daß sie unbewehrt war und die Nike nicht auf der Hand trug. Der Dichter läßt die Göttin diesen Unterschied geistreich und anmutig dadurch begründen, daß sie im Begriff, die Liebesgöttin zu besuchen, sich der Kriegswehr entledigt habe. Sie hätte die Abzeichen des Kampfes und Sieges auch auf die Erde legen können, etwa wie Hektor seinen Helm (*ἐπὶ χθονὶ πουλυβοτείρῃ*); angemessener aber ist es, und hauptsächlich es steht hier geschrieben, daß sie dieselben einer Hand anvertraut, welche sie bis zu ihrer Wiederkehr bewahren soll. Diesen Hüter wird man nun schwerlich passender bezeichnen können als durch das allgemeine *ὀπαδός*. Die Stellung von *ἐν* ist nicht befremdlicher als in H 313 = I 669 *κλισίῃσιν ἐν Ἀτρείδαο γένοντο*. Der von Studniczka (Vermutungen zur griechischen Kunstgeschichte, S. 7) vorgebrachte Einwand gegen die Ergänzung *ὅπλων*, „Schild und Nike" könnten „unter dem Ausdruck ‚Waffen' unmöglich zusammengefaßt werden", scheint der poetischen Freiheit und dem Streben nach bündiger Kürze, welches allezeit dem Epigrammendichter eignet, nicht völlig gerecht zu werden.[1]

Daß die Anfangsbuchstaben der vier Verse, welche Kaibels Nr. 357 bilden, Π, Α, Χ, Σ, sich als Pax lesen lassen, dürfte schwerlich ein bloßes Spiel des Zufalls sein. Man beachte den gekünstelten Ausdruck im dritten Verse: *χρήσιμος ὀνόμασιν, Ἀλεξάνδρεια δὲ μήτηρ*, der auf akrostichischen Zwang zu weisen scheint, desgleichen das (frei-

[1] Löwy, Inschriften griechischer Bildhauer Nr. 532, verzeichnet viele, darunter einige dem unserigen nahestehende Restitutionsversuche. Eine neue, meines Erachtens wenig gelungene, Deutung des Epigramms wird in „Bonner Studien" (zu Ehren Kekulés) S. 216—217 vorgeschlagen.

lich nicht immer bedeutsamen Kreuz neben der Grabschrift: und mit Pax vergleiche man endlich das in jüdischen und jüdisch-christlichen Grabinschriften so häufig wiederkehrende *ἐν εἰρήνῃ ἡ κοίμησις αὐτοῦ* u. a. m.

14. Die Handschriften und Herausgeber des Laertius Diogenes (X 31) lassen Epikur Unsinn sprechen in dem Satze: *πᾶσα γὰρ αἴσθησις ἄλογός ἐστι καὶ μνήμης οὐδεμιᾶς δεκτική*. Denn daß die Sinneswahrnehmung für die Erinnerung empfänglich sei, diese ungereimte Voraussetzung zu verneinen, konnte weder dem Gargettier noch einem andern Philosophen jemals in den Sinn kommen. Welcher Gedanke in dem verderbten Worte steckt, dies lehrt unzweideutig die der Behauptung nachfolgende Begründung: *οὔτε γὰρ ὑφ' αὑτῆς κινεῖται οὔτε ὑφ' ἑτέρου κινηθεῖσα δύναταί τι προσθεῖναι ἢ ἀφελεῖν* (*κινεῖται* habe ich mit Usener, Epicurea 105, 14 eingesetzt). Die Sinneswahrnehmung kann weder durch sich selbst, noch durch etwas anderes eine Veränderung erleiden, welche den Wert ihrer Aussage verringert; die Sinnestäuschung liegt, wie Epikur dies anderweitig mehrfach ausspricht, *ἐν τῷ προσδοξαζομένῳ*, in dem, was das Urteil hinzutut, „die Wahrnehmung als solche“ ist „immer und unter allen Umständen wahr“ (Zeller III, 1³, S. 387). Wäre die Stelle lückenhaft überliefert, so würde man dort, wo wir jetzt *μνήμης* lesen, am ehesten *βλάβης* oder *φθορᾶς* einsetzen. Jetzt dürfte es am geratensten sein, *μνήμης* durch *λύμης* zu ersetzen. Man vergleiche Verbindungen, wie sie bei Aristot., Eth. Nicom. X, 5 (1176a, 20), bei Philo, Vita Mosis I, 20 oder bei Cleomedes, Circul. doctr. p. 107 Bake begegnen, *φθοραὶ καὶ λῦμαι, ἐπὶ λύμῃ καὶ φθορᾷ, λύμη καὶ διαφθορά*.

15. Euripides Hippol. 151—154: *ἢ πόσιν τὸν Ἐρεχθειδᾶν | ἀρχαγὸν τὸν εὐπατρίδαν | ποιμαίνει τις ἐν οἴκοις | κρυπτὰ κοίτα λεχέων σῶν*: Hier wird *ποιμαίνει* von Erklärern und Übersetzern, wenn ich nicht irre, durchweg mißverstanden. Denn weder „*fallere*“ kann das Wort bedeuten, noch „gefesselt halten“, noch auch „*amuser, c'est à dire charmer et tromper*“, sondern es besagt sicherlich so viel als: „lenken“

oder „gängeln". Es wird nicht bloß gefragt: Besitzt Theseus eine Maitresse? sondern: Besitzt er sie und beherrscht sie ihn? Dahin zielt offenbar die Paraphrase des Scholiasten: *βουκολεῖ*. Im übrigen vergleiche man, wenn es nottut, Eurip. frg. 744 N.[2]: *ποιμαίνειν στρατόν* oder Soph. frg. 399 N.[2], Z. 9: *νεῶν τε ποιμαντῆρσιν ἐνθαλασσίοις*.

16. Die Verse der Iphigeneia auf Tauroi, in welchen Pylades die wiedervereinigten Geschwister ermahnt, ihre Zärtlichkeitsbezeigungen zu beendigen und die von der Gunst des Schicksals dargebotene Gelegenheit zu rascher, rettender Tat ohne Säumen zu ergreifen, dürften bis auf ein Wort endlich wohlgeordnet sein. Weil hat, gewiß mit vollstem Rechte, *καιρὸν λαβόντας* (v. 908) in *καιρὸν λαχόντας* verändert, und seine völlig sinngemäße Paraphrase läßt mir nur den einen Skrupel zurück, daß der vom Zusammenhang in Wahrheit geforderte Gedanke: *„il est digne d'hommes sages de ne pas vouloir, en sortant de la voie ouverte par la fortune, quand une occasion leur est échue, courir après de vains plaisirs"* nicht ganz und gar in den überlieferten Texteswort en zu finden ist. Oder können *ἄλλαι ἡδοναί* wirklich eitle, nichtige, verräterische Freuden bedeuten? Ich glaube diesen Anstoß in zugleich befriedigender und nicht eben gewaltsamer Weise beseitigen zu können, indem ich zu schreiben vorschlage:

σοφῶν γὰρ ἀνδρῶν ταῦτα, μὴ 'κβάντας τύχης,
καιρὸν λαχόντας, ἡδονὰς σαθρὰς λαβεῖν.

17. Eurip. Alcest. 280 ff. bietet die Verbindung der Sätze ernste Schwierigkeiten dar, wie die so ganz verschiedene Interpunktion bei Nauck und Kirchhoff deutlich zeigt. Mir scheint das Satzgefüge, wenn es nicht unförmlich werden soll, mit 286 abschließen zu müssen. Doch vermag ich allerdings das nunmehr (so bei Kirchhoff und Prinz) sich ergebende Asyndeton nicht mit dem Gang der feierlich eingeleiteten und im übrigen so wohlgesetzten Rede in Einklang zu bringen. Ich vermute, daß der aus dem Vorangehenden gar leicht zu entnehmende Begriff des *ζῆν* zum Behuf der Erklärung hinzugeschrieben ward, in den Text eingedrungen

ist und aus diesem die erforderlichen, die Gedankenverbindung vermittelnden Partikeln verdrängt hat. Euripides schrieb, so meine ich, 287f.:

> ἀλλ' οὐ γὰρ ἠθέλησ', ἀποσπασθεῖσά σου
> σὺν παισὶν ὀρφανοῖσιν κτἑ.

Nur so fällt, wie mich dünkt, auf den die ganze Stelle beherrschenden Hauptbegriff das volle ihm gebührende Gewicht: „das alles konnte ich, aber ich wollte es nicht, wenn ich dich entbehren und meine Kinder verwaisen lassen sollte."

18. Eurip. Troad. 469: ὦ θεοί· κακοὺς μὲν ἀνακαλῶ τοὺς συμμάχους. Wer den Vers richtig übersetzt: „Ihr Götter! Schlechte Helfer ruf' ich an in euch" (Donner, Hartung), „*ignavos quidem opitulatores (vos) invoco*" (Musgrave, Fix), der muß den Artikel als nicht vorhanden betrachten: wer ihn berücksichtigen will, dem bleibt nur eine verkünstelte Deutung übrig, wie sie uns bei Paley begegnet: „*The allies I am repeatedly invoking are indeed treacherous ones.*" Mit dem Artikel aber, der sich ebensowenig emendieren als rechtfertigen läßt — denn der Gedanke ist abgeschlossen und duldet nicht den mindesten Zusatz —, muß eben darum auch das Hauptwort fallen. Und was sollte dieses, da es völlig sinngemäß ist, anderes sein als ein Glossem? — „Die Erklärung mit ihrem Artikel füllte gerade den Raum des Originales wieder aus" — diese Worte Heimsöths (Krit. Studien I, 183) scheinen auf τοὺς συμμάχους gerade so gut zu passen wie auf τὴν τύχην Hippolyt. 469 (s. meine „Beiträge zur Kritik und Erklärung gr. Schriftsteller" II, Nr. 4 [hier S. 218ff.]). Nur war es dort mit Hilfe der Scholien möglich, die Richtigkeit unserer Annahme urkundlich zu erhärten, während uns diesmal innere Gründe einen, allerdings nicht vollwichtigen, Ersatz für äußere Beglaubigung bieten; vgl. Hesychios: συλλήπτορα· συναγωνιστήν, συνεργόν, σύμμαχον. Durch συνεργός und βοηθός erklären die Scholien das seltene Wort (es findet sich in der Tragödie sonst nur Agam. 1469 Kirchhoff = 1508 Wecklein und Iphig. Taur. 95) auch zu Orest. 1230. Wie nahe es

lag, *συλλήπτορας* durch *συμμάχους* zu erklären, beziehungsweise zu ersetzen, mag ein Blick auf die folgenden Bruchstücke lehren, deren nahe Verwandtschaft bereits Clemens von Alexandrien aufgefallen war (Strom. VI. 741 Pott.):

Soph. frg. 374: *οὐκ ἔστι τοῖς μὴ δρῶσι σύμμαχος τύχη.*
frg. 841: *οὐ τοῖς ἀθύμοις ἡ τύχη ξυλλαμβάνει.*

11 Eurip. frg. 432: *αὐτός τι νῦν δρῶν εἶτα δαίμονας κάλει·*
τῷ γὰρ πονοῦντι καὶ θεὸς ξυλλαμβάνει.

Ebenda 924 heißt es von Paris und seinem Urteil: *ἔκρινε τρισσὸν ζεῦγος ὅδε τρισσῶν θεῶν.* So liest Kirchhoff, und Nauck hat nur *τρισσῶν* mit Wunder durch *τριῶν* ersetzt. Ich möchte an Kenner unseres Dichters die Frage richten, ob der Pleonasmus dieser Stelle ihnen erträglich dünkt. Suppl. 623 und 1201 sind anders geartet. Auch liebt es Euripides in solchen Fällen, der einen Zahlenbestimmung eine zweite gegenüberzustellen. Man vergleiche Electr. 1306 f.: *μία δ' ἀμφοτέρους | ἄτη πατέρων διέκναισε,* Iph. Aul. 1137: *κἀμός γε καὶ τῆσδ', εἷς τριῶν δυσδαιμόνων,* Iph. Taur. 1065: *ὁρᾶτε δ' ὡς τρεῖς μία τύχη τοὺς φιλτάτους, | ἢ γῆς πατρῴας νόστος ἢ θανεῖν ἔχει,* Troad. 368 f.: *οἳ διὰ μίαν γυναῖκα καὶ μίαν Κύπριν | θηρῶντες Ἑλένην μυρίους ἀπώλεσαν,* ib. 457: *ὡς μίαν τριῶν Ἐρινὺν τῆσδέ μ' ἐξάξων χθονός,* ib. 780 f.: *τάλαινα Τροία, μυρίους ἀπώλεσας | μιᾶς γυναικὸς καὶ λέχους στυγνοῦ χάριν,* Ion 539: ΙΩΝ. *ἡ τύχη πόθεν πόθ' ἥκει;* ΞΟΥ. *δύο μίαν θαυμάζομεν,* Helen. 731 f.: *κρεῖσσον γὰρ τόδ' ἢ δυοῖν κακοῖν | ἕν' ὄντα χρῆσθαι,* Orest. 1244: *τρισσοῖς φίλοις γὰρ εἷς ἀγών, δίκη μία,* Androm. 516 f.: *δύο δ' ἐκ δισσαῖν θνῄσκετ' ἀνάγκαιν,* ib. 909: *κακόν γε λέξας ἕν' ἄνδρα δίσσ' ἔχειν λέχη,* wo man wohl nur zwischen dieser Schreibung Kirchhoffs und jener des Hugo Grotius: *δίσσ' ἕν' ἄνδρ' ἔχειν λέχη* die Wahl hat. Auf Grund dieser Stellensammlung (einiges andere aus Sophokles und Homer bietet Nauck zu den Trachinierinnen V. 884, auch zu 460; ebenda 941 hat Nauck das ebenso rhetorische *εἷς δυοῖν* aus *ἐκ δυοῖν* trefflich hergestellt) habe ich Electr. 649 längst gebessert: *ὑπηρετείτω μία*

(statt μέν) δυοῖν ὄντοιν τόδε — eine Besserung, mit deren Veröffentlichung Wecklein mir zuvorgekommen ist (Fleckeisens Jahrbücher, 7. Suppl.-Bd., S. 375—376). Und so dürfte auch an unserer Stelle wahrscheinlich zu schreiben sein:

ἔκρινε τρισσὸν ζεῦγος εἷς ὅδ' ὢν θεῶν.

19. Eurip. Electr. 426f.: *ἐν τοῖς τοιούτοις δ' ἡνίκ' ἂν γνώμης πέσω, | σκοπῶ τὰ χρήμαθ' ὡς ἔχει μέγα σθένος | ξένοις τε δοῦναι κτέ.*

Die hier folgende Reflexion über den Wert des Reichtums kann der in knappen Verhältnissen lebende Landmann sehr wohl an die Lage, in der er sich eben befindet, anknüpfen, nicht etwa an eine Reflexion über diese Lage! Ich zweifle daher nicht daran, daß hier eine sehr alte, aber im Grunde leichte Verderbnis vorliegt und die zwei Verse ursprünglich gelautet haben: 12

ἐν τοῖς τοιούτοις δ' ἡνίκ' ὦ, γνώμης ἔσω[1]
σκοπῶ τὰ χρήμαθ' κτέ.

Zu *γνώμης ἔσω* vergleiche man Hippol. 510: *ἦλθε δ' ἄρτι μοι γνώμης ἔσω* oder den verwandten Ausdruck Med. 316: *ἀλλ' εἴσω φρενῶν | ὀρρωδία μοι μή τι βουλεύσῃς κακόν*, desgleichen Soph. Philoct. 1325: *καὶ ταῦτ' ἐπίστω καὶ γράφου φρενῶν ἔσω* oder Aesch. Agam. 1005 Kirchhoff = 1036 Wecklein: *ἔσω φρενῶν λέγουσα πείθω νιν λόγῳ.* — *ἡνίκα* mit dem Konjunktiv ohne *ἄν* vermag ich nicht mit voller Sicherheit nachzuweisen, da Theokrit oder Pseudo-Theokrit XXIII, 29—30 von Haupt mit Wahrscheinlichkeit als Interpolation bezeichnet worden ist (Opusc. I, 139) und Aesch. frg. 304 N.², v. 7 *ἡνίκ' ἀνανθῇ* (von Dindorf im Lexicon Aeschyleum s. v. *ἡνίκα* angeführt), gleichwie Coningtons *ἡνίκ' ἐξανθῇ* nur auf Konjektur, wenngleich auf sehr wahrscheinlicher, beruht. Doch erscheint der Konjunktiv nach dem Relativpronomen (vgl. Nauck zum Oed. R. 1231 und Wecklein zur Medea 516), ebenso nach *ὅπου* Eurip. Electr. 972, desgleichen nach *ἐπεί* (vgl. Dindorf, Lexicon Aeschyl. s. v.) und anderen Zeit-

[1] Die Handschrift der Elektra bietet *γνώμη πέσοι*, was Kirchhoff, das Zitat bei Stobaeus *γνώμης πέσω*, was Nauck in den Text setzt.

partikeln, s. Kühner, Gr. Gramm.[2] S. 206, so häufig, daß unsere Herstellung in diesem Betracht keinem Bedenken unterliegt. Dahingestellt mag es bleiben, ob nicht *ἐν τοι τοιούτοις* ohne *δέ*, welches letztere in der Anführung bei Stobaeus Floril. 91, 6 fehlt, das Ursprüngliche ist. *ἐν τοι τοιούτοις* wäre ebenso gesagt wie *ἀλλ' ἐν τοι κακοῖς* nach Gottfried Hermanns Restitution bei Sophokles, Electr. 208. [So fehlt *ἄν* auch Bakchylides IX, 23 f., vgl. Kenyon zur Stelle p. 74. Auch bei Antiphon haben die Herausgeber mitunter die Partikel schulmeisternd eingeführt.]

20. In den von H. Schenkl (Progr. des Wiener Akademischen Gymnasiums 1888) herausgegebenen „Florilegia duo graeca" ist I, 3 (p. 6), wie ich meine, also zu verbessern: *Ἐν οἴνῳ μὴ πολυλόγει ἐπιδεικνύμενος παιδείαν· ὀχληρὰ* (statt *χολερὰ*) *γὰρ ἀποφθέγξῃ.*

Nr. 53 tritt auch der zweite Trimeter deutlich hervor, sobald wir den Vers von zwei interpolatorischen Zutaten, 13 nämlich dem Artikel vor *πονηρούς* und den Worten *οἱ νόμοι* vor *ἐξευρημένοι* befreien; man lese also:

Ὁ μηδὲν ἀδικῶν οὐδενὸς δεῖται νόμου·
πρὸς γὰρ πονηροὺς εἰσιν ἐξευρημένοι.

21. Das einzige uns erhaltene größere Bruchstück des Sophisten Hippias, welches Clemens von Alexandrien (Strom. VI, 745 Pott.) bewahrt hat [Vorsokratiker II, 1², 584], dürfte meines Erachtens im wesentlichen wie folgt gelautet haben:

τούτων ἴσως εἴρηται τὰ μὲν Ὀρφεῖ τὰ δὲ Μουσαίῳ, τὰ δὲ Ἡσιόδῳ τὰ δὲ Ὁμήρῳ, τὰ δὲ τοῖς ἄλλοις τῶν ποιητῶν, τὰ δὲ συγγραφεῦσι, τὰ μὲν Ἕλλησι, τὰ δὲ βαρβάροις, ἄλλῳ ⟨ἄλλα⟩ ἀλλαχοῦ. ἐγὼ δὲ ἐκ πάντων τούτων τὰ μέγιστα ⟨ἐκλεξάμενος⟩ καὶ ⟨τὰ μάλιστα⟩ ὁμόφυλα συνθεὶς οὕτω καινὸν καὶ πολυειδῆ τὸν λόγον ποιήσομαι.

Geändert habe ich hierbei nur, um größere Konzinnität des Ausdruckes zu erzielen, *ἐν συγγραφαῖς* in *συγγραφεῦσι* und *τούτων* in *οὕτω.* Hingegen mußte ich annehmen, daß der überlieferte Text mehrfach durch Lücken entstellt ist.

Die Einschiebung von *ἄλλα* vor *ἀλλαχοῦ* wird vom Zusammenhang erfordert und entspricht zugleich einer Neigung jenes Zeitalters, wie sie z. B. in der Rede des Polos bei Plato, Gorg. 448c deutlich hervortritt (*ἑκάστων δὲ τούτων μεταλαμβάνουσιν ἄλλοι ἄλλων ἄλλως*). [Man vergleiche auch die Parechesen der Tragiker, über die Nauck zu Aias V. 866 gehandelt hat.] So glaubte ich denn auch die Worte *τὰ μέγιστα καὶ ὁμόφυλα συνθείς* auf diesem Wege zugleich sinngemäßer und minder gewaltsam herstellen zu können, als dies meinen Vorgängern — Cobet, der im Logios Hermes I, 232 *μέγιστα* in *βέλτιστα* zu ändern vorschlug, oder Nauck, der *μέγιστα καὶ ὁμόφυλα* durch *μάλιστα ὁμόφυλα* ersetzen wollte (Krit. Bemerk. V, 76) — gelungen ist. Unbedingt notwendig schien es mir, die eng zusammengehörigen Satzglieder *τὰ μὲν* — *Μουσαίῳ* und *τὰ δὲ* — *Ὁμήρῳ* aneinanderzurücken (man vergleiche z. B. die ähnliche Zusammenstellung bei Philodem *περὶ εὐσεβείας* S. 80 meiner Ausgabe) und die hier an unrechter Stelle erscheinenden Worte *ἄλλα ἀλλαχοῦ*, welche auf die Mitteilungen der Geschichtsschreiber ganz ebenso sehr wie auf jene der Dichter zielen, nach Beseitigung des wenig passenden Zusatzes *κατὰ βραχύ* am Ende des Satzes unterzubringen. Kaum einem Zweifel scheint es mir zu unterliegen, daß das Bruchstück aus der Einleitung der *Συναγωγή* des Sophisten und nicht, wie Carl Müller, Fgm. hist. Graec. II, 62 und nach ihm Dindorf in seiner Ausgabe des Clemens III, 137 annahmen, „*ex prooemio declamationis alicuius*“ herstamme. Von dem einzigen sonstigen Bruchstück jenes groß angelegten Sammelwerkes (Athen. XIII, 609a), welches man gewiß nicht mit C. Müller als eine bloße *συναγωγὴ τῶν ἐνδόξων γυναικῶν* ansehen darf, hat vielleicht Hesychius einige Worte erhalten s. v. *Θαργηλία*: *ἔστιν* „*ἡ Θαργηλία Μιλησία μὲν τὸ γένος, εὐπρεπὴς δὲ τὴν ὄψιν καὶ τἄλλα σοφή*“ —.

22. Die Stelle des hippokratischen *Νόμος*, welche den glänzend durchgeführten Vergleich des Bildungserwerbes mit den Bedingungen gedeihlichen Pflanzenwuchses einleitet, ist durch einen meines Wissens bisher nicht bemerkten

Fehler der Überlieferung entstellt.[1] Das Wort *θεωρίη* (IV, 640 Littré) ist sinnlos und wohl sicherlich aus *εὐφορίη* verderbt: man lese demnach: *ὁκοίη γὰρ τῶν ἐν γῇ φυομένων εὐφορίη, τοιήδε καὶ τῆς ἰητρικῆς μάθησις.* Fast genau die entgegengesetzte Buchstabenkorruptel begegnet uns, wenn ich nicht irre, bei Alkidamas *περὶ σοφιστῶν* 28 in dem Satze: *ἀλλ' ὥσπερ ἀνδριάντων καλῶν ἀληθινὰ σώματα πολὺ χείρους τὰς εὐπορίας ἔχοντα πολλαπλασίους ἐπὶ τῶν ἔργων τὰς ὠφελείας παραδίδωσιν* —. Empfiehlt es sich doch, wie ich meine, mehr, das verderbte *εὐπορίας* durch *θεωρίας* als mit Vahlen, welchem Blaß folgt, durch *εὐπρεπείας* zu ersetzen.

23. Der Verfasser der Schrift „Von der alten Medicin" vergleicht die Kost der Kranken mit jener der Gesunden und erklärt die erstere für nicht schädlicher, als die letztere dies im Vergleiche zu jener der Tiere ist: *εἰ δέ τις σκέπτοιτο τὴν τῶν καμνόντων δίαιταν πρὸς τὴν τῶν ὑγιαινόντων, εὕροι ἂν οὐ βλαβερωτέρην ἤπερ τὴν τῶν ὑγιαινόντων πρὸς τὴν τῶν θηρίων τε καὶ πρὸς τὴν τῶν ἄλλων ζῴων* (De prisca medicina 8 — I, 586 Littré [= I, 8, 7 Kühlewein]). Wer sieht nicht, sobald er darauf aufmerksam gemacht ist, daß der Begriff der Schädlichkeit in diesen Zusammenhang paßt wie die Faust aufs Auge? Nicht schädlich, sondern kraftlos, schwächlich, weichlich ist die Krankenkost, *οὐκ ἰσχὺν ἐντίθησιν*, um mit Demosthenes (Olynth. II, 33) zu sprechen: und die Eigenart einer *διαίτης ἁπαλῆς καὶ ἀνάνδρου* (Plato Phaedr. 239b) ist es, die man hier bezeichnet zu finden mit Fug erwarten darf. Man schreibe *βλακικωτέρην*, und die Stelle scheint definitiv geordnet. Daß sie heilungsbedürftig ist, hat übrigens Littré in den Vorbemerkungen zum zweiten Band (S. LII) erkannt, ohne jedoch über tastende Versuche hinauszukommen, während Ermerins' Schreibung *εὕροι ἂν οὐχ ἧσσον βλαβερὴν* zugleich sinnwidrig und gewaltsam ist.

[1] [Ich hatte zu viel gesagt. Bemerkt hat den Fehler Reinhold in seiner Ausgabe, aber sehr unzulänglich behandelt durch die Schreibung: — *φυομένων, θεωρίη τοιήδε καὶ τῆς ἰητρικῆς μαθήσιος* I, 37.]

Ebend. c. 22 (I, 628—629 L. [= I, 28, 5 Kühlewein] glaube ich die von Littré begonnene Herstellung eines schwer verderbten Satzes einen Schritt weiter führen zu können. Die Grundlage jener Herstellung, das bisher in A allein nachgewiesene *ὥσπερ*, habe ich auch im Marcianus wiedergefunden, der im übrigen mit den geringeren Pariser Handschriften übereinstimmt: *οὐ γὰρ ἂν ὥσπερ ἦν· Ἐν κοιλίῃ ἐν ῃ* (sic) *τὸ ὑγρὸν ἔξω τε περιέχει αὐτέῃ ἡ κοιλίῃ ἐν ῃ* (sic) *τὸ ὑγρὸν. καὶ ἐξαγγίζοιτ' ἂν καθέκαστην ἡμέρην· ἀλλ' ὅταν ᾖ καὶ* —. Man schreibe: *οὐ γὰρ ἂν ἐν σπληνὶ ὥσπερ ἐν κοιλίῃ ἐνείη τὸ ὑγρόν, ἔξω τε περιέχοι αὐτὸ καὶ ἐξαλίζοιτ' ἂν καθ' ἑκάστην ἡμέρην κτέ.*

Die ersten Worte des Schlußkapitels der merkwürdigen Schrift (I. 634 L.) glaube ich, hierin Littré folgend, in engstem Anschluß an die Lesarten A's schreiben zu sollen: doch vermag ich die Annahme nicht zu entbehren, daß ein Wort (*ἐσκέφθαι*) an eine unrechte Stelle geraten, und daß die Überlieferung eine nicht völlig lückenlose ist. Ich vermute: *περὶ δὲ δυναμίων χυμῶν, αὐτῶν τε ἕκαστος ὅ τι δύναται ποιεῖν τὸν ἄνθρωπον, καὶ πρότερον εἴρηται· ⟨χρὴ δ' αὐτῶν⟩ καὶ τὴν συγγένειαν ἐσκέφθαι ὡς ἔχουσι πρὸς ἀλλήλους.*

24. Im wichtigen 17. Bruchstück des Melissos (Simplic. in Aristot. de caelo *Γ* init., 509 b, 36 Brandis) scheint es mir unbedingt nötig, *ἀΐδια* in *ἴδια* zu ändern und demgemäß zu schreiben: *φαμένοις γὰρ εἶναι πολλὰ ἴδια καὶ εἴδεα καὶ ἰσχὺν ἔχοντα πάντα ἑτεροιοῦσθαι ἡμῖν δοκεῖ καὶ μεταπίπτειν κτέ.* [Vorsokratiker I², 148 u. II, 1², 679.] Die überlieferte Lesart ist keineswegs sinngemäß. Denn mit *φαμένοις — ἡμῖν* stellt sich der samische Philosoph für einen Augenblick auf den Boden der gewöhnlichen Weltansicht, und diese verlangt von den Einzeldingen (den *πολλά*) keineswegs ewigen Bestand, wohl aber feste Sonderung der Eigenschaften und der Arten. Parallele Äußerungen von Zeitgenossen des Melissos habe ich kürzlich zusammengestellt in „Die Apologie der Heilkunst", S. 109 und 170.

25. Oracula Sibyllina III, 333 braucht man nur ein O in Є zu verwandeln, um einen Anstoß zu beseitigen, welcher

das Verständnis getrübt und sogar an der Echtheit des Verses hat zweifeln lassen. Der Sibyllist schrieb ohne 16 Zweifel: *γαῖα δ' ἔρημος ἅπασα σέθεν καὶ ἔρημα πόληες* (statt *πόληος*) — „Dein ganzes Land wird eine Wüste sein und Wüsteneien deine Städte". Man vergleiche vor allem Jesaias I, 7: *ἡ γῆ ὑμῶν ἔρημος, αἱ πόλεις ὑμῶν πυρίκαυστοι* und XXXV, 2: *καὶ ἐξανθήσει — τὰ ἔρημα τοῦ Ἰορδάνου.* [Gebilligt von Rzach in den Addenda seiner Ausgabe p. XIX.]

VI, 15 lautet in Friedliebs Ausgabe wie folgt: *ἐκ δὲ μιῆς σπειρῆς ἄρτου κόρος ἔσσεται ἀνδρῶν.* Alexandre billigt in den „Curae posteriores" die Schreibung des Lactantius *πήρης* statt *σπείρης*. Der Vers leidet in dem einen wie in dem andern Falle zugleich an einem Zuviel und an einem Zuwenig. Die Erwähnung des Brotes, *ἄρτου*, erscheint neben dem Brotsack, *πήρα*, überflüssig, neben dem Netz, welches an die Speisung mit Fischen denken läßt, sogar störend; jedenfalls fehlt aber die Hauptsache, der Hinweis auf die große Zahl der wunderbar Gespeisten. So läge es denn nahe genug, *ἄρτου* zu tilgen und ein Wort wie etwa *χιλίων* an seine Stelle zu setzen. Doch es bedarf dessen nicht. Die zwiespältige Überlieferung hat je einen Teil des Echten erhalten, und es gilt nur, die zwei getrennten Hälften wieder zu vereinigen, um das Ursprüngliche zu gewinnen: *ἐκ δὲ μιῆς πήρης σπείρης κόρος ἔσσεται ἀνδρῶν.* Bedeutet doch *σπεῖρα* nicht nur die Kohorte, sondern die Menge überhaupt, wie denn Hesych und nach ihm Suidas das Wort durch *πλῆθος* erklären, und Lykophron es in diesem Sinne auch mit *κακῶν* verbindet. Haben sonst Dittographien so häufig die Texte geschädigt, so war es diesmal der bloße zufällige Schein einer solchen, welcher die Überlieferung gespalten, eine Lücke erzeugt und deren willkürliche Ausfüllung hervorgerufen hat.

17 27. Eine augenscheinlich sprichwörtliche Redensart ist bei Philodem *περὶ ῥητορικῆς* B (V. H.[2] IV, 44 = V. H.[2] IV, 107) erhalten in den Worten: *οὐδὲ κελεύομεν αὐτὸν ψῆφον ἐν πελάγει ζητεῖν*, welche die Oxforder Abschrift des erstgenannten Stückes unversehrt bewahrt hat (vgl. Usener

Epicurea 96, 3, der drei, aber durchweg ungenügende Kopien vor Augen hatte). Philodem hat durch detaillierte Anführungen aus den Schriften des Schulhauptes die hier von ihm vertretene These bewiesen und glaubt daher nicht denjenigen zu gleichen, welche uns ein Steinchen im Meere suchen heißen. Sollte es nicht der wenig veränderte Anfang eines Komikerverses sein, der uns hier vor Augen liegt? (Beispielsweise: *ψῆφον κελεύεις ἐν πελάγει ζητεῖν ἐμέ.*)

Doch ehe ich den geöffneten Band schließe, will ich mindestens eine so gut als vollständig herstellbare Kolumne jenes Teiles von Philodems Rhetorik hierhersetzen (V. H.[2] IV, 80 = Ox. II, 88 [jetzt in Sudhaus' Philodemi Valumina Rhetorica I, 58f., das Obige I, 97]):

(ὑπομνησθήτω)- ‖
1 *σα(ν δ)ὲ καὶ τούτο(υ, διό)-*
τι τέχν(η)ν τοιαύτ(ην λέ)-
γοντες εἶναι τὴν ῥητο-
ρικὴν (οἵαν) ἄν τις εἴποι
5 *τὴν ἐκ παρατηρήσε-*
ως ποιᾶς συνησκ(ημέ)-
νην ἕξιν, καθ' ἣν ὡς (ἐ)πὶ
(τὸ) πολὺ κ(αὶ) κατὰ τὸ εὔ-
λογον περιγίνεται τὸ
10 *προκείμενον τέλος, τὸ*
τῆς τέχνης ἴδι(ο)ν αὐτῆς
ἀναιροῦνται. θεωρεῖται
γὰρ ἐμ μεθόδῳ τοῦτο
καί τινι παραδόσει κοι-
15 *νῶν τινων διατεινόν-*
των ἐπὶ τὰ κατὰ μέρος,
ἄ(ν) τ' οὖν ᾖ τῶν παγίων
(ἐπι)στημῶν ἄν τε τῶν 18
στ(ο)χαστικῶν. τ(ὰ) δ' ἐκ πα-
ρατηρήσεως καί τινος 20
ἱστορίας συνησκημένα
τέχνας ἡ συνήθεια τῶν
Ἑλλήνων οὐ πάνυ τι πρ(οσ)-
αγο(ρ)εύει κατὰ τὸν κύρι-
ον τρόπον, ἀλλ' ἔστιν ὅ- 25
τε καταχρωμένη. καὶ
(γ)ὰ(ρ ἐ)νίοτε καὶ τοὺς
ἐν (το)ῖς θα(ύ)μασιν συντ(ό)-
νους τεχνίτας καλεῖ καὶ
τὸ δεξιῶς ξύλα σχίσαι 30
καὶ ⟨σ⟩υνθεῖναι καὶ ἐνεδρεῦ-
σαί τ(ι)να πονη(ρ)ῶς τ(εχ)νι-
(κ)ὸν λέγει καὶ τέχνας τὰ(ς)
(ἐ)ν ταῖς κωμῳδίαις καὶ
πᾶ(ν) τὸ το(ύ)τοις παραπλήσι(ον). 35

28. In jener Episode des platonischen Theätet, welche das philosophische Leben mit begeistertem Schwunge schildert und feiert, begegnen zwei Worte, über welche die Übersetzer und Erklärer eilig hinweghuschen, und die ebensowenig einen verständlichen Sinn ergeben, als sie mit dem

gehobenen Ton der Rede irgendwie in Einklang zu bringen sind. Man liest nämlich 372e: *ἡ δὲ διάνοια ταῦτα πάντα ἡγησαμένη σμικρὰ καὶ ὡς οὐδὲν ἀτιμάσασα πανταχῇ φέρεται κατὰ Πίνδαρον, τά τε γῆς ὑπένερθε καὶ τὰ ἐπίπεδα γεωμετροῦσα, οὐρανοῦ τε ὕπερ ἀστρονομοῦσα, καὶ πᾶσαν πάντῃ φύσιν ἐρευνωμένη τῶν ὄντων ἑκάστου ὅλου, εἰς τῶν ἐγγὺς οὐδὲν αὑτὴν συγκαθιεῖσα.* Die zwei durchschossenen Worte können, dies wage ich kühnlich zu behaupten, nicht so, wie sie dastehen, von Platons Hand herrühren: sie können auch nicht auf Interpolation beruhen, da sie nichts erklären oder auch nur zu erklären scheinen. Eben ihre vollständige Unangemessenheit macht es wahrscheinlich, daß sie nur einer fast unabsichtlichen Buchstabenverderbnis der allerleichtesten Art ihr Dasein verdanken. Dieser Anforderung genügt unsere Herstellung: *ἑκὰς τοῦ ὄχλου*. Daß *ἑκάς* im übrigen der Sprache Platons fremd ist — von attischen Prosaikern gebraucht nur Thukydides das Wort —, dies dürfte uns selbst dann nicht beirren, wenn die Färbung der Stelle eine minder poetische wäre. Fehlt es doch bei Platon auch sonst nicht an *ὀλιγάκις* und selbst an *ἅπαξ λεγόμενα* der attischen Prosa, wie *ναυτίλος* und fast sicherlich auch *κάρτα*, vgl. Rutherford, The new Phrynichos, p. 8 und 20.[1]

Und da ich einmal den Theätet in der Hand halte, will ich der von einer Wolke unnötiger und unglücklicher Konjekturen bedeckten Stelle 149d gedenken, die, wie ich meine, durch die gelindeste aller Änderungen, die Verwandlung eines N in Δ, zu heilen ist. Unter den Obliegenheiten der Hebammen wird auch die Herbeiführung von Fehlgeburten erwähnt in dem Satze: *καὶ ἐὰν νέον* (l. *δέον*) *ὂν δόξῃ ἀμβλίσκειν, ἀμβλίσκουσιν*; „und wenn man im Notfall eine Fehlgeburt herbeizuführen beschließt, sind nicht sie es, welche sie herbeiführen?" Derartiger Notfälle zählt z. B. Soranus *περὶ γυναικείων παθῶν* p. 59 Dietz = p. 82 Ermerins mehrere auf.

---

[1] [Nicht verschweigen will ich, daß Rohde laut brieflicher Mitteilung diese Vermutung nicht gebilligt, sondern ihr die Schreibung *ἑκάστου ⟨καὶ τοῦ⟩ ὅλου* vorgezogen hat.]

Die Verbindung *δέον ὄν* statt des bloßen *δέον* — was Heindorf hier zu schreiben vorschlug — vermag ich zwar nicht nachzuweisen; aber es ist nicht abzusehen, weshalb dieses Partizip nicht auch hier, wie so häufig, adjektivisch gebraucht und dann gleich einem *ἀδύνατον, ἀναγκαῖον* usw. mit *ὄν* verbunden werden sollte. Jedenfalls würde das alleinstehende *δέον* hier nicht im Sinne von „wenn es nötig ist" verstanden, sondern vom Leser zu *δόξῃ* bezogen worden sein.

29. Hermann Sauppe und Gottfried Hermann haben eine Stelle des plutarchischen *Ἐρωτικός* XIII, 4 (Moralia 923—924 Dübner) wie folgt hergestellt: *ἀκούεις δὲ δήπου τὸν Εὐριπίδην ὡς ἐθορυβήθη ποιησάμενος ἀρχὴν τῆς Μελανίππης ἐκείνης 'Ζεύς, ⟨ὅστις ὁ Ζεύς⟩ οὐ γὰρ οἶδα πλὴν λόγῳ',* *μεταλαβὼν δὲ χορὸν* [*δι' ἐχθρόν* libri, corr. Sauppe] *ἄλλον* (*ἐθάρρει ⟨γὰρ* inser. Hermann⟩ *ὡς ἔοικε, τῷ δράματι γεγραμμένῳ πανηγυρικῶς καὶ περιττῶς*) *ἤλλαξε* (coni. Sauppe, *ἀλλ' ἤλλαξε* libri) *τὸν στίχον ὡς νῦν γέγραπται· Ζεύς, ὡς λέλεκται τῆς ἀληθείας ὕπο.* Der Einwand der Gewaltsamkeit, der sich gegen die Herstellung erheben läßt, wird, wie ich meine, beseitigt und somit das Wesentliche derselben gesichert, wenn wir *ἀλλ'* vor *ἤλλαξε* nicht einfach tilgen, sondern annehmen, daß *ἀντήλλαξε* — der Dichter hat gegen den alten Vers diesen neuen eingetauscht — das Ursprüngliche ist. Ward ΑΝΤ durch einen leichten Buchstabenfehler in ΑΛΛ verwandelt, so war damit die Konstruktion aus den Angeln gehoben und die Auslassung von *γάρ* nach *ἐθάρρει* wie mit Notwendigkeit hervorgerufen.

Neben den vielen trefflichen Besserungen, welche Sauppe im Göttinger Winterprogramm 1883—1884 („Emendationes Plutarcheae") teils, wie die eben besprochene, verteidigt, teils neu vorgebracht hat, findet sich auch ein Änderungsvorschlag, den man wohl für entbehrlich halten kann. Der zweite Satz der Coniugalia Praecepta lautet wie folgt: *ἐν μὲν γὰρ τοῖς μουσικοῖς ἕνα τῶν αὐλητικῶν νόμων ἱππόθορον ἐκάλουν, μέλος τι τοῖς ἵπποις ὁρμῆς ἐπεγερτικόν, ὡς ἔοικεν, ἐνδιδόντα πρὸς* (so Reiske, die Handschriften *περί*) *τὰς ὀχείας.* Sauppe be-

anstandet p. 13 *ἐνδιδόντα* und will statt dessen *ἐπᾴδοντες* schreiben. Der ausgezeichnete Hellenist scheint hier der technischen Bedeutung des Wortes *ἐνδόσιμον* und der ihr entsprechenden häufigen Verwendung von *ἐνδιδόναι* vergessen zu haben, z. B. Athen. XII, 520d: *ἐνέδοσαν τοῖς ἵπποις τὸ ὀρχηστικὸν μέλος* oder Polyaen. Strateg. I, 10: *αὐλὸς ἡγεῖται Λακώνων εἰς πόλεμον ἰόντων, καὶ τὸ ἐμβατήριον αὐλὸς ἐνδίδωσι τοῖς μαχομένοις.*

Einige Zeilen vorher hat Sauppe auf das Vorhandensein einer Verderbnis hingewiesen (Plutarch De fortuna c. 3 fin.), die sich jedoch, wie ich meine, in zugleich gelinderer und befriedigenderer Weise als durch die vorgeschlagene Änderung von *σφῶν* in *ἔργῳ* beseitigen läßt. Nachdem die zahlreichen Vorzüge, welche die Tiere vor den Menschen auszeichnen, aufgezählt sind, wird die intellektuelle Überlegenheit unseres Geschlechtes und die auf ihr beruhende Herrschaft über die Tierwelt emphatisch hervorgehoben: *ἀλλ᾽ ἐν πᾶσι τούτοις ἀτυχέστεροι τῶν θηρίων ἐσμέν· ἐμπειρίᾳ δὲ καὶ μνήμῃ καὶ σοφίᾳ καὶ τέχνῃ κατ᾽ Ἀναξαγόραν ⟨ἐπὶ⟩ σφῶν τ᾽ αὐτῶν χρώμεθα καὶ βλίττομεν καὶ ἀμέλγομεν καὶ φέρομεν καὶ ἄγομεν συλλαμβάνοντες, ὥστ᾽ ἐνταῦθα μηδὲν τῆς τύχης, ἀλλὰ πάντα τῆς εὐβουλίας εἶναι.* Der Alleinbesitz höherer Geisteskräfte, welchen die Menschen mit keinem andern Wesen teilen, wird meines Erachtens durch *ἐπὶ σφῶν αὐτῶν* (= *ἐφ᾽ ἡμῶν αὐτῶν*, vgl. Kühner, Gr. Gramm.[2] II, 497) sehr angemessen ausgedrückt. Der Ausdruck besagt soviel wie „ganz allein, getrennt von allen anderen" — eine Gebrauchsweise, die von Homer angefangen, *H* 194: *σιγῇ ἐφ᾽ ὑμείων*, häufig begegnet und, irre ich nicht, vorzugsweise der alten Prosa eigentümlich
21 ist. Vor allem vergleiche man eben Anaxagoras bei Simplicius in Arist. Phys. 33b (p. 156, 13 sqq. Diels): *νοῦς δε ἐστιν ἄπειρον καὶ αὐτοκρατὲς καὶ μέμικται οὐδενὶ χρήματι* (= 38b, p. 176, 32 sqq. D.), *ἀλλὰ μόνος αὐτὸς ἐφ᾽ ἑαυτοῦ ἐστιν. εἰ μὴ γὰρ ἐφ᾽ ἑαυτοῦ ἦν, ἀλλά τεῳ ἐμέμικτο ἄλλῳ κτέ.* (Ich verzichte auf die Herstellung der Dialektformen, bemerke aber im Vorübergehen, daß meines Erachtens im folgenden zu schreiben ist: *καὶ πρῶτον ἀπό τευ* [statt *ἀπὸ τοῦ*]

σμικροῦ,[1] und daß die Worte *ὁμοίως ὡς καὶ μόνον ἐόντα ἐφ' ἑαυτοῦ* von der Hand eines Interpolators herrühren, der *μόνον* im Sinne von *μονωθέντα* verstanden hat.) Desgleichen ebend. 35b, 164, 28 D.: *ὅτε τοὐλάχιστον μὴ ἔστιν εἶναι, οὐκ ἂν δύναιτο χωρισθῆναι, οὐδ' ἂν ἐφ' ἑαυτοῦ γενέσθαι κτέ.* Ebenso vergleiche man die Schrift De natura hominis 4 — VI, 40, Littré —: *ἀνάγκη γάρ, ὅταν τούτων τι* (so A statt *ὁκόταν τι τουτέων*) *χωρισθῇ καὶ ἐφ' ἑαυτοῦ στῇ, οὐ μόνον τοῦτο τὸ χωρίον, ἔνθεν ἐξέστη, ἐπίνοσον γίνεσθαι κτέ.*; nicht minder 2 (VI, 36 L.): *εἰκὸς γὰρ εἶναι μίαν γέ τινα ὥρην, ἐν ᾗ φαίνεται αὐτὸ* (sc. *τὸ αἷμα*) *ἐφ' ἑωυτοῦ ἐνεόν.* Anderes stellt Kühner a. a. O. S. 432 und Baehr zu Herodot I, 142 (*Σάμιοι δὲ ἐπ' ἑωυτῶν μοῦνοι*, vgl. 173: *ἱρὸν ἱδρύσαντο ἐπὶ σφέων αὐτῶν*) und III, 155 zusammen.

30. Daß die subtile Argumentation des Eleaten Zenon unter der Hand der Schreiber nicht allzu schlimmen Schaden genommen hat, darf uns billig wundernehmen. Die im großen und ganzen verständliche und treue Überlieferung bei Simplikios scheint mir an zwei Stellen einer Nachbesserung bedürftig; einmal dort, wo Zenon den Beweis führt, daß aus dem unendlich Kleinen niemals eine endliche Größe hervorgehen kann: *ἐν δὴ τούτῳ δείκνυσιν, ὅτι οὗ μήτε μέγεθος μήτε πάχος μήτε ὄγκος μηθείς ἐστιν, οὐδ' ἂν εἴη τοῦτο. „εἰ γὰρ ἄλλῳ ὄντι, φησί, προσγένοιτο, οὐδὲν ἂν μεῖζον ποιήσειεν· μεγέθους γὰρ μηδενὸς ὄντος, προσγενομένου δὲ* (l. *μέγεθος γὰρ μηδὲν ἔχοντος προσγενομένου*)[2] *οὐδὲν οἷόν τε εἰς μέγεθος ἐπιδοῦναι"* (Simplicius in Phys. I, 3, 30a, p. 139, 11f. Diels). Desgleichen bedarf 22 es in der entgegengesetzten Argumentation, welche die unendliche Ausdehnung der Dinge erhärten soll, einer kleinen

[1] Nicht von „dem Kleinen", sondern von „einem kleinen Punkte" aus ließ Anaxagoras den vom *Νοῦς* erteilten Bewegungsanstoß sich verbreiten. Mit *ἀπό τευ σμικροῦ ἤρξατο περιχωρῆσαι* mag man die gleichartige Wendung bei Herodot I, 58 vergleichen: *ἀπὸ σμικροῦ τευ* (oder *τεο*) *τὴν ἀρχὴν ὁρμώμενον κτέ.*

[2] *δὲ* hat schon Zeller getilgt I⁴, 541, Anm. 1. Zu dem von mir hergestellten Ausdruck vergleiche man einige Zeilen nachher: *ὃ δείκνυσι προδείξας ὅτι οὐδὲν ἔχει μέγεθος κτέ.*

kritischen Nachhilfe: *προδείξας γὰρ ὅτι „εἰ μὴ ἔχοι μέγεθος τὸ ὂν οὐδ' ἂν εἴη", ἐπάγει „εἰ δὲ ἔστιν, ἀνάγκη ἕκαστον μέγεθός τι ἔχειν καὶ πάχος καὶ ἀπέχειν αὐτοῦ τὸ ἕτερον ἀπὸ τοῦ ἑτέρου. καὶ περὶ τοῦ προύχοντος ὁ αὐτὸς λόγος. καὶ γὰρ ἐκεῖνο ἕξει μέγεθος καὶ προέξει αὐτοῦ τι. ὅμοιον δὴ τοῦτο ἅπαξ τε εἰπεῖν καὶ ἀεὶ λέγειν· οὐδὲν γὰρ αὐτοῦ τοιοῦτον ἔσχατον ἔσται οὔτε ἕτερον πρὸς ἕτερον* (l. *ὥστε ἕτερον πρὸ ἑτέρου*) *οὐκ ἔσται. οὕτως εἰ πολλά ἐστιν, ἀνάγκη αὐτὰ μικρά τε εἶναι καὶ μεγάλα, μικρὰ μὲν ὥστε μὴ ἔχειν μέγεθος, μεγάλα δὲ ὥστε ἄπειρα εἶναι"* (a. a. O. 141, 1 ff.).

[Zu einem Zusatz veranlaßt mich der Umstand, daß ich den ersten der oben vorgebrachten Änderungsvorschläge durch eine geringe Modifikation erheblich verbessern zu können glaube. Statt *μέγεθος γὰρ μηδὲν ἔχοντος προσγενομένου οὐδὲν οἷόν τε ἐς μέγεθος ἐπιδοῦναι* möchte ich jetzt schreiben: *μέγεθος γὰρ μηδενὸς ἔχοντος προσγενομένου κτέ.* Ich möchte Zenon lieber sagen lassen: „denn wenn nichts hinzutritt, was eine Größe besitzt, so kann nichts an Größe zunehmen," als: „denn wenn etwas hinzutritt, was keine Größe besitzt" usw. Die Wortstellung, so dürfte man mir erwidern, ist eine künstliche. Gewiß, so antworte ich: sie dient eben zur scharfen Hervorhebung des Hauptbegriffes. Zugleich erklärt sich so die von mir angenommene Korruptel am leichtesten. Wer Abschreiberart kennt, weiß, daß die treue Bewahrung einer Wortverbindung, wie ich sie hier voraussetze, nahezu in den Bereich des Unmöglichen gehört. Aus *μέγεθος* — *μηδενὸς* mußte fast notwendig *μεγέθους* — *μηδενὸς* werden, woraus sich die weitere Entstellung (*ἐόντος* statt *ἔχοντος*) und die Hinzufügung von *δὲ* nach *προσγενομένου* wie von selbst ergab. Diels' Versuch, die Integrität der Überlieferung dieser Bruchstücke zu retten (Vorsokratiker I², 132 f. und II, 1², 676), scheint mir keineswegs gelungen. Das lehrt, meine ich, schon seine Übersetzung, zumal des von mir an zweiter Stelle behandelten Satzes: *οὐδὲν γὰρ αὐτοῦ τοιοῦτον ἔσχατον ἔσται οὔτε ἕτερον πρὸς ἕτερον οὐκ ἔσται.* „Denn kein derartiger Teil des Ganzen wird die äußerste Grenze bilden, und nie wird einer ohne Beziehung

zu einem anderen sein." Von dem mangelnden Korrelat zu *οὔτε* zu schweigen, nicht von der Beziehung eines Teiles zu einem anderen hatte Zenon hier zu handeln versprochen: die These, die dieser Satz begründen soll, lautet vielmehr: *ἀνάγκη — ἀπέχειν αὐτοῦ τὸ ἕτερον ἀπὸ τοῦ ἑτέρου· καὶ περὶ τοῦ προὔχοντος ὁ αὐτὸς λόγος· καὶ γὰρ ἐκεῖνο ἕξει μέγεθος καὶ προέξει αὐτοῦ τι.* Den zur Begründung dienenden Satz glaubte und glaube ich daher für verderbt halten und also berichtigen zu müssen: *οὐδὲν γὰρ αὐτοῦ τοιοῦτον ἔσχατον ἔσται οὔτε* (l. *ὥστε*) *ἕτερον πρὸς ἕτερον* (l. *πρὸ ἑτέρου*) *οὐκ ἔσται.*|

V.[1]

1. Aeschyl. frg. 360 N.[2] Die von Bernardakis (Plut. Mor. V, 486, vgl. Naucks Trag. dict. ind. p. X) nach der Lesart des cod. Palat. 170 berichtigten Worte *παύσυβριν δίκην πυρός* erinnern so auffällig an Heraklits *ὕβριν χρὴ σβεννύειν μᾶλλον ἢ πυρκαϊήν* (frg. 103 Byw. [= 43 Diels]), daß man schwerlich an ein zufälliges Zusammentreffen zu denken hat. Vielleicht entdecken andere auch sonstige heraklitische Anklänge bei Äschylos.[2] Ein solcher liegt kaum vor in dem Verse: *ἃ δεῖ, παρὼν φρόντιζε, μὴ παρὼν ἀπῇς* (Stob. ecl. III, 10 = III. p. 194, 10 Wachsm.-Hense verglichen mit Heraklit frg. 3 B. [= 34 D.]), da von der mangelnden Verbürgung seines äschyleischen Ursprungs abgesehen, dem Dichter nicht sowohl der heraklitische Ausspruch als das von diesem angeführte Sprüchwort vorgeschwebt haben mag. Ein Nachhall dieser sprüchwörtlichen Redensart begegnet übrigens auch in Augustins Confessiones VI, 13: *adero itaque absens etc.*

2. Alexander Lycopolit. ed. A. Brinkmann p. 26, 11 ist das *ᾧ* der Überlieferung nicht mit Combefis in *ὡς* sondern

[1] Wien 1895, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

[2] [Das hat jetzt in weitem Ausmaße versucht M. J. Husung in seiner Doktor-Dissertation Quaestiones Aeschyleae, Greifswald 1911.

in *ὢν* zu verändern. Eine Parallelstelle läßt über die Richtigkeit dieser Verbesserung keinen Zweifel bestehen. Man vergleiche

p. 26, 11: *εἴτε οὖν ὢν εἶχεν τῇ ἀτάκτῳ κινήσει, ταῦτα ἔλεγεν, πῶς οὐ φαύλη ἡ δόξα; εἴτε τῇ θείᾳ δυνάμει, ἀμφίδοξον ἤδη τὸ δόγμα —.*

p. 34, 9: *τίνι ποτε ὢν εἶχεν; ἆρά γε τῇ μιχθείσῃ πρὸς αὐτὴν θείᾳ δυνάμει; . . . ἀλλὰ τῇ ἀτάκτῳ κινήσει;*

2. P. 28, 3 schreibe man: *καὶ τέμνοντες καθάπερ ⟨κα⟩τα μέρη*. In betreff des p. 14, 9 ausgefallenen Wortes kann man wohl nur zwischen *ἵμερος* und *ἐπιθυμία* schwanken: das letztere konnte vor *ἐπῆλθεν* gar leicht ausfallen. [Der erste dieser Vorschläge ward gleichzeitig von Kroll in der Berliner philolog. Wochenschrift vom 16. XI. 1895 mitgeteilt.]

3. In den so überaus wertvollen Bruchstücken einer Sophistenschrift, die Blaß im *Προτρεπτικός* des Jamblichos entdeckt hat, harren noch einige Stellen ihrer Besserung. P. 97, 2 Pist. glaube ich *κακῶν* tilgen zu müssen. Wäre das Wort echt, so müßte man als Gegensatz auch ein *ἀγαθὰ* erwarten. Beides ist jedoch gleich sehr entbehrlich. Man vermißt nichts in dem Satze: *ἀλλὰ συντραφῆναί τε αὐτῇ δεῖ καὶ συναυξηθῆναι τῶν μὲν εἰργόμενον [κακῶν] καὶ λόγων καὶ ἠθῶν, τὰ δ᾽ ἐπιτηδεύοντα καὶ κατεργαζόμενον σὺν πολλῷ χρόνῳ καὶ ἐπιμελείᾳ.* [Dieselbe Tilgung hat auch Diels vorgenommen, Vorsokratiker II, 1^2, 630, 33.]

P. 97, 21 ist die überlieferte Wortstellung *καὶ ἀπεῖναι κρεῖσσον αὐτὸ ἢ παρεῖναι* tadellos. Warum Blaß (Kieler Fest-Progr. 1889, S. 14) hier die Worte umgestellt hat (*αὐτὸ κρεῖσσον*), ist mir unerfindlich. Ebendort Z. 24 entspricht dem vorangehenden *ἀγαθὸς τελέως* das bloße *πάγκακος*, während das diesem beigefügte *τελέως* aus dem Vorigen zur Unzeit wiederholt scheint. [Ebenso Diels a. a. O. 631, 12.]

P. 98, 24 sind die von den Herausgebern mit vergeblichen Konjekturen heimgesuchten Worte *ὅτι τοῦτο ἡ ζωή ἐστιν ἡ ψυχή* meines Erachtens zu tilgen. Der Ursprung der Interpolation liegt in der mißverstandenen freieren Konstruktion:

φιλοψυχοῦσι μέν· ταύτης οὖν φείδονται κτέ., wobei *ταύτης* auf das in *φιλοψυχοῦσι* enthaltene *ψυχή* zurückgeht. Ähnlichen freien Konstruktionen begegnen wir in diesen Bruchstücken mehrfach. [Anders Diels a. a. O. zu 631, 31.]

P. 100, 13 wird der unklare Satz sofort durchsichtig, wenn wir schreiben: *σὺν ἀλλήλοις δὲ εἶναι αὐτοὺς καὶ ⟨ἅμ' ἐν⟩ ἀνομίᾳ διαιτᾶσθαι οὐχ οἷόν τε κτέ.* [Zum Teil übereinstimmend *κἀν ἀνομίᾳ*, Diels a. a. O. 632, 30.] Unmittelbar vorher hat das von Blaß vor *πρὸς αὐτὴν* eingeschobene *τὰ* die Konstruktion verdunkelt. *πρὸς αὐτὴν* heißt so viel als: im Hinblick auf sie (die Notwendigkeit).

Erstaunlicherweise haben die Herausgeber bisher keinen Anstoß genommen an dem ungeheuerlichen Sätzchen p. 104, 4: *πῶς γὰρ ἂν ἄλλως εἰς ἕνα μοναρχία περισταίη, εἰ μὴ κτέ.*, was doch nicht minder sinnlos ist, als wenn es hieße: *πῶς ἂν εἰς μόναρχον μοναρχία περισταίη;* Natürlich ist *μοναρχία* zu tilgen und das Subjekt aus dem Vorangehenden zu entnehmen, wenn nicht vielmehr die Konstruktion eine unpersönliche ist, etwa wie in dem verwandten Sätzchen Herodots (III, 82): *ἐκ δὲ τοῦ φόνου ἀπέβη ἐς μουναρχίην —.* 3

4. Im § 18 des Aristeas-Briefes (S. 66 der Ausgabe von Moritz Schmidt = Merx, Archiv f. wiss. Erforschung des alten Testaments I, 306) ist augenscheinlich eine kleine Lücke zu erkennen und also auszufüllen: *ἔθος γάρ ἐστι, καθὼς καὶ σὺ γινώσκεις, ἀφ' ἧς ἂν ἡμέρας ⟨ὥρας⟩ ὁ βασιλεὺς ἄρχηται χρηματίζειν μέχρις οὗ κατακοιμηθῇ πάντα ἀναγράφεσθαι τὰ λεγόμενα καὶ πρασσόμενα.* [Ob ⟨*ὥρας*⟩ nach *ἡμέρας* einzusetzen oder ob dieses Wort selbst durch *ὥρας* zu ersetzen ist, wie später Mendelssohn wollte — beide Vorschläge verzeichnet jetzt Paul Wendland in seiner Ausgabe S. 79 —, verschlägt wenig. Doch dürfte Wendland mit Recht mir gefolgt sein, weil die Annahme jener Lücke ein gelinderes Heilmittel ist als die Voraussetzung dieser Korruptel.]

5. Aus Ariston (augenscheinlich aus den *Ὅμοια* des Keers dieses Namens) wird bei Stobaeus III, 20, 69 (III, 554 Wachsm.-Hense) die Gnome angeführt: *τὴν κακολογίαν ἡ ὀργὴ φαίνεται ἀπογεννῶσα ὥστε ἡ μήτηρ οὐκ ἀστεία.* Den

Weg der Verbesserung hat Bücheler mit der Ergänzung *ὡς τέ⟨κνα⟩* betreten. Ich glaube, die begonnene Herstellung zu vollenden, indem ich zu schreiben vorschlage: *τὴν κακολογίαν ἡ ὀργὴ φαίνεται ἀπογεννῶσα ὡς τέ⟨κνα καὶ⟩ ἡ μήτηρ οὐκ ἀστεῖα.* Schimpf- und Scheltreden, die Früchte des Zornes, sind etwas Niedriges und Gemeines und verhalten sich zu dem edeln und männlichen Affekt wie unschöne Kinder zu einer schönen Mutter. Dies durfte zwar kein Stoiker oder Epikureer, wohl aber ein Peripatetiker schreiben, dem die Affekte nicht etwas schlechthin Verwerfliches sind, ja dem der Zornmut als das unerläßliche Organ des Kampfes und der Strafe, als eine der „Sehnen der Seele“ galt oder als einer der Krieger, ohne welche der Feldherr (die Vernunft) zur Untätigkeit verurteilt ist (vgl. Philodem de ira col. 31 ff. und Plutarch de cohib. ira 7—9 [= I, 553 ff. Dübner] und frg. 17 Dübner). [An der Erörterung der vielverhandelten Frage „nach der Scheidung der beiden homonymen Philosophen aus Keos und Chios, des Peripatetikers und des Stoikers“, hat sich kürzlich in gründlicher Weise August Mayer (Philologus Suppl.-Bd. XI, S. 485—605) beteiligt. Einzelne der Anführungen aus den angeblichen *Ὅμοια* des Ariston, so das bekannte Spinnwebengleichnis (vgl. A. Mayer, S. 555), können nur dem Stoiker, andere (so der oben behandelte Vergleich) können nur dem Peripatetiker angehören. So geht denn meine eigene — gelegentlich schon von Kießling angedeutete — Meinung dahin, daß diese Exzerptensammlung von jemandem angefertigt wurde, der zwischen den Werken der beiden Philosophen nichts weniger als sorgfältig unterschied, sie vielmehr gleichmäßig nach geistreichen Gleichnissen abgesucht hat. Diese Hypothese könnte abenteuerlich scheinen, wenn nicht über die Zuweisung der unter dem Namen Ariston überlieferten Schriften von altersher (vgl. Laërt. Diog. VII, 163) Streit und Unsicherheit bestanden hätte. Ein neckischer Zufall hat es gefügt, daß es neben den aus Schriften der beiden Homonymen kontaminierten *Ὁμοιώματα* ein dem Keer mit Recht beigelegtes Buch *Ἐρωτικὰ ὅμοια* gegeben hat. Statt von dem *Ὅμοια* des Keers hätte

ich oben von einem dem Keer angehörigen Stücke der *Ὁμοιώματα* betitelten Kompilation sprechen sollen.]

6. Der unter Demokrits Namen gehende Ausspruch bei Stobaeus IV, 79 (III, 237 Wachsm.-Hense), läßt sich am leichtesten durch Einsetzen eines Wörtchens heilen: *Ἀνοήμονες ζωῆς ὀρέγονται, ⟨ἀντὶ⟩ γήραος θάνατον δεδοικότες.* „Die Toren hängen am Leben, indem sie statt (wie sie sollten) das Alter (und seine Beschwerden) vielmehr den Tod fürchten.“ Vgl. Plato Phädr. 260c: *κακὰ πράττειν ἀντ' ἀγαθῶν.* Wird doch *ἀντὶ* „oft brachylogisch mit seinem Substantiv für einen entsprechenden Satz gebraucht“ (Krüger, Gr. Gr. § 68, 15, 1). [Der vorgeschlagene Einschub ward angenommen von Diels, Vorsokratiker I², 423, 1 und II, 1², 725, 1.]

7. Ein witziges Wort des Kynikers Diogenes möchte ich vor Anfechtung, beziehentlich vor Schlimmbesserung schützen. Es lautet bei Stob. floril. 6, 52 M. (= III, p. 295, 1 Wachsm.-Hense): *Διογένης οὐδὲν εὐωνότερον εἶναι μοιχοῦ διωρίζετο τὴν ψυχὴν τῶν δραχμῆς ὠνίων ποιεμένου.* Diogenes will damit sagen: nichts Geringwertigeres gibt es als den Störer des ehelichen Friedens — nach seiner Selbstschätzung nämlich, da er sein Dasein um das aufs Spiel setzt, was er um eine Drachme haben könnte. Nauck wollte *εὐωνότερον* in *ἀνούστερον* oder *ἀνοώτερον* ändern (Mélanges Gréco-Rom. VI, 113). Meine oben gegebene Erklärung befriedigte ihn nicht, da *εὔωνος* nicht „billig verkaufend“ bedeuten könne. Gewiß nicht. Auch wäre das nicht der hier erforderte Gedanke. Allein man durfte doch wohl *εὔωνος* gerade so wie *ἀνάξιος* nicht nur von Dingen gebrauchen, die tatsächlich um einen geringen Preis verkauft werden, sondern auch ohne Rücksicht auf wirklichen Kauf und Verkauf von dem Geringwertigen oder als solches Veranschlagten. Nun bewertet sich eben der *μοιχός* nach der Meinung des Kynikers selbst so niedrig, daß er sein Leben um dessentwillen hergibt, was für eine Drachme erhältlich ist. Zum Gedanken vergleiche man die gleichfalls dem Diogenes zugeschriebene Aufforderung an einen Jüngling: *εἴσελθε εἰς πορνεῖόν που, ἵνα μάθῃς ὅτι τῶν ἀναξίων τὰ τίμια οὐδὲν διαφέρει* (Plutarch de educ. puer. 7 fin.).

[Vgl. auch Plutarch Amatorius 16 = Moralia I, 928, 22 Dübner: *σκοπῶμεν οὖν εὐθύς, ὅτι τῆς Ἀφροδίτης τοὔργον . . . ὤνιόν ἐστι δραχμῆς.*]

Ein anderes derselben Sphäre angehöriges Dictum des Diogenes ist von Cobet mißverstanden und kritisch mißhandelt worden. Demetr. de elocut. § 261 schreibt: *προσπαλαίων καλῷ παιδὶ Διογένης διεκινήθη πως τὸ αἰδοῖον. τοῦ δὲ παιδὸς φοβηθέντος καὶ ἀποπηδήσαντος „θάρρει, ὦ παιδίον“, εἶπεν, „οὐκ εἰμὶ ταύτῃ ὅμοιος“.* Die Pointe liegt natürlich darin, daß der Vernunftmensch Diogenes die animalische Regung wie etwas seinem Wesen Fremdes von sich abschüttelt und sie nicht seiner Persönlichkeit, sondern dem ungeberdigen Körperteil zugerechnet wissen will. „Glaube nicht“ — so sagt er etwa — „daß ich diesem (*ταύτῃ*, zu denken ist *τῇ πόσθῃ*) ähnlich, d. h. daß ich so zuchtlos bin wie dieses.“ Cobet aber verstand dies so wenig, daß er dazu schrieb: „*Pro absurdo ὅμοιος lege* ΦΟΒΕΡΟΣ“ (Mnemos. N. S. V, 276).

Aus den mannigfachen bei Nauck verzeichneten Brechungen des Frg. trag. adesp. 284 (wozu noch kommt Gnomol. Paris. ed. Sternbach n. 24) darf man wohl die Urform des von Diogenes mit Vorliebe im Munde geführten Dichterwortes gewinnen: *ἄπολις ἄοικος, βίον ἔχων ἐφ' ἡμέραν.*

8. Das auf einer Hermensäule verzeichnete Epigramm, über welches einst Böckh und Gottfr. Hermann so heftig stritten, wird jetzt von Kirchhoff (Corp. inscr. Att. I, Nr. 522, p. 216) also gelesen: *ἐν μέσ(σ)ῳ Κεφαλῆς τε καὶ ἄστεος.* Über den den Hexameter schließenden Gottesnamen *Ἑρμῆς* besteht kein Zweifel; nur die sechs vorangehenden Buchstaben haben noch keine befriedigende Deutung gefunden. Ich schlage vor, *ἀγλαὸς* zu lesen, was der Fourmontschen Abschrift, vom letzten Buchstaben abgesehen, der ja unmöglich richtig überliefert sein kann, so gut als völlig genau entspricht. Vgl. Kaibel Epigr. Gr. 812, 1.

9. Sollte noch niemand in dem von Damascius de principiis p. 382 ed. Kopp (= I, 322 Ruelle) überlieferten wichtigen Bruchstück des Eudemos (Fragmenta coll. Spengel p. 171, 17) die Lücke bemerkt und ausgefüllt haben, die den Bericht

über einen Hauptpunkt der Zoroastrischen Religion bis zur Unverständlichkeit entstellt hat? Man schreibe wie folgt: *οὗτοι δ' οὖν μετὰ τὴν ἀδιάκριτον φύσιν διακρινομένην ποιοῦσι τὴν διττὴν συστοιχίαν τῶν κρειττόνων ⟨τε καὶ φαυλοτέρων δαιμόνων, ὧν⟩ τῆς μὲν ἡγεῖσθαι τὸν Ὀρομάσδην, τῆς δὲ τὸν Ἀρειμάνιον.*

10. Eurip. Hel. 34 liest man *οὐρανοῦ ξυνθεῖσ' ἄπο.* Es ist von dem Trugbild der Helena die Rede, das Hera geschaffen und an ihrer Statt dem Paris übergeben hat. Soviel ich weiß, hat niemals und nirgendwo *οὐρανός* etwas anderes bedeutet als den Himmelsraum oder die Himmelsdecke. Die hier erforderte Bedeutung von Äther oder Himmelsstoff ist (von der nicht hierher zu ziehenden empedokleischen Kunstsprache abgesehen) nur für diese Stelle erfunden worden. Auch daran darf erinnert werden, daß asyndetisch aneinander gereihte Aorist-Partizipien in ihrer Abfolge der Folgeordnung der durch sie wiedergegebenen Vorgänge zu entsprechen pflegen, was hier nicht der Fall ist. Ich zweifle nicht daran, daß eine kleine Lücke vor Alters ungeschickt ausgefüllt worden ist, und schlage vor, also zu schreiben:

> *δίδωσι δ' οὐκ ἔμ', ἀλλ' ὁμοιώσασ' ἐμοὶ*
> *εἴδωλον ἔμπνουν, οὐρανοῦ καθεῖσ' ἄπο,*
> *Πριάμου τυράννου παιδί —.*

Eurip. frg. 92:

> *ἴστω τ' ἄφρων ὢν ὅστις ἄνθρωπος γεγὼς*
> *δῆμον κολούει χρήμασιν γαυρούμενος.*

Die beste Rechtfertigung des vielfach ohne ausreichenden Grund angefochtenen *ἄνθρωπος* liefert die Darlegung desselben Gedankens in den jüngst von Blaß einem Sophisten zugewiesenen Bruchstücken bei Jamblichos Protrept. c. 20. Dort liest man p. 104, 6 ff. Pist.: *δεῖ γὰρ τὸν ἄνδρα τοῦτον, ὃς τὴν δίκην καταλύει καὶ τὸν νόμον τὸν πᾶσι κοινὸν καὶ συμφέροντα ἀφαιρήσεται, ἀδαμάντινον γενέσθαι, εἰ μέλλει συλήσειν ταῦτα παρὰ τοῦ πλήθους τῶν ἀνθρώπων εἷς ὢν παρὰ πολλῶν· σάρκινος δὲ καὶ ὅμοιος τοῖς λοιποῖς γενόμενος κτέ.* Nur ein Übermensch — dies will der Dichter sagen —

könnte das vollbringen, was für unsereins, was für einen Menschen von Fleisch und Blut, der nur auf seinen Reichtum zu pochen vermag, ein vernunftloses Wagnis wäre. [Noch näher lag es, auf Platons „Gesetze" IX. 856B hinzuweisen: *ὃς ἂν ἄγων εἰς ἀρχὴν ἄνθρωπον δουλῶται μὲν τοὺς νόμους κτέ.*, wozu Constantin Ritter in seinem Kommentar völlig zutreffend bemerkt: „Das Wort (*ἄνθρωπος*) ist stark betont: *θεὸς* oder *νόμος* soll im Staate herrschen .... Eine vollständige Verkehrung dieses Verhältnisses ist es, wenn ein Mensch über die Gesetze erhoben wird". Wie hier von Menschen-Herrschaft, so wird anderwärts von Menschen-Furcht oder Menschen-Scheu gesprochen. So verstehe ich Demokrits Mahnung, man möge die Menschen nicht mehr als sich selbst scheuen: *μηδέν τι μᾶλλον τοὺς ἀνθρώπους αἰδεῖσθαι ἑωυτοῦ κτέ.* Unnötig war es daher, *ἀνθρώπους* mit Cobet durch *ἄλλους* zu ersetzen oder dieses Wort zwischen *τοὺς* und *ἀνθρώπους* einzuschalten, was Diels, Vorsokratiker S. 452, 21 der 1. Auflage getan, in der 2. Auflage I, 432, 9 meiner Einsprache Folge leistend (II, 1^2, S. 726, 2) zu tun unterlassen hat. Man vergleiche auch, was ich im folgenden Nr. 14 zu Philemon frg. 75 beigebracht habe.]

In betreff des Bruchstücks 334 muß ich eine alte [, von Nauck angeführte] Vermutung nicht sowohl zurücknehmen als modifizieren. Nicht abtrennen möchte ich nunmehr die zwei letzten Verse, wohl aber sie einer zweiten Gesprächsperson zuweisen. A (v. 1—3) mißbilligt es, daß B sich in einen eiteln Wortstreit mit Schlechten (so verallgemeinert ausgedrückt) einläßt und dadurch auf ihr Niveau herabsteigt. B (v. 4—5) rechtfertigt sein Verhalten, indem er es für unerträglich erklärt, die von Schlechteren ausgehende Beschimpfung stillschweigend hinzunehmen. Dem *κακοῖσι* in v. 2 entspricht genau *κακιόνων* in v. 5.

Eurip. frg. 832 ist es vielleicht nicht überflüssig, das ungewöhnliche *εἰς ταῦτ' ἔπρασσον* durch eine Parallele zugleich zu beleuchten und der Änderungslust gegenüber zu stützen. Eine solche bietet Sophocl. frg. 555, d. h. die von einem Grammatiker angeführte Phrase *εἰς ὀρθὸν φρονεῖν.* Man

kann sich die letztere Wendung vielleicht so verständlich machen, daß man das *ὀρθόν* als das Ziel des *φρονεῖν* ansieht und an unserer Stelle als das Endziel des *πράσσειν*, das ja niemals in zwei Fällen ein völlig identisches ist, die Summe des aus dem individuellen Lebensschicksale resultierenden Glücks oder Unglücks ansieht. Dann will der Sprechende mit den Worten:

> *εἰ δ' εὐσεβὴς ὢν τοῖσι δυσσεβεστάτοις*
> *εἰς ταὔτ' ἔπρασσον, πῶς τάδ' ἂν καλῶς ἔχοι;*

ungefähr dieses sagen: was nützt mir meine Frömmigkeit, wenn ich mit den Unfrömmsten schließlich an das gleiche Lebensziel gelange?

Eurip. frg. 833:

> *τίς δ' οἶδεν εἰ ζῆν τοῦθ' ὃ κέκληται θανεῖν,*
> *τὸ ζῆν δὲ θνῄσκειν ἐστί; πλὴν ὅμως βροτῶν*
> *νοσοῦσιν οἱ βλέποντες, οἱ δ' ὀλωλότες*
> *οὐδὲν νοσοῦσιν οὐδὲ κέκτηνται κακά.*

Die zwei durchschossenen Worte hat Nauck „*verba vitiosa*“ genannt. Ein begreifliches, aber, wie ich glaube, ein übereiltes Urteil. Suchen wir die Verse getreu wiederzugeben, so kommt uns auch im Deutschen eine ganz ähnliche Partikelverbindung in den Sinn, nämlich: „nur freilich“. Zuerst sagt der Dichter: „Wer weiß, ob nicht das, was wir Tod nennen, in Wahrheit Leben, das Leben aber Tod ist?“ Dann hebt er mit beißender Schärfe einen Unterschied hervor, der zugleich einen Nachteil auf der Seite des Lebens darstellt. Er hätte sich ebensogut also ausdrücken können: *ὅμως δὲ μόνοι οἱ ζῶντες νοσοῦσιν κτέ.* Die Einschränkung der in jener rhetorischen Frage angedeuteten Behauptung wird durch *πλήν*, der Widerspruch gegen die darin enthaltene Gleichstellung von Leben und Tod durch *ὅμως* hervorgehoben. Die Verbindung der beiden Partikeln mag immerhin ungewöhnlich, vielleicht unerhört sein; ich denke nicht, daß dies einen ausreichenden Verdachtsgrund bildet, wenn eben diese Verbindung eine der Gliederung des hier dargelegten Gedankens vollständig entsprechende ist.

11. Ein paar Besserungsvorschläge zu dem auf Gorgias bezüglichen Teile des Libellus de Melisso Xenophane et Gorgia seien dem letzten trefflichen Herausgeber zur Erwägung empfohlen. 979 fin. (= 191, 5 Apelt) ist mir die Ergänzung ⟨*εἶναι δεῖν*⟩, soweit das zweite Wort in Betracht kommt, nicht wohl verständlich, während *εἶναι* zwar dem Gedanken gemäß, aber entbehrlich erscheint. Man wird nichts vermissen, wenn man die Stelle mit den übrigen Ergänzungen des Herausgebers wie folgt liest: *ἑνὸς δὲ* ⟨*μὴ*⟩ *ὄντος, οὐδ' ἂν* ⟨*ὅλως*⟩ *εἶναι οὐδέν. μὴ* ⟨*γὰρ ὄντος ἑνὸς*⟩ *μηδὲ πολλά. εἰ δὲ μήτε* ⟨*ἕν, φησίν*⟩, *μήτε πολλά ἐστιν, οὐδὲν ἐστιν.*

980a, 16/7 = 192, 9/10 (Apelt) ist, meine ich, zweimal *ταῦτα* durch *ταὐτὰ* zu ersetzen in dem Satze: *καὶ γὰρ ὥσπερ ἐκεῖ πολλοὶ ἂν ταὐτὰ ἴδοιεν, καὶ ἐνταῦθα πολλοὶ ἂν ταὐτὰ διανοηθεῖεν.* Die Identität der Erkenntnis ist so wenig wie 8 jene der Sinneswahrnehmung eine Bürgschaft gegenständlicher Wahrheit. Ebendort Z. 17/8 (= 980b, 2) verlangt *λέγει* ein Objekt, also doch wohl: *καὶ* ⟨*λόγον*⟩ *λέγει ὁ λέγων, ἀλλ' οὐ χρῶμα οὐδὲ πρᾶγμα.* Doch ist hier ein Zweifel möglich, so gilt dies nicht von 193, 17 (= 980b, 14). Dort muß Gorgias mehr beweisen wollen als bloß dies, daß die Empfindungen des einen mit jenen eines anderen kaum vollständig übereinstimmen. Auch fehlt das beim Optativ *αἴσθοιτο* unentbehrliche *ἄν*. Beide Anstöße verschwinden durch die Schreibung: *ὥστε σχολῇ ἄλλῳ γ' ἂν* (statt *πᾶν*) *ταὐτὸ αἴσθοιτό τις.* Das nachdrückliche *γέ* findet im Zusammenhang seine volle Rechtfertigung; geht doch unmittelbar vorher: *φαίνεται δὲ οὐδ' αὐτὸς αὑτῷ ὅμοια αἰσθανόμενος ἐν τῷ αὐτῷ χρόνῳ, ἀλλ' ἕτερα τῇ ἀκοῇ καὶ τῇ ὄψει, καὶ νῦν τε καὶ πάλαι διαφόρως —.* [Der letzte meiner Vorschläge *γ' ἂν* statt *πᾶν* war von Wilson, Classical Review 1892, p. 17 vorweggenommen worden, wie ich aus Diels' Ausgabe des Libellus, Berlin 1900, ersehe.]

12. Herodot I, 34. Herwerdens Erinnerung, daß *ἀπόλλυμι* von Herodot niemals im Sinne des Verlierens, sondern nur in jenem des Verderbens gebraucht werde, ist voller Beachtung wert, und einleuchtend richtig ist die von

ihm daraus gezogene Folgerung, daß in *αἰχμῇ σιδηρέῃ* das Subjekt zu *ἀπολεῖ* zu suchen ist. Soweit folge ich ihm und schreibe daher beide Worte als Nominative, nicht als Dative. Weiter vermag ich ihm jedoch nicht zu folgen. Denn keineswegs ergibt sich aus dieser Veränderung nunmehr auch die Nötigung, das Partizip *βληθέντα* zu tilgen. Das Traumgesicht verkündet dem Krösos in betreff seines Sohnes Atys, „daß eine eiserne Lanzenspitze ihn treffen und verderben werde", *ὡς ἀπολεῖ μιν αἰχμὴ σιδηρέη βληθέντα.* Das letzte Wort antasten heißt die Fülle des herodotischen Ausdruckes beschneiden; und wie mißlich dies ist, weiß jeder Kenner der Diktion des Halikarnassiers.

13. Die Stelle des Hippokrates oder wer sonst der Verfasser des herrlichen Buches „Über Luft, Lage und Wasser" sein mag (Littré II, 84, 1 = Kühlewein I, 67, 4 ff.), hat meines Erachtens also zu lauten: [*ἀπὸ*] *τούτων εἰκὸς αἰσθάνεσθαι καὶ τὴν γένεσιν ἐν τῇ συμπήξει τοῦ γόνου, ⟨ὥστ' ἄλλοτ'⟩ ἄλλην καὶ μὴ τῷ αὐτῷ τὴν αὐτὴν γίνεσθαι ἔν τε τῷ θέρει καὶ τῷ χειμῶνι κτέ.* Die Tilgung von *ἀπό* und die Einschaltung von *ἄλλοτε* rührt von Koraes her; ich habe *ὥστε* hinzugefügt und dadurch dem Satz, wie ich glaube, eine gegen jede Anfechtung gesicherte Gestalt gegeben. Auch der Ursprung der Lücke ist nicht schwer zu erklären; konnte doch das Auge eines Schreibers gar leicht von ΟΥ in *γόνου* auf ΟΤ in *ἄλλοτ'* abspringen, da Τ und Υ in den Handschriften oft kaum, wenn irgendwie zu unterscheiden sind. 9

Prognost. c. 3 (II, 120 L. = I, 82, 6 K.) schlage ich vor, das Sätzchen (in dessen Schreibung ich mit Littré übereinstimme) *ἀλλὰ προλέγειν ἀπ' ἀμφοῖν κίνδυνον ἐσόμενον* von seiner Stelle zu rücken. Denn das Vorangehende enthält nichts, worauf *ἀπ' ἀμφοῖν* sich beziehen könnte. Ist doch hier nur von einem Symptom, dem Zähneknirschen im Fieber, die Rede. Wenn dieses Symptom *μανικὸν καὶ θανατῶδες* heißt, so erwächst uns daraus doch keineswegs das Recht, das eine Anzeichen in zwei zu zerlegen, wie dies Littré mittels der folgenden Übersetzung tat: „*Le grincement et le délire, s'ils se réunissent, présagent du danger par*

leur réunion." Weder von zwei Symptomen noch von ihrer Vereinigung wird mit einem Worte gesprochen. Auch fehlt es nicht an einer direkten Widerlegung der Littréschen Deutung. Sie liegt in den jenem Sätzchen unmittelbar nachfolgenden Worten: *ἢν δὲ καὶ παραφρονέων τοῦτο ποιῇ, ὀλέθριον γίνεται κάρτα ἤδη.* Jene von Littré vorweggenommene Vereinigung des Zähneknirschens mit einer Bewußtseinsstörung wird hier ausdrücklich aufgeführt und kann daher unmöglich schon im vorangehenden zwischen den Zeilen gelesen werden. Auch begreift man nicht, was nach *θανατῶδες* noch *κίνδυνον ἐσόμενον* besagen soll. Das wäre doch ein wunderbarer Antiklimax. Da nichts auf eine Verderbnis hinweist, so bleibt uns nur die Wahl zwischen der Annahme einer Lücke und einer Umstellung. Denn Ermerins' Tilgung des an sich tadellosen Sätzchens ist gewalttätige Willkür. Jeder Anstoß schwindet, wenn man den Satz um wenige Zeilen hinaufrückt und an die Stelle anschließt: *ἐπὶ γαστέρα δὲ κεῖσθαι, ᾧ μὴ σύνηθές ἐστι καὶ ὑγιαίνοντι οὕτω κοιμᾶσθαι, παραφροσύνην τινὰ σημαίνει ἢ ὀδύνην τῶν ἀμφὶ τὴν κοιλίην τόπων* (ich folge auch hier Littrés Schreibungen, doch sind die Abweichungen von Kühleweins neuem Text nicht von wesentlichem Belang). Hier wird wenn nicht von zwei Symptomen, so doch von einer zwiefachen Möglichkeit der Auslegung eines Symptoms gehandelt. Und hieran schließen sich passend die Worte *ἀλλὰ προλέγειν—ἐσόμενον* an, die dann bedeuten: mag der Grund jener ungewöhnlichen Lage der eine oder der andere sein, in beiden Fällen ist das Symptom ein gefahrdrohendes.

10 14. Der (bald Menander bald Philemon zugeschriebene) Doppelvers eines Komikers:

ὁ μὴ γέλωτος ἄξιος ἂν ᾖ γέλως,
αὐτοῦ γέλωτος πέφυκε κατάγελως —

ward noch von Meineke in so schlechter Überlieferung vorgefunden, daß er nach vergeblichen Herstellungsversuchen hinzufügt: „*nisi versus est politicus*" (IV, 274, Frg. 181). Sternbachs Mitteilung (Appendix gnomica im Anhang zu Photii

patriarchae opusculum paraeneticum. Krakau 1893) bietet einen ungleich handlicheren Text. Ich schiebe nur ein Wörtchen ein und ersetze *ἄξιος* durch *ἄξιον*, und die ursprüngliche Gestalt des Verspaares ist augenscheinlich wiedergewonnen:

> *ὁ γέλως, ἐὰν ⟨τι⟩ μὴ ᾖ γέλωτος ἄξιον,*
> *αὐτοῦ πέφυκε τοῦ γελῶντος κατάγελως.*

Ein anderes aus derselben Quelle (der Comparatio Menandri et Phil.) stammendes Verspaar scheint noch an einem mit leichter Mühe zu beseitigenden Gebrechen zu leiden. Ich meine die Verse 238 f. (bei Wilh. Meyer, Die athenische Spruchrede usw., Bayrische Akad.-Abh., München 1891, S. 64 [288]):

> *γέρων γενόμενος μὴ γάμει νεωτέραν·*
> *ἄλλον γὰρ ἕξει, παιδαγωγήσεις δὲ σύ* —

wozu Nauck (Mél. Gréco-Rom. VI, 1, p. 132) bemerkt: „Passender dürfte sein *μοιχὸν γὰρ ἕξει*“. Gelinder in jedem Sinne ist wohl die Schreibung *ἄλλος γὰρ ἕξει*. Man vergleiche, wenn dies not tut, Callimach. epigr. 28 v. 5 f.

> *Λυσανίη, σὺ δὲ ναίχι καλὸς καλός· ἀλλὰ πρὶν εἰπεῖν*
> *τοῦτο σαφῶς, ἠχώ φησί τις· „ἄλλος ἔχει“.*

Mangel an Lebenskenntnis hat Nauck mitunter zur unrichtigen Behandlung der das Leben selbst abspiegelnden Äußerungen der komischen Dichter vermocht. So wenn er zu Menanders Frg. 623 K:

> *τοὺς τὸν ἴδιον δαπανῶντας ἀλογίστως βίον*
> *τὸ καλῶς ἀκούειν ταχὺ ποιεῖ πεινῆν* (so statt *πᾶσιν* Bentley) *κακῶς*

bemerkt (a. a. O. S. 120): „Statt *τὸ καλῶς ἀκούειν* wäre ein Ausdruck wie *τὸ πόλλ' ἀναλοῦν* deutlicher und angemessener“. Was sollte — so darf man vielmehr fragen — *τὸ πόλλ' ἀναλοῦν* nach *τὸν ἴδιον δαπανῶντας βίον*? Nauck vergaß hier, daß Verschwender, die „leben und leben lassen“, die „das Geld unter die Leute bringen“, sich zumeist großer Beliebtheit erfreuen. Dem großen Haufen „erscheint jeder Sparer in dem Licht eines Aufspeicherers . . . .

Wer hingegen sein Vermögen in unproduktivem Verbrauch ausgibt, wird so angesehen, als ob er ringsum Wohltaten verbreitete, und er ist ein Gegenstand so großer Gunst, daß ein Teil dieser Popularität ihm selbst dann treu bleibt, wenn er das verausgabt, was nicht ihm gehört". Diese Sätze J. S. Mills (Politic. Economy, Buch I, Kap. 5, § 5) bilden den besten Kommentar zu dem mißverstandenen Bruchstück des Menander.

Ebensowenig hätte Nauck, wenn er das Leben des gemeinen Mannes im Süden zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte, den von Aristophon frg. 1 (II, 276 K.) veranschaulichten Gedanken, daß der Winter die Übel der Armut an den Tag bringe, einen seltsamen genannt und das von Kock in vollkommen befriedigender Weise erklärte Bruchstück mit Änderungsvorschlägen heimgesucht (a. a. O. S. 96). Hätte er sich endlich erinnert, daß die Geburt von Söhnen allezeit und wohl bei allen Völkern ungleich erwünschter war als jene von Töchtern (vgl. z. B. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 387 f., H. Spencer, Justice 171, Daniell, Handbuch der Geographie I, 236, „Der Mädchenmord in Indien", Neue Freie Presse Abendbl. vom 14. Juli 1887 usw.), er hätte nimmermehr das eben hierauf bezügliche Fragment des Poseidippos (IV, p. 516 Mein. = III, 338 K.) angetastet (Mél. Gr.-Rom. V, 244). Daß er übrigens in seiner von unermeßlicher Belesenheit und von staunenswerter Kombinationsgabe zeugenden Besprechung der Kockschen Fragmentsammlung vielfach irre gegangen ist, dies hat mir der treffliche Mann in dem letzten Briefe, den ich von ihm empfing, bereitwillig zugestanden, wie er denn seine Beanstandung von „*ἔθνος* bei Menander und Antiphanes (S. 118)" einen „ganz abscheulichen Flüchtigkeitsfehler" nannte.

Um der Sache willen seien hier noch einige in jener Abhandlung enthaltene Änderungsvorschläge kurz besprochen. In Menander frg. 249, 3 ff.: — *ἀλλ᾽ ἐκεῖνος ῥῆμά τι | ἐφθέγξατ᾽ οὐδὲν ἐμφερές, μὰ τὸν Δία, | τῷ „γνῶθι σαυτόν", οὐδὲ τοῖς βοωμένοις | τούτοις* — will Nauck *τοῖς βοωμένοις* durch *θρυλουμένοις* ersetzen. Dazu scheint uns nicht die

mindeste Nötigung vorzuliegen. Von Herodot (III, 39: *πρήγματα βεβωμένα ἀνὰ τὴν Ἰωνίην*, VIII, 14: *ἐβώσθη ἀνὰ* 12 *πᾶσαν τὴν Ἑλλάδα*) bis auf die spätesten Autoren liegt eine lange Reihe von Belegen für die hier erforderte Bedeutung von *βοᾶσθαι* vor. Unmittelbar hierauf bespricht Nauck Menandr. frg. 252:

τὸ γὰρ προθύμως μὴ πονήσαντας τυχεῖν
εὐδαιμονίας εἴωθ' ὑπερηφανίαν (so Meineke statt *ὑπερηφανίας*) *ποιεῖν.*

„In dieser von anderen hergestellten Fassung bleibt noch anstößig das ganz unpassende *προθύμως*: es war zu schreiben ... *προχείρως*." Zur Rechtfertigung von *προθύμως* genügt es, auf die bekannte Wahrnehmung zu verweisen, daß „sehr häufig . . . in der Absicht, ein Wort nachdrücklich hervorzuheben, die Negation demselben nachgesetzt wird" (Kühner II, 739 ähnlich Krüger 67, 10). Nauck hätte sich bloß des Frg. trag. adesp. 439 zu erinnern brauchen:

σοφὴ μὲν ἤμην, ἀλλὰ πάντ' οὐκ εὐτυχής.

Philemon frg. 75 (II, 498 K.) lauten die ersten zwei Verse nach den Handschriften (des Stob. floril. 102, 4) wie folgt:

ἄνθρωπον ὄντα ῥᾴδιον παραινέσαι
ἔστιν, ποιῆσαι δ' αὐτὸν οὐχὶ ῥᾴδιον.

Die Worte *ἄνθρωπον ὄντα* gehören zum ganzen Satze und vornehmlich zu dessen zweitem Gliede. Sie sind als Apposition zu einem hinzuzudenkenden *τινὰ* aufzufassen. Eine prosaische Paraphrase hätte etwa also zu lauten: *ῥᾴδιον μὲν ἐστὶ τὸ παραινεῖν, χαλεπὸν δὲ τὸ ἅ τις παραινεῖ καὶ αὐτὸν ποιεῖν ἄνθρωπον ὄντα.* Die in jenen zwei Worten enthaltene Erinnerung an die menschliche Schwäche, der es leicht fällt, gute Ratschläge zu erteilen, schwer aber, sie selbst zu befolgen, scheint mir hier nicht weniger am Platz wie in so vielen anderen Fällen; z. B. Menandri monost. 8 (IV, 340 Mein.): *ἄνθρωπος ὢν μέμνησο τῆς κοινῆς τύχης*. Eurip. frg. 1075 N.[2]: *θεοῦ βίον ζῆν ἀξιοῖς ἄνθρωπος ὤν* oder Dionys. archaeol. V, 4: *ἀνθρώπους δ' ὄντας μηδὲν ὑπὲρ τὴν ἀνθρω-*

πίνην φύσιν ποιεῖν. [Vgl. auch Polybios 37, 9 in. Hultsch = 36, 17 Büttner-Wobst.] Anders dachte Bentley, der statt *ἄνθρωπον ὄντα* zu schreiben vorschlug *ἄλλῳ πονοῦντι.* Ihm sind Meineke, Kock und auch Nauck gefolgt. Daß jedoch diese Textesänderung eine unnötige ist, glauben wir soeben gezeigt zu haben; daß sie falsch ist, beweist, wie wir meinen, das *ποιῆσαι* des zweiten Verses, das aufs beste zu unserer Auffassung, aber ganz und gar nicht zu derjenigen
13 Bentleys stimmt. Auf letzteren Umstand hat Nauck a. a. O. (S. 102) hingewiesen. Nur zieht er freilich aus dieser Inkongruenz die Folgerung, daß, wer Bentleys „einleuchtende Emendation ... billigt“, nun auch „unbedingt V. 2 *πονῆσαι* statt *ποιῆσαι* schreiben“ müsse. Uns will vielmehr scheinen, daß es auch diesmal der Fluch einer verfehlten Konjektur ist, daß sie fortzeugend weitere verfehlte Konjekturen hervorbringt.

Das von Stob. III, c. 12, 5 Wachsm.-Hense = Com. IV, 292 Mein. [= III, 216 Kock] mitgeteilte Bruchstück des Menander: *κρεῖττον ἑλέσθαι ψεῦδος ἢ ἀληθὲς κακόν* haben die Kritiker bisher wohl allzu schüchtern angefaßt. Man hat sich damit begnügt, den wankenden Bau des Verses zu stützen, indem man entweder ein überflüssiges *δέ* einschob (*κρεῖττον δ'*) oder das völlig sinngemäße *ἑλέσθαι* durch ein jedenfalls nicht sinngemäßeres, aber mit konsonantischem Anlaut versehenes Verbum wie *λέγεσθαι, δέχεσθαι* u. dgl. m. ersetzte. Man übersah dabei, daß der Verbindung *ἀληθὲς κακόν* nicht füglich das bloße *ψεῦδος* entsprechen kann. Der Vers mag ursprünglich also gelautet haben: *ἀγαθὸν ἑλέσθαι ψεῦδος ἢ ἀληθὲς κακόν,* während das zur Vervollständigung des Gedankens Erforderte im Schluß des vorangehenden, vom Gnomologen weggelassenen Verses enthalten war. [Darin etwa: *κρεῖττον ⟨λέγω, | ἀγαθὸν⟩ ἑλέσθαι κτέ.*]

15. Moschion frg. 9 (Fragm. trag. Gr. 861 N.[2]) ist das schöne Bild eines unglücklichen, tiefgesunkenen Fürsten in seinem Anfang verstümmelt. Aus dem sinnlosen *σὺν αἶσι* (sic), *σὺν αἶσσι* oder *συνέσει* der Handschriften möchte ich *σύννους ὁ* gewinnen:

σύννους ὁ δόξῃ πρόσθε καὶ γένει μέγας
Ἄργους δυνάστης λειτὸς ἐκ τυραννικῶν
θρόνων, προσίκτην θαλλὸν ἠγκαλισμένος
ἔστειχεν, εἰς γῆν ὄμμα συννεφὲς φορῶν κτέ.

Die letzten zwei Worte habe ich in der ihnen von Meineke-Nauck und Herwerden verliehenen Gestalt angeführt. Was dieser Vers mit einer gewissen Ausführlichkeit schildert, das faßt jenes Eingangswort wie in einen Strich zusammen. Das Substantiv *σύννοια* wird von den drei großen Tragikern gebraucht. Daß das Adjektiv bisher weder bei ihnen noch bei einem ihrer Nachfolger nachgewiesen ist, darf schwerlich als ein Einwand gegen unsere Vermutung gelten.

16. Jene Verse des Parmenides, die Simplicius im Kommentar zur Physik I. 3 (p. 145, 23 ff. Diels [= Vorsokratiker I[2], 120. 1—4]) anführt, glaube ich ohne Änderung 14 eines Buchstabens durch bloße Umstellungen verbessern zu können, indem ich sie also schreibe:

οὐδὲ διαιρετόν ἐστι· ἐὸν γὰρ ἐόντι πελάζει·
οὐδέ τι τῇ μᾶλλον, πᾶν δ' ἔμπλεόν ἐστιν ἐόντος,
οὐδέ τι χειρότερον, τό κεν εἴργοι μιν συνέχεσθαι.
τῷ ξυνεχὲς πᾶν ἐστίν, ἐπεὶ πᾶν ἐστὶν ὁμοῖον.

Für völlig sicher gilt mir die Umstellung der zwei Halbverse 24 und 25. Denn einen Sinn gibt nur die Verbindung *οὐδέ τι χειρότερον, τό κεν εἴργοι μιν συνέχεσθαι.* Den Zusammenhang des Stoffes oder des Seienden kann nicht ein Plus, sondern nur ein Minus oder ein Minimum, wenn nicht ein Fehlen von Stoff beeinträchtigen. Da nun hier (anders als in dem verwandten Verse *οὐ γὰρ ἀποτμήξει τὸ πέλον τοῦ ἐόντος ἔχεσθαι*) vom Leeren nicht die Rede ist, so muß eine Annäherung an das Leere, eine weitgehende stoffliche Verdünnung gemeint sein. Vgl. Aristot. de gener. et corrupt. I. 8, insbesondere die Worte: *οὐδ' αὖ πολλὰ εἶναι μὴ ὄντος τοῦ διείργοντος*, auch des Verfassers Griech. Denker I. 442 f. [I[3], 438].

In den uns nur durch die lateinische Übersetzung des Caelius Aurelianus bekannten Versen des Parmenides ist

v. 143—144 Stein, wie ich meine, die Interpunktion zu ändern (beziehentlich Karstens Interpunktion wiederherzustellen) und v. 147 statt *permixto in corpore*, wo *permixto* aus dem vorangehenden Vers irrtümlich wiederholt ist, vielmehr zu schreiben *mixtae uno in corpore.* Danach hätten die sechs Verse zu lauten:

> Femina virque simul Veneris cum germina miscent
> venis, informans diverso ex sanguine virtus,
> temperiem servans, bene condita corpora fingit.
> at si virtutes permixto semine pugnent
> nec faciant unam mixtae uno in corpore, dirae
> nascentem gemino vexabunt semine sexum.

[Ungeändert ließ das obige gleichwie dieses Bruchstück Diels, Vorsokratiker a. a. O. S. 124f.]

17. Den bei Philodem und bisher nur bei ihm nachgewiesenen Worten *ἀδιαληψία* und *ἀδιαληπτεύω* (vgl. „Philodem und die ästhetischen Schriften“ usw. 59f.) ist noch hinzuzufügen das Derivat *ἀδιαλήπτευμα* in dem Satze (Vol. Herc.[2] X, 76 col. XI): *βλέπεις γε (δ)ὴ ὡς ἂν (ἡ π)ερὶ τὰ τοσαῦτα καὶ τοιαῦτα θεωρήματα γυμναζομ(έν)η διάνοια οὐκ ἂν ἔξω γείνοιτ(ο) παντὸς ἀδιαληπτεύμ(ατος).* Auch das Adjektiv *ἀδιάληπτος* und das Adverb *ἀδιαλήπτως* begegnen ebendaselbst 77 col. XIII und 75 col. VIII. Selbst für die Entscheidung der Frage nach der Autorschaft dieser Schrift, die Körte (Metrodori Epicurei Fragmenta, Leipzig 1890) ohne zulänglichen Grund dem Metrodor zugewiesen hat, dürfte diese sprachliche Wahrnehmung nicht ohne Belang sein.

18. Platon, Staat 387b: *οὐκοῦν ἔτι καὶ τὰ περὶ ταῦτα ὀνόματα πάντα τὰ δεινά τε καὶ φοβερὰ ἀποβλητέα, Κωκυτούς τε καὶ Στύγας καὶ ἐνέρους καὶ ἀλίβαντας, καὶ ἄλλα ὅσα τούτου τοῦ τύπου ὀνομαζόμενα φρίττειν δὴ ποιεῖ ὡς οἴεται πάντας τοὺς ἀκούοντας.* Das sinnlose *οἴεται* der Handschriften ist noch immer nicht gebessert. Weder *οἷόν τε* noch *ὅσα ἔτη* noch *οἰκέτας* noch das jüngst vorgeschlagene *ὄντα* vermag zu befriedigen. *ὡς* anzutasten ist kein Grund vorhanden, und da empfiehlt es sich doch am meisten, an einen Vergleich zu denken, und zwar mit Wesen, deren Furchtsamkeit eine

notorische ist [also etwa mit Täubchen, wie in Kaiser Julians Or. VII. 204b = 1, 264, 17 Hertlein, oder mit Schäfchen]. Schrieb nicht Platon *ὡς οἴδια*? Man vergleiche des Photios Glosse *οἴδια· προβάτια.* Die Glosse könnte wenigstens aus des Boethos *λέξεων Πλατωνικῶν συναγωγή* oder aus seiner Schrift *περὶ τῶν παρὰ Πλάτωνι ἀπορουμένων λέξεων*, die Photios gekannt und verwertet hat, geschöpft sein (vgl. Nabers Prolegomena p. 55). [Noch näher kommt der Überlieferung die Form *οἰότεα*, ein, wie es scheint, von Platons Lieblingsdichter Sophron gebrauchtes Deminutiv, vgl. Kaibel, Com. Graec. Fragm. I, 1, 73.]

Plato oder Pseudo-Plato, Hippias maior 283a: *ἐναντίον γὰρ Ἀναξαγόρᾳ φασὶ συμβῆναι ἢ ὑμῖν· καταλειφθέντων γὰρ αὐτῷ πολλῶν χρημάτων καταμελῆσαι καὶ ἀπολέσαι πάντα· οὕτως αὐτὸν ἀνόητα σοφίζεσθαι.* Das allzu derbe, durch den Zusammenhang ganz und gar nicht gerechtfertigte *ἀνόητα* ist sicherlich durch *ἀνόνητα* zu ersetzen. Ich bemerke nachträglich, daß diese Vermutung schon von einer Handschrift, nämlich vom Paris. F, dargeboten wird. Stallbaum erwähnt sie, verwirft sie aber mit der meines Erachtens törichten Begründung: „*Sed vera est lectio vulgata qua ad νοῦν illud Anaxagorae alluditur.*“ Die Zürcher Herausgeber, K. F. Hermann, M. Schanz finden jene Lesart wohl darum, weil sie keinen urkundlichen Wert besitzt, nicht einmal der Erwähnung wert. [Burnet erwähnt die Lesart, ohne sie zu nutzen.]

19. Schwer verständlich ist es mir, daß die Herausgeber des Thukydides die spartanische Rede des Alkibiades (VI, 92) noch nicht von einem offenbaren Emblem befreit haben. Ein solches ist doch dort mit voller Sicherheit zu erkennen, wo in einen ganz allgemein gehaltenen Satz ein die spezielle Nutzanwendung enthaltendes Wort eingefügt ist. Und solch eine Einschaltung konnte um so leichter dort erfolgen, wo der völlig generell ausgedrückte, dem Leser die spezielle Anwendung überlassende Gedanke von Sätzen umgeben ist, die solcher Allgemeinheit entbehren. All dieses trifft in unserem Fall zusammen. Alkibiades will das Mißtrauen beseitigen, das sein vaterlandsfeindliches Vorgehen

16

sogar bei den Feinden seines Vaterlandes wachrufen könnte, und spricht also zu den Spartanern: *φυγάς τε γάρ εἰμι τῆς τῶν ἐξελασάντων πονηρίας καὶ οὐ τῆς ὑμετέρας, ἢν πείθησθέ μοι, ὠφελίας· καὶ πολεμιώτεροι οὐχ οἱ τοὺς πολεμίους που βλάψαντες [ὑμεῖς] ἢ οἱ τοὺς φίλους ἀναγκάσαντες πολεμίους γενέσθαι· τό τε φιλόπολι οὐκ ἐν ᾧ ἀδικοῦμαι ἔχω, ἀλλ' ἐν ᾧ ἀσφαλῶς ἐπολιτεύθην· οὐδ' ἐπὶ πατρίδα οὖσαν ἔτι ἡγοῦμαι νῦν ἰέναι, πολὺ δὲ μᾶλλον τὴν οὐκ οὖσαν ἀνακτᾶσθαι. καὶ φιλόπολις οὗτος ὀρθῶς, οὐχ ὃς ἂν τὴν ἑαυτοῦ ἀδίκως ἀπολέσας μὴ ἐπίῃ, ἀλλ' ὃς ἂν ἐκ παντὸς τρόπου διὰ τὸ ἐπιθυμεῖν πειραθῇ αὐτὴν ἀναλαβεῖν.* Die letzten Worte erinnern mich übrigens an einen noch nicht mit Sicherheit hergestellten, vielleicht nicht mit Sicherheit herstellbaren Vers des Euripides (frg. 1045 N.[2]). In den Worten *μὴ κάμνε πατρίδα σὴν λαβεῖν πειρώμενος* ist das Simplex *λαβεῖν*, wie längst erkannt, nicht haltbar. Ob aber Bothes und Mählys *πατρίδι συλλαβεῖν* das Richtige trifft, darf wohl bezweifelt werden. Nicht eben gewaltsamer und an sich wahrscheinlicher ist wohl unsere Vermutung: *μὴ κάμνε πατρίδ'* (oder *πάτραν?*) *ἀναλαβεῖν πειρώμενος*. Oder irre ich mit der Annahme, daß *πειρώμενος* eher auf diesen als auf jenen Gedanken zu führen scheint?

VI.[1]

1 1. Die uns in so wunderbarer Weise wiedergegebenen Dichtungen des Bakchylides hat F. G. Kenyon (von den Herren Jebb, Sandys, Palmer, Purser und Friedrich Blaß aufs trefflichste unterstützt) mit einem Kommentar versehen von einer Güte und Reichhaltigkeit, wie derlei in dem ersten Erklärungsversuch eines neuentdeckten Werkes nicht häufig anzutreffen ist. Von ernsteren Irrungen ist mir in demselben bisher nur eine einzige aufgefallen. Ich meine die Annahme, daß in der sechsten, an Lachon von Keos

---

[1] Wien 1898, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

gerichteten Ode auf ein anderes, zur Feier desselben Sieges bestimmtes und schon früher zu Olympia vorgetragenes Epinikion bezug genommen werde (The poems of Bacchylides, London 1897, p. 61). Diese Annahme beruht auf einer m. E. unzulässigen Auslegung der Verse 4ff.

> *δι' ὅσσα πάροιθεν*
> *ἀμπελοτρόφον Κέον*
> *ἄεισάν ποτ' Ὀλυμπία*
> *πύξ τε καὶ στάδιον κρατεῦ[σαν]*
> *στεφάνοις ἐθείρας*
> *νεανίαι βρύοντες.*

Schon das eine Wörtchen *ποτέ* konnte an der Richtigkeit dieser Interpretation ernste Zweifel wecken. Desgleichen scheint es unstatthaft, in den so eng verbundenen Worten *πύξ τε καὶ στάδιον* das letzte auf den von Lachon, das erste auf den von einem anderen Athleten errungenen Sieg zu beziehen. Und auch an sich hat es ja gar geringe Wahrscheinlichkeit für sich, daß bei derselben olympischen Feier mehrere Keer in verschiedenen Kampfspielen den Sieg davongetragen haben. Endlich scheinen uns auch die Worte *δι' ὅσσα* in Kenyons Wiedergabe „*has won glory, on account of which they sang hymns*" keine angemessene Wiedergabe erfahren zu haben. Der Sinn der Stelle scheint vielmehr dieser zu sein: „Lachon hat sich in Olympia mit Ruhm bedeckt kraft derselben Vorzüge, durch welche schon vorher seine Heimat Keos, im Faustkampf und im Wettlauf gleich siegreich, zu Olympia gefeiert worden ist." Der Dichter geht hier, wo es einen Sohn seiner Heimat zu feiern gilt, vom Preise des einen Kämpfers sofort zu dem des gemeinsamen Vaterlandes über.

Von den vier Worten, die in der Einleitung (p. XLIX) als verderbt bezeichnet werden, „ohne daß eine überzeugende Emendation vorgebracht worden ist", scheinen mir drei eine annehmbare Erklärung zu gestatten.[1]

---

[1] Auch die vierte Stelle XIX, 15 rechtfertigt jetzt v. Wilamowitz, Gött. gel. Anz. 1898, S. 143.

Ob nämlich *ἀσαγεύοντα* IX, 13 wirklich verderbt ist, darf mindestens bezweifelt werden. Der Herausgeber bemerkt dazu (p. 72): „*for this word as it stands no explanation can be offered; and, unless it is to be supposed that it is a word which, with all its cognates, has escaped the ancient lexicographers, some emendation is necessary.*“ Dem gegenüber mag doch daran erinnert werden, daß das Substantiv *σάγη* (Rüstung, Bekleidung) schon bei Äschylos nachweisbar, daß ein davon abgeleitetes *ἄσαγος* und ein daraus geformtes *ἀσαγεύω* etwa neben einem prosaischen *ἀσαγέω* keineswegs analogiewidrige Bildungen sind (vgl. Lobecks Rhematicon p. 199, 200, 203; desgleichen *ἄσαγος*: *ἀσαγεύω* = *ἄσωτος*, *ἄπληστος*, *ἄλογος*: *ἀσωτεύομαι*, *ἀπληστεύομαι*, *ἀλογεύομαι*), und unser Befremden nicht in höherem Maße erregen dürften, als manche andere der zahlreichen neuen Worte, von denen ungefähr jeder zehnte Vers dieser Dichtungen eines aufweist (102 : 1070). Gesprochen wird an unserer Stelle von Archemoros, dem Kinde des Lykurgos, das seine Pflegerin Hypsipyle auf einer Wiese liegen ließ (so Euripid. frg. 754), während sie dem Heros Adrastos und seinen Genossen den Weg zu einer Quelle wies, an der sie ihren Durst löschen wollten. Das Kind wird von einer Schlange gebissen und getötet. So viele andere an sich zur Situation wohl passende Epitheta sich hier ersinnen lassen, so scheint doch kein ernster Grund vorhanden, das überlieferte *ἀσαγεύοντα* = *γυμνόν* (unbewehrt) anzutasten. Eine Schwierigkeit bleibt allerdings übrig. An den wenigen Dichterstellen, die *σάγη* darbieten, wird die erste Silbe kurz gemessen, während das Versmaß hier die entgegengesetzte Messung erheischt. Daß dies angesichts mancher prosodischer Eigentümlichkeiten, welche diese Überreste darbieten, ein ausreichender Grund zur kritischen Anfechtung ist, wird sich schwerlich behaupten lassen.[1]

Noch etwas zuversichtlicher möchte ich das als korrupt bezeichnete *ἀπάρχει* XII, 6 in Schutz zu nehmen versuchen.

---

[1] Hugo Jurenka glaubt die Kürze metrisch rechtfertigen zu können. Bakch. habe auch anderweitig (z. B. V, 160) die „Form des Epitriten ⏑́ ⏑ – – statt –́ ⏑ – – angewendet“.

Mit nicht sehr viel geringerer Kühnheit hat Pindar an der auch vom Herausgeber erwähnten Stelle Nem. IV, 46 dieses Zeitwort gebraucht. Der Sinn des Verbums ist wohl dort ohne Zweifel der, den Metzger in seiner Übersetzung ihm beilegt, nämlich: „eröffnet den Reigen“. Die Verbindung mit dem Akkusativ *με* bietet an sich gewiß keinen Anstoß, wie ein Blick in den Thesaurus zeigen kann. Die ganze Stelle: — *ἐς γὰρ ὀλβίαν* | *ξείνοισί με πότνια Νίκα* | *νᾶσον Αἰγίνας ἀπάρχει* | *ἐλθόντα κοσμῆσαι κτἑ.* wird unter der Voraussetzung verständlich, daß dies die erste Ode ist, die Bakchylides zu Ehren eines Ägineten gedichtet hat. Die Siegesgöttin läßt ihn — das will der Dichter sagen — bei diesem Anlaß den Verkehr mit den äginetischen Gastfreunden eröffnen. Diese Voraussetzung wird, wie wir meinen, nicht durch des Herausgebers Hinweis auf den pindarischen Sprachgebrauch widerlegt, vermöge dessen „*ξεῖνος, when applied to the person to whom another comes, always implies the pre-existence of ties of hospitality*“ (p. 108). Auch zugegeben, daß eine aus Pindars Dichtungen abgeleitete Sprachnorm ohne weiters auf seinen Zeit- und Kunstgenossen zu erstrecken ist, bleibt uns doch die angesichts der örtlichen Nähe von Keos und Ägina und in Anbetracht der weitverzweigten Verbindungen des berühmten Oheims unseres Dichters wahrlich nicht gewaltsame Auskunft übrig, daß ein Band der Gastfreundschaft diesen auch vor seinem ersten Besuche der benachbarten Insel mit Bewohnern derselben verknüpft hatte.[1]

Zu *ἀϊόνα πορφυρέαν* (XVII, 112) möchte ich endlich zu bedenken geben, ob nicht etwa *ἠϊών*, dor. *ἀϊών*, hier in einem übertragenen Sinne gebraucht sein kann, ähnlich demjenigen, in dem das Wort den Rand der Augen bezeichnet hat nach Pollux II, 71: *ἠὼν δὲ πᾶσα ἡ τῶν ὀφθαλμῶν περιγραφή* (gewiß von Hesych schlecht erklärt als „Ufer des Tränenstromes“). Konnte es nicht den Rand oder Saum eines Gewandes be-

[1] Mittlerweile ist *ἀπάρχει*, wenngleich nicht in genau gleicher Weise und nicht mit voller Sicherheit geschützt worden von Crusius Philol. LVII, 182 und v. Wilamowitz a. a. O. [Jebb hingegen (p. 336 seiner Ausgabe) zweifelt an der Echtheit von *ἀπάρχει*.]

deuten, ganz so wie ora vom Rand des Bechers, des Schildes, der Wunde und auch des Gewandes (ora vestimentorum Festus p. 182, 19 Otfr. Müller) gebraucht wird. Dahin gestellt mag es bleiben, ob der Purpursaum statt des mit einem solchen versehenen Kleides oder ohne solche Synekdoche zu verstehen ist (über derartige *πορφυραῖ ῥάβδοι*, die teils angenäht, teils angewebt wurden, vgl. Pollux VII, 52f.).

2. Die Reden des Dion von Prusa haben vor wenigen Jahren einen Herausgeber gefunden, der sich als der würdige Erbe seiner Vorgänger, eines Casaubonus, Reiske und Emperius, erwiesen hat. So vieles Johannes v. Arnim auch an diesen schwer beschädigten Texten mit sicherem Urteil gebessert hat: fast noch höher veranschlagen wir die aller Bemäntelung und Beschönigung abholde Unumwundenheit, mit der er auch auf solche Anstösse und Schwierigkeiten hinweist, deren Beseitigung oder Lösung ihm nicht gelungen ist. Dieser an den Leser gerichteten Aufforderung zu tätiger Mitarbeit sind einige Änderungsvorschläge entsprungen, von denen ich nur jene hier mitteile, die entweder v. Arnims Billigung erfahren haben oder doch nicht mit entscheidenden Gründen von ihm zurückgewiesen worden sind.

Dio or. XI (I, 122, 11f.) möchte ich mit leisester Besserung also schreiben: *ἕτερον δέ, ὅτι τὴν ἀρχὴν αὐτῆς καὶ τὸ τέλος*
5 *μάλιστα ἐπεβούλευσεν ἀφανίσαι κἀμποιῆσαι* (statt *καὶ ποιῆσαι*) *τὴν ἐναντίαν δόξαν ὑπὲρ αὐτῶν.*

Or. XXXI (I, 238, 13f.) hat der Herausgeber ein von ihm gar häufig mit Erfolg gebrauchtes Heilmittel zur Unzeit, wie wir meinen, angewendet. Man wird im Gedankengang weder einen Überschuß noch einen Mangel empfinden, wenn man die Worte *οὐδαμῇ γὰρ ἰδεῖν ἔστι — εὖ πεπόνθασιν* wieder von den Ausschaltungsklammern befreit und in der ganzen Stelle keine andere Störung der Überlieferung voraussetzt als den Ausfall eines einzigen Buchstaben. Zu den vielen Argumenten, durch welche Dion die Unzulässigkeit der in Rhodos beliebten Zuweisung älterer Ehrenstatuen an neue Eigentümer zu erhärten sucht, tritt hier die folgende Erwägung: So unrecht es auch ist, irgend jemandem das zu

entziehen, was er auf rechtmäßige Weise erworben hat, so begeht doch derjenige noch ein besonderes Unrecht, welcher ein von ihm verliehenes Dank- oder Ehrenzeichen dem Geehrten entzieht. Das besondere Unrecht besteht darin, daß man einen Trefflichen und einen Wohltäter schädigt. Werden doch Ehren niemals Schlechten oder solchen gewährt, von denen man keine Wohltaten empfangen hat. Um wieviel schlimmer es aber ist, Guten etwas wegzunehmen als anderen Menschen und die Wohltäter zu schädigen, als den ersten Besten zu beleidigen, sieht jedermann ein. Diesen Gedankenfortschritt stört nur das eine Wort *τιμὰς* Z. 15, da in diesem Satze nicht mehr der Spezialfall der Ehrenentziehung, sondern das, wovon dies ein Sonderfall ist, nämlich die Entziehung eines Gutes und die Schädigung überhaupt behandelt werden muß. Ich setze die ganze Stelle hierher: *πρὸς τούτῳ δ' ἂν ἴδοι τις καὶ ἕτερον. ὁ μὲν ἀφαιρούμενος ἁπλῶς ὅ τις ἔχει δικαίως ὅτῳ δήποτε τρόπῳ κτησάμενος κατ' αὐτὸ τὸ πρᾶγμα ἁμαρτάνει, φύσει τι ποιῶν ἄτοπον· ὁ δὲ τῶν ὑφ' ἑαυτοῦ δεδομένων ἐν μέρει τιμῆς καὶ χάριτός τινα ἀποστερῶν οὐ μόνον τὸ κοινὸν τοῦτο παραβαίνει, καθ' ὃ προσήκει μηδένα βλάπτειν, ἀλλὰ καὶ χρηστὸν ἄνδρα ἀδικεῖ, καὶ τοῦτον ὃν ἥκιστα αὐτῷ προσῆκεν. οὐδαμῇ γὰρ ἰδεῖν ἔστι τοῖς φαύλοις τὰς τιμὰς διδομένας οὐδὲ ὑφ' ὧν μηδὲν εὖ πεπόνθασιν. ὅσῳ δὴ χεῖρον τὸ τοὺς ἀγαθοὺς ἀφαιρεῖσθαι τιμὰς* (l. *ἀφαιρεῖσθαί τι ἡμᾶς*) *ἢ τὸ τοὺς ἄλλους καὶ τὸ τοὺς εὐεργέτας βλάπτειν τοῦ τὸν τυχόντα ἀδικεῖν οὐδένα λανθάνει.*

Or. XLIX (II, 96, 20 f.) genügt es den einsichtigen Leser auf zwei Einschiebsel aufmerksam zu machen und allenfalls in betreff des ersten derselben auf Demosthenes or. XXXV. § 32 zu verweisen. Die Stelle lautet also: *οὔτε γὰρ τὸν οἶνον ἐκ τοῦ κεράμου κρίνουσιν οἱ νοῦν ἔχοντες· πολλάκις γὰρ εὑρήσεις ἐν σπουδαίῳ κεράμῳ τὸν [ἐκ τῶν καπηλείων] οἶνον ἐξεστηκότα· οὔτε τὸν ἄνδρα [τὸν πεπαιδευμένον] ἐκ τοῦ σχήματος.*

Or. LIX (II, 134, 7) empfehlen sich vielleicht durch ihre paläographische Begreiflichkeit die nachfolgenden Ergänzungen, durch welche der Satz diese Gestalt gewinnt:

δυσχερῆ γε μὴν τἄνδον ὁράματα, ὦ ξένε, τελαμῶνές τε ⟨αἵματός τε⟩ ἀνάπλεοι ⟨καὶ πύου⟩ καὶ ἄλλα σημεῖα τῆς νόσου. Zur Partikelverbindung *τε—τε-καὶ—καὶ* vergleiche man allenfalls Xen. Mem. II. 2, 5: *ἡ δὲ γυνὴ ὑποδεξαμένη τε φέρει τὸ φορτίον τοῦτο, βαρυνομένη τε καὶ κινδυνεύουσα . . . . καὶ σὺν πολλῷ πόνῳ διενεγκοῦσα κτέ.*

Or. LXXX (II, 224, 5) hat Casaubons *συγχέοντα* (statt *συνέχοντα*) und von Arnims *ἀραῖον* (statt *Ἀθηναῖον*) die Restitution der verderbten Stelle wesentlich gefördert. Es erübrigt, meine ich, die Lesarten der zwei Handschriftenklassen *τὸν δὲ* und *τὸν* zu kombinieren und das Sätzchen demgemäß also zu schreiben: *πᾶσα γὰρ ἀνάγκη τὸν συγχέοντα τόνδε τὸν θεσμὸν ἀραῖον ὑπάρχειν.* Zwischen diesem Herstellungsversuch und v. Arnims *πᾶσα γὰρ ἀνάγκη τὸν συνέχοντα τὸ ⟨πᾶν⟩ θεσμὸν ἀραῖον ὑπάρχειν* wird man jedenfalls zu wählen haben. [Dazu vergleiche man Inscriptiones Graecae Siciliae et Italiae n. 1018: *Ἄττει θ' ὑψίστῳ καὶ συ(νέχο)ντι τὸ πᾶν.* Wohl besser als Epigrammata Graeca n. 1024, 2.] An der Richtigkeit dieses sicherlich sehr geistvollen Vorschlages hat mich zunächst der Umstand zweifeln lassen, daß keine der bekannten Bedeutungen von *ἀραῖος* dem so entstehenden Zusammenhange wohl zu entsprechen scheint. Denn das Natur- oder Weltgesetz ist doch an sich weder „fluchbeladen“ noch „fluchbringend“; es wird das letztere nur durch seine Verletzung, und diese im Geiste zu ergänzen, will mir bedenklich scheinen. Nimmt man meinen Vorschlag an, so muß man natürlich *τόνδε τὸν θεσμὸν* auf das einige Zeilen vorher gelesene *τὸν μὲν τοῦ Διὸς θεσμὸν* zurückbeziehen.

7 3. In Kaiser Julians Rede VI, 201 b (I, 260, 11 Hertlein) hat sich eine Konjektur des Petavius im Texte festgesetzt, die dem Gedankenzusammenhang gar wenig zu entsprechen scheint. Nicht im mindesten gewaltsam und ungleich angemessener scheint es mir, die Worte *εἴτε παιδείαν* statt in *εἴτε παιδιὰν* in *εἴτ' ἐπήρειαν* zu verwandeln und danach den Satz wie folgt zu lesen: *παρρησίᾳ δὲ χρηστέον αὐτῷ* (wer nämlich ein wahrer Kyniker sein will) *πρῶτον ὁπόσου*

πέφυκεν ἄξιος ἐπιδειξαμένῳ, ὥσπερ οἶμαι Κράτης καὶ Διογένης. οἳ πᾶσαν μὲν ἀπειλὴν τύχης καὶ εἴτ' ἐπήρειαν εἴτε παροινίαν χρὴ φάναι τοσοῦτον ἀπέσχον τοῦ δυσκόλως ἐνεγκεῖν ὥστε κτέ. Es ist im folgenden von der Gelassenheit die Rede, mit welcher Diogenes seine Gefangennahme durch Piraten, Krates seine körperlichen Gebrechen ertrug, und daß die hierbei in Verwendung kommenden Verba *ἔπαιζεν* und *ἔσκωπτεν* dem vermuteten *παιδιὰν* keinerlei Stütze bieten, braucht dem verständigen Leser kaum erst gesagt zu werden.

4. Bei Lysias or. XII, § 10 liest man: *εἰσελθὼν εἰς τὸ δωμάτιον τὴν κιβωτὸν ἀνοίγνυμι. Πείσων δ' αἰσθόμενος εἰσέρχεται —.* Lysias war in das Gemach eingetreten, in welchem sich seine Geldtruhe befindet; der habgierige Peison sieht ihn mit dieser beschäftigt und tritt nun gleichfalls ein. Es scheint wenig glaublich, daß ein guter griechischer Schriftsteller die Gedankennuance, die das Hinzutreten des Peison von dem Eintritt des Lysias unterscheidet, unausgedrückt gelassen haben sollte. Man darf mit Fug vermuten, daß nicht *εἰσέρχεται*, sondern *ἐπεισέρχεται* von der Hand des Lysias herrührt, gerade wie Herodot in einem verwandten Falle (I, 37) geschrieben hat: *ἀποχρεωμένων δὲ τούτοισι τῶν Μυσῶν, ἐπεσέρχεται ὁ τοῦ Κροίσου παῖς ἀκηκοὼς τῶν ἐδέοντο οἱ Μυσοί.* Die Zeichen ΕΠ und ΕΙϹ sind in der Schriftart der Papyri oft kaum zu unterscheiden. Es mag wohl einmal *εἰσεισέρχεται* geschrieben gewesen und dann „berichtigt" worden sein.

Beiläufig: im § 5 derselben Rede hat die von der Mehrzahl der Herausgeber beliebte Tilgung des *καὶ* vor *τοιαῦτα λέγοντες* geringe Wahrscheinlichkeit für sich. Nicht größere aber, wie ich meine, Cobets der naturgemäßen Konstruktion des Satzgefüges wenig entsprechendes *καί τοι ταῦτα —*. Sollte nicht *⟨ταῦτα⟩ καὶ τοιαῦτα* das Ursprüngliche sein? Eine andere kleine Lücke dieser Rede (§ 30) fülle ich in der Hauptsache mit Sauppe übereinstimmend, aber vielleicht in ein wenig plausiblerer Art so aus, daß ich schreibe: *ἀλλ' ἐν τῇ ὁδῷ σῴζειν τε αὐτὸν ⟨παρὸν⟩ καὶ τὰ τούτοις ἐψηφισμένα συλλαβὼν ἀπάγειν.* Jene unberechtigte Tilgung eines *καὶ* bei Lysias

9 erinnert mich an eine Stelle der ersten Rede § 24, wo einige Herausgeber gleichfalls ein *καὶ* tilgen zu müssen glaubten in dem Satzglied: *ἀνεῳγμένης τῆς θύρας καὶ ὑπὸ τῆς ἀνθρώπου παρεσκευασμένης.* Andere wollten *ὑπὸ* streichen oder außer *καὶ* auch noch *ἀνεῳγμένης* als Glossem zu *παρεσκευασμένης* tilgen (vgl. Frohbergers Ausgewählte Reden des Lysias, Leipzig 1868, S. 179). Derselbe gibt die Worte *ὑπὸ τῆς ἀνθρώπου παρεσκευασμένης* durch *quae ad hoc erat subornata, comparata* wieder und weist zur Begründung dieser seiner Auffassung auf Demosthenes XLVII, 8 hin: *ἔφη τοὺς μάρτυρας ψευδεῖς εἶναι καὶ ὑπ' ἐμοῦ παρεσκευασμένους*, desgleichen auf § 42 der lysianischen Rede: *οὐκ ἂν δοκῶ ὑμῖν καὶ θεράποντας παρασκευάσασθαι κτέ.*, ohne zu bemerken, daß beide Stellen seine Auffassung jenes Sätzchens nicht begünstigen, sondern widerlegen. Will doch der Angeklagte jede Arglist, jedes Bestreben, den Störer seines häuslichen Friedens in einen Hinterhalt zu locken, in Abrede stellen. Dann durfte er nimmermehr von seiner Magd sagen, sie sei *παρεσκευασμένη* gewesen. Man vergleiche außer dem oben Angeführten etwa noch Polyaen Strategemata VI, 51: *Θήρων Ἀκραγαντῖνος δορυφόρους μὲν ἔχων ἐν ἀπορρήτῳ παρεσκευασμένους.* Die von Scaliger, Taylor, Francken, Kaiser und Frohberger angefochtene Stelle ist vollkommen richtig überliefert und bietet dem Verständnis nicht die mindeste Schwierigkeit, sobald wir *παρεσκευασμένης* auf *θύρας* beziehen: „da die Türe geöffnet und von der Person in acht genommen ward". Die Magd hatte nämlich, wie ihr § 23 aufgetragen ward (*ἐπιμελεῖσθαι τῆς θύρας*), darauf zu sehen, daß die Türe nicht wieder geschlossen werde.

5. In Platons Symposion 216 D spricht Alkibiades wie folgt: *ὁρᾶτε γὰρ ὅτι Σωκράτης ἐρωτικῶς διάκειται τῶν καλῶν καὶ ἀεὶ περὶ τούτους ἐστὶ καὶ ἐκπέπληκται, καὶ αὖ ἀγνοεῖ πάντα καὶ οὐδὲν οἶδεν ὡς τὸ σχῆμα αὐτοῦ τοῦτο· οὐ σιληνῶδες; σφόδρα γε. τοῦτο γὰρ οὗτος ἔξωθεν περιβέβληται, ὥσπερ ὁ ἐγλυμμένος Σιληνός· ἔνδοθεν δὲ κτέ.* Wir müßten viele Seiten anfüllen, wollten wir alle die kritischen und hermeneutischen Versuche anführen und erörtern, zu denen

diese Stelle den Anlaß gegeben hat. Es genüge darauf hinzuweisen, daß so vortreffliche Platokenner, wie Otto Jahn, Badham, Hug, Schanz und Teuffel die Worte καὶ αὖ bis οὐδὲν οἶδεν tilgen zu müssen glaubten. Der zuletzt genannte Gelehrte hat diese Athetese (Rhein. Mus. XXIX. 148) wie folgt begründet: „Die Worte . . . . . unterbrechen störend den Zusammenhang zwischen Σωκράτης ἐρωτικῶς διάκειται τῶν καλῶν und ὡς τὸ σχῆμα αὐτοῦ, verwechseln Unwissenheit und Negieren des Wissens und springen vom ethischen Gebiete unvermittelt auf das der Intelligenz über, während doch auch die nachfolgende positive Ausführung . . . lediglich auf dem ersteren sich hält." Demgegenüber scheint es notwendig, auf jene Gebrauchsart des Wortes εἰδέναι hinzuweisen, der man z. B. in Sophokl. Antig. 71: ἀλλ' ἴσθ' ὁποῖά σοι δοκεῖ und 301: παντὸς ἔργον δυσσέβειαν εἰδέναι oder Philoktet 960: πρὸς τοῦ δοκοῦντος οὐδὲν εἰδέναι κακόν und Frg. 703, 2: ὃς οὔτε τοὐπιεικὲς οὔτε τὴν χάριν | οἶδεν oder in Eurip. Hel. 923 (Kirchhoff): τὰ δὲ δίκαια μὴ εἰδέναι begegnet, die jederman aus den homerischen Wendungen: ἄγρια, ἀπηνέα, ἤπια εἰδέναι u. dgl. kennt, und deren Ursprung vielleicht am deutlichsten wird, wenn wir neben Simonides oder Pseudo-Simonides: παντοίης ἀρετῆς ἴδριες ἐν πολέμῳ (Poetae lyrici graeci III[4], 424) etwa Sophokles El. 608 stellen: τῶνδε τῶν ἔργων ἴδρις. Wer hieran erinnert wird oder es nicht vergessen hat, dürfte nicht den leisesten Anstoß empfinden, wenn ihm die platonischen Worte etwa in der folgenden gekürzten Fassung vorlägen: καὶ αὖ ἀγνοεῖ πάντα καὶ οὐδὲν οἶδεν, ὡς τὸ σχῆμα αὐτοῦ τοῦτο, σιληνῶδες. τοῦτο γὰρ οὗτος (besser wohl οὕτως)[1] ἔξωθεν περιβέβληται κτέ. Fraglich kann nur das eine scheinen, ob es not tut, die drei hier ausgelassenen Worte, nämlich οὐ und σφόδρα γε, wirklich zu tilgen. Hierüber zu entscheiden fällt nicht ganz leicht. Der Konstruktion erwächst auch aus der überlieferten Textgestalt keine ernste Schwierigkeit. Denn zu

[1] Vgl. z. B. Hippias min. 369 A: ἀλλ' οὐκ ἔχω, ὦ Σώκρατες, νῦν γε οὕτως —.

οὐδὲν οἶδεν ein *τοιοῦτον* hinzuzudenken und auf dieses die Worte *ὡς τὸ σχῆμα αὐτοῦ τοῦτο* zu beziehen, hätte ein griechischer Leser keinen Augenblick Bedenken getragen. Nur das fragende *οὐ σιληνῶδες;* kann überflüssig und darum störend scheinen, da dieser Vergleich bereits an der Spitze der Lobrede 215 A vorgebracht ward, und gerade die Ähnlichkeit der äußeren Erscheinung dort als eine zweifellos feststehende Tatsache galt (*ὅτι μὲν οὖν τό γε εἶδος ὅμοιος εἶ τούτοις κτέ.*). Doch wird die Wiederholung durch die gesteigerte Lebendigkeit, welche die Rede durch diese Zwischenfrage und ihre Beantwortung gewinnt, wohl als gerecht-
11 fertigt gelten dürfen. Und somit empfiehlt es sich am meisten, das kritische Messer ganz und gar beiseite zu legen, statt etwa, woran ich vormals dachte, *οὐ* zu tilgen und *σφόδρα γε τοῦτο γὰρ* so zu verbinden. Denn für die Fernstellung von *γάρ* ließen sich zwar völlig sichere Beispiele vorbringen (s. Kaibels Epigrammata graeca p. 683 b und Bakchylides p. 19), aber die Partikelverbindung *σφόδρα γε* ist bei Plato so sehr der Antwort zugeeignet, daß es bedenklich wäre, sie dieser Funktion zu entziehen, um so mehr da der Inhalt des Satzes nicht eigentlich einer durch *σφόδρα* auszudrückenden Steigerung fähig ist.

6. Bei Teles *περὶ φυγῆς* p. 24 f. Hense scheint es geratener, ein *εἷς* vor *εἰς* als ein *οὐδείς* (mit v. Wilamowitz) nach *τὰ ἄβατα* einzuschieben. Man schreibe also: *οὐδὲ γὰρ νῦν εἰς τὸ Θεσμοφόριον ἐξουσίαν ἔχω, οὐδ' αἱ γυναῖκες εἰς τὸ τοῦ Ἐνυαλίου, οὐδ' ⟨εἷς⟩ εἰς τὰ ἄβατα.*

Ebenda p. 38, 9 Hense ist in dem Zitat aus Krates *οὕτως* sicherlich unrichtig überliefert, *αὐτὸ* wenigstens entbehrlich. Der Sinn kann kein anderer sein als dieser: „Du wirst — als Philosoph — den vollen Beutel ohne Überhebung betrachten und bei dem Anblick des geleerten keine Pein empfinden.“ Man wird daher wohl am besten tun zu schreiben: *ἀλλὰ καὶ πλῆρες ὂν ἀτύφως* (statt *αὐτὸ οὕτως*) *ὄψει καὶ κενούμενον ἰδὼν οὐκ ὀδυνήσῃ.* In ganz ähnlichem Zusammenhange gebraucht das Wort Marc Aurel Comment. I, 16: *χρηστικὸν ἀτύφως ἅμα καὶ ἀπροφασίστως, ὥστε παρόντων μὲν ἀνεπιτηδεύτως ἅπτεσθαι,*

ἀπόντων δὲ μὴ δεῖσθαι. Vergleiche auch VIII, 33: *ἀτύφως μὲν λαβεῖν, εὐλύτως δὲ ἀφεῖναι*, wo nebenbei bemerkt, Naucks Vorschlag *εὐλύτως* durch *ἀλύπως* zu ersetzen, an sich unberechtigt war und vor allem durch jene Anführung aus Krates widerlegt wird, die mit den Worten beginnt: *δυνήσῃ τὸ φασκώλιον ῥᾳδίως λῦσαι καὶ τῇ χειρὶ ἐξελὼν εὐλύτως δοῦναι κτέ.*

7. Über die Autorschaft von Theophrasts Charakteren scheint jetzt insoweit eine Einigung erzielt zu sein, daß die von Jebb und zuletzt von mir („Über Charaktere Theophrasts", 1888) bekämpfte Exzerptentheorie seither von niemandem mehr verteidigt worden ist. Hingegen ist die von mir ebenda vertretene Ansicht, daß die Definitionen nicht von Theophrast selbst den Charakterbildern vorangestellt worden seien, nicht zu allgemeiner Geltung durchgedrungen. Und doch kann man den Widerspruch in einem Falle, in betreff der ersten 12 der theophrastischen Skizzen, mit Händen greifen, indem die Ironie der Definition die „Selbstverkleinerung", jene des Charakterbildes aber die „Mystifikation" ist. Die Spitze dieses Gegensatzes läßt sich nicht dadurch abstumpfen, daß man, wie dies in der neuesten Bearbeitung (Theophrasts Charaktere, Leipzig, Teubner 1897, S. 7) geschieht, die *προσποίησις ἐπὶ χεῖρον* als das Bestreben auffaßt, „die Annahmen und Erwartungen des anderen herabzumindern". Von allem übrigen abgesehen: wie will man diese Auffassung mit dem scharfen Kontrast vereinigen, der zwischen der Ironie der Definition und der Großsprecherei besteht: *ἡ δὲ προσποίησις ἡ μὲν ἐπὶ τὸ μεῖζον ἀλαζονεία, ἡ δ' ἐπὶ τὸ ἔλαττον εἰρωνεία* (Eth. Nicom. II, 7). Es darf ganz und gar unmöglich heißen, daß ein und derselbe Autor jene mit der aristotelischen genau übereinstimmende Definition an die Spitze des Charakterbildes gestellt und diesem dann unter anderen einen Zug einverleibt habe von der Art jenes *ἤδη ποτὲ καὶ αὐτὸς οὕτω διαλογίσασθαι*, der für sich genommen weit eher der Kategorie der *ἀλαζονεία* als ihres geraden Gegenteiles zugerechnet werden müßte, der aber hier, wo der *εἴρων* als Mystifikator erscheint, sehr wohl an seinem Platze ist. Für die textkritische Behandlung ist jedoch dieser Punkt von geringem

Belange, da wir ja alle darüber einig sind, daß die Definitionen durchweg peripatetisches Gepräge tragen und ihre Fassung daher mit diesem Maße gemessen werden darf. Legen wir diesen Maßstab an die Begriffsbestimmung der *ἀνελευθερία*, so gelangen wir zu der, ich meine sicheren Entscheidung, daß sie nur an zwei vergleichsweise geringen Schäden leidet. an der Verschreibung von *ἀφιλοτιμίας* zu *ἀπὸ φιλοτιμίας*, die von Casaubonus geheilt, und an dem Ausfall eines *εἰς* vor *δαπάνην*, der von Ussing erkannt worden ist. Danach hat die Definition wie folgt zu lauten: *ἡ δὲ ἀνελευθερία ἐστὶ περιουσία τις ἀφιλοτιμίας εἰς δαπάνην ἔχουσα.* Der naheliegende, auch in der Leipziger Ausgabe erhobene Einwand, diese Ausdrucksweise sei geschraubt (S. 177), hält vor einer gründlichen Erörterung nicht Stich. Zu jener auf den ersten Blick befremdlichen Verbindung, die fast einem „Überfluß an Mangel“ gleichzukommen scheint, hat eben der Umstand geführt, daß die Bezeichnungen der beiden Kontrastbegriffe, 13 *φιλοτιμία* sowohl als *ἀφιλοτιμία*, zu einem neutralen Gebrauche hinneigen. Hierüber belehrt uns Aristoteles im siebenten Kapitel des zweiten und im zehnten des vierten Buches der nikomachischen Ethik. Die richtige Mitte ermangle in diesem Falle, so erfahren wir dort, einer ihr zugeeigneten Sonderbezeichnung. Dadurch geschehe es denn, daß die Worte, welche eigentlich die beiden Extreme auszudrücken bestimmt sind, einander diese leere Stelle streitig machen und sie „gleich einem Stück wüsten Landes“ von beiden Seiten usurpieren. So komme es, daß man die zwei Worte auch in lobendem Sinne gebrauche. Man preise den *ἀφιλότιμος* als einen *μέτριος καὶ σώφρων*, den *φιλότιμος* als einen *ἀνδρώδης καὶ φιλόκαλος*. Hieraus ergibt sich, wie wir meinen, die Rechtfertigung der Überlieferung. Ein sittliches Gebrechen muß sich nach peripatetischen Grundsätzen als ein Zuviel oder Zuwenig, als eine *ὑπερβολὴ* oder *ἔλλειψις* kennzeichnen lassen. Das leistet das zu einer neutralen Verwendung hinneigende und, wie wir soeben sahen, darum auch in lobendem Sinne gebrauchte *ἀφιλοτιμία* nicht in ausreichendem Maße, weshalb es, um eine tadelnswerte Eigenschaft völlig unzwei-

deutig zu bezeichnen, die Zutat *περιουσία* nicht nur erträgt, sondern erfordert.

Doch ich will die Leipziger Ausgabe und das der *ἀνελευθερία* gewidmete Blatt nicht aus der Hand legen, ohne mein Bedauern darüber auszusprechen, daß die zwei vortrefflichen Besserungen Madvigs und Münsterbergs: *ἐπιγράψας μέλανι* (statt *μὲν*) *αὐτοῦ τὸ ὄνομα* und: *ὃν αὐτὸν* (statt *αὐτὸς*) *φορεῖ* der Aufnahme in den Text nicht würdig befunden worden sind. Und auch zum unmittelbar vorangehenden Charakterbild, dem des „Eitlen“ (*μικροφιλότιμος*) möchte ich einige kritisch-exegetische Bemerkungen nicht unterdrücken. Der Schluß des Charakterbildes ist bisher überhaupt darum mißverstanden worden, weil man die hier in Frage kommende Bedeutungsnuance des Verbums *εὐημερεῖν* nicht scharf genug ins Auge gefaßt hat. Der Eitle, der als Prytane dem Volke den Ausfall der Opfer zu verkünden hatte, erzählt seinem Weibe, als er nach Hause kommt, von seinem kolossalen Erfolge (*καὶ ταῦτα ἀπαγγείλας ἀπιὼν διηγήσασθαι οἴκαδε τῇ αὐτοῦ γυναικί, ὡς καθ' ὑπερβολὴν εὐημερεῖ*). Die letzte Verbalform hat Casaubonus vollkommen richtig aus dem überlieferten *εὐημερεῖν* hergestellt. Man vergleiche Teles *περὶ φυγῆς* p. 25, 10 Hense: *οὐκ ἀηδῶς Φιλήμων· ἠγωνισμένον γάρ ποτε αὐτοῦ καὶ ἀπηλλαχότος ἀστείως συναντῶντές τινες,* 14 „*ὡς εὐημέρηκας*“ *ἔφασαν* „*Φιλῆμον*“. (Auf manches ähnliche verweisen die Wörterbücher.) Ganz ebenso wird bekanntlich *εὐδοκιμεῖν* verwendet und im entgegengesetzten Sinne *δυσημερεῖν*. So in dem witzigen Ausspruch, der dem Demades zugeschrieben wird: *δυσημερῶν ἐπί τινος δημηγορίας ἔφη ὥσπερ ἀγωνιστοῦ γίνεσθαι δυσημερίαν οὕτω καὶ ἀκροατοῦ.* Als Diels (Rhein. Mus. XXIX, S. 112—113) dieses Apophthegma aus einer Wiener Handschrift herausgab, erinnerte er daran, daß *δυσημερεῖν* „hier in der speziellen Bedeutung ‚durchfallen, Fiasko machen‘ steht, wie Athen. XIII, 585 C“ (*Μενάνδρῳ τῷ ποιητῇ δυσημερήσαντι καὶ εἰσελθόντι εἰς τὴν οἰκίαν κτέ.*). Dadurch erledigt sich auch der Anstoß, welchen die Kritiker, darunter kein geringerer als Meineke, an der Verbindung *διηγήσασθαι ὡς εὐημερεῖ* genommen haben, da man solcherlei

nicht erzählen, sondern höchstens sagen könne, — was die Leipziger Herausgeber dazu geführt hat, Casaubons εὐημερεῖ durch εὐημερῶν „in einem Übermaß von Glücke (schwelgend)" zu ersetzen. Nicht von einem Übermaß des Glückes, sondern von einem Übermaß des Erfolges ist hier die Rede, und von diesem kann der eitle Prytane allerdings seinem Weibe erzählen. Es ist nicht viel anders, als ob bei uns ein mit demselben Maße von Dünkelhaftigkeit ausgestatteter parlamentarischer Novize von dem immensen Erfolg berichten würde, den er mit dem Antrag auf namentliche Abstimmung oder auf Schluß der Debatte errungen hat. Das Präsens εὐημερεῖ etwa mit Herwerden in das Imperfekt oder ein anderes Tempus der Vergangenheit zu verwandeln, davon muß uns wohl die Etymologie des Wortes zurückhalten. Denn der Tag des Erfolges, der „gute Tag", ist zur Zeit, da der Glückliche seinen Erfolg meldet, ja noch nicht zu Ende. Als selbstverständlich richtig gilt mir hingegen die zuerst von Herwerden, jüngst auch von mir gefundene Besserung [συν]διοικήσασθαι παρὰ τῶν ⟨συμ⟩πρυτάνεων —: der Eitle hat sich von seinen Mitprytanen die Erlaubnis zu erwirken gewußt, daß er über den Ausfall der Opfer dem Volke berichte. Die neue Ausgabe nennt diese Umstellung von drei Buchstaben „unnötig", während sie selbst mit ungleich gewaltsameren Mitteln ein weit weniger befriedigendes Ergebnis erzielt vermöge der Schreibung: συνδιοικ⟨ῶν τὴν πρυτανείαν (oder τὰ ἱερὰ) αἰτ⟩ήσασθαι παρὰ τῶν πρυτάνεων —.

15 Die Grabschrift, die der „Eitle" seinem verstorbenen Schoßhündchen setzt: κλάδος Μελιταῖος möchte ich wiedergeben durch: Ein Sprosse Melites. Es scheint mir nicht eben ein glücklicher Gedanke Moritz Haupts (Opuscula III, 2, 434) und anderer gewesen zu sein, κλάδος als einen Eigennamen entweder aufzufassen oder, wie Hicks und C. Keil es wollten, durch die Veränderung in Κάλλος oder Κέλαδος zu einem solchen zu machen. Nicht die Zusammenstellung von „Hundegrabschriften" gilt mir als das geeignete Hilfsmittel zum richtigen Verständnis unserer Stelle. Hier ist ja von einem Zerrbild die Rede: nicht von dem, was alle Welt,

sondern von dem, was der *μικροφιλότιμος* tat. Von diesem ist zu erwarten, daß er sein totes Hündchen nicht anders ehren wird, als wie die übrigen verstorbene Menschen, zumal ihnen Nahestehende, ehren. Und da vergleiche ich mit *κλάδος* lieber die Verwendung von *ὄζος, θάλος, ἔρνος* in der Poesie und zumal in poetischen Weih- und Grabinschriften. Ich erinnere an *Ἑλλάδος ἀγλαὸν ἔρνος* 905, 3 Kaibel, an *Κεκροπίης σοφὸν ἔρνος* 866, 3 oder *σεμνὸν θάλος* 416, 2 ebendaselbst. [Vgl. Griechische Denker III², Kap. 41, § 5.]

VII.[1]

1. Aristoteles' Metaphysik I, 5 (936 A, 29). Die vielbehandelte Stelle hat, wie ich meine, mit Einschaltung eines Wortes also zu lauten: *καὶ γὰρ ἐγένετο τὴν ἡλικίαν ⟨ἀνὴρ⟩ Ἀλκμαίων ἐπὶ γέροντι Πυθαγόρᾳ*. Daß *ἀνὴρ*, ausgeschrieben oder abgekürzt (vgl. Gardthausens Griechische Paläographie S. 248), nach der Schlußsilbe von *ἡλικίαν* leicht ausfallen konnte, ist selbstverständlich. Mit dieser Ergänzung ist aber die Stelle vollständig geordnet. An die Einsetzung von *νέος* ist schon früher gedacht worden; aber *ἀνὴρ* ist zugleich paläographisch plausibler und sachlich angemessener. Denn nicht sowohl, wann Alkmeon „jung", als wann er „ein Mann", das heißt in der Vollkraft des Schaffens befindlich war, konnte Aristoteles unschwer ermitteln. Wahrscheinlich fußt der Zeitansatz auf Alkmeons Widmung seiner Schrift an Brontinos, Bathyllos und Leon. Wäre Aristoteles oberflächlich verfahren, so hätte er den Alkmeon auf Grund dieses seines offenbar kameradschaftlichen Verhältnisses zu drei Pythagoras-Schülern einfach unter diese eingereiht. Da er jedoch Alkmeon als den Pythagoreern nahestehend und mit ihnen befreundet, zugleich aber als durchaus selbständigen Denker kannte, so drückte er sich behutsamer und genauer

[1] Wien 1900, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

aus, indem er den Verfasser jener Widmung nicht (wie das bei L. Diog. VIII, 83 und bei Jamblichus de vita pyth. c. 23, 104 geschieht) unter die Jünger des Pythagoras, sondern nur unter deren Zeitgenossen rechnete. Wenn ein Rezensent der
2 neuesten Monographie über Alkmeon in den überlieferten Worten einen doppelten Anstoß findet (Ed. Wellmann in der Deutschen Literaturzeitung vom 16. Juli 1898), so gilt mir dies als völlig irrig. Ebensowenig möchte ich aber den Satz für unverstümmelt und durch die von Wachtler, De Alcmaeone Crotoniata p. 10—15, beigebrachten Beispiele gerechtfertigt halten. Denn in allen jenen Fällen ist von Gleichzeitigkeit die Rede, die durch *κατά* c. accus. oder durch *ἐπί* c. genit. oder andere gleichwertige Wendungen bezeichnet wird. So auch an der die Worte *τὴν ἡλικίαν* enthaltenden Stelle Alexander Polyhistors bei Syncellus ed. Bonn p. 50: *γενέσθαι μὲν αὐτὸν κατ' Ἀλέξανδρον τὸν Φιλίππου τὴν ἡλικίαν*, desgleichen bei Pausan. V, 10, 3. Unter den zahlreichen mit erstaunlichem Fleiße gesammelten Stellen findet sich keine einzige, die *ἐπί* c. dat. und, was damit eng zusammenhängt, eine einschränkende Bestimmung von der Art jenes *γέροντι* aufweist. Es hätte eben keinen Sinn zu sagen: N. N. lebte (und mit vixit, nicht mit natus est will ja W. auch an unserer Stelle *ἐγένετο* wiedergeben), zur Zeit, da X. X. alt war. Das könnte nur von einem auffallend Kurzlebigen gesagt sein, dessen ganze Lebenszeit von einem Lebensabschnitt eines anderen umschlossen wäre.

Gegen die von Brandis und Zeller vertretene und nunmehr auch von Sander „Alkmeon von Kroton" S. 6 angenommene Tilgung des Satzes hat Wachtler in der Tat alles Erforderliche gesagt. Jene Athetese fußte auf der Überschätzung der Handschrift Ab, vor der Christ (Aristotelis Metaphysica p. IX: — *et multae lacunae codicis Ab ope codicis E et versa vice explentur*) mit Recht gewarnt hat.

Aristoteles wird von Porphyrios in dem überaus merkwürdigen und gedankenreichen Scholion zu Ilias B, 73 angeführt. Daß der Name des Stagiriten hier mit Recht erscheint, kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, wenn

wir auch den Umfang und die Genauigkeit der Anführung nicht im einzelnen mit aller Sicherheit zu bestimmen vermögen. Irgend etwas des Aristoteles Unwürdiges ist in den Gedankengängen dieses Scholions nicht enthalten. Hervorheben möchte ich vorerst die echt staatsmännische oder, wenn man lieber will, macchiavellistische Erwägung: die Lage des Griechenheeres war durch die Seuche, durch Achills Abfall, durch die zehnjährige Dauer der Belagerung eine derartige geworden, daß eine Meuterei jeden Augenblick zu gewärtigen war; kam nun Agamemnon im Einverständnis mit den führenden Persönlichkeiten derselben zuvor, indem er die Rückkehr in die Heimat anraten ließ und zugleich durch geschickte Rollenverteilung dafür sorgte, daß diesem Rate schließlich nicht gehorcht werde, so war die Lage eine weit günstigere als vorher. Man lernte (so können wir den Gedanken ausführen) die Unzufriedenen und in ihnen die Rädelsführer einer etwaigen Empörung (wie Thersites) kennen, man trieb sie zu Paaren und setzte sie in der allgemeinen Achtung herab usw. Wir werden an Napoleons Wunsch erinnert, den er einmal seinem Bruder Josef gegenüber gar nachdrücklich ausspricht: es möge in dem unzufriedenen Neapel eine Emeute stattfinden; der Ausbruch der Pocken sei eine heilsame Krisis (Mémoires du roi Josèphe III, 127). 3

Wichtiger ist es, auf den kunsttheoretischen Gehalt des Scholions hinzuweisen. In der Poetik c. 15, 1454 B, 2 hatte Aristoteles *τὰ περὶ τὸν ἀπόπλουν* unter den Beispielen des unzulässigen Gebrauches der *μηχανή* im weiteren Sinne oder der gewaltsamen, bloß äußerlichen Lösung einer Verwicklung angeführt. In den homerischen Problemen, die später abgefaßt sein müssen, hat er den Fall genauer ins Auge gefaßt und unter Aufrechterhaltung seines grundsätzlichen Standpunktes die besonderen Umstände namhaft gemacht, die das Urteil über jene Stelle der Ilias zu modifizieren geeignet sind. (Ein ähnlicher Widerspruch besteht zwischen der Poetik c. 18, 1456 A, 25 und den Problemen 19, 48, 922 B, 26 f. in betreff der Aufgabe des Chores.) Die Einsicht in dieses Verhältnis und in die Bedeutung des hier gebotenen

Nachtrages zu den Lehren der Poetik ist durch einige leichte Textesentstellungen getrübt worden, die Hermann Schrader in seiner Ausgabe der Porphyrius-Scholien (Leipzig 1880) zum Teil, aber nicht vollständig berichtigt hat. Ich lasse die hierhergehörigen Stellen folgen: *καὶ τὸ κώλυμα ἀπὸ μηχανῆς· ἡ γὰρ Ἀθηνᾶ ἐκώλυσεν· ἔστι δὲ ἀποίητον τὸ [μηχάνημα] λύειν ἄλλως εἰ μὴ ἐξ αὐτοῦ τοῦ μύθου.* Vgl. Poetik a. a. O.: *φανερὸν οὖν ὅτι καὶ τὰς λύσεις τῶν μύθων ἐξ αὐτοῦ δεῖ τοῦ μύθου συμβαίνειν.* Dann die Antwort auf diesen Einwurf: *ἡ δὲ λύσις οὐκ ἀπὸ μηχανῆς· ὅταν γὰρ διὰ τῶν εἰκότων γίγνηται, οὐ μηχανὴ τοῦτ᾽ ἔστιν. ἄμ᾽* (l. *ἔστι, κἂν*) *ὅτε πρόσκειται*
4 *θεός* (l. *θεῷ*). *ἀλλὰ τοῦτ᾽ εἰπὼν ὃ εἰκὸς ἦν αὐτοῖς γίνεσθαι, εἰς θεὸν ἀνέθηκε* (so ich längst und desgleichen Schrader statt *ἀντέθηκε*)· *τὸν ⟨γὰρ⟩ Ὀδυσσέα διανοηθῆναι ταῦτα δρᾶν ἃ πρᾶξαι ἂν εἰκός ἐστιν κτέ.* (Plausibler, aber weniger sinngemäß wäre die Schreibung *ἀνέθηκε ⟨καὶ⟩ τ. Ὀδ.*, und so mag Porphyrios oder der exzerpierende Scholiast wirklich geschrieben haben.) Aristoteles will also das Eingreifen Athenas in die Handlung und überhaupt eine von außenher erfolgende Lösung dann entschuldigt wissen, wenn die zu dieser führende Wendung an sich durch innere Gründe wohl gerechtfertigt ist und dem von ihm über alles hochgehaltenen strengen Kausalzusammenhang nicht widerspricht, der äußere Mechanismus der Lösung aber — das müssen wir hinzudenken — dazu dient, den innerlichen Vorgang durch diese Art der Einkleidung wirksamer und ergreifender zu gestalten. Den besten Kommentar liefern Ludwig Tiecks Bemerkungen über die Geistererscheinung im „Hamlet“: „Hamlet ist im Begriff, in der Wut gegen seinen Oheim die Schonung seiner Mutter zu vergessen, plötzlich aber fällt ihm sein Vorsatz ein: ‚zwar Dolche mit ihr zu sprechen, aber keine zu gebrauchen‘. Diese plötzliche Idee, in der höchsten Wut, im ganzen Feuer der Leidenschaft, hat der Dichter auf die schönste Art sinnlich dargestellt, indem er plötzlich den Geist des Vaters aus der Wand treten läßt. Dadurch wird der Übergang nicht nur natürlicher, sondern der Zuschauer wird dadurch in die Seele des Prinzen

gleichsam hineingeführt, und das Magische und Übernatürliche macht den Eindruck bleibend und unvergänglich." (Kritische Schriften I, 72). Das Übernatürliche, so könnte man die aristotelische Äußerung verallgemeinernd wiedergeben, ist in der Poesie dort am Platze, wo es natürliche, kausal bedingte Vorgänge in ein schöneres und wirkungsreicheres Gewand zu hüllen geeignet und bestimmt ist.

2. Zu Dionysios „über die Redegewalt des Demosthenes" c. 18, p. 1008 Reiske schlägt jetzt Weil, Revue des études grecques XII, 314f. statt der alten, nunmehr auch von Radermacher angenommenen Konjektur *μαλακῶν* das gelindere *λείων* vor. Hat nicht auch dieser vorzügliche Kritiker hier das Nächstliegende übersehen? Sicherlich hat in den überlieferten Worten *ἡδύνειν τὰς ἀκοὰς εὐφώνων τε καὶ ἐκλέκτων ὀνομάτων ἐκλογῇ*, wie bereits Sylburg erkannte, *ἐκλέκτων* schon wegen des folgenden *ἐκλογῇ* als korrupt zu gelten. Doch es genügt die Annahme, daß zwei häufig vertauschte Buchstaben, K und Y, auch hier verwechselt worden sind. *εὐφώνων* bezieht sich auf die Schönheit der Laute, *εὐλέκτων* auf die Schönheit und Leichtigkeit ihrer Verbindungen. Ich bringe diese Vermutung vor, obgleich ich nicht der erste bin, der auf sie verfallen ist. Sie wird im Thesaurus als eine Konjektur Reiskes verzeichnet. Allein sie fehlt in dessen Ausgabe und ist jedenfalls unverdienter Mißachtung verfallen. Denn daß das Wort anderweitig nicht nachgewiesen zu sein scheint, das muß doch angesichts der strengen Regelmäßigkeit der Bildung neben einem *εὔρητος* und dem allerdings gekünstelten *εὔλεξις* dem Zufall zugeschrieben werden.

Die entgegengesetzte Vertauschung hat z. B. (wenngleich sicherlich nur als Lese-, nicht als Schreibfehler) in jener subscriptio einer herkulanischen Rolle stattgefunden, die ich in der Zeitschrift für österr. Gymnasien 1867, S. 12 erwähnt und berichtigt habe: *Ποσειδώνακτος τοῦ Βίτωνος*, statt dessen ehemals und auch kürzlich wieder (Philodemi volumina rhetorica ed. S. Sudhaus II, 272) *Ποσειδῶν αὐτὸς τοῦ Βίτωνος* geschrieben ward.

3. Epicharm oder Pseud-Epicharm? Diese Frage hat v. Wilamowitz in seinem „Herakles“ I[1]. 29 in betreff einer großen Zahl als epicharmisch überlieferter Bruchstücke aufgeworfen, und sie will, trotz Rohdes (Psyche[1] 551) und Diels' (Sibyllinische Blätter, S. 34) Einspruch nicht zur Ruhe kommen. Neuerlich hat Kaibel (Com. Graec. frg. I. 1, 134) jene These wieder aufgenommen und sie unter Preisgebung der ersten und minder tiefgreifenden Begründung auf drei Argumente gestützt: 1. Alle diese Sentenzen enthaltenden Bruchstücke werden ohne Nennung eines bestimmten Dramas angeführt. 2. Zwei der von Euripides nachgebildeten Sentenzen — der Nachweis dieser Nachbildungen ist übrigens ein bleibender Gewinn der Wilamowitzschen Untersuchung — kehren in Ennius' Epicharmus wieder, der nicht aus den Dramen geschöpft haben soll. 3. Diese sentenziösen und die übrigen Bruchstücke zeigen eine ganz verschiedene Artung.

Bedenken erregt hier zuvörderst die Hilfshypothese, zu welcher Kaibel zu greifen sich genötigt sieht. Obgleich er jene Bruchstücke einem Lehrgedicht zuschreibt, kann er 6 nämlich doch nicht umhin, die in mehreren der verurteilten Bruchstücke unleugbar vorkommende und auf das Drama hinweisende Form der Anrede anzuerkennen und sie also zu erklären: *finxit etiam amicum falsarius ad quem scriberet, alterum tamquam Cyrnum* (p. 134). Allein auch dieses den Boden der Hypothese bereits stark erschütternde Zugeständnis wird den Tatsachen noch nicht vollständig gerecht. Ich verweise vor allem auf das Fragment 245 K. (= 126 Ahrens, 8 Lorenz):

συνεκρίθη καὶ διεκρίθη κἀπῆλθεν ὅθεν ἦλθεν πάλιν,
γᾶ μὲν εἰς γᾶν, πνεῦμα δ' ἄνω· τί τῶνδε χαλεπόν; οὐδὲ ἕν.

Dieses Bruchstück darf als ein Prüfstein der ganzen Hypothese gelten. Es wird von Euripides (Hiketiden 533) nachgebildet, und einen Nachklang weist fast sicherlich auch der Epicharmus des Ennius auf (vgl. Kaibel zur Stelle). Die Behauptung, daß weder Euripides den echten Epicharm be-

nutzt, noch Ennius aus den Dramen geschöpft hat, wird somit hinfällig, wenn dieser Doppelvers nicht einem Lehrgedicht, sondern einem Drama entnommen ist. Und wer möchte das bei unbefangener Erwägung bezweifeln? Schon die kupierte Redeweise des zweiten Verses, die Frage und Antwort, ist dem dramatischen Ausdruck weit mehr als dem didaktischen angemessen. Der Hiat in *οὐδὲ ἕν* ist der Komödie eigen und außerdem wohl nur den Mimiamben des Herondas. Um auch eine Kleinigkeit zu erwähnen: ist nicht die metrische Anomalie, der Daktylus im dritten Fuße, den Ahrens wegemendieren wollte, mit seiner malerischen Kraft in der Komödie besser am Platz als im Lehrgedichte? Nichts hindert, die Verse, etwa als Trost an einen Trauernden gerichtet, im Drama verwendet zu denken.

Kaibels erstes Argument besagt bei Lichte besehen gar wenig. Denn daß Bruchstücke sentenziösen oder rein philosophischen Inhalts ohne Anführung der Fundstelle zitiert werden, daran ist nichts Verwunderliches, da sie eben ihrer Natur nach des dramatischen Zusammenhanges entraten konnten, frühzeitig *loci communes* und auch bald in Anthologien gesammelt wurden, deren wir jetzt eine erstaunlich früh verfaßte kennen gelernt haben. Und wie viele auch von Wilamowitz und Kaibel nicht angezweifelte Bruchstücke, darunter alles Sprichwörtliche und auch die großen philosophischen Fragmente 171—173, sind *sine nomine fabulae* überliefert! Ich vermag nicht einzusehen, mit welchem Rechte Kaibel nach den 101 *e fabulis incertis* entnommenen Bruchstücken — denen übrigens nicht gar viel mehr, nämlich 137, unter Nennung des Dramas überlieferte vorangehen — mit Frg. 239 die angeblich dem „Carmen physicum" entstammende Reihe beginnen läßt. Der sentenziöse Charakter einiger derselben beweist nichts, man müßte denn auch alles Derartige, was als euripideisch und menandrisch überliefert ist, diesen Dramatikern absprechen. Und darunter sind Stücke, die von Euripides, von Xenophon, von Platon, von Aristoteles und von Menander beglaubigt sind! Daß es Pseud-Epicharmea im Altertum gegeben hat, ist allerdings

sicher bezeugt. Das darf uns zur Wachsamkeit mahnen. Stammen die Zitate aus später Zeit oder aus einem verdächtigen Milieu (gleich einigen Pseud-Euripidea) oder sind sie, sei es durch ihren Inhalt, sei es durch ihre Form, geeignet, uns Bedenken einzuflößen, zumal wenn diese verschiedenen Verdachtsgründe sich vereinigt finden, dann darf die also geweckte Wachsamkeit zum Mißtrauen erstarken. Aber solch ein in Bausch und Bogen über ganze Kategorien — und nicht einmal durch irgendein verläßliches Kriterium als solche gekennzeichnete Kategorien — der Bruchstücke verhängtes Verdammungsurteil entbehrt unseres Erachtens einer ausreichenden Grundlage.

Noch haben wir des aus dem ennianischen Epicharmus geschöpften Argumentes nur erst beiläufig gedacht. In der Tat gestattet die winzige Zahl und der ausschließlich physische Charakter jener Bruchstücke kein sicheres Urteil über die Natur des verlorenen Buches; noch weniger ist es möglich, auf diese schwankende Grundlage einen so gewaltigen Hypothesenbau aufzurichten.

Noch eines, und ich schließe. Der unzweifelhafte echte und der vermeintlich unechte Epicharm gleichen sich auch darin vollständig, daß der eine wie der andere sich an Xenophanes anzulehnen liebt. Am unverkennbarsten tritt diese Anlehnung in dem von niemandem angefochtenen Frg. 173 hervor. Daneben aber soll das Lob, welches Epicharm dem Xenophanes nach dem aristotelischen Zeugnis (Frg. 252) spendet, nicht von ihm, sondern von seinem Doppelgänger herrühren. Und dasselbe wird von Frg. 255 behauptet, wo die Bezeichnung der Seele als *πνεῦμα* wieder an Xenophanes (vgl. L. Diog. IX, 19) erinnert. Und nun endlich gar Frg. 239, wo Menander der Zeuge ist, und wo mich wenigstens, nachdem ich ohne irgendeinen Hinblick darauf bloß aus inneren Gründen in den Untergöttern des Xenophanes die Naturfaktoren erkannt hatte (Griech. Denker I^3, 133), die schlagende Übereinstimmung mit der Lehre seines Jüngers überrascht und in meiner Auffassung wohl mit gutem Grund bestärkt hat.

4. Euripides Medea v. 320 sagt Kreon:

γυνὴ γὰρ ὀξύθυμος, ὡς δ' αὔτως ἀνήρ,
ῥᾴων φυλάσσειν ἢ σιωπηλὸς σοφός.

Was hier der Zusammenhang fordert, ist der Gegensatz zur *ὀξυθυμία*, die *βαρυθυμία*, welche Kreon jetzt als einen Charakterzug Medeens erkannt hat und die ihn mit Mißtrauen und Furcht erfüllt (v. 317 f.). Mit dem „klugen Schweiger" oder dem „schweigenden Klugen" läßt sich, man mag die Worte hin- und herwenden wie man will, nichts anfangen. Präludiert hatte diesem Ausspruch Kreons schon im Prolog die Äußerung der Amme (V. 37 ff.):

δέδοικα δ' αὐτὴν μή τι βουλεύσῃ νέον·
βαρεῖα γὰρ φρήν, οὐδ' ἀνέξεται κακῶς
πάσχουσ' —.

Diese Einsicht ist es, die nunmehr auch dem Kreon aufdämmert. Daß Medea klug ist, hatte er schon früher gewußt (vgl. v. 285: *σοφὴ πέφυκας καὶ κακῶν πολλῶν ἴδρις*). Nicht das ist der Grund seiner gesteigerten Sorge, sondern ihre scheinbar versöhnliche, den tiefen Groll geflissentlich verhüllende Rede (v. 316: *λέγεις ἀκοῦσαι μαλθάκ'* —). Sehr fraglich ist es zum mindesten, ob der Scholiast von jenem *σοφὸς* etwas gewußt hat (*τοὺς δ' ἐν ἀφανεῖ κρύπτοντας τὴν μῆνιν οὐχ οἷόν τε κτέ.* und wieder: *ὁ δὲ σιωπηλὸς δυσπαραίτητός ἐστιν ἐν ἑαυτῷ κρύπτων καὶ καιροφυλακῶν τὴν ὀργήν*). Kurz, ich zweifle nicht daran, daß Euripides geschrieben hat: *ἢ σιωπηλὸς χόλος*. Wie der Wegfall des letzten Wortes entstehen und eine ungeschickte Ergänzung veranlassen konnte, braucht niemandem gesagt zu werden. Vergleichen mag man Publil. Syr. 457: ***Pejora multo cogitat mutus dolor.*** Zu dem, durch *γυνὴ . . . ὡσαύτως δ' ἀνήρ* wohl vorbereiteten, Übergang vom Concretum zum Abstractum vgl. die von Hense, Lectiones stobenses, p. 25 verzeichneten Parallelen. Vielleicht darf ich den vielen Kritikern gegenüber, die an der Stelle keinen Anstoß nehmen, H. Weil anführen, der diese meine alte, aber bisher nicht veröffentlichte und ihm brieflich mitgeteilte Änderung in seine neue

Ausgabe nicht mehr aufnehmen zu können bedauert hat. [Vgl. Revue des Etudes Grecques XIII, 417a.]

5. Eine wichtige Stelle des von Laert. Diogenes III, 41 bewahrten Testamentes Platons bietet dem Verständnis Schwierigkeiten dar, die bisher auffälligerweise kaum wahrgenommen worden sind. Es wird zuvörderst ein Grundstück namhaft gemacht und sein Umfang durch die Nennung der Anrainer sicher umgrenzt: daran reihen sich die Worte: *καὶ μὴ ἐξέστω τοῦτο μηδενὶ μήτε ἀποδόσθαι μήτε ἀλλάξασθαι, ἀλλ' ἔστω Ἀδειμάντου τοῦ παιδίου εἰς τὸ δυνατόν.* Fassen wir zunächst das Umtausch- und Veräußerungsverbot ins Auge. Es entbehrt keineswegs der Analogien. Und zwar zerfallen die analogen Instanzen in verschiedene Kategorien. Es kann sich um das einem Individuum vererbte Grundeigentum handeln, wie (1) in dem vielbesprochenen Testament der Epikteta von Thera (§ 4 = Zeile 41—47): *μὴ ἐχέτω δὲ ἐξουσίαν μηθεὶς μήτε ἀποδόσθαι τὸ Μουσεῖον μήτε τὸ τέμενος τῶν ἡρώων . . . μήτε καταθέμεν μήτε διαλλάξασθαι μήτε ἐξαλλοτριῶσαι τρόπῳ μηθενὶ μήτε παρευρέσει μηθεμιᾷ.* Während hier der Tochter der Erblasserin, Epiteleia, und deren Rechtsnachfolgern diese Beschränkung im Hinblick auf Kultuszwecke auferlegt wird, trifft sie (2) im Testamente des Diomedon aus Kos aus gleichen Rücksichten eine religiöse Bruderschaft (§ 5): *μὴ ἐξῆμεν δὲ μηθενὶ τὰ οἰκήματα τὰ ποτὶ τῷ τεμένει μηδὲ τὸ τέμενος ἐξιδιάζεσθαι μηδὲ πωλεῖν μηδὲ ὑποτιθέμεν.* Oder es kann endlich die Vererbung einer Liegenschaft an eine Stadtgemeinde unter der gleichen Einschränkung erfolgen; so (3) in jener Inschrift aus Theira in Lydien, wo der Ertrag des Grundstückes der feierlichen Begehung des kaiserlichen Geburtstages gewidmet ist, und wo das Veräußerungsverbot ebensowenig fehlt: *μένοντος αὐτοῦ ἀνεξαλλοτριώτου* (vgl. die Zusammenstellung dieser Inschriften im Recueil des inscriptions juridiques grecques 2. Serie, 1. Fascikel, S. 59 ff., Paris 1898; zuletzt abgedruckt ward (1) in Inscriptiones graecae insularum maris Aegaei fasc. III, n. 330, (2) bei Kollitz, Dialekt-Inschriften III, n. 3634, (3) ist veröffentlicht worden in Athen. Mitteilungen III, S. 57—59.)

Gemeinsam ist allen diesen Fällen die Widmung der vererbten Vermögensobjekte oder ihres Erträgnisses für gewisse Zwecke, gleichviel ob die Erben Individuen, ob sie sakrale oder munizipale Gemeinschaften sind. Mit Staunen vermissen wir in Platons Testament jeden derartigen Hinweis auf Leistungen, deren Erfüllung durch das Veräußerungsverbot gesichert werden soll. Einen solchen zu erwarten, dazu berechtigt uns auch der hier gewählte sprachliche Ausdruck. Die bloßen Worte *μὴ ἐξέστω τοῦτο μηδενὶ κτέ.* schließen bereits einen Blick in die Zukunft in sich, gerade wie die gleichartigen Formeln, welche Gräbern die Unverletzlichkeit verbürgen sollen, z. B.: *καὶ μηθενὶ ἐξέστω ἀνοῖξαι τὴν σορὸν* und *μὴ ἐξέστω δὲ ἀνοίγειν μηθενὶ* (in der Grabschrift von Kyaneai bei Benndorf, Heroon von Gjölbaschi, S. 46, um ein Beispiel aus zahllosen herauszugreifen).

Zu diesen Ursachen des Befremdens gesellt sich eine andere, sobald wir den Schluß des angeführten Satzes genauer betrachten. Das Grundstück wird dem Knäblein Adeimantos — wohl dem Söhnchen oder, was wahrscheinlicher ist, einem Enkel des gleichnamigen Bruders Platons, als dem Universalerben des Philosophen — zugesprochen. Was soll hierbei der einschränkende Zusatz *εἰς τὸ δυνατόν*? (Zum Gebrauch dieser Formel bei Platon selbst vgl. man Phaedr. 252 D, Staat II, 381 C, VI, 500 D, IX, 586 E, Gesetze 739 C. Sie bedeutet bei Platon wie sonst immer nichts anderes als „nach Möglichkeit".) Niemand wird ernstlich behaupten wollen, es sei damit gemeint, daß das Grundstück nur in dem Ausmaße, als die Tilgung darauf haftender Schulden es zuläßt, dem Erben zufallen solle. Warum sollte diese Beschränkung nur die Vererbung dieses und nicht auch jene des sofort namhaft gemachten zweiten Grundstückes treffen? Und davon abgesehen: wie unzulänglich wäre der Ausdruck und wie unwahrscheinlich, daß man das Vorhandensein solch einer Verschuldung bloß erraten sollte? Dieser Anstoß zum mindesten ist der Beachtung der Interpreten nicht ganz und gar entgangen. Joseph Scaliger erkannte die Unangemessenheit der Worte und griff zu einer Konjektur, indem er *εἰς τὸ*

δηναιόν zu lesen vorschlug. Isaak Casaubonus nahm die völlig haltlose Konjektur zuerst an, dann kehrte er zur Überlieferung zurück und suchte sie insbesondere durch den Hinweis auf zwei Parallelstellen zu schützen, die im Testament Epikurs begegnen. Damit hatte er, wie wir sofort bemerken dürfen, zugleich recht und unrecht: er tat wohl daran, jene Parallele herbeizuziehen, allein er durfte nicht den ganz verschiedenartigen Zusammenhang verkennen, in welchem diese Formel hier und dort auftritt.

Nicht mit konjekturalen Änderungen ist hier zu helfen, sondern einzig und allein mit der Annahme einer Lücke. Diese wird gebieterisch gefordert ebensosehr durch den Inhalt und die Form des Satzbeginnes, der Unveräußerlichkeitsklausel, wie durch seinen Schluß, die nicht auf die Eigentumsübertragung, sondern nur auf die Verwendungsweise des Eigentums oder seines Ertrages mit Fug zu deutende Einschränkung. Was hat nun in der Lücke gestanden? Um das zu erkennen, tut es not, sich daran zu erinnern, daß die beiden in Platons Testament namhaft gemachten Grundstücke nach Loepers Ermittlungen (Athenische Mitteilungen XVII, 395) in der Nähe der Akademie, das heißt in der Umgebung der also genannten Turnstätte gelegen waren. Da läßt sich denn die Vermutung nicht abweisen, daß das zuerst genannte und für unveräußerlich erklärte Grundstück eben dasjenige war, welches den eigentlichen Sitz der Schule gebildet hat. Und verschlungen hat demgemäß die von uns nachgewiesene Lücke den Satz oder die Sätze, welche die Verwendung jener Liegenschaft für die Zwecke der Lehranstalt geboten oder empfohlen haben. Das Veräußerungsverbot kehrt in gleichem Sinne in Theophrasts Testamente wieder in den Worten: *μήτ' ἐξαλλοτριοῦσι μήτ' ἐξιδιαζομένου μεδενός* (Laert. Diog. V, 53). Und eine ungefähre Vorstellung von Platons Verfügungen kann uns die nachfolgende Stelle in Epikurs Testamente bieten: *ἐφ' ᾧ τε τὸν μὲν κῆπον καὶ τὰ προσόντα αὐτῷ παρέξουσιν* (nämlich die im Vorangehenden genannten Erben Amynomachos und Timokrates) *Ἑρμάρχῳ* . . . *καὶ τοῖς συμφιλοσοφοῦσιν αὐτῷ καὶ οἷς ἂν Ἕρμαρχος*

καταλίπῃ διαδόχοις τῆς φιλοσοφίας, ἐνδιατρίβειν κατὰ φιλοσοφίαν· καὶ ἀεὶ δὲ τοῖς φιλοσοφοῦσιν ἀφ' ἡμῶν, ὅπως ἂν συνδιασώσωσιν Ἀμυνομάχῳ καὶ Τιμοκράτει κατὰ τὸ δυνατὸν τὴν ἐν τῷ κήπῳ διατριβὴν παρακατατίθεμαι κτέ. Ferner: *ἐκ δὲ τῶν γινομένων προσόδων τῶν δεδομένων ἀφ' ἡμῶν Ἀμυνομάχῳ καὶ Τιμοκράτει κατὰ τὸ δυνατὸν μεριζέσθωσαν μεθ' Ἑρμάρχου* 12 *σκοπούμενοι κτέ.* (Laert. Diog. X, 17 f.). Die Formel *κατὰ τὸ δυνατὸν* und ihr Äquivalent *κατὰ τὸ ἐνδεχόμενον* begegnen auch in den Schlußparagraphen des Testamentes.

Das attische Recht jener Zeit hat den Gründern von Philosophenschulen, wie eben Theophrasts und Epikurs, desgleichen Stratons und Lykons letztwillige Verfügungen unzweideutig lehren, keine andere Rechtsform zu Gebote gestellt als die der Schenkung oder Vererbung an eine oder mehrere bestimmte Personen. Nur die gemeinsame Nutznießung durch die keinerlei staatlich anerkannte, mit Korporationsrechten ausgestatteten Vereine bildenden *γνώριμοι, συσχολάζοντες* oder *συμφιλοσοφοῦντες* konnte den Erben als eine moralische und zu Epikurs Zeit, wie es scheint, auch als eine rechtliche Verpflichtung auferlegt werden. Vermessen wäre der Versuch, die Lücke in Platons Testament im einzelnen ausfüllen zu wollen. Lediglich dessen glauben wir sicher zu sein, daß an die Worte *ἀλλ' ἔστω Ἀδειμάντου τοῦ παιδίου* sich die Aufforderung anschloß, den Garten dem Speusipp und seinen philosophischen Genossen gleichwie deren Nachfolgern zur Verfügung zu stellen, wobei das einschränkende „nach Möglichkeit“ entweder der Zahl der zuzulassenden Teilnehmer oder der Widmung der Einkünfte für die Zwecke der Lehranstalt gegolten hat.

Ist die Form des Testamentes auch eine ziemlich lose, so widersprechen doch die darin enthaltenen mehrfachen dispositiven Bestimmungen durchaus der Annahme, das Aktenstück sei „gar kein eigentliches Testament“. Das hat Bruns, „Die Testamente der griechischen Philosophen“, S. 7, behauptet, in grellem Widerspruch zu seiner eigenen Bemerkung: „Die Worte *διατίθεσθαι* und *διαθήκη* sind die technisch festen Ausdrücke für testieren und Testament,“ wie es S. 8, Anm. 1

heißt, während ebenda im Texte der Eingang des Dokumentes angeführt ist: *τάδε κατέλιπε Πλάτων καὶ διέθετο.* Um nichts richtiger urteilt Schulin, „Das griechische Testament verglichen mit dem römischen" S. 29. Als grundlos dürfen wir nunmehr auch Arnold Hugs Äußerung bezeichnen: „Daß das Testament Platons nichts von Vermächtnissen an seine Schule enthält, können wir mit den sonstigen Nachrichten nur durch die Annahme vereinigen, daß er schon längst zu 13 Lebzeiten in Form der Schenkung sein Grundstück in der Akademie seiner Schule übergeben hat" (Festschrift zur Begrüßung der 39. Versammlung deutscher Philologen, Zürich 1887, S. 14). Diese und verwandte Hypothesen sind seither von angesehenen Forschern weiter ausgebildet worden und so ziemlich in alle Handbücher übergegangen (vgl. unsere Gegenbemerkungen „Platonische Aufsätze II").

Zu weitläufigen, auf die Einrichtung der Lehranstalt bezüglichen Anordnungen, wie sie bei Theophrast und Epikur begegnen, mochte Platon darum keine Veranlassung finden, weil er mit dem blutsverwandten Schulnachfolger alles Derartige bereits mündlich geregelt haben und auf die pietätvolle Ausführung seiner Absichten mit Sicherheit zählen konnte. Auch der Möglichkeit ist zu gedenken, daß Platon in hohem Greisenalter die Lehranstalt bereits seinem Neffen übergeben hatte. Nicht anders wird Aristoteles, als er sich nach Chalkis begab, verfahren sein, woraus sich das Stillschweigen seines Testamentes über alle die Schule betreffenden Angelegenheiten ungezwungen erklärt. Da Theophrast über „den Garten, den Peripatos und alle dazu gehörigen Häuser" frei verfügt (Laert. Diog. V, 52), so muß er das Eigentumsrecht an diesen gesamten Liegenschaften durch eine von keiner rechtlichen Einschränkung begleitete freie Schenkung des Aristoteles erworben haben.

6. Des Libanios „Apologie des Sokrates" ist von vielen Textesfehlern entstellt auf uns gekommen, die mehrfach, ich meine sogar überwiegend, auf Verstümmelungen beruhen. Durch die Annahme von Lücken versuche ich auch im folgenden ein paar Stellen zu heilen. P. 40 Rogge = p. 20 Reiske

(§ 68) liest man: *ἔστιν οὖν ὅπως ἄνθρωπος τυραννικὸς ἀποῦσαν μὲν κατασκευάζοι ἂν τὴν τυραννίδα, παρούσῃ δ' ἄχθοιτο· καὶ τέρποιτο μὲν ἂν ἰδεῖν ἄκυρον τῶν πραγμάτων τὸν δῆμον, ὁρῶν δὲ λυποῖτο;* Statt des überlieferten *τέρποιτο* hat Cobet *εὔχοιτο* zu lesen vorgeschlagen: eine unzweifelhaft sinngemäße Änderung, an deren Richtigkeit man jedoch stutzig wird, weil das handschriftliche *τέρποιτο* dem antithetischen *λυποῖτο* genau entspricht. Ich ziehe es daher vor, den unzweifelhaft vorhandenen Schaden in der oben angedeuteten Weise durch Einsetzung eines Wortes zu heilen. Etwa so: *καὶ τέρποιτο μὲν ἂν ἰδεῖν ἄκυρον τῶν πραγμάτων ⟨ἐλπίζων⟩ τὸν δῆμον, ὁρῶν δὲ λυποῖτο;* [Cobets Konjektur *εὔχοιτο* hat R. Förster in den Text gesetzt (Libanii Opera V, 47, 6).]

Der zweite Teil des § 177 (p. 86 Rogge = p. 57 Reiske) 14 läßt sich nicht ohne jeden konjekturalen Eingriff, aber doch mit dem Minimum eines solchen im Verein mit dem von uns soeben angewandten Heilmittel ordnen. Daß das erste Wort — *οὓς* — jedes Bezuges ermangelt, ist augenfällig und anerkannt. Ich schreibe den ganzen Satz wie folgt: *ὥστ' ἤδη* (st. *οὓς δὴ*) *καὶ περὶ ⟨Κριτίου τε καὶ Ἀλκιβιάδου τολμῴην ἂν εἰπεῖν καὶ περὶ⟩ Θρασυβούλου καὶ Κόνωνος, ὅτι Θρασύβουλος μὲν καὶ Κόνων ἤτην ἂν ἀμείνω περὶ λόγους διατρίψαντε, Κριτίας δὲ καὶ Ἀλκιβιάδης πολὺ φαυλοτέρω μηδ' ἀψαμένω.* Es konnte doch nicht füglich das eine Paar von Staatsmännern dem anderen mit *μὲν* und *δὲ* gegenübergestellt werden, wenn im Vorangehenden bloß von dem einen und nicht auch von dem anderen die Rede war; auf das Homöoteleuton, das den Ausfall verschulden konnte, brauche ich kaum hinzuweisen und ebensowenig darauf, daß nun auch der früher vermißte Verbalausdruck ohne Gewaltsamkeit gewonnen ist.

7. In Platons Euthyphron 3 C klagt der Namensträger des Gespräches darüber, daß man in der Volksversammlung ihn wie einen Narren verlache, so oft er dort seine Weissagungskunst übe, und fährt fort: *καίτοι οὐδὲν ὅ τι οὐκ ἀληθὲς εἴρηκα ὧν προεῖπον.* Nicht die einfache Versicherung, daß er immer nur Wahres vorhergesagt habe, sondern eine

Berufung auf die Tatsachen: „meine Prophezeiungen haben sich jedesmal bewährt“, darf man füglich in diesem Satz ausgesprochen zu finden erwarten. Und diese Erwartung wird erfüllt, wenn wir mit der leisesten, auch sonst mehrfach nötigen Änderung *εἴρηκα* in *εὕρηκα* verwandeln, was auch an sich ungleich angemessener ist als das neben *προεῖπον* ganz müßige *εἴρηκα*. Ebenso im Sinne von *deprehendo* verwendet Platon jenes Verbum Phädon 89 D: *ἔπειτα ὀλίγον ὕστερον εὑρεῖν τοῦτον πονηρόν τε καὶ ἄπιστον καὶ αὖθις ἕτερον.* — Ebenda 3 E hätte Schanz Wohlrabs Vorschlag, *παντὶ* vor *πλὴν* einzusetzen, wohl besser unerwähnt gelassen. Denn dadurch wird der Nebengedanke zum Hauptgedanken erhoben. Was Sokrates hier sagen will, ist dieses: wenn die Athener mit der Anklage Ernst machen, dann wird die Sache bedenklich; *τοῦτο ἤδη ἄξιον ἐνθυμήσεως* (vgl. z. B. Eurip. frg. 246) hätte er ebensowohl sagen können. Er drückt diesen Gedanken also aus: *τοῦτ' ἤδη ὅπῃ ἀποβήσεται ἄδηλον, πλὴν ὑμῖν τοῖς μάντεσιν,* „dann ist der Ausgang schon unsicher“, worauf er heiter scherzend (wie nach einer Pause) hinzufügt: „außer freilich für euch Wahrsager“. — Ebenda 4 B ist der Satz: *οὐ γὰρ οἶμαί γε — πρᾶξαι*, so viel ich sehen kann, immer mißverstanden worden. Statt dem Ausruf *Ἡράκλεις*, den er nicht zurückhalten kann, die Äußerung folgen zu lassen: „Da tatest du ja etwas, was alle Welt für schändlich hält“, bedient sich Sokrates einer Umschreibung, indem er sagt: „Offenbar ist alle Welt im Unklaren darüber, wie man in solchen Dingen zu handeln habe; denn um das zu tun, was du tust, muß man eben in der Weisheit weit vorgeschritten sein; der erste Beste hätte gewiß nicht so gehandelt.“ Daß nach *ὀρθῶς ἔχει* mit Madvig eine Lücke anzunehmen sei, möchte ich nicht mit Zuversicht behaupten; wohl aber ist in unserem Satze das aus dem Vorangehenden wiederholte *ὀρθῶς* notwendig zu tilgen und die ganze Stelle demnach wie folgt zu schreiben: *Ἡράκλεις· ἦ που, ὦ Εὐθύφρον, ἀγνοεῖται ὑπὸ τῶν πολλῶν ὅπῃ ποτὲ ὀρθῶς ἔχει. οὐ γὰρ οἶμαί γε τοῦ ἐπιτυχόντος [ὀρθῶς] αὐτὸ πρᾶξαι, ἀλλὰ πόρρω που ἤδη σοφίας ἐλαύνοντος.*

Im Kriton glaube ich viele unechte Zusätze zu erkennen; gar manches, was ich in diesem Sinne in meinem Handexemplar vor Jahren angemerkt habe, ist von Älteren und Neueren vorweggenommen. Ich beschränke mich auf eine Bemerkung. An 48 E ist verschiedentlich herumgebessert worden. Es genügt, meine ich, die drei Worte *ἀλλὰ μὴ ἄκοντος*, die einen schiefen Gegensatz zu *πείσας σε* bilden und wohl aus *ἀκόντων Ἀθηναίων* entnommen sind, zu tilgen. Dann entbehrt die Stelle jedes Anstoßes. Nach der Aufforderung, die Frage gemeinsam zu untersuchen und einen etwaigen Widerspruch unverhohlen darzulegen (*ἀντίλεγε, καί σοι πείσομαι*), fährt Sokrates fort: anderenfalls höre auf, immer dieselbe Mahnung zu wiederholen, *ὡς χρὴ ἐνθένδε ἀκόντων Ἀθηναίων ἐμὲ ἀπιέναι· ὡς ἐγὼ περὶ πολλοῦ ποιοῦμαι πείσας* (so Buttmann statt *πεῖσαι*) *σε ταῦτα πράττειν,* [*ἀλλὰ μὴ ἄκοντος*]. *ὅρα δὲ δὴ τῆς σκέψεως τὴν ἀρχὴν κτέ.*

16 Phädon 61 B möchte ich also schreiben: *διὰ ταῦτα δὴ οὓς προχείρους εἶχον καὶ ἠπιστάμην μύθους* [*τοὺς Αἰσώπου*] *τούτους* (l. *τούτων*) *ἐποίησα οἷς πρώτοις ἐνέτυχον.* Der Satz weist auf 60 D *ἐντείνας τοὺς τοῦ Αἰσώπου λόγους* zurück. Hier erklärt Sokrates diese seine Wahl, indem er sagt: von den mir geläufigen und im Gedächtnis gegenwärtigen Fabeln habe ich die ersten besten in die Versform gebracht. Das sinngemäße *τούτων* bietet übrigens die Venediger Handschrift, die sich im Phädon mehrfach als der beste Zeuge bewährt hat. — Die vielbehandelte Stelle 62 A, um deren Verständnis sich vornehmlich Bonitz (Hermes II, 310 f.) verdient gemacht hat, schreibe ich mit veränderter Interpunktion und mit Ersetzung des von Forster und Schanz vorgeschlagenen *ἀλλὰ* durch *ὥστε* wie folgt: *ἴσως μέντοι θαυμαστόν σοι φανεῖται, εἰ τοῦτο μόνον τῶν ἄλλων ἁπάντων ἁπλοῦν ἐστιν καὶ οὐδέποτε τυγχάνει τῷ ἀνθρώπῳ ὥσπερ καὶ τἆλλα* (sc. *ποικίλον*), *⟨ὥστ'⟩ ἔστιν ὅτε καὶ οἷς βέλτιον τεθνάναι ἢ ζῆν. οἷς δὲ βέλτιον τεθνάναι, θαυμαστὸν ἴσως σοι φανεῖται, εἰ τούτοις κτέ.* — 62 D hat Schanz wohl übersehen, daß nach seiner Tilgung der Worte *φευκτέον — δεσπότου* das nachfolgende *ἀπό γε τοῦ ἀγαθοῦ φεύγειν* seinen Bezug verliert. Jeder Anstoß

verschwindet, wenn wir annehmen, daß der Text nicht übervollständig, sondern unvollständig überliefert ist. Ich empfehle die folgende Schreibung: *ἀλλ' ἀνόητος μὲν ἄνθρωπος τάχ' ἂν οἰηθείη ταῦτα, φευκτέον εἶναι ⟨πάντως⟩ ἀπὸ τοῦ δεσπότου, καὶ οὐκ ἂν λογίζοιτο ὅτι οὐ δεῖ ἀπό γε τοῦ ἀγαθοῦ φεύγειν, ἀλλ' ὅ τι μάλιστα παραμένειν κτέ.* — 69 B entziehen sich die Worte *ἢ μετὰ φρονήσεως* der Konstruktion. Sie sind nach dem kurz vorangehenden *μετὰ τούτου* völlig entbehrlich. Der also geweckte Verdacht wird noch durch den Umstand verstärkt, daß *ἤ*, woraus Heindorf das verbindende *ἢ* gewonnen hat, in den beiden besten Handschriften, im Bodleianus und Marcianus, fehlt. Darnach dürfen wir vermuten, daß *μετὰ φρονήσεως* ursprünglich eine Randglosse zu *μετὰ τούτου* war. — 70 D handelt es sich um die Frage, ob die Seelen der Verstorbenen vor ihrer neuen Einkörperung im Hades weilen: — *ἄλλο τι ἢ εἶεν ἂν αἱ ψυχαὶ ἡμῶν ἐκεῖ; οὐ γὰρ ἄν που πάλιν ἐγίγνοντο μὴ οὖσαι, καὶ τοῦτο ἱκανὸν τεκμήριον τοῦ ταύτῃ εἶναι, εἰ τῷ ὄντι φανερὸν γίγνοιτο ὅτι οὐδαμόθεν ἄλλοθεν γίγνονται οἱ ζῶντες ἢ ἐκ τῶν τεθνεώτων.* Hier habe ich *ταύτῃ* aus dem überlieferten *ταῦτ'* gewonnen, welches Schanz tilgen, Forster in *αὐτὰς* verwandeln wollte. Keines von

17 beiden empfiehlt sich, da nicht vom bloßen Dasein der Seele, sondern von ihrem Dasein im Hades sowohl im Vorangehenden wie im Nachfolgenden die Rede ist. — 76 A hat selbst Heindorf einen überaus wichtigen Satz mißverstanden (indem er *ᾧ ὅμοιον* durch „sc. *ὂν τοῦτο ἐπλησίαζεν*" erklärte). Fischer, Schanz und Couvreur haben dieses *ᾧ* sogar getilgt. In Wahrheit geht damit das eine der zwei Grundgesetze der Ideenassoziation, die Platon im Phädon zum erstenmal erkannt und verkündet hat, verloren! Was 73 A—E ausführlich dargelegt war, wird hier kurz zusammengefaßt: — *αἰσθόμενόν τι . . . ἕτερόν τι ἀπὸ τούτου ἐννοῆσαι ὃ ἐπελέληστο, ᾧ τοῦτο ἐπλησίαζεν ἀνόμοιον ὂν* (das Gesetz der Kontiguität) *ἢ ᾧ ὅμοιον* (sc. *ἐστὶν ἢ ἦν*, das Gesetz der Ähnlichkeit).

Gorgias 477 D befremdet mich die Antwort des Polos: *οὐκ ἔμοιγε δοκεῖ, ὦ Σώκρατες, ἀπό τούτων γε.* Denn *ἀπὸ*

τούτων γε ist der Ausdruck einer Folgerung, während hier vielmehr von einer Tatsache des unmittelbaren Bewußtseins gesprochen wird: Ungerechtigkeit, Zuchtlosigkeit usw. ist nicht schmerzlicher als Dürftigkeit und Krankheit. Hingegen wären die hier ungehörigen Worte sehr wohl an ihrem Platze bei der nächstfolgenden Antwort des Polos, in der dieser widerwillig zugestehen muß, daß die Schlechtigkeit der Seele, eben weil sie nicht Schmerz bringt, den größten Schaden stiften muß, damit ihr, wie vorher anerkannt ward, der höchste Grad der Häßlichkeit eignen könne. Hier wäre *φαίνεται ἀπὸ τούτων γε* ebenso angemessen, wie *ἔμοιγε δοκεῖ ... ἀπὸ τούτων γε* unangemessen war.

18 Menexenos 237D heißt es zum Lobe Attikas, die Landschaft habe keinerlei wilde Tiere hervorgebracht, vielmehr unter allen Lebewesen dasjenige ausgewählt und erzeugt, welches die anderen insgesamt durch Vernunft überragt und allein das Recht und die Götter anerkennt. So, unter Tilgung des überdeutlichen *ἄνθρωπον*, möchte ich den Satz gelesen wissen: *θηρίων μὲν ἀγρίων ἄγονος καὶ καθαρὰ ἐφάνη, ἐξελέξατο δὲ τῶν ζῴων καὶ ἐγέννησεν* [*ἄνθρωπον*] *ὃ συνέσει τε ὑπερέχει τῶν ἄλλων καὶ δίκην καὶ θεοὺς μόνον νομίζει.* — 243A vermag ich zwischen dem Satze: *ὧν οἱ ἐχθροὶ — ἢ τῶν ἄλλων οἱ φίλοι* und dem vorangehenden keinerlei Gedankenzusammenhang zu erkennen. Hingegen ist er 243E nach *ὡς μετρίως ἔθεντο* wohl am Platze. Die Versetzung mag gewaltsam scheinen, aber ich wünschte ein gelinderes Heilmittel zu kennen. — 247E, bald nach den schönen Worten, die ein den Freiheitskämpfern des modernen Griechenlands gewidmeter Gedenkstein in Nauplia verewigt hat (*οὐ γὰρ ἀθανάτους σφίσι παῖδας ηὔχοντο γενέσθαι ἀλλ᾽ ἀγαθοὺς καὶ εὐκλεεῖς*) dünkt mich der Text durch die Entfernung von drei Worten erheblich zu gewinnen: *καὶ φέροντες μὲν ἀνδρείως τὰς συμφορὰς δόξουσι τῷ ὄντι ἀνδρείων παίδων πατέρες εἶναι* [*καὶ αὐτοὶ τοιοῦτοι*]. Sie werden sich, wenn sie ihr Unglück tapfer tragen, als die echten Väter tapferer Söhne erweisen, ungefähr wie es ein paar Zeilen später heißt: *παρέχοντας αὐτοὺς φαινομένους τῷ ὄντι πατέρας ὄντας ἄνδρας ἀνδρῶν.*

Ich würde es kaum wagen, solch' einen auf subjektivem Geschmack beruhenden Vorschlag zu äußern, wenn ihm nicht aus dem Umstande, daß Dionysios den Satz ohne die drei Schlußworte anführt (VI, 1036 Reiske), ein gewisses Maß von Bekräftigung erwüchse.

Der Besprechung einiger Stellen des „Staates“ lege ich, da Schanzens Bearbeitung noch aussteht, die wertvolle Jowett-Campbellsche Ausgabe zugrunde. Gern benütze ich diesen Anlaß, um darauf hinzuweisen, daß jene „Kundgebung entschiedensten Mißtrauens gegen alle Konjekturalkritik“, welche diese Ausgabe enthält (II. 129), und gegen die ich wiederholt Stellung nehmen zu müssen glaubte, von Jowett und nicht von Lewis Campbell herrührt, der, wie er mir brieflich mitgeteilt hat, „aus Pietät gegen seinen Meister dieses Bruchstück eines Essays genau so, wie jener es zurückließ, veröffentlicht hat“. Er selbst steht der
19 Konjekturalkritik nicht ganz so ablehnend gegenüber: er hält den platonischen Text zwar im ganzen für gut überliefert, aber keineswegs für „fleckenlos“ und hat sich um die Reinigung desselben mehrfach erheblich Verdienste erworben (so Staat IX, 581 E, Theaetet 204 C, Sophist. 226 B, Politic. 306 E, Cratyl. 412 A, Phädon 81 D).

Staat III, 413 B. Der Satz: *ὅτι τῶν μὲν χρόνος τῶν δὲ λόγος ἐξαιρούμενος λανθάνει* ist und bleibt unverständlich. Es ist vom unfreiwilligen Fallenlassen einer richtigen Einsicht die Rede, die bei den einen die Folge der Überredung, bei den anderen jene des Vergessens ist: — *τοὺς μεταπεισθέντας λέγω καὶ τοὺς ἐπιλανθανομένους*. Die „Zeit“ kann selbstverständlich nicht das Weggenommene, sondern nur — im Falle des Vergessens — das Mittel der Wegnahme sein. Diese Überlegung nötigt uns, *χρόνος* durch *χρόνῳ* oder besser durch *χρόνοις* zu ersetzen, wie denn der Plural von *χρόνος* mehr als ein halbes dutzendmal bei Platon begegnet. Da *λόγος* ebensowohl die Rede, also hier die Überredung, als Mittel des Verlustes, wie die Vernunft oder richtige Einsicht selbst, von deren Verlust gesprochen wird, bedeuten kann, so empfiehlt sich als die einfachste Annahme

die Vermutung, daß *λόγος* nicht anzutasten, wohl aber ein dem von uns vorausgesetzten *χρόνοις* entsprechendes *λόγοις* ausgefallen und demnach zu schreiben sei: *ὅτι τῶν μὲν χρόνο⟨ι⟩ς τῶν δὲ ⟨λόγοις⟩ λόγος ἐξαιρούμενος λανθάνει.* Ein ähnliches Spiel mit dem Doppelsinn von *λόγος* weist auch der Phädros auf: *μετὰ λόγων ἀδυνάτων μὲν αὑτοῖς λόγῳ βοηθεῖν* (276 C). Nicht ganz unähnlich heißt es im Staate VII, 537 A: *ἔχει ὃ λέγεις, ἔφη, λόγον.* Fast nebeneinander zum mindesten treffen wir *λόγος* in beiden Bedeutungen in Staat III, 411 D: *οὔτε λόγου μετίσχον οὔτε τῆς ἄλλης μουσικῆς* und *καὶ πειθοῖ μὲν διὰ λόγων οὐδὲν ἔτι χρῆται.* —

Gesetze VI, 758 D: *διὸ ξυλλόγων τε ἀεὶ δεῖ τοῦτο εἶναι τὸ προκαθήμενον τῆς πόλεως κύριον καὶ διαλύσεων τῶν τε κατὰ νόμους τῶν τε ἐξαίφνης προσπιπτουσῶν τῇ πόλει.* Hier entzieht sich *διαλύσεων* meines Erachtens jeder verständlichen Deutung. Hierin „Auflösungen der Versammlungen" zu sehen, daran verhindert uns vorerst der Zusatz *τῶν τε ἐξαίφνης προσπιπτουσῶν τῇ πόλει,* der sich nicht ohne die äußerste Gewaltsamkeit auf solche Auflösungen beziehen läßt. Auch mußte der Auflösung die Zusammenberufung der Versammlungen gegenüberstehen und nicht ihr bloßes Tagen (*τῶν τε ξυλλόγων*). Es scheint in Wahrheit von nichts anderem die Rede zu sein als einerseits von der Leitung der Versammlungen, andererseits von selbständigen Leistungen der Exekutive. Beides kommt einer Permanenz-Körperschaft zu, wie es dieser Ratsausschuß und sein Vorbild, die athenischen Prytanen sind. Diese Vollzugsleistungen gliedern sich naturgemäß in gesetzlich geregelte (*τῶν τε κατὰ νόμους*) und in solche, die durch unvorhergesehene Vorkommnisse dem Staat aufgenötigt werden (*τῶν τε ἐξαίφνης κτέ.*). Ich möchte darum mit leisester Änderung *διανύσεων* schreiben. Daß das Substantiv aus älterer Zeit nicht nachgewiesen ist, darf uns, meine ich, nicht beirren. Das entsprechende Verbum kommt von Hesiod angefangen in den verschiedensten Literaturgebieten vor, das Verbalsubstantiv *διάνυσμα* tritt mindestens schon bei Polybios auf. Ein paar Zeilen vorher gebraucht Platon das Verbum *εὐθημονεῖσθαι,* dessen passive

Form ganz und gar nicht und dessen Aktivum erst aus Tzetzes nachgewiesen wird. Nach Erlesenheit des Ausdrucks strebt der Verfasser der „Gesetze“ überhaupt mit auffälligstem Bemühen; dem Gewöhnlichen geht er gar geflissentlich aus dem Wege; eben in diesem Abschnitt mußte er es aufs sorgfältigste meiden, wollte er nicht in den Alltagsjargon des politischen und judiziellen Lebens verfallen.

Briefe IV, 321 B fällt die poetische Färbung der Worte auf: *ἡ δ' αὐθάδεια ἐρημίᾳ ξύνοικος*. Da bei den Tragikern regelmäßig *αὐθαδία* begegnet, so gesellt sich zum dichterischen Ton auch der jambische Klang. Sollte ein Tragiker etwa 21 geschrieben haben: *ἥ τ'* (oder *δ'*) *αὐθαδία | ἐρημίᾳ ξύνοικος*, oder dürfen wir vermutungsweise einen ganzen Vers herstellen: *ἐρημίᾳ ξύνοικος αὐθάδης τρόπος?*

8. In Plutarchs Dion lesen wir c. 44 (977 D): *ἀπεγνωκότος γὰρ ἤδη τὰ πράγματα τοῦ Διονυσίου καὶ τοὺς Συρακοσίους δεινῶς μεμισηκότος, ὥσπερ ἐνταφιάσαι τὴν τυραννίδα τῇ πόλει πίπτουσαν ἐβούλετο.* Es ist von dem Vorgehen des Nypsios die Rede, welchen Dionys seinem auf Ortygia zurückgebliebenen Sohne Apollophanes zu Hilfe geschickt hatte. Ich verstehe nicht, wie hier, wo nicht etwa von Aufträgen gehandelt wird, die Dionys diesem seinem Feldherrn erteilt hatte, auch nicht von dem Beginne des Eingreifens, sondern von dem Verfahren desselben, wie es sich in einer bestimmten Lage gestaltet hatte, — wie hier von der Einwirkung des Dionysios die Rede sein kann. Es muß doch wohl Apollophanes gemeint und genau so wie an der auch sachlich verwandten Stelle c. 50 (*ἀπογνοὺς ὁ υἱὸς τοῦ Διονυσίου τὰ πράγματα*) bezeichnet, mithin nach *Διονυσίου* ein ⟨*υἱοῦ*⟩ einzusetzen sein.

[Diesem Hefte der „Beiträge“ ist eine besonders eindringliche Beurteilung zuteil geworden von My. in der Revue critique vom 11./III. 1901. Eine Stelle des platonischen „Staates“ (VIII, 556 E), über die ich mich weitläufig verbreitet hatte, hat dieser Kritiker in ebenso gelinder als zutreffender Weise verbessert durch die Schreibung: *ἄνδρες ἡμέτεροι· εἰσὶ γὰρ οὐδέν.* Dem französischen Gelehrten soll

hierin, nach der Angabe Burnets, der die Besserung seinem Texte einverleibt hat, ein englischer — Adam — zuvorgekommen sein. War diese Vorwegnahme My. unbekannt geblieben, so hat dieser hingegen zu zwei von mir behandelten platonischen Stellen solch eine Antizipation angemerkt. In der Tilgung von *ἄνθρωπον* (Menex. 237 D) war mir der Holländer Hartmann, in jener von *μετὰ φρονήσεως* (Phaedo 69 B) der Franzose Tournier zuvorgekommen. Mehrere Vermutungen, die My. als unnötig erwiesen hat, sind jetzt von mir weggelassen worden.]

IX.[1]

1. Aristoteles Metaphysik VII, 2 (1028b, 19). Bei der Durchmusterung der verschiedenen Auffassungen des Substanzbegriffes wird die Erwähnung Platons von einem Sätzchen eingeleitet, das ich sogar in Bonitzens Übersetzung erstaunlich falsch wiedergegeben finde, freilich auf Grund und im Einklang mit einer sinnwidrigen Interpunktion, in betreff deren die mir bekannten Ausgaben übereinstimmen. Man liest nämlich bei Bekker, Bonitz, Christ usw. wie folgt: *οἱ δὲ πλείω καὶ μᾶλλον ὄντα ἀΐδια, ὥσπερ Πλάτων κτλ.*, was Bonitz S. 129 der aus seinem Nachlaß herausgegebenen Übersetzung also überträgt: „andere nehmen mehreres, das mehr ewig sei, an, wie Platon" usw. Läßt denn aber — so frage ich — der Begriff der Ewigkeit eine Steigerung zu? Weder kenne ich eine befriedigende Antwort auf diese Frage, noch ist, soviel ich sehe, eine solche möglich. Man befreit den Stagiriten von diesem Widersinn, wenn man nach *καὶ μᾶλλον* einen Beistrich setzt und die zwei Worte genau so versteht, wie man sie zwei Zeilen vorher verstanden hat und verstehen mußte. Dort heißt es nämlich von Flächen, Linien, Punkten und Einheiten, sie gelten manchen als

---

[1] Wien 1906, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

Wesenheiten, und zwar in noch höherem Sinne als der Körper und das Feste (*καὶ μᾶλλον ἢ τὸ σῶμα καὶ τὸ στερεόν*). Aristoteles sagt nunmehr in diesem Satze, daß andere, und darunter Platon, an eine Mehrzahl substanzieller Arten glauben, die überdies, da sie ewig seien, in höherem oder vollerem Sinne als die Sinnesobjekte als Substanzen gelten können: *οἱ δὲ πλείω καὶ μᾶλλον, ὄντα ἀΐδια, ὥσπερ Πλάτων τά τε εἴδη καὶ τὰ μαθηματικὰ κτέ.*

Aristoteles de interpretatione cap. 9 (19a, 9). Hier kann ich nicht umhin, den Ausfall eines Wortes anzunehmen und den Satz wie folgt zu ergänzen: *ὁρῶμεν γὰρ . . . ὅτι ὅλως ἔστιν ἐν τοῖς μὴ ἀεὶ ⟨ὡσαύτως⟩ ἐνεργοῦσι τὸ δυνατὸν εἶναι καὶ μὴ ὁμοίως.* Gilt es doch hier den Gegensatz nicht zwischen „beständiger Wirksamkeit“ und „zeitweiligem Fehlen derselben“, sondern zwischen der Welt des Wandellosen, also des immer in gleicher Weise Wirkenden und des der Veränderung Unterworfenen. In dieser Welt des Wechsels und Wandels sei augenscheinlich (*ὁρῶμεν γὰρ ὅτι*) Raum für das So-oder-anders-sein-können oder das Kontingente.

2. Euripides' Hekabe hat H. Weil mit einem wunderbar knappen und doch völlig ausreichenden Kommentar versehen kürzlich (Paris 1905) zum drittenmal veröffentlicht. An zwei Stellen hat der verehrte Altmeister Vermutungen und Zweifel geäußert, die mich zu kritischen Bemerkungen veranlassen.

V. 319/20 spricht Odysseus: *τύμβον δὲ βουλοίμην ἂν ἀξιούμενον | τὸν ἐμὸν ὁρᾶσθαι· διὰ μακροῦ γὰρ ἡ χάρις.* Es ist sonnenklar, daß *ἀξιούμενον* einer Ergänzung ebenso bedürftig, wie *τὸν ἐμὸν* zum mindesten entbehrlich ist. Man darf somit vermuten, daß der zu *ἀξιούμενον* gehörige Genetiv durch jenen erklärenden Zusatz verdrängt oder doch ersetzt worden ist. Soweit stimme ich mit Weil überein. Aber sein zweifelnd vorgebrachtes *ἀξιούμενον | στεφῶν* gilt mir als ebensowenig angemessen wie die von ihm verzeichnete Konjektur Holzners *νομίμων*. Eine Bekränzung ist eine gar vergängliche Art der Ehrung. Neben *διὰ μακροῦ* würde der Hinweis auf — rasch verwelkende — Blätter und

Blumen einen Mißton bilden; *νομίμων* hingegen scheint mir überaus matt. Was die Sitte oder das Gesetz dem Toten als Ehrung zuspricht, kann ja doch, eben weil es eine allgemeine Norm ist, nur ein Minimum bedeuten. Nicht das, was allen zuteil wird oder doch nach einer geltenden Regel zuteil werden sollte, ist hier am Platze. Ganz im Gegenteil. Odysseus sagt, daß er sich im Leben mit der Befriedigung des bloßen täglichen Notbedarfes begnügen würde, im Tode aber strebt er — das heischt der Gegensatz mit gebieterischer Strenge — nach den höchsten Ehrungen. Der Anspruchslosigkeit im Erdendasein muß die Anspruchsfülle in Ansehung des Nachruhmes gegenüberstehen. Wer Euripides kennt, glaubt ihn übrigens angesichts dieser grellen Umkehrung des rationellen Verhältnisses sarkastisch lächeln zu sehen. Der Dichter der Aufklärung will wohl auch hier wie so oft die Ungereimtheit gangbarer Meinungen und Maßstäbe an den Pranger stellen. Doch dem sei wie ihm wolle: nur ein starkes Wort kann die von *ἀξιούμενον* erforderte Ergänzung bilden. Man denkt zunächst an *τιμῶν*, aber schon die Wiederholung nach v. 316 (*ὁρῶντες οὐ τιμώμενον*) regt Zweifel und Bedenken an. Diese werden durch die Erwägung verstärkt, daß die *τιμαί* mehr oder weniger hohe sein können. Das dem Zusammenhang am meisten entsprechende Wort ist meines Erachtens **σεμνῶν**. Die hohen Ehrungen, deren ein Grab gewürdigt wird, umfassen ebensosehr die teils dauernde, teils stets erneute Ausschmückung der letzten Ruhestätte als die dem darin Gebetteten immer wieder dargebrachten Totenopfer.

V. 847 (*καὶ τὰς ἀνάγκας οἱ νόμοι διώρισαν*) hat, wie Weil richtig bemerkt, *fort embarrassé les commentateurs anciens et modernes*. Man darf den Vers mit Fug *très obscur* nennen. Aber des Herausgebers Zweifel an der Ungetrübtheit der Überlieferung vermag ich nicht zu teilen. An dem Gegensatz von *ἀνάγκαι* und *νόμοι* zu rütteln kann niemandem beifallen. Man denke an Verbindungen wie *ἀνάγκη φύσεως*, um sich zu überzeugen, daß der hier vorliegende Gegensatz der in jenem Zeitalter gangbaren Gegenüberstellung von „Natur"

und „Satzung" (*φύσις* und *νόμος*) viel zu nahe verwandt ist, um dem Zufall einer Korruptel sein Entstehen zu verdanken. So sieht sich denn die Konjekturalkritik in die engsten Grenzen gewiesen. Man kann mit Weil daran denken, *οἱ νόμοι* in *οὐ νόμοις* zu verwandeln: aber einen wahrhaft befriedigenden Ausdruck des hier zu erwartenden Gedankens hat man dadurch nicht gewonnen. Der Chor äußert seine Verblüffung darüber, daß Hekabe bei Agamemnon, die entthronte Königin bei dem Zerstörer ihres Hauses und ihres Reiches Hilfe sucht, daß sie seinen Beistand anruft und anrufen muß, um an dem Verräter Polymestor Rache zu nehmen. Der vormalige Feind wird zum Freund und Bundesgenossen: zwischen der Hasserin und dem Gehaßten erwächst, dank dem eigentümlichen Wechsel der Lage, ein enges Freundschaftsband, eine necessitudo, wie der Römer sagen würde. Darauf zielt meines Erachtens *τὰς ἀνάγκας*. Um *οἱ νόμοι* richtig zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß *νόμος*, das Gesetz oder die Satzung, für den Griechen jenes Zeitalters der Typus des Wechselvollen, des Willkürlichen, des Subjektiven und Relativen geworden war. Man denke an Demokrits berühmtes Wort: *νόμῳ ψυχρόν, νόμῳ θερμόν, κτέ.* im Gegensatz zu dem Dauernden, dem Wahrhaften, dem Absoluten (*ἐτεῇ δὲ ἄτομα καὶ κενόν*). Zu einer derartigen Verwendung des Wortes hat diesmal auch Euripides gegriffen, um in möglichst pointierter Form den paradoxen Gedanken auszusprechen: nicht, wie man denken sollte, die objektive Notwendigkeit ist es, welche die wechselnde Satzung beherrscht, sondern umgekehrt; selbst die necessitudines (ich suche vergeblich nach einer deutschen Wiedergabe des schillernden Sinnes von *ἀνάγκαι*) werden bisweilen durch das Wechselvolle (der Lage, der Verhältnisse, der Willkür) bestimmt. *Ipsae necessitudines non a naturae praeceptis, sed ab hominum placitis et arbitrio pendent.* Ist der Ausdruck von Gewaltsamkeit nicht frei, so trägt die Schuld daran nicht ein Abschreibefehler, sondern der Dichter selbst, der dunkel und schwierig wurde, weil er allzu spitzig sein wollte.

3. Die Bruchstücke des Musonius Rufus haben kürzlich durch Otto Henses eindringendes Bemühen vielfache kritische Förderung erfahren. (C. Musonii Rufi reliquiae ed. O. Hense 1905, Leipzig, Teubner.) Ein paar Versuche der Nachbesserung mögen dem geehrten Herausgeber meinen Dank für die schöne Gabe bezeugen.

Den ersten Satz des 5. Bruchstücks (p. 19—20) möchte ich wie folgt zu schreiben vorschlagen: *Αὖθις ἐνέπεσεν ἡμῖν ζήτησις πότερον ἀνυσιμώτερον πρὸς κτῆσιν ἀρετῆς ἔθος ἢ λόγος, ⟨ἢ⟩ εἰ ὁ μὲν λόγος διδάσκοι ὀρθῶς τί εἴη ποιητέον, τὸ δὲ ἔθος γίνοιτο κατὰ τοιοῦτον λόγον πράττειν ἐθιζομένων.* Ich habe hierbei das auf Useners Vorschlag zwischen *λόγος* und *εἰ* eingesetzte ⟨*εἴη*⟩, welches mir entbehrlich scheint, getilgt und an demselben Orte einen Buchstaben eingesetzt, der mir zur Gliederung der Rede als unerläßlich gilt und überdies mit dem unmittelbar darauffolgenden Diphthong in itazistischer Aussprache identisch ist. Zuvörderst ward die Frage aufgeworfen, welches das wirksamere Agens beim Tugenderwerbe sei: die Gewöhnung oder die Einsicht? An diese ganz allgemeine Frage reiht sich eine spezielle, das Verhältnis dieser beiden Faktoren betreffende: oder steht es etwa so, daß die Einsicht zwar richtig lehrt, was zu tun sei, die Gewohnheit aber sich erst aus der Gewöhnung der dieser Einsicht gemäß Handelnden zu ergeben pflegt? Die zweite Frage an die erste als ihre bloße Explikation und somit ohne vermittelnde Konjunktion anzulehnen, gilt mir als unzulässig.

p. 56, 6 ff. Hier vermag ich den Vorschlag des auch um diese Überreste hochverdienten Bücheler nicht als völlig befriedigend zu erachten. Er will aus den Worten: *ἀλλά τι μὲν εἶναι* der maßgebenden Handschriften ein *ἀλλ' αἴτιον εἶναι* gewinnen. Was mich zum Widerspruch veranlaßt, ist nicht so sehr der einigermaßen gewaltsame Charakter der Änderung, als der Umstand, daß es mir bedenklich scheint, das zu dem nachfolgenden *ἐλπίδος χρηστῆς* so trefflich passende *τὶ* fallen zu lassen. Das von der Brüsseler Handschrift des Stobaeus dargebotene *ἀλλά τι νέμειν* würde man gern annehmen, wenn der Zusammenhang nicht eher den Begriff des Übriglassens

als jenen des Gewährens zu verlangen schiene. Einen Teil nun eben dieses hier erforderten Gedankens bieten die überlieferten Zeichen dar, sobald man sie anders verbindet. Ist es eine allzu verwegene Annahme, daß *μένειν* falsch abgeteilt und dann zu *μὲν εἶναι* willkürlich ergänzt worden ist, während die drei zur Vervollständigung des Gedankens noch erforderten Buchstaben dieser unrichtigen Auffassung des Satzes zum Opfer fielen? So hätte denn die ganze Stelle wie folgt zu lauten: *τὸ δὲ δέχεσθαι τὰς ἁμαρτίας μὴ ἀγρίως, μηδὲ ἀνήκεστον εἶναι τοῖς πλημμελήσασιν, ἀλλά τι μένειν[αι] αὐτοῖς ⟨ἐᾶν⟩* (oder *μένειν ἐᾶν αὐτοῖς*) *ἐλπίδος χρηστῆς, ἡμέρου τρόπου καὶ φιλανθρώπου ἐστίν.* Ein sanfter und menschenfreundlicher Charakter zeigt sich auch darin, daß man den Übeltätern nicht jeden Rest von Hoffnung raubt und sie somit nicht der vollen Verzweiflung preisgibt.

p. 67—68 in dem ersten Bruchstück über die Ehe gilt es vorerst ein *σὺν* vor *ἀλλήλοις* einzuschieben, so daß der Satz mit Peerlkamps Besserung (*παιδοποιεῖσθαι* st. *ποιεῖσθαι*) also zu lauten hat: *ὥσθ' ἅμα μὲν ⟨σὺν⟩ ἀλλήλοις βιοῦν, ἅμα δὲ ⟨παιδο⟩ποιεῖσθαι, καὶ κοινὰ δὲ ἡγεῖσθαι πάντα καὶ μηδὲν* 6 *ἴδιον μηδ' αὐτὸ τὸ σῶμα.* Freilich könnte der Dativ an sich von dem ersten *ἅμα* abhängen, aber das letztere Wort kann nicht zugleich in dieser Funktion und als Gegensatz zu dem zweiten (*ἅμα μὲν — ἅμα δὲ*) auftreten.

An der Fortsetzung: *μεγάλη μὲν γὰρ γένεσις ἀνθρώπου, ἣν ἀποτελεῖ τοῦτο τὸ ζεῦγος* scheint noch niemand Anstoß genommen zu haben. Und doch weiß ich nicht, wie man *γένεσις* hier zu erklären vermag. In der Ehe, so hieß es doch unmittelbar vorher, beherrscht die Gemeinschaft alles: für den Privatbesitz bleibt kein Raum übrig, nicht einmal für das Sondereigentum der Gatten an ihrem Körper. Was soll da in dem begründenden Satze der Ausdruck: *μεγάλη γένεσις* besagen? Das Wort *γένεσις*, das 6 Zeilen vorher begegnet, konnte dem Schreiber leicht in die Feder kommen; nicht aber dem Verfasser, der hier, wie ich meine, nur von einer gewaltigen Verwandlung oder Erneuerung des Menschen zu reden vermochte. Vielleicht denkt jemand an

παλιγγενεσία, aber die Änderung wäre wohl eine allzu gewaltsame; auch ist der Ausdruck „Wiedergeburt“ schon an sich so stark, daß er den Zusatz *μεγάλη* kaum verträgt. Das paläographisch naheliegende *καίνισις* ist vielleicht überhaupt nicht zulänglich bezeugt. Doch scheint uns nur zwischen diesem und dem gleichwertigen *καίνωσις*, das Philo, Josephus und noch spätere gebraucht haben, die Wahl gelassen. Sollte übrigens nicht dem Autor die Stelle aus Antiphon vorgeschwebt haben, die eben von der Eheschließung handelt: *αὕτη ἡ ἡμέρα, αὕτη ἡ νὺξ καινοῦ δαίμονος ἄρχει, καινοῦ πότμου· μέγας γὰρ ἀγὼν γάμος ἀνθρώπῳ* (bei Stobaeus Floril. 68, 37, vgl. auch Nauck Frg. Trag.² Adesp. 542).

p. 80—81 ist der anerkannt schwer verderbten Stelle nicht mit voller Sicherheit aufzuhelfen. Hense begnügt sich damit, den hier vorauszusetzenden Sinn zu paraphrasieren. Mein Versuch empfiehlt sich vielleicht dadurch, daß er nur ein Heilmittel in Anwendung bringt, die Annahme und Ergänzung von Lücken, während ich keinen Buchstaben der Überlieferung anzutasten mich genötigt sehe. Ich vermute, daß die Ausführung des Satzes *οἱ δ' ἀδελφοὶ βοηθοί εἰσι κράτιστοι* also zu ergänzen ist: *καὶ οὔτε φίλον ἀγαθὸν ἀδελφῷ παρα⟨βλη⟩τ⟨έ⟩ον ⟨ἐπιεικεῖ, οὔτε βοήθειαν τὴν⟩ ἀπ' ἀνθρώπων ἑτέρων ὁμοιω⟨τέο⟩ν τε καὶ ἰσω⟨τέο⟩ν τῇ ἀπ' ἀδελφῶν.* Nimmt jemand an der Häufung der Verbalia an dieser Stelle Anstoß (*παραβλητέον, ὁμοιωτέον, ἰσωτέον*), so möge er Stellen wie p. 17, 1, 3, 14, 21, 23 H. oder p. 18, 2, 5, 8, 9 oder 35, 15—17 vergleichen. Auch läßt sich dieses Bedenken durch den Hinweis auf den ungewöhnlich häufigen Gebrauch, den Musonius Rufus von jenen Formen macht, beschwichtigen. Zähle ich ihrer doch ein halbes Hundert auf wenig mehr als 130 Seiten kleinen Formates.

p. 85, 7—8 befremdet das auch von der Überlieferung nicht einstimmig dargebotene *ἐν μουσικοῖς*. Der Analogie der Parallelfälle *ἢ ἐπιστάμενον γράμματα* und *ἐπιστάμενον κυβερνᾶν* (Z. 9 und 11) würde die Schreibung *εἰ μουσικὸς σύ* am besten entsprechen, so daß das Ganze zu lauten hätte: *οὔκουν ἀνέξῃ τοῦ πατρός, εἰ μουσικὸς σύ, ἐὰν ἐκεῖνος οὐκ*

ἐπαΐων μουσικῆς προστάττῃ κρούειν ἀμούσως τὴν λύραν, ἢ ἐπιστάμενον γράμματα οὐκ ἐπιστάμενος κελεύῃ σε γράφειν κτέ.

p. 91, 8 hat der bloße Dativ in dem Satze *ἀλύπως δ' ἔχοι τῇ παρούσῃ τοῦ σώματος ἀδυναμίᾳ* gewiß mit Recht Peerlkamps Befremden erregt; doch empfiehlt sich wohl mehr als die von ihm vorgeschlagene Umwandlung des Dativs in den Genetiv die Einschaltung von ⟨*ἐπὶ*⟩ vor *τῇ παρούσῃ τ. σ. ἀδυναμίᾳ*.

p. 102, 6. Der beschädigten Stelle wird besser als durch Cobets Tilgung von *καὶ* dadurch aufgeholfen, daß wir mit anderen Kritikern eine Lücke nach diesem Worte annehmen, die ich am liebsten also ergänzen möchte: — *παραπλησίως καὶ ἡμῖν ζωῆς καὶ* ⟨*σωτηρίας*⟩ *φάρμακον ἡ τροφὴ* [*τῷ ἀνθρώπῳ*] *ἐστί.*

p. 113, 2 empfiehlt es sich wohl am meisten, Jacobs' und Peerlkamps Vorschläge zu kombinieren und demgemäß zu schreiben: ⟨*ἐν οὕτω καλοῖς καὶ*⟩ *σεμνοῖς ἔθεσιν οἱ παλαιοὶ Λακεδαιμόνιοι τραφέντες ἄριστοι τῶν Ἑλλήνων ἦσάν τε καὶ ἐνομίζοντο κτέ.*

p. 114, 3f. hatte Meineke gewiß Unrecht, in den Worten *τῷ δικαίῳ εἶναι βουλομένῳ πρὸς θεούς* die zwei letzten Worte tilgen zu wollen. Es ist im Vorangehenden von der *δικαιοσύνη* und *ἀδικία* die Rede. Statt nun dort, wo eigentlich die Frömmigkeit genannt sein sollte, sie direkt als solche zu bezeichnen, empfahl es sich dem Autor, einen Umweg einzuschlagen, die *εὐσέβεια* unter den Gesamtbegriff der *δικαιοσύνη* zu subsumieren, was eben dadurch geschieht, daß an die Stelle eines *τῷ εὐσεβεῖ εἶναι βουλομένῳ* die Wendung tritt: *τῷ δικαίῳ εἶναι βουλομένῳ πρὸς θεούς.* Daß eine Zeile vorher *διὰ θεοὺς* und eine Zeile nachher *τοῖς θεοῖς* geschrieben steht, fällt nicht ins Gewicht, da Musonius weit mehr um Kraft und Klarheit als um Eleganz des Ausdrucks bemüht ist. Die Subsumtion der Frömmigkeit unter den Begriff der Gerechtigkeit erinnert an Platons Definitionsbemühungen im „Euthyphron“ insbesondere 12e.

Mit voller Überzeugung, eine notwendige Besserung vorzuschlagen, schreibe ich p. 115, 4ff.: *εὖ γὰρ εἴρηται, ἔφη,*

τὸ τοῦ Ζήνωνος, ὅτι τούτου (l. *τοῦ αὐτοῦ*) *ἕνεκα καρτέον οὐ καὶ κομητέον, τοῦ κατὰ φύσιν κτέ.* (Frg. 243 Arnim). Ist doch der Gedanke kein anderer als dieser: Handlungen der verschiedensten, ja selbst von geradezu entgegengesetzter Art, wie es z. B. das Scheren und das Frei-wachsen-lassen des Haupthaares sind, dienen als Mittel einem und demselben Zweck, nämlich dem naturgemäßen Leben.

Ein Rätsel, das ich nicht zu lösen vermag, bietet mir der Anfang des Fragments 41: *τὸ δὲ οἴεσθαι εὐκαταφρονήτους τοῖς ἄλλοις ἔσεσθαι, ἐὰν μὴ τοὺς πρώτους ἐχθροὺς παντὶ τρόπῳ βλάψωμεν, σφόδρα ἀγεννῶν καὶ ἀνοήτων ἀνθρώπων.* Was haben hier die ersten Feinde zu suchen? Soll man etwa an Erbfeinde, *πατρίους ἐχθροὺς* denken dürfen? [Vielmehr an „die Feinde von ehedem", *τοὺς πρὸ τοῦ ἐχθροὺς* —. Es ist der Geist der Unversöhnlichkeit, den der human gesinnte Sittenprediger befehdet.]

Ein paar Kleinigkeiten zum Schluß. P. 36, 8: *φιλοσοφία δ' οὐκ οἶδ' εἴ τι μᾶλλον ἢ τοῦτο παρέχειν . . . . πέφυκεν κτέ.* Meinekes Einschaltung von *⟨ἄλλο⟩* vor *μᾶλλον* hätte der Herausgeber wohl nicht in den Text aufnehmen sollen, da solch ein nachdrücklicherer Gebrauch von *τὶς* wahrlich nicht unerhört ist. — p. 58, 12 möchte ich Henses Vorschlag nur leise modifizieren durch die Schreibung: *ἐμοὶ μὲν δὴ ἀρεστὸν τοῦτο ⟨μάλιστα⟩ πάντων τῶν ἐν γεωργίαις ἔργων κτέ.*

4. Oracula Sibyllina III, 373 ff. Die Versreihe ist von Rzach jüngst in den Mélanges Nicole p. 494 trefflich, wenn auch mit vorwiegend negativem Ergebnis behandelt worden. Weder Alfred v. Gutschmid, aus dessen Nachlaß hier so viele glänzende Besserungen ans Licht treten, noch U. v. Wilamowitz (bei Geffcken) scheint diesmal das Richtige getroffen zu haben. Des um die sibyllinischen Orakel hochverdienten Verfassers Vorschlag *ἀπὸ δ' αὐτῶν* durch *ἀπάνευθεν* zu ersetzen, möchte ich darum nicht billigen, weil der Zusatz nicht unangemessen, aber völlig entbehrlich ist, während ich zu *φιλίη ξείνων* eine nähere Bestimmung vermisse. Die Liebe zu irgendwelchen Fremden, z. B. zu reichen Kaufleuten, die das Land besuchen, kann doch nicht wohl zu den

9 hier namhaft gemachten Tugenden zählen. Nicht der *φιλοξενία* schlechtweg gebührt ein Platz neben Gerechtigkeit, Gesetzlichkeit, Eintracht, Liebe und Glauben. Es kann m. E. nur ein Fall von Barmherzigkeit gemeint sein, deren der schutzlose, der hilfsbedürftige Fremde in Sonderheit bedarf. Darum möchte ich das Orakel von einer *φιλίη ξείνων ἀπολίστων* sprechen lassen. Das Adjektiv begegnet in Manethons *Ἀποτελέσματα*. Der heimatlose Fremde ist geradeso wie Witwen und Waisen ein Objekt, an dem Menschenliebe sich ganz besonders betätigen kann. Die Verse würden demnach also lauten:

εὐνομίη γὰρ πᾶσα ἀπ' οὐρανοῦ ἀστερόεντος
ἥξει ἐπ' ἀνθρώπους ἠδ' εὐδικίη, μετὰ δ' αὐτῆς
ἡ πάντων προφέρουσα βροτοῖς ὁμόνοια σαόφρων
καὶ στοργὴ πίστις φιλίη ξείνων ἀπολίστων.

III.

Die älteste griechische Kurzschrift.



12. Über ein bisher unbekanntes griechisches Schriftsystem aus der Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts.

(Ein Beitrag zur Geschichte der Kurzschrift und der rationellen Alphabetik.) [1]

I.

Ich will im folgenden eine Urkunde besprechen, welche die oft und eifrig verhandelte Frage nach dem Alter der griechischen Kurzschrift ihrer endgültigen Lösung zuzuführen scheint, und zwar einer Lösung, welche beide streitende Teile gleich sehr zu befriedigen geeignet ist. Denn erfährt zunächst wenigstens die Skepsis derjenigen keine Widerlegung, welche den ausgebreiteten Gebrauch tachygraphischer Zeichen nicht vor dem Zeitpunkte für glaubhaft halten, für welchen er ausdrücklich bezeugt ist:[2] so erweist sich doch auch die Verwunderung jener als wohl gerechtfertigt, welchen es höchst befremdlich dünkte, „daß bei den Griechen die politische und gerichtliche Beredsamkeit sich zur schönsten Blüte sollte entfaltet haben, ohne daß jemand daran gedacht hätte, das flüchtige Wort zu verewigen".[3] Gedacht hat jemand daran, und zwar an eben dem Orte, an welchem man

[1] Wien 1884, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

[2] D. h. nicht vor dem Jahre 164 nach Christi Geburt (vgl. des Verfassers Bemerkungen in Wiener Studien II, S. 2—3).

[3] Gardthausen, Griechische Paläographie, S. 214.

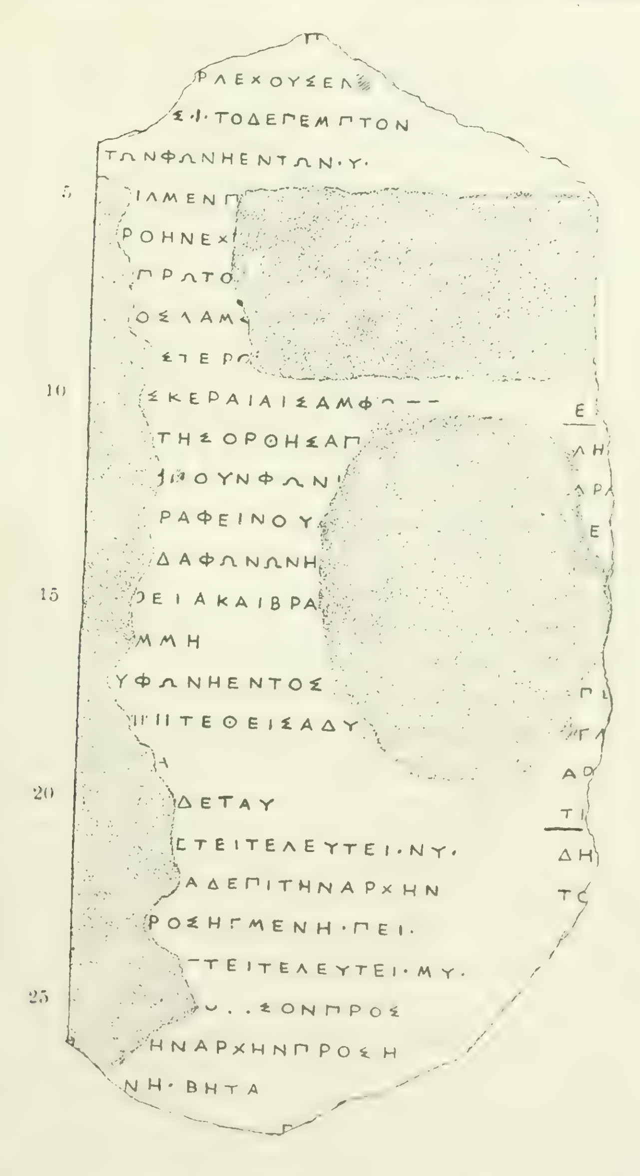
schon vordem den Ursprung der Geschwindsschrift zu suchen sich am meisten berechtigt glaubte,[1] und zu eben der Zeit, da die parlamentarische wie die forensische Beredsamkeit der Griechen ihre höchsten Triumphe feierte. Der Sachverhalt aber ist dieser.

Bei den „letzten Ausgrabungen auf der Akropolis“ ist das arg beschädigte Bruchstück eines — „aus der Mitte des vierten Jahrhunderts“ herrührenden — Inschriftsteines zu-4 tage gekommen, durch dessen Lesung,[2] teilweise Ergänzung und Bekanntmachung Herr Ulrich Köhler seinen zahllosen Verdiensten um die Altertumswissenschaft ein neues und beträchtliches hinzugefügt hat (Mitteilungen des deutschen archäol. Institutes zu Athen, VIII, 359—363). Ist es dem hervorragenden Epigraphiker und Geschichtsforscher nicht sofort gelungen, dem rätselvollen Marmor sein anziehendes Geheimnis vollständig zu entlocken, so bietet hierfür der Umstand, daß der Inhalt dieses Stückes von seinem gewohnten Arbeitsfeld einigermaßen abseits liegt, eine ausreichende Erklärung. Den Schlüssel des Verständnisses legen uns aber die nachfolgenden Erwägungen in die Hand.

Zeile 15—16 der ersten Kolumne (von der zweiten sind nur wenige Anfangsbuchstaben übrig) sind die erhaltenen Reste, wie schon Köhler erkannte, mit voller Sicherheit zu den Worten *(εὐθ)εῖα καὶ βρα(χεῖα γρα)μμή* zu ergänzen. Damit muß, wie der im Vorangehenden zweimal vorkommende gegensätzliche Ausdruck *ὀρθή* lehrt, ein kleiner wagrechter Strich, oder, wie wir fortan sagen werden, ein Horizontalstrichelchen gemeint sein. Auch dies hat bereits mein

[1] Vgl. R. Försters allerdings nur hypothetische Äußerung in Jahrbüchern für klassische Philologie, 1880, S. 55. Derselbe drückt sein Befremden darüber aus, daß Gardthausen das tachygraphische Alphabet (an dessen vorrömischen Ursprung freilich Förster selbst nicht glaubt) „nicht in Athen, sondern in einer dorischen Handelsstadt wie Korinth entstanden sein läßt“.

[2] Welche ungemeine Schwierigkeiten diese darbietet, dies hat mich der von Herrn Köhler, dem ich auch einige freundliche briefliche Mitteilungen verdanke, mir gütigst übersandte Papierabklatsch gelehrt.



verehrter Vorgänger eingesehen. Die nun folgenden Worte (το)ῦ φωνήεντος . . . . . . τεθεῖσα können aber nichts anderes bedeuten als ein Positionsverhältnis, in welches dieses

Strichelchen zu dem jeweiligen Vokalzeichen tritt. Daß dieses Verhältnis mannigfach modifiziert wird, lehren die im folgenden erscheinenden Wortverbindungen: *τεῖ τελευτεῖ, ἐπὶ τὴν ἀρχὴν . . . . (π)ροσηγμένῃ*, dann wieder *τεῖ τελευτεῖ* und noch einmal *πρὸς . . . (τ)ὴν ἀρχὴν προση(γμέ)νῃ*; und der jedesmal unmittelbar hinzutretende Name je eines griechischen Buchstaben wie *ταῦ, νῦ, πεῖ, μῦ, βῆτα* läßt keine andere Auslegung zu, als daß diese Positionsveränderungen des einen Strichelchens zur Bezeichnung verschiedener Sprachlaute verwertet werden. Des einen Strichelchens sage ich, weil die von vornherein allerdings vorhandene Möglichkeit, daß in diesen Zeilen auch von anderen Strichen (wie der *λοξιὰ*[1] *γραμμή* usw.) die Rede sei, durch mehrfache Erwägungen ausgeschlossen wird: erstens durch die Emphase, mit welcher die *εὐθεῖα καὶ βραχεῖα γραμμή* mit Leerlassung des ganzen nach dem Worte *γραμμή* noch übrigen Raumes der Zeile 16 — einer das Folgende beherrschenden Aufschrift gleich — an die Spitze der Erörterung tritt; zweitens aber, und hauptsächlich darum, weil die zum mindesten zweimal wiederkehrenden Bestimmungen „am Anfang" und „am Ende" auf die möglichst erschöpfende Verwendung und Ausbeutung der verschiedenen Positionen hindeutet, welche dieses eine Element einzunehmen vermochte. Verfolgt man den letzteren Gedanken weiter, so erkennt man alsbald, daß ein der Längenentwicklung nicht entbehrender Kern zum mindesten Raum für acht solche deutlich zu unterscheidende Positionen bietet: oberhalb, unterhalb, dann je zur Rechten und Linken oben, in der Mitte und unten. Berücksichtigt man nun gleichzeitig die erhaltenen Schriftreste, die Größe der Spatien (vornehmlich am Anfange der Zeilen, denn die Zeilenenden weisen leider nicht geringe Unregelmäßigkeiten auf), endlich die grammatischen und stilistischen Momente, so ergibt sich die folgende, im wesentlichen, wie ich meine, vollständig sichere Herstellung der Zeilen 14—28:

[1] [Soll heißen *λοξή*.]

τῶν) δ' ἀφώνων ἡ (μὲν
15 *εὐθ)εῖα καὶ βρα(χεῖα*
γρα)μμὴ
το)ῦ φωνήεντος (κά-
τω μὲν) τεθεῖσα δύ(ναται
δέλτ)α,
20 *ἐπάνω) δὲ ταῦ,*
πρὸς δὲ) τεῖ τελευτεῖ νῦ·
μετεώρ)α δ' ἐπὶ τὴν ἀρχὴν
μὲν π)ροσηγμένη πεῖ,
πρὸς δὲ) τεῖ τελευτεῖ μῦ·
25 *κατὰ δὲ τὸ μέ)σον πρὸς*
μὲν τ)ὴν ἀρχὴν προση-
γμέ)νη βῆτα,
(πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ ψεῖ).

Übersetzung:

„Von den Konsonanten aber bedeutet das Horizontalstrichelchen, wenn es unterhalb des Vokalzeichens gestellt wird, Delta, oberhalb desselben Tau, am Ende aber Ny: oben an den Anfang gesetzt Pi, am Ende My; in der Mitte an den Anfang gesetzt Beta, am Ende Psi."

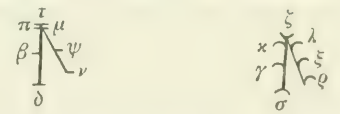
Ich sehe vorläufig von den wenigen einer besonderen Rechtfertigung bedürftigen Einzelheiten dieser Restitution ab und gehe daran, das Schriftsystem, welches uns hier entgegentritt, darzulegen, zu erläutern und, wenn dies sich als tunlich erweist, zu vervollständigen. Die Frage, welche der kühne Neuerer sich vorgelegt hat, ist augenscheinlich diese: Wie ist es möglich, mittels eines minimalen Aufgebots handlicher Zeichen die ganze Fülle des griechischen Konsonantismus (im umfassendsten Wortsinne) zum Ausdruck zu bringen?[1] Und seine Antwort lautet also: Dies läßt sich

[1] Die Möglichkeit, daß es sich hier nicht um eine graphische Erfindung, sondern um die Wiedergabe eines fremdländischen historischen Alphabetes handle, erwähne ich nur um sie abzuweisen. Alles spricht gegen diese Annahme: die Aufstellung auf der Akropolis, von der noch späterhin die Rede sein soll; das geringe Interesse, welches sogar die

durch zwei Zeichen bewirken, sobald man ihnen, je nachdem sie an verschiedenen Stellen des Vokalzeichens angebracht werden, einen verschiedenen Lautwert beilegt. Hierzu wählt er das Horizontalstrichelchen und sein Widerspiel: auf irgend ein solches weist die innere Notwendigkeit nicht minder als jenes *μέν* hin, zu dessen Einsetzung in Zeile 14 uns gleichsehr die Rücksicht auf stilistische Gliederung und auf das Spatium bestimmen mußte: es war wohl ein Ringelchen, die *σκολιὰ καὶ βραχεῖα γραμμή*. Solche Lösung des Problems mag uns das folgende Schema versinnlichen: Daß die eine der verwendbaren acht Stellen — jene am linken Fußende des jeweiligen Vokalzeichens — bei dieser Verteilung der konsonantischen Symbole leer ausging, erhellt mit Sicherheit aus der Art der Aufzählung der zu besetzenden Stellen. Denn bei der auf den ersten Blick erkennbaren Vorliebe unseres Autors für strenge Architektonik der Darstellung wäre es doppelt unbegreiflich, wenn er das rechte Fußende, das „Ende" des (von der Linken zur Rechten geschriebenen) Lautzeichens schlechtweg, schon Zeile 21 besetzt, die genau parallele Stelle aber erst nach Zeile 28 in gleichartiger Weise zu verwerten unternommen hätte. Hieraus ergeben

wissensdurstigsten Griechen jener Epoche fremden Sprachen und Schriften entgegenbrachten; die augenscheinliche Beschränkung auf eben den Lautbestand der hellenischen Sprache (vgl. insbesondere Zeile 3—4: *τὸ δὲ πέμπτον τῶν φωνηέντων Υ*) —, schließlich und hauptsächlich die Tatsache, daß das Element rationeller Umbildung und Anpassung zwar schwerlich einem einzigen geschichtlichen Schriftsystem gänzlich fehlt, noch weniger aber bei irgend einem zu dergestalt ausschließlicher Herrschaft gelangt ist. Die nächste — und doch welche entfernte! — Analogie bietet wahrscheinlich die Schrift der Äthiopen, welche „durch Anfügung kleiner Striche oder Ringe an das Konsonantenzeichen die Art des darin enthaltenen Vokals anzudeuten unternahmen" (Dillmann, Äthiopische Grammatik, S. 20). Und zwar kommt, am deutlichsten bei *û* und *î*, diesen Zeichen auch ein unverkennbarer Stellenwert zu (S. 22 und Schrifttafel I). Es gilt hierbei, da *ă*, der eine der sieben Vokale des Äthiopischen, den Konsonantenzeichen als solchen inhäriert, nicht mehr als sechs Laute wiederzugeben.

sich zwei Folgerungen. Wir werden vermuten dürfen, daß die unverwendete Stelle wenn irgend einer, so einer ganz anders gearteten Verwertung vorbehalten blieb; und wir können ferner, da die Gesamtzahl der — siebzehn — griechischen Konsonanten gewiß zwischen diese und die zweite Heptade gleichmäßig verteilt war, mit Sicherheit schließen, daß drei Konsonanten einer besonderen Primärbezeichnung ermangeln sollten. Dies könnte an und für sich kaum eine andere Gruppe sein als entweder die der drei Doppelkonsonanten oder jene der drei Aspiraten; warum ich (wie meine Ergänzung von Zeile 28 bereits angedeutet hat) den letzteren Fall für den ungleich wahrscheinlicheren halte, soll späterhin dargelegt werden. Zunächst sei aber der Versuch gewagt, der einen nahezu vollständig erhaltenen Heptade ihr auf Grund der Analogie rekonstruiertes Widerspiel gegenüberzustellen; kann es doch auch der oberflächlichsten Betrachtung nicht entgehen, daß die Anordnung der Laute in der ersten Gruppe eine wohlüberlegte, plan- und absichtsvolle, mithin eine solche ist, welche die Wiedergewinnung des ganzen Systems nicht als ein aussichts- und hoffnungsloses Beginnen erscheinen läßt. Ich exemplifiziere beide Gruppen, einem Winke des Autors folgend (s. Anm. 1, S. 375), wie folgt:



Bei diesem Rekonstruktionsversuch habe ich mich lediglich von dem Wunsche leiten lassen, die Winke getreulich zu befolgen, welche uns in den unversehrten Teilen des Entwurfes klar vor Augen liegen. Will z. B. der Urheber desselben, wie dies unverkennbar der Fall ist, die Lippenlaute in die engste Nachbarschaft zusammenrücken, so müssen wir ihm in betreff der anderen Artikulationsgebiete die gleiche Absicht zuschreiben. Ferner lehrt aber die flüchtigste Überlegung, daß das Prinzip der Lautähnlichkeit allein nicht ausreicht, um aus den vierzehn Gliedern der Doppelheptade mehr als ein bunt zusammengewürfeltes

Aggregat zu machen oder diese selbst zu strenger organischer Einheit zu verknüpfen. Es muß ein zweites Prinzip hinzutreten, welches ich wohl kurzweg das der korrespondierenden Anordnung des *Artgleichen* nennen darf[1] und vermöge dessen eine Tenuis der anderen, eine Media der anderen usw. örtlich entspricht. Daß dieses Prinzip, ohne welches die Ansammlung der Zeichen ein wirrer Haufe geblieben wäre, zur Anwendung kam, darf uns als unzweifelhaft gelten. Wäre es aber zu *unbedingter* Durchführung gelangt, so hätte, da es *drei* Tenues usw. gibt, die Bildung von mehr als zwei Gruppen erfolgen müssen, was eine unerwünschte Vervielfältigung der Zeichen bewirkt und die Spaltung des gesamten Konsonantenbestandes in bloß zwei einander streng entsprechende Syzygien unmöglich gemacht hätte. Darum entschloß sich unser Reformator zu dem sinnreichen Auskunftsmittel der vertikalen Anordnung der Dentallaute — deren Verteilung auf beide Heptaden diese wie mit einer ehernen Klammer zusammenschließt — und erwies sich hierdurch, bei aller Neigung zu strenger Systematik, doch zugleich als einen zu gelegentlichen Kompromissen nicht unbefähigten, sinn- und erfindungsreichen Praktiker. Und nun dürfen wir wohl, ohne ein Mißverständnis befürchten zu müssen, das wahrhaft erstaunliche Geschick preisen, mit welchem der Anonymus auch im einzelnen alle Hilfsmittel der Mnemonik

---

[1] Wollte man sich mit peinlicher Genauigkeit ausdrücken, so müßte man sagen: die Sprachlaute gestatten eine zwiefache Klasseneinteilung — nach ihrem Erzeugungs*ort* und nach ihrer Erzeugungs*weise* —, und ein rationell gestaltetes System von Lautzeichen sollte beide Einteilungsgründe nach Tunlichkeit berücksichtigen. Oder, wie ein Meister dieses Wissensgebietes, der ältere *Dubois-Reymond* denselben Gedanken ausdrückt: „Dabei aber“ (nämlich bei Erfindung eines phonetischen Alphabets) „müssen die Buchstabenzeichen womöglich so erwählt und gestellt werden, daß man erstens an die gegenseitigen *Verwandtschaften* der bezeichneten Laute und zweitens an ihre Unterschiede leicht erinnert wird .... Was die Verwandtschaften betrifft, so sind sie doppelter Art. Entweder beruhen sie auf der Gemeinschaft der sie hervorbringenden Organe, oder sie bestehen, bei Verschiedenheit der Organe, in der Ähnlichkeit ihrer sprach-mechanischen Verrichtungen.“ (*Kadmus oder Allgemeine Alphabetik*, S. 265—266.)

aufzubieten wußte, um seine Erfindung dem Gedächtnis der Lernenden einzuprägen. Wie fein ist es ersonnen, daß der labiale Nasal aus der Reihe der Lippenlaute heraus die Brücke zu seinem dentalen Zwillingsbruder und dadurch zur Gruppe der Zahnlaute überhaupt schlägt, daß diese zwar bis auf den dentalen Spirans herab vertikal geordnet sind, dennoch aber die Tenuis alle drei Male über der Media zu stehen kommt,[1] welcher der zugehörige Doppelkonsonant

[1] Man dürfte einwenden: ich habe zwar zweifellos recht daran getan, den Symbolen für τ und δ die zwei allein übrigen korrespondierenden Stellen, ober- und unterhalb des Vokalzeichens, anzuweisen, nicht dasselbe gelte aber von ihrer Folgeordnung; diese könne ebensowohl, ja mit besserem Fug, die umgekehrte sein, denn es sei naturgemäßer, die Aufzählung von oben nach unten und dann zu dem benachbarten rechten Fußende fortzuführen, als die von mir angenommene Reihenfolge einzuhalten. Das Gewicht dieses Einwandes ließe sich noch durch die Bemerkung verstärken, daß die Wortfolge *δέλτα ἐπάνω* einen Hiat in sich schließt, den einzigen, den ich in der Herstellung dieser ganzen Kolumne anzunehmen genötigt war, während nicht nur Zeile 22 das *E* in *δὲ* elidiert wird, sondern auch aus manchen Redewendungen das Streben nach Meidung des Hiats hervorzuleuchten scheint.* Hierauf läßt sich erwidern: daß der Hiat nur ein graphischer ist — denn sprechen konnte man ja sehr wohl *δέλτ', ἐπάνω* —, während hier, wo der Buchstabenname mit Emphase gebraucht ist (nimmt er doch für sich allein eine ganze Zeile ein), eine derartige Verstümmelung des Wortkörpers am wenigsten zu erwarten war, — daß ferner in bezug auf Elision oder Nichtelision in Inschriften höchst selten strenge Konsequenz herrscht (Herwerden, Lapidum de dialecto attica testimonia, p. 54, und Wecklein, Curae epigraphicae, p. 49), und daß, schließlich, selbst Isokrates den Hiat „ziemlich oft" zuläßt, „wenn durch die Interpunktion ein Ruhepunkt eintritt" (Kühner, Gr. Grammatik I, 160 Anm.). Was aber jenen ersten und hauptsächlichen Einwurf betrifft, so vermag ich in der Tat nur an das zu erinnern, was man die Macht des Zufalls zu nennen pflegt, genauer gesprochen an eine Erfahrungsregel, die mir wenigstens als eine durchgängig allgemeine gilt: daß nämlich in menschlichen Dingen, in großen wie in geringen, niemals alles bis ins kleinste und einzelnste herab genau so verläuft, wie man es nach allgemeinen Präsumtionen von vornherein hätte erwarten mögen. Welchen Widerspruch hätten nicht — um bei unserem Texte stehen zu bleiben — mehrere

* [Dieses Bedenken erledigt sich durch meine verbesserte Schreibung in Neue Bemerkungen.]

wieder mit gleicher Regelmäßigkeit nachfolgt. Und ferner: nachdem alle Plätze auf Grund von (wie ich meine) un-

Stellen desselben hervorgerufen, wären sie nicht klar überliefert, sondern einer konjekturalen Ergänzung bedürftig gewesen. Oder hätte es nicht gar vielen unglaublich geschienen, daß in völlig gleichem Sinne einmal *ἐπὶ* und ein andermal *πρὸς τὴν ἀρχὴν προσηγμένη* gesagt wird, oder daß Zeile 24 nicht ein von dem unmittelbar vorangehenden (und dann allenfalls zeugmatisch zu verstehenden) *προσηγμένη* abhängiges *πρὸς . . . τὴν τελευτήν*, sondern ein von dem weiter zurückliegenden *τεθεῖσα* bedingtes *πρὸς . . . τῇ τελευτῇ* erscheint? Und doch wäre der Kritiker, der den Gedankenzusammenhang fest ins Auge gefaßt und über diese kleinen Anstöße hinweggesehen hätte, nicht auf falscher Fährte gewesen. So muß ich auch hier an den Sinn für das Wesentliche appellieren, für welchen die Analogie mit der urkundlich überlieferten Anordnung von *π* und *β* und die daraus entspringende Möglichkeit, das Prinzip der funktionellen Responsion zu strenger Durchführung zu bringen, mit entscheidender Schwere ins Gewicht fällt. Das Wahrscheinlichste aber ist dieses: der Autor entwarf wohl, als er jenes schrieb (im Geist oder auf dem Papier), ein Diagramm, welches dem Vokalkern eine gewisse räumliche Ausbreitung gewährte, etwa so: oder mit Bezeichnung der Stellen für die konsonantischen Symbole: , wobei seine Hand die Linien *a b*, *b c* nacheinander beschrieb. Auch ich habe mich anfangs ganz unwillkürlich einer ähnlichen Figur, nämlich der historischen Form des A zur Illustrierung des Schriftsystems bedient. Da, wie wir sehen werden, der Hauptstrich in den Vokalzeichen dieses Entwurfes ein vertikaler ist, so erweist sich zur ungefähren Darstellung des Konsonantengerüstes jenes Diagramm ausnehmend geeignet. Ferner sei darauf hingewiesen, daß meine Ergänzung der Zeile 20: (*ἐπάνω*) *δὲ ταῦ* die Lücke genau ausfüllt, wie der Vergleich mit der vorangehenden und den zunächst folgenden Zeilen lehrt; *κάτω* entspräche weniger gut, wenn man nicht etwa ein I beifügte — eine Schreibung, die zwar in Handschriften (vor allem in der herkulanensischen) häufig genug, aber meines Wissens auf Inschriften nicht anzutreffen ist (s. Meyer, Gr. Grammatik, § 115). Und da ich einmal bei Kleinigkeiten bin, so mag auch erwähnt sein, daß der etwaige Skrupel, welchen das Fehlen der — bei den nachfolgenden Buchstabennamen erscheinenden — Punkte bei dem Rest

abweislichen Forderungen der Analogie besetzt sind — mit ζ und σ als Fortsetzung der mit τ und δ begonnenen Reihe, mit κ γ ξ in genauer Responsion zu π β ψ — bleibt für das Zwillingspaar λ und ρ[1] nur eben derselbe Doppelsitz übrig, welcher in der ersten Gruppe dem anderen, gleichfalls zur Klasse der Liquiden (im weiteren Sinne) gehörigen Lautpaar μ

---

von *δέλτα* und bei *ταῦ* erwecken könnte, nicht nur durch den eine andere Lesung und Ergänzung ausschließenden Tenor der Inschrift, sondern desgleichen durch den schlechten Erhaltungszustand der Platte beseitigt wird. Auch Köhler trug kein Bedenken in TAY den Buchstabennamen und in jenem A den Rest eines solchen zu erblicken. Auf meine Anfrage endlich, ob nicht der erste der vier Vertikalstriche Zeile 18 init. vielmehr von links nach rechts geneigt sei — wie dies meine Ergänzung zu *μέν* erfordern würde — ward mir von Herrn Köhler nur der negative Bescheid zuteil, die zwei ersten Striche seien nicht sicher zu erkennen, weshalb er sie in seiner Umschrift in Klammern eingeschlossen habe.

[1] Λ und P werden in der antiken Phonetik eng verbunden, betreffs ihrer Entstehungsweise: *τὸ μὲν λ τῆς γλώττης πρὸς τὸν οὐρανὸν ἀνισταμένης καὶ τῆς ἀρτηρίας συνεχούσης τὸ πνεῦμα* (dann ist von den zwei Nasenlauten als solchen die Rede), *τὸ δὲ ρ τῆς γλώττης ἄκρας ἀπορραπιζούσης τὸ πνεῦμα καὶ πρὸς τὸν οὐρανὸν ἐγγὺς τῶν ὀδόντων ἀνισταμένης* (Dionys. Halic. de compos. verb. c. 14 [= II, 1, 53, 11 Usener-Radermacher]), gleichwie in Rücksicht ihrer ästhetischen Wirkung: *ἡδύνει μὲν γὰρ αὐτὴν* (sc. *τὴν ἀκοήν*) *τὸ λ καὶ ἔστι τῶν ἡμιφώνων γλυκύτατον· τραχύνει δὲ τὸ ρ καὶ ἔστι τῶν ὁμογενῶν γενναιότατον, μέσως δέ πως διατίθησι τὰ διὰ τῶν ῥωθώνων συνηχούμενα κτέ.* (ib. 79—80). Der dialektische Wechsel der beiden Laute (vgl. *κρίβανος κλίβανος* u. dgl. mehr, konnte so wenig unbemerkt bleiben wie das Schwanken der Aussprache, welches Lucian erwähnt (Iudic. vocal. 4—I, 29 Sommerbrodt): *καὶ οὐκ ἂν ἐπολέμει μέχρι νῦν τὸ λάμβδα τῷ ῥῶ διαμφισβητοῦν περὶ τῆς κισήρεως καὶ κεφαλαργίας.* (Beiläufig, es scheint nicht bemerkt, daß ebendort § 6 zu schreiben ist: *τὸ δέ γε ταῦ ... ὅ μὰ τοὺς θεούς, εἰ μὴ ἐξ ὑμῶν δύο συνῆλθον ἀγαθοὶ καὶ καθήκοντες κραθῆναι* (statt *ὁραθῆναι*), *τό τε ἄλφα καὶ τὸ ὖ, οὐκ ἂν ἠκούσθη μόνον* —. Die beiden Vokale bilden nämlich einen Diphthong *κατὰ κρᾶσιν.*) In betreff der zahllosen „Fälle, wo *r* und *l* in den verschiedenen Sprachen und Dialekten wechseln“ (Lepsius, Zwei sprachvergleichende Abhandlungen, S. 11), oder sich nur allmählich, wenn überhaupt jemals, differenziert haben, sei außer auf den soeben genannten Autor etwa auf Ficks Spracheinheit 201 ff., Max Müllers Lectures on the science of language II, 170, Wuttkes Geschichte der Schrift I, 692 oder Taylors The Alphabet I, 35, 38 und II, 322 verwiesen.

und *ν* zugeeignet war.[1] Ja, darf uns schließlich auch nur das als Zufall gelten, daß in der ersten Heptade die Lippen-,

---

[1] Den Stand der griechischen Lautlehre zur Zeit der Abfassung unserer Inschrift mit Sicherheit zeichnen zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Nicht nur darum, weil dieser Zeitpunkt selbst nicht genau feststeht und die von dem besten Kenner des Schriftcharakters gegebene Bestimmung („Mitte des 4. Jahrhunderts") es unter anderem unentschieden läßt, ob die Lehren des Aristoxenos, der in den vierziger Jahren auftrat, unseren Alphabetiker noch beeinflußt haben können. Auch sonst sind wir über den Gegenstand nicht zulänglich unterrichtet; denn Platon sowohl als Aristoteles geben uns fast nur gelegentliche Winke und verweisen im übrigen auf die Schriften der Fachmänner (der *δεινοὶ περὶ τούτων* — Cratyl. 424c — oder der Metriker, s. Vahlens Beiträge zu Aristoteles' Poetik III, 226—228). Fest steht zuvörderst, daß den zwei Hauptklassen der Sprachelemente, den *φωνήεντα* und *ἄφωνα* (die zwei Worte begegnen uns in diesem technischen Sinne zuerst Ol. 91, 2 = 415 im Palamedes des Euripides, frg. 582), eine dritte beigesellt war, die Gesamtheit jener Sprachlaute nämlich, denen zwar die *φωνή* abgesprochen, aber ein *ψόφος* oder *φθόγγος* zuerkannt ward. Diese und andere, weitergehende Sonderungen waren längst bekannt, ohne daß darum Platon und Aristoteles darauf verzichtet hätten, dort, wo „nichts darauf ankam", jene „Hauptunterschiede" allein hervorzuheben (Vahlen a. a. O. 224). Daß unser Autor dasselbe tut, kann daher selbstverständlich nicht seine Unbekanntschaft mit den feineren Unterscheidungen der damaligen, mindestens seit Hippias von Elis (Hipp. maj. 485c und Hipp. min. 368d) sorgfältig gepflegten und zum Gemeingut der Gebildeten gewordenen Lautlehre beweisen. Zu oberst steht die Anerkennung dreier Hauptartikulationsgebiete, deren Erzeugnisse unseren Gaumen-, Zahn- und Lippenlauten entsprechen. Dies erwähnt Aristoteles anläßlich einer Polemik gegen pythagoreisierende Zahlenspielereien, welche auch die drei Doppelbuchstaben in ihre Kreise zogen, mit den Worten: *αἴτιον δ' ὅτι τριῶν ὄντων τόπων ἓν ἐφ' ἑκάστου ἐπιφέρεται τὸ σῖγμα.* Der zufällige Anlaß und die flüchtige Art dieses Hinweises kann uns zweierlei lehren: einmal, welch geringes Gewicht in diesen Dingen dem „*argumentum ex silentio*" innewohnt (hing es doch an einem Haare, daß wir selbst diese fundamentalste Unterscheidung jenem Zeitalter nicht mit urkundlicher Gewißheit hätten zuschreiben können); zweitens aber, wie allbekannt die phonetischen Grundlehren schon damals gewesen sein müssen, da sich der Stagirit in einer keineswegs besonders skizzenhaft gearbeiteten Partie der Metaphysik (N 6, 1093a, 23) mit dieser beiläufigen Andeutung begnügt hat. Erinnern wir uns nunmehr der nicht minder gelegentlichen Äußerungen Platons über die Entstehung einzelner Sprachlaute (des *ι* und *δ* im Cratyl. 427a—b, dann des *σ* im Theaetet. 203b — darüber

in der zweiten aber die Kehl- oder Gaumenlaute vorherrschen, so daß gleichsam von den Außenwerken des

handelt vortrefflich Brücke, Grundzüge[2], 121 —), und gedenken wir der Tatsache, daß in den verwandten Disziplinen der Metrik und Musik bereits eine Fülle der subtilsten Beobachtungen und genauesten Unterscheidungen aufgehäuft war: dann werden wir von der etwa hundertjährigen Beschäftigung des feinsinnigsten Volkes mit den Erscheinungen der Sprachbildung ein mindest annähernd gleiches Ergebnis zuversichtlich voraussetzen und nicht in jedem einzelnen Falle urkundliche Belege ängstlich suchen oder vermissen. Oder hält es jemand im Ernste für möglich, daß die Zusammenfassung von *μ* und *ν* unter die Kategorie der Nasallaute den Phonetikern jener Zeit nicht schon ebenso geläufig war wie einem Dionys von Halikarnass (De comp. verb. c. 14 = V 72—73 R.) oder dem Scholiasten zu Dionys. Thrax (Bekker, Anecdota II, 807)? Oder daß die Gleichung $\tau : \delta = \pi : \beta = \varkappa : \gamma$, mit anderen Worten die Unterscheidung dessen, was im Volksmunde die harten und die weichen Mitlaute heißen (eine Klassifikation, auf welche nebst allem anderen schon die Zusammenordnung von *β γ δ* an der Spitze des Alphabets hinführen mußte) einem Platon und Aristoteles fremd war? In Wahrheit besteht nur ein Zweifel darüber, ob die Bezeichnung dieser zwei Klassen als *ψιλά* und *μέσα* (*mediae* und *tenues*) nicht späteren, etwa alexandrinischen Ursprungs ist (s. Steinthal, Sprachwiss. d. Alt. I, 252—253, und Curtius, Grundzüge[4], 436—437); und nur dieser Zweifel, über dessen Begründung ich hier nicht handeln kann und darum auch nicht urteilen will, hält mich ab, der Stellung des *β* im Diagramm unseres Schrifterfinders: *κατὰ τὸ μέσον* (wie der entsprechenden Anordnung des *γ* und auch des *δ*, wenn man nur die drei — enger verbundenen — *ἄφωνα* der Dentalreihe im Auge behält) eine mnemonisch-systematische Bedeutung zuzusprechen. (Unrecht hätte man wohl, die gelegentliche, durch den Zusammenhang bedingte andersartige Verwendung des Ausdrucks *μέσα* in der sogleich zu erwähnenden Stelle des Philebus 18 b zur Bekräftigung jenes Zweifels zu verwenden.) Über das *σ* als dentalen Spirans beachte man Dionys. Halic. (l. l. p. 79): *τὸ δὲ σ, τῆς μὲν γλώσσης προσαναγομένης πρὸς τὸν οὐρανόν, τοῦ δὲ πνεύματος διὰ μέσου αὐτοῦ φερομένου καὶ περὶ τοὺς ὀδόντας λεπτὸν καὶ στενὸν ἐξωθοῦντος τὸ σύριγμα*, verglichen mit seiner Erörterung der Bildung von *τ δ θ* (p. 84): *τῆς γλώσσης ἄκρῳ τῷ στόματι προσερειδομένης κατὰ τοὺς μετεωροτέρους ὀδόντας, ἔπειθ' ὑπὸ τοῦ πνεύματος ὑπορραπιζομένης καὶ τὴν διέξοδον αὐτῷ περὶ τοὺς ὀδόντας ἀποδιδούσης* nebst der oben namhaft gemachten Stelle aus dem Cratylus: *τῆς δ' αὖ τοῦ δέλτα συμπιέσεως καὶ τοῦ ταῦ καὶ ἀπερείσεως τῆς γλώττης*. — Schließlich und hauptsächlich: wer die strengen, ja überstrengen Anforderungen kennt, welche Platon an die logischen Verrichtungen der Einteilung und Klassifizierung stellt, wie dieselben im

Sprachapparates ausgegangen und zu den am weitesten zurückliegenden Teilen desselben fortgeschritten wird?[1]

Phädrus formuliert und vornehmlich im Sophistes und Politicus praktisch betätigt werden, und damit das Entzücken vergleicht, mit welchem ihn die Betrachtung der *γραμματικὴ τέχνη* als einer bis ins einzelnste herab durchgeführten, wahrhaft idealen Einteilung der Sprachlaute erfüllt, der wird nicht mehr an der relativ hohen Entwicklung der Phonetik jener Tage, zumal an der durchgängigen Anwendung des doppelten Einteilungsprinzipes — des homogenen und des homorganen, wie die neuesten Sprachphysiologen sagen —, zu zweifeln vermögen, ohne welche jene Teilung und Unterteilung *μέχρι ἑνὸς ἑκάστου* (Philebus l. l.) eine bare Unmöglichkeit war. (Vgl. auch Aristot. Poetik, c. 20.)

[1] „*It hath been to me a matter of wonder, that in the alphabets of all languages whereof I have any knowledge, there is not to be found either order or perfection, the characters (or written letters) neither being adjusted to the sounds or letters pronounced, nor disposed in the alphabet according to any rational or natural order.*" So klagt ein älterer englischer Phonetiker, William Holder, in der Vorrede zu seinen „Elements of Speech" (London 1669). Eine Abhilfe versuchte kein Geringerer als Benjamin Franklin in seinem denkwürdigen kleinen Aufsatz „A reformed mode of spelling" (s. dessen „Political, miscellaneous and philosophical pieces" London 1779, p. 467—478), worin, nebenbei bemerkt, der zwiefache oberste Grundsatz eines phonetischen Alphabets („*every letter ought to be confined to one sound*" und es soll „*no superfluous letters*" geben) mit diesen unzweideutigen Worten ausgesprochen und manche beachtenswerte Anwendung daraus gezogen wird. S. 468 aber heißt es: „*It is endeavoured to give the alphabet a more natural order*", worauf eine Anordnung folgt, welche von den Vokalen als von den „*simplest sounds formed by the breath with none or very little help of tongue, teeth and lips and produced chiefly in the windpipe*" aus zu jenen Sprachlauten übergeht, die „*by the root of the tongue next to the windpipe*" gebildet werden (*g*, *k*), um mit den Lippenlauten (*f*, *v*, *b*, *p*, *m*) zu schließen, und zwar mit *m* als Schlußpunkt der Reihe („*ending with the shutting up of the mouth or closing the lips*" usw.). Franklin trifft also ohne es zu wissen mit der allgemein bewunderten Leistung der indischen Grammatiker zusammen, der Anordnung des Sanskrit-Alphabets. Dasselbe ist nämlich „nach den Sprachorganen geordnet . . . Die Vokale sind zusammengeordnet . . ., dann folgen die Mutae in fünf Reihen, von dem hintersten Organe des Mundes, der Kehle, nach dem vordersten, den Lippen, zu geordnet —". (Lepsius a. a. O. 40.) Allein die große Mehrzahl moderner Phonetiker schlägt den entgegengesetzten Weg, jenen unseres Atheners, ein: so Brücke, Grundzüge 44², Sievers 106², Trautmann (Die Sprachlaute 77), desgleichen

II.

Wir haben nunmehr zum mindesten die Grundzüge des Schriftsystems kennen gelernt, das sein Urheber auf der athenischen Burg in ähnlicher Weise öffentlich zur Schau

— auch mit Rücksicht auf die Zeichenbildung — Pitman (Manual of Phonography p. 13: „*proceeding from the lips to the throat*), nach ihm Ellis (Essentials of Phonetics, 98) und unabhängig von beiden Dubois-Reymond (Kadmus, 276). Dieselbe umgekehrte Folgeordnung (umgekehrt diesmal auch in betreff der Disposition der Mediae und Tenues) zeigt das semitische Alphabet, oder genauer gesprochen, es verrät eine derartige, freilich schon frühzeitig durch andere Neigungen oder Absichten durchkreuzte Tendenz. Hieran zu zweifeln und die auf ein phonologisches Anordnungsprinzip hinweisenden Tatsachen für zufällig zu halten, wird man sich nur schwer entschließen können, trotz des vielfachen Widerspruches, welchen die betreffenden, allerdings über das Ziel schießenden, Ausführungen in Lepsius' obgenannter Jugendschrift erregt haben.

Ein Scherflein zur Lösung des Problems glaube auch ich beitragen zu können: die Beantwortung der Frage nämlich, warum durch die Einschiebung des Sain die erste Bresche in die phonetische Folgeordnung gelegt ward. Mag der bei Taylor (I, 192) namhaft gemachte Grund hierbei mitgewirkt haben oder nicht: entscheidend war, wie ich meine, die Bedeutung des Buchstabennamens Jod. Ein Buchstabe, der „Hand" bedeutet, konnte bei Völkern, welchen die Lautzeichen zugleich als Zahlzeichen dienten, kaum lange auf der neunten Stelle verharren; er mußte ebenso nach der zehnten Stelle gravitieren, wie er auf die fünfte geraten wäre, wenn sein anfänglicher Sitz dieser benachbart gewesen wäre. Nach solch einem mnemonischen Hilfsmittel greift man allezeit begierig; man verschmäht es sicherlich nicht, wenn es sich wie ungesucht darbietet. (Man denke an die lateinischen Ideogramme *V* und *X*, denn dies sind sie sicherlich trotz Ritschls anders geartetem, gekünsteltem Erklärungsversuch im Rhein. Mus. 24, 13, welchen Taylor II, 139 annimmt, obgleich er ihn I, 6 mit vollem Recht abgewiesen hatte.) Daß „die Hände ganz eigentlich den Mittelpunkt des Zählens in den Sprachen abgeben" wird zum mindesten nach Potts Ausführungen (Zählmethode, 27) keiner neuen Belege bedürfen. Fallen doch in nicht wenigen Sprachen die Bezeichnungen für „fünf" und „zehn" geradezu mit den „Hand" und „Hände" bedeutenden Worten zusammen (a. a. O. 5, 14, 15 usw.). — Die uralte Verwendung der Lautzeichen als Zahlzeichen bei den Semiten wird mit voller Sicherheit aus anderen Tatsachen und zumal daraus erschlossen, daß die Buchstaben zur Zeit, da die Griechen sie von den Phöniziern empfingen, bereits feste Zahlenwerte besaßen; denn nur so erklärt es sich, daß einige derselben auch in jenen Zweigen des griechischen

9 gestellt hat wie ein Anaximander, ein Oenopides oder Meton ihre astronomischen und kalendarischen Neuerungen und Entdeckungen.[1] Ehe wir weiterschreiten und die vielleicht

Alphabets, welche sie als Lautzeichen fallen ließen, als Zahlzeichen fortbestanden. Daneben verschlägt es gar nichts, wenn (wie Hankel, Beiträge zur Geschichte der Mathematik 34, und nach ihm Cantor, Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik 102 mit großer Emphase hervorheben) „auf keiner der zahlreichen phönikischen oder punischen Inschriften, auf keiner Papyrushandschrift" — diese sind übrigens weder phönizisch, noch, wie ein genauer Kenner mich versichert, alt oder zahlreich — „sich je eine Spur" dieser Zahlenbezeichnung gefunden hat. Man kann die weitaus meisten und darunter die allerzahlenreichsten griechischen Inschriften: die attischen Tributlisten und Übergabsurkunden oder die neuerlich aus dem Tempelarchiv auf Delos zutage gekommenen Bogen über Bogen füllenden Rechnungsausweise der gleichen Probe unterziehen und man wird zu demselben — oder doch sicherlich nahezu demselben — Ergebnis gelangen; und doch wäre der hieraus gezogene gleiche Schluß ein handgreiflich falscher. Die andere, unseren Ziffern vergleichbare, aber noch ungleich weitläufigere Zahlen-Bezeichnungsweise war eben gegen zufällige und absichtliche Entstellung um vieles geschützter und empfahl sich darum weit besser zu urkundlicher Verwendung — eine Erwägung, welche am allerwenigsten den Phöniziern entgehen konnte, die „häufig mit echt kaufmännischer Genauigkeit" (Schröder, Phöniz. Sprache, 186) den Ziffern die in Worten ausgeschriebenen Zahlen beifügten, genau so wie wir verfahren, wenn es uns um die vollste, zweifelloseste Sicherheit zu tun ist.

[1] Auf die zwei letzteren Parallelfälle hat bereits Köhler (a. a. O. 362—363) hingewiesen mit den Worten: „Wer eine Schrift für den öffentlichen Gebrauch verfaßt, hat den Wunsch, sie eingeführt zu sehen; um diesen Zweck zu erreichen, muß er sie dem Publikum bekannt machen. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen; für einen Griechen der klassischen Zeit war der durch Sitte und Glaube gewiesene Weg der, daß er sein Werk auf einer Platte eingraben ließ und diese als Anathem in einem vielbesuchten Heiligtum aufstellte. So hatte der Astronom Oinopides aus Chios eine Bronzeplatte, auf welcher der von ihm berechnete Schaltkreis eingegraben war, in Olympia geweiht (Aelian V. H. X 7), und wenn von Meton berichtet wird, er habe den neunzehnjährigen Kalender in Athen ausgestellt (ἐξέθηκε, Diodor XII, 36, vgl. Aelian a. a. O.), so hat in der Primärquelle gewiß gestanden, daß er ihn geweiht habe (ἀνέθηκε), natürlich der Stadtgöttin." Über Anaximander und seine Aufstellung des Gnomon zu Sparta vgl. Diogen. Laert. II, 1. Daß diese Analogien bei unserer Auffassung der Inschrift, wonach sie bestimmt war, eine praktische Erfindung bekannt zu machen, noch ungleich

nicht mit gleicher Sicherheit erkennbare Detailausführung des Grundplanes zu ermitteln trachten, dürfte es angemessen sein, Halt zu machen, um in das Wesen und die Eigenart der beabsichtigten graphischen Reform einen wenigstens vorläufigen Einblick zu gewinnen.

Vor uns liegt der Entwurf einer Kunst- oder Kurzschrift,[1] die sich von den bisher bekannt gewordenen derartigen Versuchen des Altertums wesentlich unterscheidet: denn sie beruht weder auf Abkürzungen, sei es der Buchstaben, der Silben oder der Worte, noch auf der Wiedergabe der letzteren durch willkürlich ersonnene Zeichen. Sie ist (mit einem Worte) weder eine Verkürzungs- noch eine Siglen-, sondern eine geometrische Schrift. Sie entstammt, wie die gleichartigen Systeme moderner Stenographen und Phonographen, dem Bestreben, die Sprachelemente durch Raumelemente auszudrücken. Ihre charakteristische Besonderheit aber ist die Strenge, mit welcher das (von mir so genannte) Prinzip des Stellenwerts der Lautzeichen durchgeführt wird. Auch in

zutreffender sind, als wenn man in ihr das Bruchstück eines „für den Schulgebrauch" bestimmten „Lehrbuches der Grammatik" erblickt, braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden.

[1] Ich bediene mich dieser Umschreibung zur Bezeichnung der graphischen Reformentwürfe überhaupt, für welche bisher — seltsam genug — kein umfassender Gesamtname vorhanden oder üblich ist. Es ist dies ein ernster Mangel der Sprache, da die gangbaren Benennungen durchweg die Beziehung auf einen bestimmten und besonderen Zweck: die Raum- oder Zeitersparnis (Stenographie, Tachygraphie, Okygraphie, Thoographie), die anti-historische, ausschließlich lautgemäße Wiedergabe der Worte (Phonographie) oder die Möglichkeit internationaler Verständigung (Pasigraphie) in sich schließen. Dort, wo, wie in unserem Falle, der Zweck der Erfindung selbst in Frage steht, desgleichen wenn dieselbe mehreren dieser Zwecke zugleich dienen soll, oder wenn es gilt, das Gemeinsame einiger oder aller solcher Erfindungen ohne Rücksicht auf die sie trennenden Sonderzwecke hervorzuheben — in all diesen Fällen läßt uns der herrschende Sprachgebrauch gleich sehr im Stich. Das Wort „Kurzschrift", dem englischen short-hand nachgebildet, ist ein vergleichsweise neutraler Ausdruck, den ich durch den Zusatz „Kunstschrift" (welcher den Gegensatz zu den historischen Alphabeten andeuten soll) noch farbloser zu gestalten bemüht war.

diesem Betracht hat es ihr an Nachfolge keineswegs gefehlt. Und ebensowenig in betreff der eigentümlichen Art, in welcher dieser Grundsatz hier zur Verwirklichung gelangt ist. Ein englischer Mönch des Mittelalters und eine Wiener Dame aus dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts sind hierin die nahezu, wenn auch nicht völlig, ebenbürtigen Nachfahren des athenischen Schrifterfinders geworden.

Zur Charakteristik der verwandten Bestrebungen der Neuzeit mögen ein paar Anführungen dienen. „Die einfachsten Elementarzüge" — so schreibt Horstig[1] im Jahre 1797 — „sind die gerade Linie und der Kreis: wir legen sie deshalb unserem stenographischen System zugrunde. Die gerade Linie kann in vierfacher Richtung gebraucht werden: senkrecht, wagrecht, linksschräg . . . ., endlich rechtsschräg" usw. — „Als die einfachsten Formen der Schrift wählte Byrom (1767) die einfachsten geometrischen Zeichen . . . . Die Vokale bezeichnete er durch Punkte, die in verschiedener Stellung den Konsonanten beigefügt wurden."
10 Pitman, dessen Schriften in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind, äußert sich über die Grundlage seines,

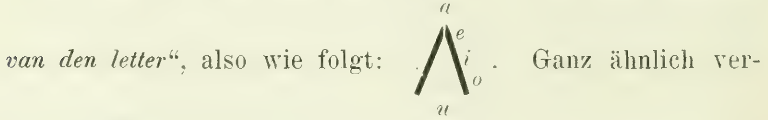
[1] Ich entlehne dieses Zitat (gleichwie mehrere andere) dem Panstenographikon (Zeitschrift, im Auftrage des sächsischen Ministeriums des Innern herausgegeben von Krieg und Zeibig) I, 181. Horstigs System ist, nach Zeibigs Geschichte und Literatur der Geschwindschreibekunst, Dresden 1878, 305², unter dem Titel: „Erleichterte deutsche Stenographie" 1797 zu Leipzig erschienen. — John Byroms „Universal English Short-hand)" ward aus seinem Nachlaß 1767 zu Manchester veröffentlicht. — In betreff Isaac Pitmans, des ebenso unermüdlichen als erfolgreichen Pioniers der phonetischen Orthographie und eines äußerst vollkommenen Kurzschriftsystems, vgl. Max Müllers glänzenden Aufsatz im Fortnightly Review für April 1876. Sein Phonographic Teacher war schon 1869 in 385000 Exemplaren verbreitet (Panstenogr. 129ff.). Das mir vorliegende Exemplar des „Manual of Phonography", London 1873, trägt die Bezeichnung: Two hundred and seventieth Thousand. — Über John Willis („The art of Stenographie or Short Writing", London 1602) berichte ich nach dem Zitat aus Lewis (An historical account of the rise and progress of short-hand, London 1816, p. 49ff.) im Panstenogr. 4. — Über Edmond Willis (An abbreviation of Character, London 1618) vgl. Panstenogr. (die Tafel gegenüber von S. 58).

des sogenannten phonographischen Systems wie folgt: „*The simplest signs we can employ . . . . are the dot, right line and the opposite curves* ( ). *The dot is naturally reserved for the vowels, and the right line and curves, when placed in the four possible practicable positions, viz. perpendicular, horizontal, sloping to the left and sloping to the right give us 12 distinct signs*" (deren Zahl durch die wechselweise Verwendung von Haar- und Schattenstrichen auf das Doppelte erhöht wird). Dem Systeme des John Willis (1602), eines der Begründer der Stenographie in England, wirft Lewis, der englische Geschichtschreiber der Kurzschrift „Mangel an Einfachheit und Leichtigkeit" vor; denn ein zusammengesetztes Zeichen — und solche zeigen sogleich seine ersten Buchstaben (/\ = *a*, ∩ = *b* usw.) — sollte nie zur Verwendung kommen „*until all the simple lines of nature are exhausted*". Die gerügten Mängel vermied bereits Edmond Willis (1618), dessen *a* ein rechtsschräger, dessen *b* ein senkrechter und dessen *m* ein linksschräger Strich war usw.

Aus diesem Streben nach Vereinfachung der Schriftzeichen entspringt eine weitere Konsequenz. Die Beschränkung auf die einfachsten Raumgebilde verringert selbstverständlich, wenn sie folgerichtig festgehalten wird, die Menge der zum Behuf der Lautbezeichnung verfügbaren Mittel. Dies ist ein Übelstand, dem es zu steuern gilt. Soll der verminderte Zeichenvorrat sich als zulänglich erweisen, so muß jedes Symbol zu mehrfacher Verwendung kommen. Und jede dieser Verwendungsarten muß, wenn die Bestimmtheit der Lautbezeichnung nicht Schaden leiden soll, von allen anderen streng unterschieden sein. Dazu eignet sich kaum ein anderes Hilfsmittel so wohl als jenes der Lagen- und Stellen-Veränderung. So gelangt man denn zu dem, was wir den Stellenwert der Lautzeichen genannt haben. Ein solcher ist freilich bis zu einem gewissen Maße jedem Schriftsystem eigen. Könnte man doch auch das Verhältnis so benennen, welches beispielsweise zwischen ⁄ und ⁄ oder zwischen den Ziffern 6 und 9 oder zwischen der oberen Schleife von ⁄

und der unteren von *g* obwaltet. Allein was bei den historischen, ursprünglicher Bilderschrift entstammenden Alpha-
11 beten nur ein zufälliges (höchstens gelegentlich zum Zweck schärferer Unterscheidung absichtlich zugespitztes) tatsächliches Verhältnis ist, das wird in der methodisch ersonnenen Kunst- und Kurzschrift ein zu planmäßiger und ausgedehnter Verwendung gelangendes Bezeichnungsmittel.

Wieder mögen einige Beispiele das Gesagte erläutern helfen. Schon der Begründer der niederländischen Kurzschrift, Jan Reyner[1] (1673) drückt die sämtlichen Vokale durch einen und denselben Punkt aus: „*door en punt, welks verscheidene plaats bij den medeklinker den klinker anduidt. a word geplaatst regt boven den letter, e gelijk met het bovenste gedeelte van den letter; i ij of y tegen het middelste gedeelte; o gelijk met den voet van den letter en u regt onder den voet van den letter*“, also wie folgt:



. Ganz ähnlich ver-

[1] Von Jan Reyner, „Nieuwe Charakterkonst“, Rotterdam 1673, handelt das Panstenogr. S. 69, von C. A. Ramsays „Tacheographia“ (Paris, Frankfurt, Leipzig 1681) dasselbe, Tafel 3 (hinter 263). Die „Homographie“ von Lady Sophie Scott (Wien 1831) wird von Zeibig (S. 175) wohl allzu summarisch (in 2—3 Zeilen) abgetan. Meine Anführungen sind dem höchst interessanten Werkchen der genialen Autodidaktin (insbesondere S. 7 und 39) entnommen. — Johann v. Tilburys „Ars notaria“ ward von Valentin Rose entdeckt und bekannt gemacht (Hermes VIII, 303 ff.). Das verlorene Hauptwerk, aus welchem die uns erhaltene „epistola ad dominum Henricum regem Angliae“ nur einen mageren Auszug bietet, bestand aus drei Büchern (a. a. O. 321), zum Teil geschichtlichen und polemischen Inhalts. Auch in der mit seiner Buchstabenschrift eng verknüpften Notenschrift des englischen Mönches spielte das Prinzip des Stellenwertes (gleichwie übrigens auch in der „antiqua notaria“) eine bedeutende Rolle (a. a. O. 307). Zeibigs Rekonstruktionsversuch [doch vgl. Neue Bemerkungen am Schluß] findet man auf Tafel 3 des oft genannten Werkes. — Witsen Geijsbeeks „Envoudige en gemakkelijke anwijzing om de Stenographie .... in een' zeer korten tijd te leeren en te beoefenen. Volgens de uitvindig van den Heer Dr. Erdmann .... Amsterdam 1827“ wird besprochen im Panstenogr. 171. — Über Honoré Blancs „Okygraphie“, Paris 1801, vgl. Zeibigs Tafel 8.

führt Ramsay (1681). Und Konsonanten sowohl als Vokale werden *„door hoogere of lagere plaatsing der teekens op twee evenwijdig getrokken lijnen angeduid“* in Erdmanns oder Geijsbeeks System (1827), wie nicht minder (unter Verwendung von vier Parallellinien) in jenem von Blanc (1801). Zu umfassendster Anwendung gelangt endlich dieses Prinzip — um zunächst noch von der mittelalterlichen Antizipation desselben durch Johann v. Tilbury (um 1174) zu schweigen — in der „Homographie“ der (pseudonymen) Lady Sophie Scott (1831), einer ungemein geistreichen Frau, deren Entwurf, wie wir noch sehen werden, sich mit jenem des athenischen Schrifterfinders in mehr als einem Punkte berührt. Allerdings fehlt es in den Darstellungen der letztgenannten Systeme nicht an irreleitenden Zweideutigkeiten. Eine solche ist es, wenn bei Geijsbeek-Erdmann wiederholt von der Verwendung bloß zweier Zeichen — Punkt und Strich — die Rede ist (*„door middel van slechts twee karakters“*), während der Strich in Wahrheit „horizontal, perpendikulär oder schief von unten nach oben und von oben nach unten gezogen“ wird, was in Verbindung mit dem Punkt fünf Elementarzeichen ergibt, welche erst — je nachdem sie auf einer von zwei Parallellinien, über, zwischen oder unter ihnen angebracht sind — eines fünffach verschiedenen Stellenwertes teilhaft und somit fähig werden, die 25 Buchstaben zu vertreten. Und wenn Lady Scott triumphierend ausruft, „daß in der Homographie . . . . ein und dasselbe Zeichen oder ein und derselbe Schriftzug, nämlich ein ganz kleines gerades Strichel für das ganze Alphabet gilt!“ — so tut auch hier eine ähnliche Unterscheidung not. Denn von dem einen Punkte abgesehen, welcher in fünf verschiedenen Stellungen die fünf Vokale ausdrückt, kennt das homographische System ein kürzeres und ein längeres wagrechtes, dann ein rechtsschräges und ein linksschräges Strichlein, zusammen also vier Elemente, welche „längs dem Silbenstriche weiter hinauf und weiter hinunter geschoben werden“ und hierdurch je fünf verschiedene Stellenwerte gewinnen.

Ein dritter Punkt der Übereinstimmung zwischen

unserem antiken und den modernen Kurzschrift-Systemen ist die reichliche Anwendung mnemonischer Hilfen, wenn anders Gedächtnisstützen so heißen dürfen, die zumeist nicht sowohl äußerlich hinzugefügt, als vielmehr aus dem Streben nach natürlicher Ordnung und innerer Folgerichtigkeit wie von selbst erwachsen sind. Dem, was oben über diese Seite des athenischen Systems gesagt ward, wollen wir wieder einige hierauf bezügliche Äußerungen und Veranstaltungen moderner Schrifterfinder gegenüberstellen. Vor allem: das zwiefache Anordnungsprinzip, wonach sowohl die artverwandten (homogenen) als die ortsverwandten (homorganen) Laute als solche ersichtlich gemacht werden, gelangt in den am meisten ausgearbeiteten Systemen der Neuzeit zu nicht minder vollständiger Durchführung. So bei Lady Scott und bei Pitman. Letzterer weist jeder Organklasse Striche von je einer (überdies ausgesprochen symbolischer) Richtung[1]) zu „*letters made by a given organ are written in the same direction*"), während die funktionelle Gleichartigkeit in der Beschaffenheit des Striches zum Ausdruck kommt. Man vergleiche z. B. *p* (\) und *b* (****) mit *t* (|) und *d* (**|**) oder mit *k* (—) und *g* (**—**); desgleichen werden Lautpaare wie die Nasale (*m* = ⌒, *n* = ⌣) und die Liquiden (*l* = ⁄, *r* = ⟍) als solche gekennzeichnet. Nicht viel anders verfährt Lady Scott, wie die Gleichung *g* (┓) : *k* (┑) = *d* (┨) : *t* (┤) = *b* (┛) : *p* (┘) zur Genüge lehren kann; die Organgemeinschaft wird durch die Höhe — die Stelle am Silbenstrich —, die Funktionsgemeinschaft durch die Länge oder (in anderen und zwar den meisten Fällen) durch die Richtung des Kennstriches ausgedrückt. Ähnliche Grundsätze werden häufig, wenngleich kaum jemals mit derselben Strenge und Schärfe geübt und ausgesprochen. So von Rahm (1847), der den gleichartigen Lauten „auch organisch verwandte Zeichen" geben wollte, oder von Gabelsberger, dessen Absehen darauf gerichtet war, den Schriftsymbolen „Merkmale" aufzuprägen,

---

[1] „Manual of Phonography", p. 15 (man beachte daselbst das Diagramm Nr. 2).

„welche nicht als willkürliche, nur von dem Gedächtnisse zu behaltende, sondern vielmehr als Analogie zwischen Laut und Zeichen vom Verstande erfaßt . . . werden . . . können".[1] Ob nicht auch unser Schrifterfinder nach einem derartigen Bande zwischen Zeichen und Bezeichnetem gesucht hat, soll alsbald bei der Besprechung der Vokale erörtert werden. In dem gegenwärtigen Stadium unserer Untersuchung kann das Fazit der Vergleichung zwischen diesem antiken und den modernen Systemen wohl also gezogen werden. Die Erfindung des alten Atheners steht den Erzeugnissen der neueren Zeit zumeist völlig gleich, ja übertrifft dieselben mehrfach:

1. in der Einfachheit der Schriftzeichen,

2. in der (damit aufs engste verknüpften) reichlichen Ausnützung des Prinzips des Stellenwertes,

3. in der mnemonischen Verwertung der natürlichen Systematik der Sprachlaute.

Diesem Verein von Vorzügen — oder dem, was vom Standpunkte der Kurzschrift aus als solcher gilt — steht der Mangel an demjenigen gegenüber, was die heutigen Fachmänner die „Schreibflüchtigkeit" und „Verbindungsfähigkeit" der Zeichen nennen — eine Eigenschaft, an der es auch den meisten älteren und gar manchen unter den neueren Systemen gebricht und worin selbstverständlich der Sohn eines Zeitalters am wenigsten leisten konnte, welches keine Kursivschrift kannte[2] und mithin den Übergang von der Unzial-

[1] Über Rahms Schriftsystem („Anleitung zur Rahmschen Stenographie", Berlin 1849) vgl. Zeibig S. 169—170. Die Charakteristik Gabelsbergers rührt von Rätzsch her (s. Zeibig S. 152). — Ein Streben nach derartiger Symbolik verrät im Altertum der Reformversuch des Verrius Flaccus, welcher „den stumpfen Laut des auslautenden *m* . . . auch durch das verstümmelte oder halbe Zeichen dieses Buchstabens" ausdrücken wollte (Corssen, Aussprache und Vokalismus I, 26).

[2] [Vgl. Landwehr im Philologus XLIV, 196, Anm. 3. Anders v. Wilamowitz, Homerische Untersuchungen S. 307. Man darf wohl mit Wahrscheinlichkeit den Ursprung der Kursive in den mazedonischen Kanzleien suchen.]

zur Kurzschrift ohne jede Vermittlung vollziehen mußte. Doch es ist Zeit, die hervorstechendste Eigentümlichkeit des Systems ins Auge zu fassen.

14 Das Streben nach Formvereinfachung führt, wie wir gesehen haben, zur Verringerung der Zeichenzahl, diese wieder zur Ausbeutung des Prinzips des Stellen- (beziehungsweise des Lagen- und Stellen-)Wertes der Schriftzeichen. Soll nun dieses im ausgedehntesten Maße zur Geltung kommen und somit Richtung und Stellung eines oder weniger Schriftelemente deren Lautwert ausschließlich bestimmen, so ergibt sich eine neue Folgerung. Dort, wo alles darauf ankommt, die Lage und Stellung einiger Strichelchen zu raschester und sicherster Anschauung zu bringen, dürfen diese nicht haltlos im Raume schweben. Es bedarf eines Orientierungsmittels oder einer Schriftstütze. Und hier eröffnet sich dem erfindenden Alphabetiker eine doppelte Bahn. Er kann (wie Erdmann oder Blanc) seine Lautzeichen in parallelen Horizontallinien gleich jenen unserer musikalischen Notenschrift anordnen; oder er mag das Auskunftsmittel einer senkrechten (oder nahezu senkrechten) Schriftstütze oder, wie wir fortan sagen werden, eines Zeichenträgers wählen, an welchen er seine Schriftsymbole oder einen Teil derselben anlehnt oder heftet.[1] Von diesem letzteren Behelfe haben nun Johann v. Tilbury, Lady Scott und unser Athener in merkwürdiger Übereinstimmung und doch auch wieder mit sehr beachtenswerten Unterschieden Gebrauch gemacht. Von Lady Scott war bereits die Rede. Von des englischen Mönches „ars notaria“ sind uns nur die

---

[1] Man dürfte mir entgegnen, daß ja neuere Kurzschriftler, wie Gabelsberger oder Pitmann, von dem Prinzipe des Stellenwertes vielfachen Gebrauch machen, ohne doch die Notwendigkeit einer Zeichenstütze der einen oder der anderen Art zu empfinden. Ich antworte: sie machen von diesem Grundsatze reichlichen, aber doch nicht ausschließlichen Gebrauch. Sie sind überhaupt von der Rücksicht auf die Praxis, deren Schwierigkeiten und Bedürfnisse sie aus eigener und fremder langjähriger Erfahrung kennen, so sehr beherrscht, daß sie in weit geringerem Maße als ihre älteren und minder erfahrenen Vorgänger unter dem Banne irgend einer einseitigen Doktrin stehen.

Grundzüge bekannt. Die „I littera“, d. h. ein Längsstrich, diente ihm als Zeichenträger: dieser und die mannigfach modifizierte Lage und Stellung eines Ansatzstriches half ihm seine 19 Buchstaben bilden, wobei (nach Zeibigs in der Hauptsache gewiß richtiger Rekonstruktion[1]) der unveränderte Längsstrich einen — und sicherlich den ersten — Buchstaben ausmachte, bei dem Aufbau der übrigen 18 hingegen das wagrechte, rechtsschräge und linksschräge Strichelchen zu je sechsfacher Positionsverwendung gelangten ( ). Mit dem mittelalterlichen Mönch verbindet den antiken Schriftdenker die so zweckentsprechende Ausbeutung der beiden Seiten des Zeichenträgers (links und rechts), ein Vorteil, welchen die Wiener Erfinderin sich auffälligerweise entgehen ließ, während sie (wie zum Ersatz hierfür) ihren „Silbenstrich“ übermäßig — mit fünf Stellen — belastet und dadurch die Grenzen leichter und bequemer Unterscheidbarkeit schier überschritten hat. Mit ihr geht jedoch der Athener darin Hand in Hand, daß auch er nur die konsonantischen Symbole an den Zeichenträger heftet, was wieder auf einer prinzipiell ungleich wichtigeren Übereinstimmung beruht: auf der Wahl generisch verschiedener Zeichen für Vokale und Konsonanten. Und dieses Verfahren wird durch die Lehren der rationellen Alphabetik durchaus gerechtfertigt. Soll doch eine phonetische Unterscheidung in dem Maße, als sie fundamentaler ist, auch dem Auge um so rascher und deutlicher ersichtlich werden. Nicht nur der Verfasser des „Kadmus“ behandelt die „Graphik der Grundlaute“ getrennt von jener der „Mitlaute“:[2] alle die hervor-

[1] **[Es ist keine solche, vgl. Neue Bemerkungen am Schluß.]**

[2] Vgl. Kadmus, S. 269—279, insbesondere aber S. 253: „Wie sich weiter unten erweisen wird, können die Vokale mit solchen Buchstabenzeichen ausgestattet werden, wodurch sie nicht allein sich von den Konsonanten augenblicklich unterscheiden lassen, sondern auch die verschiedenen Klangstufen durch fortschreitende Veränderungen andeuten. Ebenso lassen sich bei den Buchstabenzeichen für die Konsonanten solche Bestimmungen treffen, durch welche ihre besonderen

ragenden Kurzschriftler, welche von Jan Reyner bis Pitman die Vokale durch Punkte, die Konsonanten durch Striche bezeichnen, stehen auf demselben grundsätzlichen Standpunkt. Von seinen beiden Nachfolgern endlich unterscheidet sich der Anonymus in einem Punkte der allerwesentlichsten Art. Der Zeichenträger erwies sich uns als ein unter den vorausgesetzten Bedingungen kaum zu entbehrender, aber er bleibt demungeachtet ein lästiger, weil Zeit und Raum verschlingender Notbehelf. Hier zeigt sich nun die Erfindungskraft des Atheners im glänzendsten Licht. Er bedarf nicht weniger als Lady Scott oder Johann v. Tilbury einer derartigen Schriftstütze, doch scheut er die damit verbundene Zeit- und Raumverschwendung. Da verfällt er denn auf eine Auskunft, welche ich keinen Anstand nehme eine geniale zu nennen. Die eine der zwei Zeichengattungen — das ist sein Gedanke — soll ihm als Tragstütze für die andere dienen. Und war er einmal bis hierher gelangt, so konnte, falls ihn die Rücksicht der Zeichenersparnis leitete, sein weiteres Vorgehen nicht zweifelhaft sein. Denn sobald er sich vor die Wahl gestellt sah, entweder die Konsonanten oder die Vokale zum eigentlichen Kern und Traggerüste seiner Schriftzeichen zu machen, so mußte jene Erwägung zugunsten der letzteren den Ausschlag geben. Konnte die Ersparnis doch eine ungleich beträchtlichere sein, wenn das Prinzip des Stellenwertes bei der Bildung von 14 oder 17, als wenn es bloß bei jener von 5 oder 7 Lautzeichen zur Geltung kam. Diese Verwendung der Vokalzeichen als Träger der
16 konsonantischen Symbole bildet den eigenartigsten Zug des ganzen Systems — einen Zug, für welchen ich vergeblich nach Parallelen gesucht habe[1] —, während das entgegengesetzte Verfahren, die — wenngleich mehr lockere — Anlehnung der Vokalsymbole an die Konsonantenzeichen (wie wir bereits sahen) die weiteste Verbreitung gefunden hat.

Hemmungen, noch mehr aber, was das dringendste Erfordernis ist, die weichen und die harten recht in die Augen fallend unterschieden werden."

[1] [Einige derartige haben meine Kritiker namhaft gemacht.]

Dahingestellt bleibe es, ob hierbei auch jene Auffassung der Vokale mitgewirkt hat, welche in ihnen die eigentliche Seele der Sprache erblickt — bedeutet doch im Griechischen *φωνή* zugleich die „Stimmlaute“ und die „Sprache“ selbst —, während den ihrer Mehrzahl nach ohne Mitwirkung eines Vokals nicht aussprechbaren (oder doch als unaussprechbar geltenden) „Stimmlosen“ eben darum bloß akzessorische Zeichen zuteil wurden.[1]

Hiermit hängt endlich das Folgende zusammen. Gewinnt unsere Kurzschrift auf diesem Wege einen syllabaren Charakter, so ist dies der Punkt, an welchem sie sich mit den bisher allein bekannten griechischen tachygraphischen wie mit modernen stenographischen Systemen zugleich am engsten berührt und am schroffsten von ihnen scheidet. Hat man es doch bei der älteren „wie bei der späteren Tachygraphie in streng konsequenter Weise im großen und ganzen mit einer syllabarischen Schreibung zu tun“.[2] Allein nicht die Konsonanten werden an den Vokalen, sondern diese werden „gewissermaßen an den Konsonanten ausgedrückt“, so daß es „in manchen Fällen fast unmöglich“ ist, „die Form eines Konsonanten zu schreiben, ohne daß man zugleich einen Vokal — meistens ein *E* — ausgedrückt hätte“. Und genau dasselbe findet in dem gangbarsten stenographischen System der Gegenwart, in jenem Gabelsbergers statt. „Die einfache gleichmäßige Verbindung

---

[1] Diese Auffassung drückt Mindler in seiner „Griechischen Stenographie“ wie folgt aus: *Τὸ φωνῆεν εἶναι τὸ ζωοποιοῦν στοιχεῖον τῆς γλώσσης, ἡ πνοὴ ἡ διδοῦσα ζωὴν καὶ ἔκφρασιν τοῖς ἀφώνοις καὶ ἀψύχοις συμφώνοις* (Panstenogr. 317). Ebenso aber schon im Altertum der Scholiast zu Dionys. Thrax (Bekker, Anecdota 796, 18): *Ὅτι τὰ φωνήεντα τῇ ψυχῇ ἐοίκασι, τὰ δὲ σύμφωνα τῷ σώματι κτέ.* Dieser Wertschätzung der Vokale entsprechen die bekannten Vergleiche mit den sieben Planeten, den sieben Saiten der Lyra usw. (a. a. O. 795—796, ebenso bei Aristoteles, Metaphys. N 6, 1093a, 13 ff.).

[2] Gitlbauer, Die Überreste der griechischen Tachygraphie I, 11. Die folgenden Anführungen sind Gardthausens Aufsatz „Zur Tachygraphie der Griechen“ (Hermes XI, 444) und Faulmanns Handbuch „Gabelsbergers stenographisches Lehrgebäude“, S. 4—5, entnommen.

der Konsonantenzeichen deutet den Vokal *e* an". Allein auch sonst werden die inlautenden Vokale „in den Konsonantenzeichen durch Veränderung der Form oder der Stellung derselben ausgedrückt"; so „verstärkt" *a* „das nachfolgende Konsonantenzeichen", *i* aber „verdichtet" das vorangehende, oder es wird „durch Hochstellung des nachfolgenden Konsonantenzeichens", *u* hingegen „durch Tiefstellung desselben ausgedrückt" usw. Diese Häufung von Ausdrucksmitteln gestattet es Gabelsberger sowohl offene als geschlossene Silben mittels je eines Zeichens darzustellen, 17 während unser System nur auf eine Silbengattung Bedacht nimmt, augenscheinlich auf offene Silben, — gleich der kyprischen Silbenschrift und in der Tat der ungeheuern Mehrzahl aller syllabarischen Schriftsysteme. Die Vorteile und Nachteile der beiden Richtungen gegeneinander abzuwägen, mag — soweit dies nicht im Obigen geschehen ist — kundigeren Graphikern überlassen bleiben. Nur darauf darf ich vielleicht hinweisen — und damit schließe ich diese vergleichende Betrachtung — daß das athenische System nicht jenen Vorwürfen unterliegt, welche Dubois-Reymond[1] gegen „die jetzt in Deutschland gefeierten" Systeme erhebt: In ihnen „läßt die Anordnung der Laute viel zu wünschen übrig. . . . Was" sie „aber zum allgemeinen Alphabet entschieden untauglich macht, ist die allzugroße Einfachheit und infolgedessen der zu geringe Unterschied der statt ordentlicher Buchstaben gebrauchten Strichelchen" . . . die „zu winzig werden, . . . nicht mehr schnell unterschieden werden können" und über deren „besondere Kennzeichen" . . . „flüchtige Schreiberhände sich gar zu leicht hinwegsetzen würden". Ferner: „Haltbarkeit, Körper . . . fehlt den jetzt so dringend empfohlenen Systemen der Stenographie", ein Mangel, der „sie zu gangbaren Alphabeten durchaus untauglich macht". Allein gestatten diese Bemerkungen irgend eine Anwendung auf den vorliegenden Fall? Wollte denn unser Schrifterfinder

[1] Kadmus, S. 254 und S. 284.

nicht bloß den technischen Zwecken der Geschwindschreiber dienen? Nahm etwa sein Ehrgeiz einen höheren Flug? Die Antwort auf diese Fragen kann uns, wenn irgend etwas, so nur der weitere Fortgang unserer Untersuchung erteilen.

III.

Wir wenden uns zu der auf die *Vokale* bezüglichen Partie der Inschrift. Und damit betreten wir, wie ein Blick auf den zerstückten Oberteil der Platte lehrt, ein gar dornenvolles Feld. Konnten wir bisher auf dem Wege strenger Ableitung und kaum minder sicherer Analogieschlüsse fortschreiten, so werden wir nunmehr auch die bloße Mutmaßung nicht durchweg verschmähen dürfen, und bisweilen zufrieden sein müssen, wenn straffe Verkettung und lückenloser Zusammenschluß des Vermuteten einigen Ersatz für die unzureichende äußere Beglaubigung bieten. Doch an der 18
Schwelle dieser Erörterung erwarten uns — als gälte es, verzagenden Kleinmut hintanzuhalten — *zwei* zugleich sichere und bedeutungsvolle Wahrnehmungen.

Wie mußten — so dürfen wir nämlich zuvörderst fragen — die Vokalzeichen beschaffen sein, um ihrer Aufgabe als Zeichenträger vollständig zu genügen? Es mußte ihnen, so lautet unsere Antwort, *erstens* eine *Längenentwicklung* zukommen, welche die bequeme Unterscheidung dreier Stellen (oben, Mitte, unten) gestattet. Sie mußten, *zweitens*, die an sie zu heftenden konsonantischen Symbole deutlich hervortreten lassen, was im vollsten Maße dann geschah, wenn diese sich von der Anheftungsstelle in einem weit geöffneten, womöglich rechten oder stumpfen Winkel abhoben. Äußerst unangemessen wären hingegen solche Linien, die sich im Horizontalstrichelchen nur einfach fortsetzten, wenig entsprechend auch Kurven. *Drittens* erscheinen dort, wo nicht die allereinfachsten Gebilde in Frage kommen, jene Formen als vorzugsweise zweckdienlich, bei denen ein senkrechter *Stamm* seitliche *Zweige* entsendet, an welchen die Konsonantensymbole befestigt werden, um zwar ohne Raum-

verschwendung, aber doch mit zulänglicher Klarheit auseinander treten zu können. **Viertens** endlich wäre es in eben diesen Fällen erwünscht, wenn die Mittelstelle an der Schriftstütze selbst als solche bezeichnet wäre. Diese aus der Natur der Sache geschöpften Normen sollen späterhin unserem Rekonstruktionsversuch den Weg weisen, beziehentlich seine Ergebnisse bewahrheiten helfen. Zunächst jedoch wollen wir nur beiläufig von der Tatsache Akt nehmen, daß nichts in den erhaltenen Resten diesen Schlüssen widerstreitet, einiges, wie das Wort „Stamm" (*στέλεχος*) und das zweimalige Vorkommen des „senkrechten Längsstriches" (*ὀρθή*), dieselben auffallend begünstigt, und gehen zu der beabsichtigten Nutzanwendung über.

Man hätte ja von vornherein sehr wohl erwarten können, der Anonymus werde mit den historischen Vokalzeichen ebenso verfahren sein, wie die Urheber der bisher bekannten tachygraphischen Schreibweisen mit den Buchstaben überhaupt verfuhren. „Sie verkürzten" diese nämlich, „d. h. sie behielten von jedem Buchstaben das eigentlich Entscheidende
19 und Charakteristische bei".[1] Nicht sowohl eine Verkürzung freilich, als vielmehr eine modifizierende Anpassung hätte in einigen Fällen Platz greifen müssen; auszuscheiden waren aber unter dieser Voraussetzung bloß jene Zeichen, welche den uns sattsam bekannten allgemeinen und den soeben namhaft gemachten speziellen — technisch-graphischen — Forderungen schnurstracks widersprachen. Mit diesem Maße gemessen mußte E, Ω und wahrscheinlich O fallen, A mochte seines Mittelstriches verlustig gehen, desgleichen H, wenn es erhalten bleiben sollte. Allein nahezu gegen jede Anfechtung war — durch seine Einfachheit — I, und noch weit mehr — durch seine geradezu ideale Eignung für die Leistungen des Zeichenträgers — Y gefeit. Dennoch werden eben diese zwei Buchstaben (denn gerade hier spricht der lückenvolle Text mit vollster Deutlichkeit) gegen neue Zeichengebilde vertauscht. Wir schließen daraus, daß die Vokalbezeichnung

[1] Gardthausen a. a. O.

noch durch andere als die von uns erörterten Rücksichten bestimmt ward. Durch welche? Das lehrt uns vielleicht — wenngleich auf einem kleinen Umwege — jene zweite und ungleich wichtigere Wahrnehmung.

Diese gilt der Anordnung der Selbstlaute. Bedeutsam ist es hier zunächst, daß der Υ-Laut „der fünfte der Vokale“ (*τὸ πέμπτον τῶν φωνηέντων*) genannt wird, — bedeutsam hauptsächlich darum, weil der Anonymus, dessen Streben nach knappster, lapidarer Kürze ebenso unverkennbar als leicht begreiflich ist, diesen Umstand schwerlich hervorgehoben hätte, wäre er nicht ein für seine Zwecke belangreicher gewesen. Ferner liegt darin ein, freilich nicht eben vielsagender, Eingriff in die traditionelle Reihenfolge der Vokale, in welcher Υ nicht den fünften, sondern den sechsten Platz einnimmt. Zur Erklärung dieser Abweichung genügt allerdings die Voraussetzung, daß das eine Η seinen Platz eingebüßt hat, indem die Länge von *e* (oder, wie wir mit statthafter Verallgemeinerung sagen dürfen, von *e* und *o*) entweder unbezeichnet blieb oder die betreffenden Zeichen an das Ende der Reihe gerückt wurden. Die eine wie die andere dieser Annahmen ist an sich mit der Natur einer rationellen Kurzschrift wohl vereinbar. Allein blieb wenigstens in betreff der kurzen und doppelzeitigen Vokale *α, ε, ι, ο, υ* die herkömmliche Folgeordnung gewahrt und erfuhr dieselbe somit keine andere als die soeben erwähnte Störung? Keineswegs — so dürfen wir mit voller Zuversicht antworten —; denn nicht *ο*, sondern *ι* wird unmittelbar vor *υ* behandelt; und daß bei unserem Autor in diesen Dingen nicht Zufall, sondern Absicht waltet, hat nicht er selbst dies soeben erst in nachdrücklichster Weise ausgesprochen? So stehen wir denn — dies kann keinem Zweifel unterliegen — vor einer bewußten, planvollen Neuordnung der Vokalreihe. Das Prinzip derselben kann aber angesichts der Natur der Sache und des durch sie bedingten analogen Vorgehens moderner Phonetiker und Graphiker; angesichts der Rolle, welche wir die Lautverwandtschaft bei der Gruppierung der konsonantischen Symbole spielen sahen:

angesichts des deutlichen Winkes endlich, welcher in der Zusammenordnung von ι und υ gelegen ist,[1] — kein anderes sein als jenes der Lautähnlichkeit oder, wie wir gegenwärtig zu sagen gelernt haben, der Klangverwandtschaft. Unser Alphabetiker unternimmt es, das zu gewinnen, was Sprachforscher und Lautphysiologen heutzutage die „natürliche Vokalreihe" nennen.[2] Ob sein Bestreben ein durchweg

[1] Über die Aussprache des υ vgl. Brücke, Grundzüge[2], 118—119. — Der *ü*-Laut entsteht „in der Art, daß während die Zunge den Klang *i* hervorbringen will, die Lippen sich zur Hervorbringung des Klangs *u* einrichten". — Kadmus 150.

[2] Hier bin ich vielfachen Widerspruchs gewärtig. Denn da die Vokalskala und was damit zusammenhängt in den Erörterungen der Sprachphysiologen und Linguisten heutzutage einen breiten Raum einnimmt, während uns von derartigen Untersuchungen aus dem Altertum nichts bekannt ist, so liegt es ja allerdings nahe genug zu meinen, ich hätte ein Wissen der Gegenwart irrtümlicherweise auf die Vergangenheit übertragen. Allein es verhält sich keineswegs so. Die Lichtempfindung ist Eines und das Verständnis der Undulationstheorie ist ein Anderes. Die Unterscheidung von dumpferen und helleren Klängen und eine demgemäße Anordnung der Vokale setzt nicht die mindeste Einsicht in die letzten Ursachen der Klangfarbe oder irgend einen Versuch zur Bemessung der aus den Verschiedenheiten derselben entspringenden Abstände voraus. Während ich daher den Alten keinerlei einschlägige akustische Experimente, keinerlei Antizipation der Lehren eines Helmholtz oder Donders zuschreibe, lasse ich es sogar unentschieden, inwieweit jene lautphysiologischen Untersuchungen, die sie wirklich anstellten, nämlich die Beobachtung der Mundstellungen, ihr Urteil in Ansehung der Vokalreihe bestimmt oder beeinflußt hat. Denn wir sind hier, da unser vornehmster Gewährsmann Dionysios eben bei den Vokalen den ästhetischen Gesichtspunkt in bedauerlicher Weise in den Vordergrund rückt und den lautphysiologischen dagegen zurücktreten läßt, sehr unzulänglich unterrichtet. Allein dies alles tut wenig zur Sache. Sind doch die Sprachlaute „zuerst Schallgebilde" und erst „in zweiter Linie Schallgebilde, die auf eine gewisse Weise hervorgebracht werden" (Trautmann, Die Sprachlaute usw., Vorwort), und die „einfache subjektive Abschätzung nach dem Gehör" ist (nach Sievers, Grundzüge der Phonetik[2], 64) auch „bei den deutschen Phonetikern die üblichste Grundlage für die Anordnung des Vokalsystems gewesen". In der Tat waren die Helmholtzschen „Obertöne" einem Samuel Reiher oder Christ. Friedr. Hellwag um nichts bekannter als unserem Athener; was nicht hindert, daß die natürliche Vokalskala in des ersteren Mathesis

erfolgreiches war, dies können wir vorerst weder bejahen noch verneinen. Doch scheint ein Mißerfolg in Ansehung

---

mosaica (Kiel 1679) p. 432 sqq. annähernd sachgemäß ermittelt und von dem letzteren (De formatione loquelae 1781) mit den folgenden unzweideutigen Worten ausgesprochen ward: „*Si vocales secundum scalam naturalem supra designatam successive pronuncientur, etiam ordo susurrorum cum ordine tonorum in scala musica mire concordabit, ita ut u respondeat tono gravissimo, a medio, i acutissimo: u, o, å, a, ä, e, i*“ (ich zitiere nach dem Kadmus, 177). Und wenn der gelehrte Eutiner Arzt oder sein Vorgänger, der Kieler Professor, genauerer wissenschaftlicher Hilfsmittel und Untersuchungsmethoden nicht völlig entbehrten, so gilt das nicht von Laien wie Lady Scott, die (wie wir sehen werden) die natürliche Vokalreihe gleichfalls erkannt hat und hierbei sicherlich nur ihrem Gehör gefolgt ist, oder von Benjamin Franklin, der hier offenbar nicht minder bloßer Laie war und dennoch jene Stufenleiter überwiegend richtig, wenngleich nicht ohne seltsame Irrungen ermittelt hat, an welchen der unreine Vokalismus des Englischen und wohl auch die flüchtige und gelegentliche Natur seiner Beschäftigung mit dem Gegenstande Schuld trägt. (Seine Aufzählung übergeht wunderbarerweise das reine *a* wie in father, — sollte er es als Yankee nie gehört haben? — worin er seltsam genug mit jenen neueren Sprachphysiologen, die Trautmann S. 65 bekämpft, zusammentrifft; ferner hält er das *o* wie in old für tiefer als den *u*-Laut in tool. Und diesen als „*the first vowel naturally and deepest sound*“ erhebt er zum Ausgangspunkt der Reihe). Unabhängig von Hellwag haben Floerke (Neue Berl. Monatschr., September 1803) und Dubois-Reymond (ebend. November 1811, vgl. „Kadmus“ 191) die Vokalskala aufgestellt, letzterer (S. 21) mit den Worten: „Die fünf Vokale *u, o, a, e, i* machen also eine ununterbrochene Leiter von Klang-Arten aus“. Ihn leitete hierbei hauptsächlich — um mit Brücke, Grundzüge 155² zu sprechen — „die scharfsinnige Betrachtung und richtige Würdigung der Bewegungen der Zunge und der Lippen“. Seine Erwägungen, wie sie insbesondere der Aufsatz in der Zeitschrift „Die Musen“ (Berlin 1812, drittes Quartal, besonders S. 6, 9, 11—12) darlegt, sind von der äußersten Einfachheit und Evidenz.

Wenn ich im Text sagte, die Alten hätten unmöglich, sobald sie ihre Aufmerksamkeit darauf richteten, die Doppelverwandtschaft von *a*, einerseits mit *o*, andererseits mit *e*, verkennen können, so hätte ich dasselbe auch von *e* und seiner bald zu *a* und bald zu *i* hinneigenden Aussprache sagen können, — ein Unterschied, der ja sogar (wie Dittenberger so fein erkannt hat) in altionischen Inschriften einen graphischen Ausdruck fand, „indem das in der Aussprache dem *a* näher liegende *e*“ durch Eta, „das dem *i* näher liegende“ durch Epsilon bezeichnet wird (Hermes XV, 229). — Das Bewußtsein dieser Klang-

des ungetrübten Vokalismus der griechischen Sprache und der hieraus entspringenden vergleichsweisen Geringfügigkeit

verwandtschaft spricht sich auch bei den verschiedensten Völkern in der Bildungsweise ihrer Vokalbuchstaben aus; so wenn die Mongolen aus Aleph die Zeichen für *a* und *e*, aus Waw jene für *ŏ*, *ŭ*, *ō*, *ū* gewonnen haben (Taylor I, 309). Desgleichen bei den Äthiopen, deren „Zeichen für *ê*“ eine „Weiterbildung des *î*-Zeichens“ und deren „Zeichen für *ô*“ sogar „ein zweifaches“ ist, je nachdem dieser Vokal „als ein Ablaut des *â* aufgefaßt“ ward oder man ihn „aus *u* und *v* hervorgegangen“ glaubte (Dillmann, a. a. O. 23).

Mit wie gutem Grunde die Vokalleiter eine natürliche heißt, dies kann auch eine andere Betrachtung lehren. Der schriftliche Ausdruck beharrt oft auf einer Lautstufe, welche die lebendige Rede längst verlassen hat. Nun bewegt sich auch der Lautwandel zumeist in der Bahn des geringsten Widerstandes, d. h. hier der engsten Klangverwandtschaft (beziehentlich der größten Gleichartigkeit der die Vokalbildung bedingenden Sprachverrichtungen). Die infolgedessen der historischen Schreibweise aufgedrückte Spur fällt aber nicht selten mit der Vokalskala nahezu vollständig zusammen. So kann man diese aus der Nebeneinanderstellung einer Reihe englischer Worte gleichsam ablesen, z. B. *poor, core, lord, ball, card, fat, men, be, hill.* Oder wenn von den drei arabischen Vokalzeichen das eine *u* und *o*, ein zweites $\overset{a}{o}$ bis *e* und ein drittes *e* und *i* bezeichnet (Brücke, a. a. O. 136), so liegt auch hier die natürliche Reihenfolge so gut als lückenlos vor Augen. Auch diese längere Auseinandersetzung wird vielleicht nicht ausreichen, um das für viele gewiß gar schwer wiegende *argumentum ex silentio* zu entkräften. Allein wenn, wie in unserem Falle, etwas völlig Unbekanntes und Unerwartetes ans Licht tritt, muß man nicht darauf gefaßt sein, auch manches andere Neue und Überraschende mit emportauchen zu sehen? Und was könnte mit einem Kurzschriftsystem inniger verflochten sein als seine phonetische Begründung? Wie unvollständig ferner unsere Kenntnis dieses Gebietes im Altertum ist, dies kann uns z. B. der meines Wissens ganz vereinzelte Hinweis auf subtilere Lautunterscheidungen lehren, welcher bei Dionysios (l. l. 73—74) begegnet: *οἱ δὲ καὶ τῶν εἰκοσιτεσσάρων, οἷς χρώμεθα νῦν, πλείω* (sc. *φασὶν εἶναι στοιχεῖα*), womit doch wohl etwas anderes gemeint sein wird als die Trivialitäten, welche Sextus Empir. (524, 4 ff. Bekk.) zum besten gibt. Fragt man endlich, in welchem Kreise man — ich möchte sagen am wenigsten umhin gekonnt hat, sich die natürliche Reihenfolge der Vokale zum Bewußtsein zu bringen, so möchte ich antworten: in der Schule des Antisthenes. Denn da man dort der Urbedeutung der Laute — freilich mit schlechtem Erfolg — nachspürte (Dümmler, Exercitat. grammat. specimen 55), so mußte sich die Aufmerksamkeit mit Notwendigkeit auch

des Unternehmens nahezu ausgeschlossen; und selbst diese kleine Aufgabe ist ja — durch die Folge *ι*, *υ* — fast zur Hälfte bereits glücklich gelöst, so daß es nur mehr gilt, die noch übrigen drei einfachen Selbstlaute *o*, *a*, *e* in dieser ihrer natürlichen Reihenfolge anzuordnen. Sollte aber das griechische Ohr zu stumpf gewesen sein, um den weiten Abstand zwischen dem dumpfen, tiefen *o* und dem hellen, hohen *i* zu erkennen? Und wenn es ihn erkannt und den Zwischenraum durch die zwei noch verfügbaren Selbstlaute ausgefüllt hat, konnte dies irgend wahrscheinlicherweise derart geschehen, daß *e* von dem engverbundenen *i* losgerissen und die Doppelverwandtschaft verkannt ward, welche *a* ebensowohl (bei dumpferer Aussprache: *å*) mit *o*, als (bei hellerer: *ä*) mit *e* verknüpft? Ja, mußten nicht zu allem Überfluß die offenkundigsten Tatsachen des dialektischen Lautwechsels, welchen doch auch schon Platon im Cratylus für seine Zwecke zu verwerten wußte[1] (man denke an *ā* und *ē* im ionischen, 21 attischen und dorischen Dialekt, an *θεός θιός*, *μέγεθος μέγαθος*, *θᾶκος θῶκος* u. dgl.), gleichwie endlich die Erinnerung an die älteren Schreibweisen (*E* = *ε* und *ει*, *O* = *o* und *ου*) und die

auf die rein akustische Seite der Sprachlaute richten. Aber freilich wird dies auch in den Musikschulen geschehen sein; oder sollte beispielsweise die von der Natur selbst gegebene Regel, vermöge deren „es in der Komposition verpönt" ist, „auf eine Textsilbe mit *U* eine hohe Note zu setzen" (Brücke, a. a. O. 22), dort unbekannt geblieben sein? — Die ganze beiläufige, aber (so weit sie reicht) sachgemäße Angabe des Quintilian, IX, 4, 34, über die Hervorbringungsweise der Vokale schließt, wenn ich nicht irre, ein Bewußtsein vom richtigen Sachverhalt wenigstens so weit in sich, daß der Autor die Mittelstellung von *e* zwischen *a* und *i* und jene von *o* zwischen *a* und *u* unmöglich verkannt haben kann. (Man vergleiche Quintilians Äußerung z. B. mit Sievers, 66[2]). [Man vergleiche jetzt auch einige Bemerkungen Johannes Schmidts über die gelegentlich in griechischen und römischen Inschriften auftauchende Bezeichnung eines „zwischen *e* und *i*" und eines „zwischen *o* und *u* liegenden" Vokals durch „die Verbindung der beiden Grenzlaute" (Hermes 19, 454, 3).]

[1] [Vgl. jetzt darüber und über des Heraclides Ponticus gleichartiges Verfahren L. Cohn in Commentationes philologae in honorem A. Reifferscheidii (Breslau 1884) p. 91.

aus ihnen erwachsenen Buchstabennamen (*εἶ* und *οὖ*) dem schwankenden oder zweifelnden Ohr zu Hilfe kommen? Eine völlig naturgemäße Darstellung des griechischen Vokalsystems konnte freilich des *ου* (= *u*) als des Mittelgliedes zwischen *o* und *v* nicht wohl entraten und ihre angemessenste Gestalt wäre (wie ich meine) weder die Vokalskala, noch auch die Vokalpyramide, sondern ein in sich zurückkehrender Vokalkreis. Da es jedoch unserem Alphabetiker um die Aufstellung einer (auf- oder absteigenden) Reihe zu tun sein mußte; da ferner, wie der Text lehrt, sein Radikalismus nicht so weit ging oder gehen konnte, die Auffassung von *ου* als Diphthong anzutasten — gleichviel ob dieselbe an der Aussprache noch irgend eine Stütze fand oder nicht —: da schließlich für *v* als Zwischenlaut zwichen *u* und *i* keine andere Stelle zulässig war als die nicht von *e* besetzte Seite von *i:* so konnte seine Anordnung, falls sie nicht verfehlt war — und in bezug auf *i* und *v* wenigstens war sie es nicht — kein anderes Ansehen gewinnen als das folgende: Doch es mag diese ganze Erörterung ebenso haltlos sein, als sie uns wohl begründet scheint: an der Tatsache, daß unser Autor die Bildung einer natürlichen Vokalreihe versucht hat, wird dadurch nichts geändert. Und aus dieser Tatsache wollen wir nunmehr unsere Schlüsse ziehen.

e
a i
o υ
(ου)

υ
i
e
a
o

Die Art, wie die taktische Vokalreform (wenn dieser Ausdruck gestattet ist) im Vereine mit der graphischen auftritt, läßt meines Erachtens nur eine Deutung zu. Beide Dinge müssen aufs engste zusammenhängen. Wozu sonst ihre innige Verquickung? Wozu jenes: *τὸ δὲ πέμπτον τῶν φωνηέντων Υ* unmittelbar vor der Beschreibung des bezüglichen Zeichenbildes, während die Neuordnung der Vokale doch, um auch nur verständlich zu sein, bereits vorher besprochen und begründet sein mußte? Und da es sich in dem einen Falle um die Ermittlung von Naturtatsachen und eine ihnen gemäß zu gestaltende Folgeordnung — einen Akt sogenannter natürlicher Klassifikation —, im anderen um eine

menschlicher Willkür unterworfene, von Rücksichten der Zweckmäßigkeit beherrschte praktische Veranstaltung handelt: so kann auch die Art dieses Zusammenhangs nicht zweifelhaft sein. Die Vokalreihe muß im Dienst der Zeichenbildung stehen. Nur so — dies dürfen wir hinzufügen — bleibt unser Systematiker sich selber treu. Nur so gewinnt er ein Prinzip, welches ihn bei der Auswahl seiner fünf oder sieben Buchstaben (es sind dies — wohlgemerkt — die einzigen, deren er überhaupt bedarf) aus der unübersehbaren Fülle der vorhandenen Möglichkeiten methodisch zu leiten vermag. Hier öffnet sich ein Weg, auf welchem mehr als bloße systematische Ordnung, auf welchem jenes von graphischen Erfindern so sehnsüchtig erstrebte innere Band zwischen Zeichen und Bezeichnetem zu finden war. Hier zeigt sich ferner eine neue Übereinstimmung des Atheners mit seinen modernen Nachfolgern, zumal mit der ihm so wahlverwandten Lady Scott, welche die Vokalreihe eben sowohl gekannt als reichlich verwertet hat.[1] Hier endlich liegt — falls wir nicht irren — die Lösung des Rätsels, welches uns vor kurzem beschäftigte: warum nämlich der Reformator auch solche traditionelle Vokalzeichen, welche seinen sonstigen Zwecken trefflich entsprachen, verschmäht oder doch (denn auch diese Möglichkeit ist im Auge zu behalten) ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdet hat.

Ob sich nicht von diesem Punkte aus auch auf die Ziele der graphischen Reform ein neues Licht ergießt, dies soll in unserer Schlußbetrachtung erwogen werden. Doch zuvor gilt es die Lösung des Rätsels der Vokalbezeichnung in Angriff zu nehmen. Sollte uns diese auch nicht

[1] „Die fünf Selbstlaute *i*, *e*, *a*, *o*, *u*, unterscheiden sich voneinander durch die Höhe oder Tiefe. — Beim *i* wird der Punkt oder das Strichel ganz oben, beim *u* hingegen ganz unten gesetzt; das *a* liegt gerade in der Mitte; das *e* kommt oben zwischen dem *a* und *i* — so wie das *o* unten zwischen dem *a* und *u* zu stehen.“ Homographie 6. — Hier war der Mutterwitz der schlichten Wienerin selbst der gereiften Einsicht Pitmans überlegen, der sich diese naheliegende Symbolik entgehen ließ, indem er z. B. *ĭ* durch den Tiefpunkt, *à* (wie in *am*) durch den Hochpunkt ausdrückt (Manual p. 20). Vgl. auch oben S. 388.

vollständig, sollte sie uns nicht durchweg mit unbedingter Sicherheit gelingen: das Erreichte wird dennoch einen Prüfstein für den noch nicht zweifelfreien Teil der zuletzt gezogenen Folgerungen bilden. Oder vielmehr: in dem Maße, als uns die zwei Reihen von Ergebnissen inneren Einklang oder Zwiespalt offenbaren, wird unser Vertrauen in die Wahrheit beider steigen oder sinken.

IV.

Wir gelangen zum schwierigsten Teil unserer Aufgabe. Vereinigt sich hier doch alles, um unser Vordringen zu hemmen: die unbestimmte — so mannigfache Lösungen gestattende — Natur des Problems; die Zerstörung des Marmors, die weiter vorgeschritten ist als an irgend einer anderen Stelle der Inschrift: schließlich das Fehlen des Beginnes und mehr als des Beginnes der bezüglichen Erörterung. Die ersten erhaltenen Reste handeln nämlich von I, die nachfolgenden von Y, dem „fünften der Vokale". Soll dieser Zusatz kein völlig müßiger sein, soll er auch nur die Reihenfolge der Behandlung bezeichnen: so muß in dem verlorenen Oberteil der Platte bereits von drei Selbstlauten die Rede gewesen sein. In womöglich noch höherem Grade gilt dies, wenn wir annehmen, daß die Folgeordnung der natürlichen, eben mit Y abschließenden Vokalskala entsprochen hat. Allein diese Voraussetzung mag zutreffen oder nicht, — jener Laut mag der fünfte heißen, weil er den Gipfel der Vokalleiter bildet, oder nur darum, weil H ausgeschieden ward und von den Y vorangehenden Selbstlauten nur die kurzen und mittelzeitigen gezählt werden: in dem einen wie in dem andern Falle muß uns die Beschreibung der Zeichen für *α ε ο* als verloren gelten. Doch urteilen wir vielleicht vorschnell? Gibt es neben den zwei allein erwähnten Möglichkeiten nicht noch eine dritte? Kann nicht Y das fünfte Glied der Vokalskala heißen und die Folge der Behandlung dennoch eine verschiedene sein? Und mag nicht demgemäß das verloren Geglaubte in den so arg verstümmelten Zeilen

7—11 zu suchen sein, welche diese Darlegung beschließen? Wir greifen nach dem uns dargebotenen Strohhalm, doch nur um ihn alsbald wieder fahren zu lassen. Denn wie unwahrscheinlich solch ein planloses Vorgehen ist, wie doppelt und dreifach unwahrscheinlich bei einem Autor, dessen Vorliebe für systematische Strenge wir zur Genüge kennen lernten und bis zum Überdruß hervorheben mußten — wem braucht das erst gesagt zu werden? Auch lassen uns diese Schriftreste, je länger und je sorgsamer wir sie prüfen, um so weniger eine auf jene Erörterung hinweisende Spur entdecken. Allein je länger und je sorgsamer wir sie durchspähen, um so deutlicher wird uns etwas anderes. Die Darlegung, nach der wir fahnden, hat in diesen Zeilen nicht gestanden, wohl aber etwas, das diesen Verlust zu ersetzen wohl geeignet sein mag. Den drei Flüchtigen haben wir vergebens nachgesetzt; allein unseren Blicken zeigt sich ein anderes Wild, ein kaum minder edles als jenes, das uns — 24 vielleicht nicht für immer — entschlüpft ist. Und wir werden seiner an eben der Stelle ansichtig, an welcher wir es anzutreffen längst erwarten durften.

Der geduldige Leser, der uns hoffentlich noch auf diesem einen — unserem letzten — Pürschgang sein Geleite gibt, erinnert sich dessen, was oben über die zwei langen Vokale gesagt ward. Wir ließen vorerst die Frage offen, ob dieselben ausgemerzt oder an das Ende der Vokalreihe verwiesen wurden. Wir nannten beides gleich möglich, aber gleich wahrscheinlich ist es darum keineswegs. Ein Fortschrittsmann — und ein solcher war doch unser Alphabetiker sicherlich — mag Torheiten in Fülle begehen, schwerlich aber eben die Torheit, einen ererbten Übelstand, der vor einem halben Jahrhundert nach langen Kämpfen endlich beseitigt ward,[1] wieder in seine alten Rechte einzusetzen. Und ein schweres praktisches Übel war es ja unzweifelhaft.

[1] Denn nicht ohne Widerstand hat das ionische Alphabet sich einzubürgern vermocht, da es bekanntlich „längst in Athen in Gebrauch war, ehe es durch das Gesetz des Archinos" (Ol. 94, 2 = 403) „für den Gebrauch in Staatsakten bestimmt wurde". Hense im Rh. Mus. 31, 596.

daß man in Athen bis zur Aufnahme des ionischen Alphabets aus dem Zusammenhang der Rede erraten mußte, ob der Schreibende die Versicherungspartikel *μήν* oder die Einräumungspartikel *μέν* gebrauchen, ob er *τὸν λόγον* oder *τῶν λόγων* sagen wollte. Der Drang der Not freilich könnte solchen Rückfall in altfränkische Unbeholfenheit gleich mancher anderen Umkehr zu alter Unvernunft begreiflich machen. Von derartiger Not weiß aber unser Anonymus nichts, der für die Gesamtheit der Konsonanten mit zwei Kennstrichen gesorgt und Buchstabenformen nur für die wenigen einfachen Vokale zu beschaffen hat. Der Einwurf ferner, er habe nur berufsmäßig geschulte, in der Überwindung derartiger Schwierigkeiten wohlbewanderte Schnellschreiber im Auge gehabt, wird sich uns kaum als haltbar erweisen. Und da es ihm schließlich auch an Mitteln nicht gebrach, um jener Anforderung mit einem kaum merklichen Raum- und Zeitaufwand zu genügen, so mußte (wie ich meine) schon sein Erfinderehrgeiz ihm verbieten, dem graphischen Reformwerk, welches er soeben seinen Landsleuten und Zeitgenossen in feierlichster Weise darbot, wie mutwillig den höchsten Preis, den der vollen Deutlichkeit, zu rauben. Warum sollte auch (so mußte er sich fragen) sein zielgerecht gebautes, sein schlichtes, handliches und treffsicheres Werkzeug hinter dem prunkhaften, schwerfälligen, 25 verschwenderisch arbeitenden Apparat, genannt die historische Schrift der Griechen, in eben diesem einen Punkt zurückstehen?

Und nun wenden wir uns von diesen vorbereitenden und (wie ich bereitwillig zugebe) nur eine Vorvermutung begründenden Erwägungen hinweg zu den Trümmern des Textes. Was finden wir da? Den sonnenklaren Beweis, daß hier von zwei Lauten und nur von zweien die Rede war — *πρῶτο(ν)* Z. 7 und *(ὕ)στερ(ον)* Z. 9 —. Ferner ein Verbum, welches wie dazu geschaffen scheint, das Hinzutreten von Sekundär- oder Hilfszeichen zu einem schon vorhandenen Primärzeichen auszudrücken — *(πρ)οσλαμ(βάνει)* —. Und daß ein Alphabetiker, der das Gedächtnis

nicht mit mehr als der unbedingt nötigen Zeichenzahl beschweren, der ferner die fundamentale Unterscheidung zwischen Qualität und Quantität nicht ohne Not verwischen, der endlich das Seinige dazu tun will, damit Laut und Lautzeichen im Bewußtsein so fest und so innig als irgend möglich verwachsen — die Vokallänge durch Hilfszeichen ausdrücken wird (und womöglich durch ein Hilfszeichen), was könnte einleuchtender sein? Es lehrt uns dies ebensowohl das eigene Nachdenken wie die Autorität der hervorragendsten Schriftdenker und nicht zum mindesten das Beispiel der vorgeschrittensten historischen Schreibweisen.[1] Von *ē* und *ō* war also hier die Rede. Dies dürfen wir vorläufig wenigstens für gewiß halten, indem wir die schließliche Entscheidung der Gegenprobe überlassen, welche die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer völlig befriedigenden Texteserstellung uns gewähren wird. Sollte aber die zu erwartende Vorschrift über die Anheftung des Dehnungszeichens nicht — wenigstens bei der komplizierteren der zwei bezüglichen Buchstabenformen — eine wenngleich nur beiläufige Beschreibung derselben in sich schließen? Und in der Tat, was sonst als solch einen Hinweis können die glücklicherweise völlig zweifellosen Worte enthalten: *κεραίαις ἀμφ(οτέραις) τῆς ὀρθῆς ἀπ* —? Von der Ergänzung des letzten Restes sehen wir vorerst ab. Auch so sind die vier Worte aufschlußreich genug. Denn sie stellen uns, wenngleich zunächst nur in unsicheren Umrissen, ein — vom Standpunkt der

[1] „Das Vokalzeichen muß dem Vokale als solchem ausschließlich angehören. Die Quantität ist eine akzessorische Eigenschaft, die durch ein Hilfszeichen ausgedrückt werden muß" — (Brücke, a. a. O. 33). Auch das Sanskrit-Alphabet, an welchem Burnouf mit vollstem Rechte „*les traces d'un travail assez philosophique*" erkennt (Essai sur le Pali 39), bedient sich der Dehnungszeichen. Die Anwendung derselben ist im Grunde nur ein Korollar aus dem obersten Grundsatz aller rationellen Alphabetik, „daß jeder Buchstabe nur einen und immer denselben Laut bezeichnen müsse" (Kadmus, 265) und — so dürfen wir hinzufügen — daß jeder Laut durch einen und immer denselben Buchstaben bezeichnet werde. Jedem Laut sein Zeichen und jedem Zeichen seinen Laut! Es soll weder Homophone noch Polyphone geben!

Kurzschrift angesehen — sehr verwickeltes Zeichenbild vor Augen; setzt es sich doch aus drei Strichen zusammen: ein beträchtlicher graphischer Aufwand für diejenigen, dessen 26 Vorliebe für die einfachsten Raumgebilde wir sattsam kennen. Diese Abweichung von der Norm der Sparsamkeit muß ihren Grund haben, und die Einsicht in diesen Grund kann nicht verfehlen uns mancherlei zu lehren. Erinnern wir uns der Vokalskala und ihres (mehr als mutmaßlichen) Zusammenhanges mit der Zeichenbildung. Welcher Buchstabe steht vor uns? Das Wort *ὕστερον* auf der vorangehenden Zeile sagt uns, daß es der zweite der beiden Vokale ist, welchen eine Längenbezeichnung zukommt. Dies ist, da die Ordnung der Vokalskala, in welcher *o* dem *e* vorangeht, wenn überhaupt, so auch hier gelten muß, kein anderer als *e*. Welche aber ist die Stelle von *e* in der aus der Vokalskala entspringenden Anordnung? Die dritte. Der dritte Vokal besteht also aus drei Strichen.

Fürwahr ein seltsames Zusammentreffen, wenn es ein Zusammentreffen ist! Sollen wir nicht vielmehr schließen dürfen, daß uns hier, wo alle Beweisfäden in einen Punkt zusammenlaufen, das Grundprinzip der Vokalbezeichnung gegenübertritt, jenes Prinzip, welches die Neuordnung der Vokalreihe an die Neubildung der Vokalbuchstaben knüpft und das Band zwischen Zeichen und Bezeichneten abzugeben bestimmt ist? Sein Ausgangspunkt läßt sich wie folgt formulieren: Der erste Vokal wird durch das Symbol der Einheit ausgedrückt, oder auch so: das elementarste der hier überhaupt verwendbaren Raumgebilde stellt den ersten Buchstaben dar, und schließlich auch also: der Zeichenträger als solcher führt den Grundvokal mit sich. Und hier mündet unser Seitenpfad wieder in die breite Bahn der geschichtlichen Analogien.

Daß man Gegenstände oder Vorgänge, deren Zahl es im Gedächtnis zu bewahren gilt, durch die entsprechende Anzahl von Strichen bezeichnet, — diese der Natur der Dinge selbst entstammende Übung ist vielleicht von nicht viel ge-

ringerem Alter und sicherlich von gleichem Umfang wie das Menschengeschlecht. Altbabylonische Zylinder sprechen hier dieselbe Sprache wie das Kerbholz einer Dorfschänke: die roheste Bilderschrift indianischer Horden gleicht darin der Priesterschrift Ägyptens. Und wenngleich für die höheren Zahlengruppen schon frühzeitig verkürzte Bezeichnungsweisen eingeführt wurden, so ist das Symbol der Einheit doch 27 unverrückt dasselbe geblieben: der einfache, zumeist senkrechte — mitunter wagrechte oder auch gekrümmte — Strich. Chinesen, Indern, Phöniziern, Griechen, Römern, Arabern und uns selbst diente und dient immer noch dasselbe Ausdrucksmittel.[1] Hier fiel — ein seltener Glücksfall für den erfindenden Alphabetiker — das von der „Natur"

[1] Man vergleiche die Tafel der „Zahlzeichen verschiedener Völker aus verschiedenen Zeiten" am Schluß von Cantors oben genanntem Werk, außerdem, was die Keilschrift anbelangt, etwa Ed. de Chossat, Classification des caractères cunéiformes 4, 13 usw.; in betreff der indianischen Bilderschrift Tylor, Early history of mankind 105—106. Wie man mit diesem Material vor Augen daran denken kann, daß der Einheitsstrich bei den Griechen oder bei den Indern aus einer Buchstabenkürzung entsprungen sei (ersteres stellt wenigstens als Alternative noch Cantor auf S. 100, freilich mit vielen älteren Gelehrten, aber doch nicht mehr mit Gardthausen 261 — letzteres hält Taylor II, 267 für „nicht unmöglich"), dies ist mir schwer begreiflich.

Auch das Sanskrit kennt die dreifache Verwendung des Längsstriches, welche wir für den Anonymus in Anspruch nehmen: als Einheitszeichen, als Schriftstütze und als Träger des Grundvokals! Letzteres insofern, als der Längsstrich hinter ein Konsonantenzeichen gestellt, welches ja an sich bekanntlich stets *a* mit sich führt, diesen Vokal längt — ein Umstand, der sich, wenn wir eine von Burnouf, Essai sur le Pali 36—37, geäußerte Vermutung annehmen und ein wenig glaublicher gestalten dürfen, sehr einleuchtend wie folgt erklären läßt. Die der Silbenschrift entwöhnte und entfremdete Sinnesart vermochte den letzten Rest derselben — das Haften des *a*-Lautes am bloßen Konsonantenzeichen — nicht mehr zu verstehen; man suchte nach einem besonderen Träger des Vokals und glaubte ihn an jener Senkrechten zu finden, welche den älteren Buchstabenformen fehlt, den neueren aber fast durchgängig, und zwar als eine Schriftstütze (*une perpendiculaire sur laquelle s'appuie le corps du caractère*, so nennt sie Burnouf) beigegeben ist. Galt es dann die Länge des *a* auszudrücken, so fügte man eben das vermeintliche Vokalzeichen noch einmal hinzu. (Die von Burnouf später fallen

oder der „Vernunft“ dargebotene Hilfsmittel mit dem gangbaren oder übereinkunftmäßigen zusammen.

Und desgleichen: unter „allen einfachen Linien der Natur“, die ja in der geometrischen Kurzschrift allein Verwendung finden sollen, die einfachste, oder richtiger unter räumlichen Elementargebilden überhaupt das elementarste zur Bezeichnung eben des ersten Buchstabens zu wählen, welcher Gedanke könnte näher liegen? So sehen wir denn auch den vergleichsweise wenig doktrinären Gabelsberger seinen — den herkömmlichen — ersten Vokal (*a*) durch einen Punkt ausdrücken, während ein neuerer Pasigraph es als „vernunftgemäß“ erklärt, daß der „Elementarvokal“ (es ist derselbe gemeint, den andere Phonetiker den „unbestimmten“ nennen) eben dieses Zeichens teilhaft werde.[1]

gelassene Ansicht ward, jedoch ohne unsere Modifikation derselben, aufgenommen von Pott, Etym. Forschung. II, 1², 221.)

Von dem genialen Auskunftsmittel unseres Unbekannten, dem Zeichenträger durchweg einen Lautwert beizulegen, findet sich ein rudimentärer Ansatz nicht nur, wie wir sahen, bei Johann v. Tilbury, sondern auch bei Lady Scott: „der Buchstabe *h* wird durch den bloßen einfachen Silbenstrich ausgedrückt“ (S. 8). Wie sonderbar, daß wir im Gegensatz zur chronologischen Folge von Gedankenkeimen im Mittelalter und in der Gegenwart sprechen müssen, während der Vertreter des griechischen Altertums ihre volle Entfaltung aufweist. Hellas gleicht eben — auf mehr als einem Gebiete — jenem jugendlichen Lieblingshelden Shakespeares, welchen der Dichter mit den Worten preist: *His spring was harvest!*

[1] „*Geometriae primum elementum est punctum; rationabile est, ut vocalis haec tamquam primum elementum puncto designetur*“ etc. (Alexander Kyss, Elementare universale totius generis humani alphabetum, logometria etc., Pest 1813, p. 20.) — Der Gedanke, einen Laut durch eine seiner Stelle im Alphabet entsprechende Anzahl graphischer Elemente auszudrücken, begegnet übrigens — und nicht als eine neue Erfindung — bei einem Zeitgenossen des Anonymus, bei Aeneas, Comment. poliorcet. c. 31, 30 (97, 8 Hercher): *γράφειν δὲ καὶ ὧδε* (es ist von geheimschriftlichen Verständigungsmitteln die Rede) · *προσυνθέμενον τὰ φωνήεντα γράμματα ἐν κεντήμασι τίθεσθαι· ὁπόστον δ᾽ ἂν τύχῃ ἕκαστον ὂν ἐν τοῖς γραφομένοις, τοσαύτας στιγμὰς εἶναι*, d. h. — und so ward dies immer verstanden — *α* soll durch einen Punkt, *ε* durch zwei usw. bezeichnet werden. Natürlich ließ sich die Reihenfolge auch durch eine willkürliche Über-

Den Punkt nun konnte der Anonymus allerdings nicht wählen: wohl aber mußte er — insoweit derartige Erwägungen ihn überhaupt beeinflußten — der gleichen Grundlage der beiden Systeme gemäß dasselbe tun, was Johann v. Tilbury getan hat, indem er . . . den senkrechten Strich, welcher ihm als Träger der übrigen Lautzeichen diente, zugleich zu seinem ersten Buchstaben erkor.

War aber für den Athener das erste Reihenglied wie mit Notwendigkeit gegeben — sollte es nun das Einheitssymbol oder ein mit den sonstigen Anforderungen des Systems nicht unvereinbares Elementargebilde oder schließlich der Zeichenträger sein —: so sehe ich

einkunft abändern, und von einer derartigen mittelalterlichen Geheimschrift weiß Gardthausen (233) zu erzählen, obgleich ihm (und wohl auch den übrigen Darstellern der griechischen Kryptographie, darunter Zeibig 26) die Nachricht des Aeneas entgangen ist. — Ebenso werden in der alt-irischen Ogham-Schrift die Vokale in der Folge *a*, *o*, *u*, *e*, *i* durch einen bis fünf Parallelstriche bezeichnet! Es ist dies eine Schriftart, welche durch ihre Beschränkung auf die geometrischen Elementargebilde ebensosehr an die rationelle Kurzschrift (unseres Atheners oder etwa Pitmans) erinnert, wie sie durch ihre echt mittelalterlich-barbarische Schwerfälligkeit sich von diesen Erzeugnissen großer Kulturepochen aufs schroffste unterscheidet. Auch die skandinavischen Runen* bieten in betreff der graphischen Elemente und ihrer Verwendungsweise merkwürdige Analogien mit unserem Gegenstande dar: „Sie bestehen" (so heißt es bei U. W. Dieterich, Runenschatz S. 1, angeführt von Pott, Etym. Forschung. II, 1², 219) „aus einem senkrechten (gleichsam der Stütze, fügt Pott hinzu) und einem gegen denselben geneigten Striche . . . Jener heißt der Stab . . . und dieser Kennstrich. Durch die Höhe, Lage und Richtung des Kennstriches (zuweilen 2—4 solcher Striche und öfters Winkel- oder Triangelbildung) zum Stabe werden die einzelnen Runen voneinander unterschieden." — Zu Z. 2—3 unserer Inschrift endlich bildet die Terminologie der Ogham-Schrift eine auffallende Parallele: „Das Wesentlichste dieses Alphabets macht nun auch 1. eine lange Mittellinie aus, die fleasg heißt und als Stamm gilt, und 2. Striche, welche zu beiden Seiten von jenem Stamme als Zweige ausgehen und craov, oder Zweige des Ogham, genannt werden" (ebend. S. 220).

* [Ich hätte nach Heinzels belehrender Mitteilung nur von den Geheim-Runen sprechen sollen.]

wenigstens auch für die Fortbildung der Reihe kaum eine andere Möglichkeit als jene, auf welche die bisherige Ermittlung des *e*-Zeichens uns geführt hat. Oder was konnte der allem Willkürlichen und Zufälligen abholden Sinnesart des Mannes so gemäß sein als die durchsichtigste genetische Anknüpfung der Fortsetzung an den Anfang, — jene Hinzufügung weiterer Striche, welche die Zeichenbilder vor den
28 Augen des Lernenden (ich hätte beinahe gesagt, des Kindes) wie von selber entstehen läßt? So vermochte er der aus dem innersten Wesen zweckgemäßer Schrifterfindung geschöpften Vorschrift Brückes, es gelte, „die Zeichen unter sich .... in intellektuellen Zusammenhang zu bringen", vollauf zu genügen: so konnte er die vom Verfasser des „Kadmus" aufgestellte Forderung, man solle „die verschiedenen Klangstufen durch fortschreitende Veränderungen andeuten", buchstäblich erfüllen.[1]

Doch gelangen wir nicht von diesen Prämissen aus zu ungereimten und unannehmbaren Konsequenzen? Nötigen sie uns nicht, für die zwei letzten Glieder der Reihe — und vielleicht auch schon, sobald das Dehnungszeichen hinzutritt, in Ansehung des dritten — Zeichenbilder vorauszusetzen, deren Kompliziertheit der Grundtendenz des ganzen Ent-

[1] „Es ist leicht Zeichen zu erfinden und von dem einen zu sagen: es bedeutet dies, und von dem andern zu sagen: es bedeutet jenes, wenn man keine andere Forderung an seine Zeichen stellt, als daß eines vom andern verschieden sei. Anders aber verhält es sich, wenn man . . . sich die Aufgabe stellt, die Zeichen . . . unter sich . . . in intellektuellen Zusammenhang zu bringen (Brücke, Über eine neue Methode der phonetischen Transkription, Sitzungsber. Bd. 41, 226—227). — Die Vorschrift des „Kadmus" (s. Anm. 2, S. 391) wird mitunter auch in historischen Alphabeten erfüllt, wie denn die Vokalbezeichnung überhaupt — da dieselbe im semitischen Grundalphabete fehlt — zu rationeller Erfindung am meisten Stoff und Anlaß bot. Überraschend wirkt es zu sehen, wie das indobaktrische Alphabet (vgl. die Tafel bei Taylor II, 298) die sämtlichen übrigen Vokalzeichen aus dem *a*-Zeichen durch Differenzierung gewinnt, und zwar nicht ohne „fortschreitende Veränderungen". Jedenfalls steht das *e*-Zeichen dem Grundzeichen näher als jenes für *i*, das *o*-Zeichen gleicht ihm mehr als jenes für *u* (Vokalpyramide).

wurfes, dem Streben nach Formvereinfachung, Hohn spricht? Allerdings zwingen sie uns dazu, wenn wir uns dazu zwingen lassen, d. h. wenn wir annehmen, das eitle Konsequenzmacherei und doktrinärer Eigensinn das Zepter führten und keinerlei Kompromiß zwischen einander widerstreitenden Forderungen gestatteten. Allein das gerade Gegenteil haben wir bereits einmal (S. 374), wenn nicht mehrfach, als eine rühmenswerte Eigenschaft des Atheners kennen gelernt; und so wird er denn auch diesmal — dessen mögen wir sicher sein — sein Schifflein zwischen den drohenden Klippen unversehrt hindurchzusteuern vermocht haben. Wie er dies aber begonnen und wie er sein System, von dem wir ja bisher nur die eine Hälfte genau kennen, im einzelnen ausgestaltet hat, dies wollen wir nunmehr aus seinem eigenen Munde vernehmen:

1 — *ζυγὸς* oder *ὄζος ἐ]π[ὶ μέ-*
σου στε]λέχους ἐν[κάρ-
σιο]ς I· τὸ δὲ πέμπτον
τῶν φωνηέντων Y
5 *τρ]ί[α] μὲν π[ρὸς τὴν*
ὀ]ρ[θ]ὴν ἔχ[ει κέρα· τὸ
δὲ] πρῶτο[ν τῶν μακρῶν
πρ]οσλαμ[βάνει μὲν ἕν,
τὸ δ' ὕ]στερο[ν δύ' ἐπ' ἄκ-
10 *ραι]ς κεραίαις ἀμφο[τέ-*
ραις], τῆς ὀρθῆς ἀπ[ούσ-
ης· τ]ὴν οὖν φων[ὴν μὲν
διαγ]ράφειν οὐ [δέον κτέ.

Übersetzung.

— „Der auf der Mitte eines Stammes schräge ruhende Ast (oder Querbalken) ist I. Der fünfte der Vokale aber, Y, besitzt drei gegen die Senkrechte gezogene schräge Strichelchen: der erste der langen Vokale erhält als Zutat ein solches, der zweite zwei, je eines auf der Spitze jedes der beiden Schenkel, wobei die Senkrechte hinwegfällt. Die Vokal-

bezeichnung nun durch ein Diagramm zu erläutern scheint nicht nötig“ usw.

Versuch einer Rekonstruktion der Vokalzeichen:

Nr. 1 (ο) = I, Nr. 2 (α) = ⅃, Nr. 3 (ε) = ↓, Nr. 4 (ι) = ⺊, Nr. 5 (υ) = Ɛ, Nr. 6, der erste der zwei langen Vokale (ω) = ⊦, Nr. 7, der zweite (η) = V.

Die Rekonstruktion der Vokalzeichen beruht selbstverständlich, insoweit sie nicht auf an und für sich einleuchtenden Textesergänzungen fußt (was mir insbesondere bei Y, dann bei H, beziehungsweise E, der Fall zu sein scheint), auf den im voranstehenden so weitläufig dargelegten Erwägungen im Verein mit dem, was oben (S. 396f.) über die allgemeinen, der Anlage des Systems entspringenden Forderungen bemerkt ward. Daß die Gestaltung der Zeichen mit der Anordnung derselben aufs engste zusammenhängt, wird der Leser nunmehr vielleicht bereitwilliger zugeben, wenn er sieht, daß in keinem der Fälle, in welchen der Anfang der Beschreibung überhaupt erhalten ist, eine auf jene Reihenfolge bezügliche Angabe fehlt (*πέμπτον — πρῶτον — ὕστερον*). Da die fünfte Stelle durch fünf Ecken bezeichnet scheint (die beiden Endpunkte der Senkrechten und die drei der Seitenstrichelchen), so glaubte ich diese Absicht auch beim vierten Zeichen voraussetzen und den lückenhaften Text demgemäß ergänzen zu dürfen. An die Stelle der Zahl der Striche tritt also — falls ich richtig geschlossen — bei den zwei letzten Gliedern jene der Ecken oder Spitzen. Eine ähnliche Symbolik waltet endlich bei den zwei langen
30 Vokalen ob, indem das Dehnungszeichen beim ersten einmal, beim zweiten zweimal beigefügt wird. Der sonst allzu großen Komplikation des Zeichenbildes begegnet aber im letzteren Falle die Beseitigung der Senkrechten, welche nunmehr weder zur Markierung der obersten Stelle, noch als Unterscheidungsmittel notwendig war. Der Rekonstruktion des zweiten Buchstabens endlich — als einer Zwischenstufe zwischen Nr. 1 und Nr. 3 — liegt die Annahme vollster genetischer Durch-

sichtigkeit zugrunde, während die Form V, an die man ja auch denken könnte, dieser und noch anderer Vorzüge ermangeln würde (der Markierung entweder der obersten oder der Mittelstelle, wozu sich im ersteren Falle, wenn man nämlich die Striche nicht bis zur oberen Schriftlinie hinaufführte, ein arger Verstoß gegen die Gleichmäßigkeit gesellen würde). Es darf daran erinnert werden, daß unsere sämtlichen Primärzeichen in historischen Schriftarten erscheinen: nämlich (von Nr. 1 abgesehen, dessen alltägliche Verwendung als Jota jedermann kennt) Nr. 2 — als lambda —, Nr. 3 — als chi und xi —, Nr. 4 — als chi — in griechischen und italischen Alphabeten, Nr. 3 auch in gotischen Runen, Nr. 5 endlich im cyrillischen Alphabet. Es ist dies ein Beweis ihrer praktischen Brauchbarkeit, der, falls die Glaubhaftigkeit unserer Rekonstruktion nicht in Frage steht, das Geschick des Erfinders beleuchten helfen, falls dieses als ausgemacht gilt, jene erhöhen kann. Die Unbestimmtheit der auf Nr. 6 bezüglichen Anweisung: *προσλαμβάνει μὲν ἕν*, ohne Angabe der Anheftungsstelle, stimmt, wenn ich nicht irre, aufs beste zu der Annahme, daß das betreffende Primärzeichen (unsere Nr. 1) ein ungemein einfaches war, denn andernfalls wäre eine genauere Bestimmung kaum entbehrlich. Auch so befremdet das Fehlen derselben im ersten Augenblick, allein eine kurze Überlegung zeigt die Angemessenheit dieses Vorgehens. Denn da jede Verwechslung mit anderen Buchstaben so gut als ausgeschlossen war, so konnte die Anheftung des Hilfszeichens der Willkür des Schreibenden sehr wohl überlassen bleiben, ja es mußte dies geschehen, wenn auf die Raschheit des Schreibens einige Rücksicht genommen wurde. Erforderte es diese doch, daß das schräge Strichelchen auf derselben Seite wie das jeweilige Konsonantensymbol angeheftet ward, ja es konnte möglicherweise auch zur Anknüpfung des letzteren an den Längsstrich dienen und demgemäß die Silbe *ρω* zum Beispiel — in einem Zuge — so geschrieben werden: L. Von dem nächstverwandten L (= *ρο*) blieb das Zeichenbild unterscheidbar genug.

Kommentar.

Die Tafel wurde mit Herrn Köhlers Erlaubnis seiner Publikation entnommen und soll nur das von ihm angefertigte Faksimile getreulich wiedergeben. Manches von dem, was Köhler auf dem Stein gesehen hat, vermag ich auf dem mir vorliegenden Papierabklatsch nicht zu erkennen, was natürlich nicht gegen die über jede Anfechtung erhabene Verläßlichkeit jenes eminenten Kenners, sondern nur für die durch den schlechten Erhaltungszustand der Platte leicht erklärliche Unzulänglichkeit des Abklatsches spricht. Aber auch Köhler selbst ist, wie wir sehen werden, in betreff einiger Stellen in Zweifel geblieben und glaubte zu verschiedenen Zeiten — angesichts des Originals und angesichts eines Abklatsches — Verschiedenes wahrzunehmen. Die bereits von ihm vorgeschlagenen Ergänzungen, die in dieser Partie zahlreicher und wichtiger sind als in der zuerst behandelten, mache ich durch ein beigefügtes *K* als solche kenntlich.

Z. 1. „Auf einem mir vorliegenden Abklatsch glaube ich jetzt ΕΛΕΧΟΥΣ zu erkennen, aber auch diese Lesung ist problematisch" *K.* S. 360. (Bei einem persönlichen Besuch, mit welchem mich Herr Köhler während der Drucklegung dieser Abhandlung beehrt hat und bei welchem er mir auch seine Übereinstimmung mit den wesentlichen Ergebnissen meiner Untersuchung aussprach — in die Erörterung aller Einzelheiten ist unser Gespräch nicht eingegangen — erklärte er, auch selbst an die Ergänzung zu *στελέχους* gedacht, dieselbe aber wieder fallen gelassen zu haben, weil ihm eben der Zusammenhang der Stelle noch nicht klar geworden war. Die „Senkrechte" heißt hier „Stamm", indem sie gleichsam mit Stoff bekleidet und als Träger gedacht wird. Zum „Stamm" würde der „Zweig" oder „Ast" (*ὄζος*) trefflich passen, allein da die schräge Lage desselben eine naturwidrige ist, so mag vielleicht *ζυγός* das Angemessenere sein. Auch an *κανών* ließe sich denken, ein Wort, das in den bekannten, von Athenäus X, 453—454 zusammengestellten poetischen Beschreibungen von Buchstabenformen mehrfach vorkommt. Der sinngemäßen Ergänzung *ἐνκάρσιος* darf die regelwidrige Schreibung (statt *ἐγκάρσιος*) nicht im Wege stehen, denn diese begegnet (um mit einem Spezialforscher, Cauer in Stud. zur gr. und lat. Gramm. VIII, 288 zu sprechen) „*in inscriptionibus graecis omnium aetatum*" (s. ähnliche Fälle der Nichtassimilation bei Meyer, Griechische Grammatik, S. 237, so aus 324/3 in C. I. A. II, 607b, 4). Köhlers Faksimile scheint die Spuren eines K zu zeigen.

Z. 5—6. Die Ergänzung *τρία* (*K.*) *μὲν πρὸς τὴν ὀρθὴν* (*K.*) *ἔχει κέρα* scheint mir von den erhaltenen Zeichen und den Spatien, dem Sinn und Zusammenhang unbedingt gefordert, es wäre denn, daß jemand (was ich nicht für möglich halte) ein anderes, auf graphische Elemente bezügliches und allen übrigen Bedingungen gleich sehr entsprechendes Sub-

stantiv vorzuschlagen wüßte. Ich verstehe hier unter *κέρας* ein durch stärkeres Aufdrücken des Schreibrohres entstehendes kleines Strichelchen oder eine Spitze. So heißen die zwei Spitzen des gespaltenen Rohres selbst, abwechselnd mit *γλυφίδες* und *ἀκίδες* (Gardthausen, Griechische Paläographie, 71), und die antiken Lexikographen erklären das Wort durch *ἐξοχή* wie *ἀκίς* durch *ὀξύτης*. (Vgl. Thes. ling. gr. unter den betreffenden Worten, ferner Anthol. Palat. VI, 227, 3: *εὖ μὲν ἐυσχίστοισι διάγλυπτον κεράεσσι* neben VI, 66, 6: *εὐγραφέων καλάμων ἀκροβαφεῖς ἀκίδας*. Die Pfeilspitze, die Angelspitze wird *ἀκίς* genannt). Auch für die nicht-kontrahierte Pluralform *κέρατα* böte die Zeile Raum genug. [Beide Formen sind nahezu gleich berechtigt. Vgl. Riemann, Revue de Philologie IX, p. 80; auch Meisterhans Grammatik der attischen Inschriften², S. 112, der *κέρα* für „fraglich" erklärt.] Die drei Strichelchen oder Spitzen dienen nebenbei natürlich zur Markierung der drei Stellen, weshalb der Autor sich jeder genaueren Angabe über den Ort der Anheftung enthalten kann.

Z. 7 ff. Ganz verkehrt wäre die Annahme, daß *πρῶτον* und *ὕστερον* auf die *κέρατα* zu beziehen seien. Dagegen spricht gleich entscheidend das Wort *ὕστερον* (*posterius*) und die Unmöglichkeit, für ein *τρίτον* und dessen Beschreibung im folgenden den erforderlichen Raum zu finden. Und was müßten das für verwickelte Buchstabenformen sein, die eine so ausführliche Beschreibung erheischten! — In *προσλαμβάνει* bot das letzte der erhaltenen Zeichen zu Zweifeln Anlaß. Meine Anfrage, ob der Buchstabenrest nicht vielmehr einem B als einem Φ angehöre, beantwortete Köhler brieflich (Athen, 12. April 1884) freundlichst wie folgt: — „daß die Lesung derjenigen Zeichen, die ich in meiner Umschrift in die Klammern aufgenommen habe, als zweifelhaft innerhalb gewisser Grenzen anzusehen ist. So kann Z. 8 das letzte Zeichen sehr wohl B gewesen sein, obwohl ich mich in der Umschrift für *φ* entschieden habe". Wozu noch die mündliche Bemerkung kam, daß die erhaltene Rundung für ein Φ allerdings zu tief zu stehen scheine. Mir hat hier der Abklatsch jeden Zweifel genommen, indem er mir zeigte, daß die schiefe Stellung jenes Buchstabenrestes, die allein an meiner Deutung zweifeln lassen konnte, sich genau so bei dem wohl erhaltenen B Z. 15 findet. Auf die Wiedergabe derartiger Minutien durch sein Faksimile war aber Köhlers Absehen nicht gerichtet.

Z. 10—11. *κεραίαις ἀμφοτέραις* (*K.*): Das Wort *κεραία* bedeutet häufig ganz allgemein Strich, so in den bekannten Evangelienstellen: *ἰῶτα ἓν ἢ μία κεραία οὐ μὴ παρέλθῃ ἀπὸ τοῦ νόμου*, Matth. V, 18, ähnlich Luc. XVI, 17). Die Beschaffenheit der Striche erhellt aber, sobald wir nicht an Kurven denken, meines Erachtens schon daraus, daß die *ὀρθή* als etwas Verschiedenes daneben genannt wird, Horizontalstriche aber durch die Natur der Sache ausgeschlossen sind. Auf diesen Erwägungen und auf der kaum abzuweisenden Annahme, daß die zwei

Striche symmetrisch angeordnet waren, beruhte meine Rekonstruktion
33 des ε-Zeichens. Ganz zuletzt jedoch — erst während des Druckes dieser Zeilen — hat sich mir die Wahrnehmung aufgedrängt, daß auch die Worte kaum eine andere Auslegung gestatten. Denn ein Paar von *κεραῖαι* bedeutet eben (bei Sext. Empir. 487, 7ff. Bekk.) die zwei Schenkel eines Zirkels, also genau die von uns hier angenommene Figur.

Z. 12—13. Daß *γράφειν* (*K.*) oder ein Kompositum dieses Verbums hier gestanden hat, ist selbstverständlich. [Im übrigen vgl. Neue Bemerkungen S. 9f.].

Die unablässig durch *μέν* und *δέ* gegliederte Rede, wobei *μέν* mehrfach bezuglos ist oder einen in weiter Ferne zu erwartenden Gegensatz vorbereiten hilft, besitzt einen ausgeprägt altertümlichen, am meisten an Antiphons Stil erinnernden Charakter (Blaß, Griech. Bereds. I, 125, auch O. Müller, Griechische Literaturgeschichte II^2, 334—335). Sie ist um des Isokrates auf sprachliche Glätte abzielende Vorschriften (Frg. 12, Sauppe): „man solle nicht dieselben Partikeln oft nacheinander gebrauchen, und dort wo eine Responsion zu erfolgen hat, diese alsbald eintreten lassen", auffallend unbekümmert, während andererseits der Hiat doch nicht absichtslos gemieden scheint. Ist der Autor etwa — denn die Abfassungszeit steht durch den Schriftcharakter fest — ein bejahrterer Mann (vielleicht ein schriftstellerischer Laie), dessen Stilgewohnheiten der Hauptsache nach in einer früheren Bildungsepoche wurzeln? Oder war es bloß die Architektonik des Systems, welche ihm — im Verein mit den Forderungen des Lapidarstils — die ihr gemäße Sprachform aufzwang?

Zwei Fragen harren noch ihrer Erledigung: Wie sollten die vokallosen Konsonanten und wie die Aspiraten bezeichnet werden?

Daß die letzteren und nicht die drei Doppelkonsonanten einer Primärbezeichnung ermangelten — und nur zwischen diesen zwei Annahmen war uns (wie man sich erinnern wird) die Wahl gelassen — hatten wir oben (S. 373) für das weitaus Wahrscheinlichere erklärt. Dieses Urteil läßt sich unschwer begründen. Die Doppelbuchstaben wurden von den Griechen stets als das angesehen, was sie sind: als ein kompendiöser Ausdruck für je zwei Sprachlaute, deren jeder sein eigenes selbständiges Zeichen besaß. Eine Neuerung konnte hier füglich nur in der Beseitigung des Kompendiums bestehen,
34 so daß statt des Doppelzeichens wieder, wie in alter Zeit, zwei einfache gesetzt wurden. Nun will ich nicht behaupten,

daß ein um praktische Zweckmäßigkeit völlig unbekümmerter, einseitiger Radikal-Reformer nicht auch daran hätte denken können. Doch stimmt solch ein Zurückschreiten hinter die von der historischen Schrift bereits erreichte Stufe graphischer Bequemlichkeit ganz und gar nicht zu dem Bilde, welches wir bisher von dem Anonymus gewonnen haben. Sehr verschieden steht es mit der Trias der Aspiraten.[1] Hier ließen sich die drei Primärzeichen sehr wohl durch **ein** Sekundärzeichen ersetzen. Und dadurch ward gleichzeitig zwei offenkundigen Normen der rationellen Alphabetik genug getan: eine bloße Lautmodifikation soll durch nicht

[1] Ich setze hier voraus, was gegenwärtig von keiner Seite bestritten wird, daß die griechischen Aspiraten zur Zeit, von der wir handeln, „Verschlußlaute mit angehängtem Reibungsgeräusch derselben Artikulationsstelle" waren (Brücke in Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1858, 696). Und daß es naturgemäßer scheinen mußte, den zur Tenuis hinzutretenden Hauch — der damals jeder selbständigen graphischen Bezeichnung ermangelte — als etwa den zu dieser hinzukommenden S-Laut durch eine bloße Modifikation des Grundzeichens, d. h. durch ein Sekundärzeichen auszudrücken, ist wohl an sich einleuchtend. Für die in geschichtlichen wie in künstlichen Schriftarten aller Zeiten (vom Sanskrit und Hebräischen angefangen bis zu unsern Missionäralphabeten herab) herrschende Gepflogenheit aber, eben diese und andere Lautmodifikationen durch Sekundärzeichen wiederzugeben, wäre es unnütz die Belege zu häufen. Hier — ich spreche nur von der Sekundärbezeichnung der Aspiraten — geht das Mandschu-Alphabet mit dem indobaktrischen, die Schrift des Açoka mit jener des Herrn Ellis Hand in Hand. Letzerer drückt die zwei *th* durch *t* und *ŧ* aus (Essentials of Phonetics, Key etc.), das Indobaktrische unterscheidet *th*, *jh* usw. von *t*, *j* usw. „*by the addition of a bar*" (Taylor II, 301).* — Das Hauchzeichen des Anonymus war sicherlich an den Symbolen der Tenues angebracht. Es sollte jedesmal dasselbe und wird, da keines dieser drei Symbole auf der rechten Seite des Längsstriches figuriert hat, ein von der Linken zur Rechten gezogenes Strichelchen gewesen sein, und zwar ein gekrümmtes, da es sonst mit dem Horizontalstrichelchen verschmolzen wäre, und überdies ein von unten nach oben aufsteigendes, da es sonst bei *t* über die Schriftlinie hinausgetreten wäre, also *to* etwa = ˋT.

* [Ähnlich im Altnordischen und Angelsächsischen: „Für den aspirierten Dental" wurde in Gallien „sogar in römischer Schrift ein eigenes Zeichen (*Đ*) verwendet" (Mommsen, Römische Geschichte V, 91).

mehr als eine Zeichenmodifikation ausgedrückt, und für denselben Zweck soll stets dasselbe Mittel verwendet werden. Wir erinnern uns zu allem Überfluß des gleichen Vorgehens unseres Erfinders in Ansehung der zwei langen Vokale, gleichwie zahlreicher Analogien aus historischen sowohl als künstlichen Alphabeten.

Minder einfach ist die Lösung der zweiten Frage. Zunächst freilich vermag ich durchaus keinen Grund abzusehen, warum nicht dort, wo zwei Konsonanten einem Vokal vorangehen, beide Symbole am Vokalzeichen sollten befestigt worden sein. Dies ließ sich sogar in vielen Fällen mit einem Federzug bewirken, und daraus entspringen nicht selten Silben-, ja Wortbilder, welche die Kürze stenographischer oder tachygraphischer Sigeln mit der vollen Durchsichtigkeit der alphabetischen Schrift vereinigen, z. B. ʅ = *πρό*.[1] Doch der Erfinder mag immerhin gleich Lady Scott „nie mehr als zwei Strichelchen" (S. 27) an den Zeichenträger haben heften wollen. Ferner gibt es Fälle, obgleich sie im Griechischen nicht eben häufig sind, wo in betreff der Aufeinanderfolge der Konsonanten ein Zweifel möglich war, und diesem ließ sich nicht (wie beim gleichen Anlaß im Sanskrit) durch die Regel der Über- und Unterstellung begegnen; endlich blieben die vokallosen Konsonanten am Wort- oder, wenn es (mindestens eventuell) wie ebenfalls im Sanskrit erlaubt sein mochte die Wortabteilung zu vernachlässigen, doch jedenfalls am Satzende übrig.[2] Zeichen zum Ausdruck

[1] Ich darf wohl auch hier in gleichem Sinne wie oben in betreff der Vokalbuchstaben — um nämlich die graphische Brauchbarkeit der rekonstruierten Zeichen zu erhärten — darauf hinweisen, daß dieses und mehrere andere unserer Silbenbilder in geschichtlichen Schriftarten tatsächlich vorkommen: das Zeichen für *πρό* nämlich gleichwie jene für *λο*, *δο* und *πνο* im Alphabet des Açoka, das Silbenbild für *τρο* (wenig verändert) im Indobaktrischen (s. Taylor II, 298). — Unser Zeichen für *ρο* kehrt bei Pitman (= *due*) wieder.

[2] Ich sage „eventuell", weil es ja sehr wohl möglich ist, daß der Erfinder für die schnellschriftliche Anwendung seines Systems besondere Lizenzen und Hilfen gestattete, von welchen im übrigen um der größeren Deutlichkeit willen abgesehen ward. Beispielsweise die Ver-

derartiger Konsonanten ließen sich daher keinesfalls entbehren. 35
Allein hier bietet das System ein so naheliegendes Auskunftsmittel dar, daß es mir schwer fällt zu glauben, sein Urheber habe es nicht zu benützen verstanden. Der Athener ist darin klüger als seine zwei Nachfolger im Mittelalter und in der Neuzeit, daß er den Zeichenträger, den er mit ihnen gemein hat, zugleich als Vokalzeichen verwertet. Allein wie seltsam wäre es doch, wenn dieser Vorzug ihm nunmehr zum Unheil ausschlagen, wenn seine Verfeinerung ihm verwehren sollte, das in Ausnahmsfällen zu tun, was jenen ihre vergleichsweise Unbehilflichkeit jederzeit zu tun erlaubt hat. So gering von der Erfindungsgabe des Mannes zu denken haben wir wahrlich keinen Grund. Konnte er seinem Zeichenträger einen Lautwert leihen, so konnte er ihm denselben wieder nehmen.[1] Auch in Ansehung der Art, wie er bei der Einziehung des Lehens verfuhr, läßt sich eine zum mindesten sehr wahrscheinliche Mutmaßung aufstellen. Wir erinnern uns jener einen (am linken Fußende des Vokalzeichens) befindlichen Stelle, welche bei der Verteilung der konsonantischen Symbole leer ausging und von welcher wir daher

größerung der Symbole, um die Konsonantenverdoppelung auszudrücken, wie dies Pitman und Gabelsberger tun; die gelegentliche Auslassung von Sekundärzeichen; die vielleicht manchmal statthafte Anbringung auch des Schlußkonsonanten am vorangehenden Vokalzeichen (z. B. ⊥ ⌈ = *δόμος*). Mit alledem würde einem berufsmäßigen Tachygraphen weitaus nicht soviel zugemutet, als heutzutage von jedem Stenographen verlangt wird. Die Möglichkeit solch einer Doppelverwendung, wie neuere Kurzschriftler, gleich Kyss (Scriptura diplomatica und currens), Somerhausen (Zonder verkortingen und med verkortingen), Pitman (Corresponding and reporting style), Gabelsberger (Kammer-Stenographie) sie kennen, lag jedenfalls in den Hilfsquellen des Systems, und darauf hinzuweisen schien mir nicht überflüssig.

[1] Auch die kyprische Silbenschrift besaß die Mittel „Konsonanten ohne begleitenden Vokal" auszudrücken. Doch ist natürlich nicht daran zu denken, daß der Witz unseres Erfinders so arm gewesen wäre, um auf die rohen Behelfe jener uralten, „prae-kadmeischen" Schriftart zurückgreifen zu müssen und etwa *po-to-li-ne* für *πτόλιν*, *a-to-ro-po-se* für *ἄνθρωπος* u. dgl. m. zu schreiben (s. Deecke und Sigismund in Stud. zur lat. und griech. Gramm. VII, 226—228).

vermuten durften, daß sie, „wenn irgend einer, so einer ganz anders gearteten Verwendung vorbehalten blieb (S. 373)". Jedes beliebige Symbol (und warum dann nicht das, jeder Mißdeutung entrückte, einfache Ringelchen?) konnte — an dieser Stelle angebracht — die Aufgabe eines Ruhezeichens (eines Schwâ oder Virâma) wirksam erfüllen, den mit dem Lautwert des Grundvokals ausgestatteten Elementar- oder Einheitsstrich dieses Wertes entkleiden und ihn wieder zu dem machen, was er ja immer vorzugsweise und im Geiste seines Schöpfers gewiß zu allererst gewesen ist, zu einem bloßen Konsonantenträger. Und damit erscheint der Kreis dieser Untersuchung als beschlossen.

V.

Doch noch Eines liegt uns ob: die Absichten, welche der Neuerer mit seinem Reformentwurf verband, soweit als tunlich zu ermitteln, die Geistesverfassung, aus welcher dieser hervorging, zu beleuchten, und somit die Einzelerscheinung in den Kulturzusammenhang einzureihen, welchem sie angehört.

Ich spreche mit Vorbedacht von Absichten in der Vielzahl. Denn da der Gebrauch dieser Kurzschrift mehrfachen 36 Nutzen zu stiften geeignet war (durch Raumersparnis, Zeitersparnis, gesteigerte Raschheit der Auffassung),[1] so haben

[1] So sucht Mosengeil (1819) „den wesentlichen Nutzen der Stenographie nicht allein in der Geschwindigkeit, mit der man eigene und fremde Gedanken aufzeichnen kann, sondern mehr noch in der Einfachheit ihrer Züge, die das Bezeichnete zur schnellsten Anschauung bringt" (bei Zeibig 146). Desgleichen betont es Pitman, daß die der Kurzschrift innewohnende „*methodical simplicity of arrangement . . . cannot fail to conduce greatly to mental superiority*" (Manual, p. 8). Ebenso legt Rätzsch (bei Zeibig 153) darauf Gewicht, daß „das stenographische Wortbild wie in einem Zuge die einzelnen Buchstaben . . . verschmolzen und doch klar" zur Wahrnehmung gelangen lasse. Inwieweit der Stammvater aller rationellen Kurzschriftler bereits durch solche Erwägungen beeinflußt ward, läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit ermitteln. Doch ist es sehr wohl möglich, daß er die Eignung dieser Schriftart, den Denkprozeß zu beschleunigen und

wir augenscheinlich kein Recht, nur etwa eine dieser Wirkungen für gewollt und die übrigen für unbeabsichtigt zu erklären. Wohl aber mag es nicht unzulässig scheinen, einen überragenden oder Hauptzweck von untergeordneten oder Nebenzwecken zu unterscheiden. Bei dem Versuch solch einer Auswahl kann uns die nachfolgende Erwägung vor Irrtum schützen. Der ganzen Anlage des Systems, zumal der Art der Vokalbezeichnung wohnt der stärkste Bedacht auf Leichtigkeit des Erlernens inne. Was von vielen Schrifterfindern erstrebt und nicht selten mit überschwenglichen Worten als erreicht verkündet wird,[1] hier ist es in vollstem Maße verwirklicht: der Entwurf läßt sich in kürzester Frist erfassen und dem Gedächtnis unauslöschlich einprägen. Konnte doch ein begabter und gebildeter Grieche, wie ich meine, kaum an das Ende der Steintafel gelangt

zahlreiche andere wohltätige Wirkungen zu üben, nicht übersehen hat. Man höre, wie über einen Teil derselben der Philosoph Karl Rosenkranz urteilt: „Es ist nicht möglich, ein stenographisches System aufzustellen, ohne . . . das Lautsystem einer Sprache . . . zu erwägen." . . . (Womit man die Äußerung des Praktikers Pitman vergleichen mag: „*Phonography is based upon an analysis of the English spoken language. Its consonants and vowels are arranged so as to show, as far as possible, their mutual relations.*" Manual, p. 13.) „Nun muß der Stenograph herangehen, muß die verschiedenen Klassen der Vokale und Konsonanten auseinanderlegen, die ganze Mannigfaltigkeit" derselben „sich zum Bewußtsein bringen, ihnen entsprechend die Zeichen gestalten" (bei Zeibig 164). — Ob der Anonymus den erziehlichen Wert des betreffenden Unterrichts erkannt und gewürdigt hat, bleibe gleichfalls dahingestellt: dieser erscheint mir wenigstens als ein sehr bedeutender, wenn anders der frühzeitigen Übung dreier der kostbarsten Geistesfunktionen (direkte Naturbefragung, natürliche Klassifikation und zweckvolle Veranstaltung) ein bildender Einfluß zugesprochen werden darf.

[1] Z. B. „Byrom improved. Method against Memory; or a Royal Road to Short Hand, whereby an indelible acquaintance with the Alphabet may be obtained within an hour etc. London" (ohne Jahreszahl, bei Zeibig 206). Der Lady Scott gelten fünf Stunden für die zur Erlernung und Aneignung ihrer Schrift erforderliche Durchschnittsfrist. Doch können „talentvolle Menschen" das System „ebensogut in Einer Stunde" erlernen, minder Begabte vielleicht erst nach Tagen (Homographie, 18).

sein ohne sich ihres Inhaltes vollständig, und wenn er dem Gegenstand nicht wieder entfremdet ward, auch für immer bemächtigt zu haben. Hierdurch erscheint eine Annahme vollständig ausgeschlossen: die Voraussetzung nämlich, es handle sich in erster Reihe um eine den technischen Zwecken von Geschwindschreibern gewidmete Schnellschrift. Das Mißverhältnis zwischen Zweck und Mitteln wäre allzu grell, und doch wäre die Erreichung des ersteren kaum genügend gesichert. Uns mindestens will es bedünken, daß die athenische Kurzschrift für Zeitersparnis zwar einiges, weit mehr aber für Raumersparnis leistet. Und diese zweite Wahrnehmung steht mit der ersten im besten Einklang. Ist doch geschwind zu schreiben die Aufgabe vergleichsweise Weniger, leicht und sparsam zu schreiben und derart Geschriebenes zu lesen die Sache Vieler. War also das Absehen unseres Unbekannten — etwa wie jenes der Lady Scott und mancher anderer — hauptsächlich darauf gerichtet, „dem Volke“ eine „wegen ihrer leichten Erlernbarkeit“ und (wie wir hinzufügen können) ihrer Raum-, d. h. Kostenersparnis „ganz besonders zugängliche“ Kurzschrift[1] darzubieten, — als ein gelegentliches Ersatzmittel der historischen Schrift, welches zu „Geschäfts- und Korrespondenz“-Zwecken gleichwie für die „im täglichen

---

[1] Dann würde unser System „zu einer Reihe von Erscheinungen“ gehören, welche Zeibig (173) eben mit den angeführten Worten kennzeichnet. Als „Geschäfts- und Korrespondenzschrift“ (Ders., 89) wird Pitmans Phonographie vielfach gebraucht, was den ungeheuren Erfolg seiner Handbücher allein zu erklären vermag. Lady Scott will vornehmlich dem „Bedürfnisse des schlichten gemeinen Mannes oder Weibes abhelfen“, da man „ja leichter und geschwinder ein ganzes Gesicht zeichnen“ lerne, „ehe man die verdammten künstlich gebogenen, gedrehten, verschlungenen und geschweiften, runden und eckigen Figuren von Buchstaben nachzuzeichnen trifft“. Ihr ist „die Einfachheit und Deutlichkeit, sowie die Kunstlosigkeit und Leichtigkeit“ der Schrift die Hauptsache. Sie wünscht, daß man derselben „Kürze und Raumersparnis“ und „zum Überflusse endlich auch Schnelligkeit und Zeitgewinnst“ nachrühmen könne. Sie warnt „vor jeder Art von Abkürzung“, da ihr „Deutlichkeit“ als „das Grundgesetz und die Hauptbedingnis, die Kürze hingegen nur (als) geringfügige Nebensache“ gilt. (Homographie, S. 18, 20, 22, 27.)

Verkehr" unerläßlichen Aufschreibungen der unteren Volksklassen zu dienen bestimmt war? Solch eine bescheidene Absicht ist nicht unmöglich, aber wahrscheinlich ist sie nicht. Denn Bescheidenheit war keine Tugend jenes Zeitalters. „Nichts überrascht den modernen Leser so sehr" — dies bemerkt einmal treffend der britische Geschichtsschreiber Griechenlands[1] — als „die außerordentliche spekulative Kühnheit" der Reformdenker des vierten Jahrhunderts, ihr ungemessenes Selbstvertrauen und die „ideale Allmacht", welche sie sich unbedenklich zuschrieben. Wer damals etwas Sinnreiches und Originelles erdacht oder erklügelt hatte, der war selten geneigt, bei einer engbegrenzten Verwirklichung seines Gedankens stehen zu bleiben. Minder anspruchslos und eben darum glaublicher klingt ein Anderes. Der Reformator mochte vorzugsweise die literarische Verwertung seiner Neuerung im Auge haben, — eine Abzweckung, welche nur derjenige abenteuerlich schelten kann, der die zu jener Zeit in Griechenland und namentlich zu Athen obwaltenden Verhältnisse nicht ausreichend erwogen hat.[2] Die Leselust war groß, die Armut größer, der Schreibstoff dem wenig Bemittelten nicht leicht erschwinglich.[3] Es wäre ein Wunder,

---

[1] Grote, Plato II, 210.

[2] Wenn Birt die Verwendung von „Notenschrift ... für ein Literaturbuch weder denkbar, noch nachweisbar" nennt (Das antike Buchwesen, 356, 1), so konnte und sollte dieses Urteil augenscheinlich nur für die bisher allein bekannten schwer zu erlernenden Verkürzungs- und Kompendienschriften gelten.

[3] Siehe die bezüglichen Angaben, welche Bergk, Griech. Literaturgeschichte I, 218—219, zusammenstellt. Daß Platons Schriften gegen eine Leihgebühr entlehnt wurden, ist eine durch Antigonos von Karystos wohlbezeugte Tatsache (bei Diog. Laert. III, 66), von der man kaum denken kann, daß sie völlig vereinzelt geblieben ist. — „Dein Bettelsack sei mit Feigbohnen und mit vorn und rückwärts beschriebenen Rollen angefüllt" (*ἡ πήρα δέ σοι θέρμων μεστὴ καὶ ὀπισθογράφων βιβλίων*), läßt Lucian in der Vitarum auctio c. 9 (I, 234 Sommerbrodt) den Diogenes sagen. Dieser Zug könnte ja zur Not einer späteren Zeit angehören und vom Satiriker ohne Rücksicht darauf dem alten Zyniker geliehen sein. Allein da Lucian auch sonst die Zeitfarbe wohl zu wahren weiß, da die „Feigbohne" (man verzeihe das Pedantische dieser Bemerkung:

wenn man nicht auf Ersparnismittel gesonnen hätte; und man hat auf solche gesonnen. Das Prinzip der Leihbibliotheken kam mindestens zu gelegentlicher Anwendung und auch an „wohlfeilsten Volksausgaben“ hat es nicht gefehlt; denn wie anders soll man jene über und über und sicherlich mit möglichst kleinen Buchstaben beschriebenen Schriftrollen nennen, welche (wie Lucian spottet) im Vereine mit der billigsten Leibesnahrung den Ranzen des Zynikers beschwerten? Hier war eine durchgreifende Abhilfe erwünscht. Wohl möglich, daß der erste Anstoß zur Schriftreform von diesem Punkte aus erfolgt ist. Aber schwerlich mehr als der erste Anstoß. Und kaum möglich scheint es uns, daß der Erfinder sich mit dieser oder irgend einer anderen beschränkten Verwendung seiner Neuschrift sollte zufrieden gegeben haben. Denn ihr tief und weit greifender Gegensatz zur geschichtlichen Schriftart macht es zweifellos, daß ihr Urheber an der letzteren die einschneidendste und unbarmherzigste Kritik geübt hat. Er mußte die Planlosigkeit ihrer Anordnung, die Zusammenhanglosigkeit ihrer Zeichen, die Zweckwidrigkeit ihrer Zeit und Raum vergeudenden Formen durchschaut und verurteilt haben, oder seine Schöpfung 38 hätte nicht die Gestalt gewonnen, in welcher sie vor uns liegt. Das eine schließt das andere in sich, oder vielmehr

es gilt eben, Pedantismus durch Pedantismus auszutreiben!) nicht nur hier als Nahrung von Bettelphilosophen genannt wird (Lycophro, frg. 2, p. 817[2], Nauck) [und Krates, frg. 2, 810[2] Nauck], so sehe ich keinerlei Grund dergleichen anzunehmen. Das Verwunderliche ist nicht, daß man zu derartigen Ersparnismitteln griff, sondern daß es selbst mit Anwendung derselben mittellosen Philosophen gleich einem Diogenes und später einem Chrysippos möglich ward, ein so reiches Buchwissen zu erwerben, wie es aus ihren von Dichterzitaten strotzenden literarischen Überresten zu uns spricht. (Von den Schriften des Diogenes geben uns insbesondere jene bekannten vier Reden des Dio ein im wesentlichen gewiß treues und auch zu vielen der Apophthegmen trefflich stimmendes Bild.) Daß die Opisthographa mit möglichst kleinen Buchstaben geschrieben waren, liegt in der Natur der Sache; auch geht beides Hand in Hand bei Plinius, Epist. III, 5, 17: „*Commentarios opisthographos quidem et minutissime scriptos.*“ [Ein Opisthographon hat Herr Walter Scott auch in den herkulenischen Rollen nachgewiesen.]

es sind nur zwei Seiten eines und desselben geistigen Prozesses. Nun stehen wir aber einer Epoche gegenüber, die reformlustiger und fortschrittstrunkener war als irgend eine andere, als selbst der Höhepunkt des vernunftberauschten achtzehnten Jahrhunderts. Es waren die Lenzestage des erwachenden Menschengeistes, dessen schwellenden Jugenddrang der Mehltau des Mißerfolges noch nicht gestreift, dessen siegesfrohen Aufschwung der ernüchternde Hauch der Erfahrung noch nicht gedämpft hatte. Wer in solcher Zeit ein Übel zu bekämpfen unternimmt, der bescheidet sich nicht leicht damit, etwa bloß seinen Besitzstand einzuschränken oder es mit schonender Hand einer schrittweisen Verbesserung zuzuführen. Er will dieses — und sei es noch so weit verzweigt oder noch so tief gewurzelt — frischweg ausrotten und durch ein möglichst Vollkommenes ersetzen.[1] Und so empfiehlt es sich denn allerdings als die wahrscheinlichste Annahme, daß unser graphischer Neuerer sich das höchste Ziel gesteckt hat, das er sich zu setzen vermochte: die Umwälzung des hellenischen Schriftwesens überhaupt, die Verdrängung der althistorischen Schrift der Griechen durch seine Neuschöpfung, die er an der geweihtesten Stätte des „Prytaneums von Hellas" seinen Volksgenossen zur Beurteilung vorlegte und zur Annahme empfahl.

[1] Ein Sohn jenes himmelstürmenden Zeitalters hätte gewiß nicht gleich dem Verfasser des „Kadmus" (S. 3) es lebhaft beklagt, daß „alle Umwandlungen der alphabetischen Schrift von ihren ersten Keimen . . . bis zu den heutigen kalligraphischen Verzierungen (und) Überladungen nur teilweise, zufällig, ohne feste Regeln und Grundsätze" erfolgt sind, hätte dieselbe nicht „mangelhaft neben teilweiser Überfüllung, . . . unregelmäßig, zweideutig, zweckwidrig" gescholten, — um doch sofort zu bekennen, „die herkömmliche alphabetische Schrift" sei ebenso wie „die sogenannte Orthographie . . . nun einmal so tief in die Gewohnheiten der Völker eingewurzelt" . . . . . ., „daß alle Versuche der Art scheitern müßten und stets . . . scheitern werden". Ähnlich, nur mit echt englischer Betonung des „*considerable property . . . involved in types*", *Ellis*, *Essentials of Phonetics*, p. 99. Der Druck, welchen die Vergangenheit jederzeit auf die Gegenwart ausübt, war damals tatsächlich schwächer als in späteren Epochen und er wurde noch mit einer weit geringeren als seiner wirklichen Stärke empfunden.

Doch hierüber, über die Zwecke und den Umfang der geplanten Reform ist eine Meinungsverschiedenheit möglich. Nicht aber in Rücksicht des Geistes, von dem sie durchweht ist und der sie so überaus denkwürdig macht. Es ist dies der Geist der unbedingtesten Vernunftmäßigkeit, — der vollständigsten Emanzipation von Herkommen und Überlieferung. Es ist dies der Geist eines Mannes, der einer praktischen Aufgabe gegenüber nicht nach rechts und nicht nach links, sondern nur gerade vor sich hin blickt und nur die eine Frage kennt: welche Wirkung gilt es zu erzielen, und welche sind die geeignetsten Mittel, um sie zu erzeugen? Es ist jener Geist voraussetzungs- und vorbehaltloser Zweckherrschaft, der insbesondere durch Sokrates auf den Thron gehoben und von den Zynikern auf allen Lebensgebieten zu schonungslosester Anwendung gebracht ward, — der alles geschichtlich Entstandene, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, 39 von den Grundlagen der Gesellschaft bis zu den Einzelnheiten der Tracht, des Städtebaus und des Geschäftsverkehrs vor sein Forum lud und, was sich nicht als probehältig erwies, durch rational-utilitarische Neubildungen zu ersetzen strebte. Der inschriftliche Fund, der uns beschäftigt, fügt dem Bild dieser Epoche einen neuen Zug hinzu, den wir nicht gerne darin missen möchten. Ist uns doch, als ob er diesem nie gefehlt hätte. Zwischen den Schachbrett-Städten des Hippodamos und dem Markengeld der Zyniker war der auf phonetischer Grundlage ruhenden Kurzschrift, man möchte sagen ihr Platz bereitet und gewiesen. Und tönt uns nicht aus jeder Zeile dieses Marmors der Schlachtruf des Zeitalters entgegen: Natur wider Übereinkunft, Ordnung wider Planlosigkeit, Vernunft wider Willkür und Zufall?[1] Allein hier tut eine Unterscheidung not. Die Ver-

[1] Die angemessenste Bezeichnung der athenischen Kurzschrift, die uns hier beschäftigt hat (und nur die Scheu vor dem Schein einer „*petitio principii*" hielt mich ab dieselben zu wählen), wäre diese gewesen: „Ein bisher unbekanntes griechisches Natur- oder Vernunft-Alphabet". Man vergleiche die folgenden Aufschriften gleichartiger Entwürfe: The alphabet of Reason, London 1763. — The Student's

nunftmäßigkeit sollte in menschlichen Dingen nur ein anderer Name für die Zweckgemäßheit sein. Denn der Intellekt kann ja selbstverständlich dem Handeln keine Ziele setzen; ihm liegt in Fragen der Praxis kaum etwas anderes ob als gleichsam Verbindungslinien zu ziehen zwischen zwei Endpunkten, deren einen die von Gefühlen irgendwelcher Art erhobene Forderung, deren anderen das von der Natur der Dinge (die Menschennatur inbegriffen) gebotene Befriedigungsmittel darstellt. Allein gerade in den großen Aufklärungsepochen pflegt sich an den Begriff der Vernünftigkeit ein arger und nicht selten ein gefährlicher Mißverstand zu heften. Wenn irgend ein Altherkömmliches, es sei nun ein Staats- und Gesellschaftsbau oder auch nur ein Schriftsystem, in Trümmer fällt oder als zweckwidrig verworfen wird, so richten sich die Anstrengungen der Menschen nicht sofort und ausschließlich darauf, an die Stelle des Gestürzten ein Zweckdienlicheres und Gemeinnützigeres zu setzen. Da vielmehr das Zweckwidrige zugleich ein allmählich Gewordenes und zumeist ein stückweise und planlos Umgestaltetes, mithin ein Verwickeltes, Unebenmäßiges, Unharmonisches und gar häufig ein Verkünsteltes war: so erlangt — infolge eines begreiflichen Rückschlags — das bloß Einfache, Symmetrische, Harmonische und sogenannte Natürliche eine ungebührliche Wertschätzung, eine höhere als der allein zuständige Richter, der gemeine Nutzen, ihm zuzusprechen vermag. Welche Verheerungen dieser falsche Natur- und Vernunftkultus in den Geistern des Revolutions- 40 zeitalters angerichtet hat, dies können wir jetzt aus Maines „Altem Recht“ und aus Taines allen Übertreibungen und

---

friend, a new and philosophical system of shorthand, in a natural alphabet ... made easy to the humblest capacity ... by G. Tyson, Scarborough 1838. — The Alphabet of Nature by Alex. J. Ellis, London and Bath 1845 (woraus die Essentials of Phonetics hervorgegangen sind). Desgleichen betitelt Pitman den dogmatischen Teil seines Handbuches (p. 13ff.): Alphabet of Nature. Auch der Verfasser des „Kadmus“ spricht (S. 3) von einer „rein auf natürlichen, vernunftmäßigen Grundsätzen“ fußenden allgemeinen Alphabetik.

Einseitigkeiten zum Trotze so großartigem Werk ersehen. Und nicht minder hätte es den Rousseaus des Altertums, den antiken Predigern des Natur- und Vernunftevangeliums gefrommt, wären sie diesen irreleitenden Tendenzen in geringerem Maße untertan und demgemäß geneigter gewesen, den gelegentlichen berichtigenden Winken der „älteren Schwester der Vernunft", der Überlieferung, zu lauschen.[1] Auch den revolutionären Schriftdenkern, den graphischen Stürmern und Drängern aller Zeiten, ist jenes Vorurteil zugunsten der bloßen Einfachheit und Natürlichkeit nicht völlig fremd geblieben. Oder haben wir nicht den vielleicht gewiegtesten Beurteiler dieser Dinge, den Verfasser des „Kadmus", über die „allzu große Einfachheit" der kurzschriftlichen Systeme Klage führen sehen? Hörten wir nicht die sonst so kluge Lady Scott sich dessen wie einer Großtat berühmen, daß sie durch „ein ganz kleines . . . Strichel" das ganze Alphabet zu ersetzen vermag? Und prunken nicht überhaupt Kurzschriftler vielfach mit ihrer Zeichenarmut, als ob sie ein darauf bezügliches Gelübde abgelegt hätten? Von diesen Verirrungen blieb unser Unbekannter, wie uns scheinen will, vergleichsweise frei. Sein Streben nach Einfachheit und Harmonie überschreitet selten, wenn irgendwo, die Grenzen des Zweckdienlichen.[2] Vielleicht bewahrte ihn das angeborne griechische Maß vor Ausschreitungen, welchen die Einseitigkeit nordischer Naturen so leicht zu erliegen pflegt. Jedenfalls hat er sich uns wie in

[1] H. S. Maine, Ancient Law, ch. IV: *The modern history of the Law of Nature.* — Das geistvolle und tiefsinnige Wort von der Tradition als „*sœur aînée de la raison*" — auch „*une sorte de raison qui s'ignore*" — findet sich bei Taine, L'ancien Régime, p. 270.

[2] Die Zeichen seiner Vokal-Heptade insbesondere (die sich übrigens, wie man sieht, mit den zwei konsonantischen Heptaden zu einer wohl nicht unbeabsichtigten Trias harmonisch zusammenschließt) besitzen „Haltbarkeit" und „einen ordentlichen Körper" (s. oben S. 370 und „Kadmus" 260) und erfüllen in hervorragendem Maße die zwei einander widerstreitenden Forderungen: genetisch durchsichtig, d. h. leicht erlernbar, und scharf charakterisiert, d. h. leicht unterscheidbar zu sein.

der Überwindung von Schwierigkeiten am geschicktesten, so am wenigsten geneigt erwiesen, Schwierigkeiten zu häufen, bloß um an ihnen seine Kraft zu üben. Und mit dieser seinem geistigen Gleichgewicht dargebrachten Huldigung scheiden wir von dem Manne, welcher uns für die unverwüstliche Gleichartigkeit der menschlichen Natur — die, vor dieselben Aufgaben gestellt, immer und immer wieder nach denselben Lösungen greift — einen neuen und staunenswürdigen Beleg geliefert und an welchem das Geschlecht der Stenographen, Phonographen und rationellen Alphabetiker einen unerwarteten Vorläufer und geistigen Ahnherrn gefunden hat, nach dem es sich benennen könnte, wenn er nicht namenlos wäre.

13. Neue Bemerkungen über den ältesten Entwurf einer griechischen Kurzschrift.[1]

I.

1 Auf diesen Gegenstand, den ich in den „Sitzungsberichten" des Jahres 1884 (Band 107, Heft 1, S. 339—395) eingehend behandelt habe, von neuem zurückzukommen, veranlaßt mich vornehmlich Herrn Professor Gitlbauers im 44. Bande der „Denkschriften" (Wien 1894) veröffentlichte Abhandlung: „Die drei Systeme der griechischen Tachygraphie". Herr Ulrich Köhler hatte — so viel muß zur Orientierung des diesem Thema noch fremden Lesers vorab bemerkt werden — in den „Mitteilungen des deutschen archäologischen Institutes in Athen", Band 8 (1883), S. 359ff. über eine schwer beschädigte Kolumne eines auf der Akropolis gefundenen, der Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts angehörigen Inschriftsteines berichtet, in welchem er die Bruchstücke eines alten Lehrbuchs der Grammatik zu erkennen glaubte. Ich selbst habe darin die verstümmelten Überreste der Darlegung eines Schriftsystems erkannt, dieses unter allem Vorbehalte zu rekonstruieren, seine Eigenart zu ermitteln und durch zahlreiche Parallelen zu beleuchten gesucht, endlich die merkwürdige Erfindung eines gewitzten Kopfes, das älteste Natur- oder Vernunftalphabet, von dem wir irgend eine Kenntnis haben, als ein Erzeugnis jener gärenden Aufklärungsepoche zu würdigen mich bemüht, die

[1] Wien 1895, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

auf allen Gebieten das Historische durch das Rationelle, Herkommen und Überlieferung durch Vernunft und Natur oder was ihr als solche galt, zu ersetzen bestrebt war.[1] Ohne an diesen und manchen anderen allgemein anerkannten Ergebnissen jener Untersuchung zu rütteln, unternimmt es der oben genannte Gelehrte, jenen ersten Rekonstruktionsversuch einer Überprüfung zu unterziehen und die von mir erzielten Resultate in eingreifender Weise zu modifizieren. Einige der Grundprinzipien des Systems: die Wiedergabe der Konsonanten durch Hilfszeichen, die sich an die Lautbilder der Vokale anlehnen, die phonetische oder lautphysiologische Gruppierung der Konsonanten und der sie ausdrückenden Zeichen, das Prinzip des Stellenwertes, das bei diesen ausschließliche Geltung hat, werden von dieser Kritik nicht berührt. Hingegen weicht Herr Gitlbauer, von allen Einzelheiten zu schweigen, darin von mir ab, daß er die gleichfalls phonetische Neuordnung der Vokale auf Grund der sogenannten Vokalskala bestreitet und auch in betreff der Zeichenbilder eine Anlehnung an die Schriftzeichen des historischen Alphabets behauptet, die mir als mit der streng und schroff rationellen Tendenz jener Erfindung schlechthin unvereinbar gilt.

Zahlreich und schwerwiegend sind die Einwendungen, die ich gegen den Inhalt der Abhandlung zu erheben mich genötigt sehe. Die Ergänzung der auf die Vokalzeichen bezüglichen ersten 12 Zeilen der Inschrift vermag ich kaum in irgend einem Punkte zu billigen. Schon ihre Voraussetzung, daß hier von den Bezeichnungen der Diphthonge gehandelt wird, veranlaßt mich zu entschiedenem Einspruch. Müßten doch, falls diese Annahme richtig wäre, die vokalischen Doppellaute griechisch *δίφθογγα* heißen können, während in Wahrheit das substantivierte Neutrum nur das mit einem Diphthong geschriebene Wort bezeichnet, der Doppelvokal selbst aber stets und allezeit *ἡ δίφθογγος* geheißen hat.

[1] [Die Inschrift ist seither mit meinen Ergänzungen dem Corpus Inscriptionum Atticarum IV, 2, p. 290 sq. einverleibt worden.]

Freilich kommt Herr Gitlbauer S. 6 Anm. 1 diesem Einwande mit den Worten zuvor: „Der ‚Diphthong‘ heißt wohl gewöhnlich *ἡ δίφθογγος*, doch findet sich auch *δίφθογγον*, sowohl im Singular als auch im Plural von den Grammatikern und Lexikographen verwendet: vgl. Papes ‚Handwörterbuch der griechischen Sprache‘ und W. Dindorfs Bemerkungen im ‚Thesaurus linguae Graecae‘, wo Basts diesbezügliche Ausführungen aus seiner Ausgabe des Gregorius Corinthius S. 34—36 zitiert sind. Übrigens ist gerade unser Stein dafür ein klassischer Zeuge, da es sich in diesem Passus doch nur um die Diphthonge handeln kann und das Neutrum durch *τρ]ία* Z. 5 und *πρῶτο[ν* Z. 7 feststeht. Warum sollte auch neben *τὰ φωνήεντα* (Z. 4) und *τὰ ἄφωνα* das analoge *τὰ δίφθογγα* unmöglich sein?“ Ich erwidere, daß allerdings Papes Handwörterbuch dem Neutrum die von Herrn Gitlbauer ihm zuerkannte Bedeutung beimißt, ohne jedoch irgend einen Beleg dafür anzuführen. Im Thesaurus und bei Bast ist von jener Gebrauchsweise des Neutrum mit keiner Silbe die Rede. Der Zirkelschluß, den der letzte Satz der angeführten Anmerkung bildet, bedarf sicherlich keines Wortes der Widerlegung. Doch es tut not, jene Ergänzungen dem Leser vor Augen zu stellen.

* *[ἡ μὲν οὖν τρίτη τῶν φω-]*
1 *νῶν δίφθογγα] π[οιεῖται*
τέσσαρ]α ἔχουσ' ἐν [μόνον
κέρα]ς ·Ι· τὸ δὲ πέμπτον
τῶν φωνηέντων ·Υ·
5 *τρ]ία μὲν, π[ρότερον δὲ τὴν*
ὀ]ρθὴν ἔχ[ον κεραίαν
τὸ] πρῶτο[ν, τὸ δεύτερον
πρ]οσλαμβ[άνον αὐτεῖ κέ-
ρας ὕ]στερο[ν, τὸ τρίτον
10 *ταῖ]ς κεραίαις ἀμφο[τέ-*
ραις] τῆς ὀρθῆς ἀπ[οκλῖ-
νον].

Was diese Restitution besagen soll, dies wäre uns völlig unerfindlich, wenn nicht ihr Urheber eine Übersetzung der

Zeilen 3—12 beigefügt hätte, die also lautet: „Der fünfte der Vokale *υ* (bildet) drei Diphthonge, und zwar, indem er vorne die Vertikale gehörnt hat, den ersten, den zweiten, indem er an derselben hinten ein Hörnchen annimmt, den dritten, indem er mit den beiden genannten Hörnchen von der Vertikalen abzweigt." Brauchen wir erst zu sagen, daß diese Herstellung als Ganzes geradezu unmöglich ist? Vergleichsweise wenig bedeutet die hier beliebte, unseres Wissens jeder Analogie ermangelnde Verwendung von *ποιεῖσθαι*, desgleichen die Unwahrscheinlichkeit, daß die Vokale einmal *φωναί*, ein andermal *φωνήεντα* heißen sollen, was durch den Kollektivausdruck *φωνή* (Z. 12) keineswegs gerechtfertigt wird. Wie ist es aber möglich, daß das einem *μέν* gegenüberstehende *δέ* „und zwar" bedeute? Und wie unerhört wäre die asyndetische Anreihung von *δεύτερον* und *τρίτον*. *κεραίαν* soll hier „rein adjektivisch" gebraucht sein (S. 4, Anm. 2) und „mit einem Hörnchen versehen" bedeuten. Nun kennt aber die griechische Sprache nur ein Substantiv *ἡ κεραία*, keineswegs aber ein Adjektiv *κεραῖος*. Dieses ermangelt jedes Beleges und wird nur einmal im Etymologicum Magnum angeführt, nicht etwa als eine tatsächlich vorhandene Bildung, ja nicht einmal als ein zum Behufe etymologischer Ableitung ersonnenes Figment, sondern lediglich als eine Form, welche vorhanden sein und die Stelle von *κριός* einnehmen müßte, falls dieses Wort, „wie einige fälschlich behaupten", von *κέρας* abzuleiten wäre (Etym. M. p. 539, 17 Gaisford: *τινὲς δὲ λέγουσι παρὰ τὸ κέρας γίνεσθαι κεριὸς καὶ συγκοπῇ κριός· οὐ καλῶς. κεραῖος γὰρ ὤφειλεν εἶναι, ὡς κνέφας κνεφαῖος, οὖδας οὐδαῖος*). Und nun gar die Nebeneinanderstellung von *πρότερον* und *πρῶτον*, von *δεύτερον* und *ὕστερον* je in einem Satze, und zwar in ganz verschiedener Bedeutung!

Minder ungünstig fällt das Urteil über die freilich an Zahl sehr geringen neuen Ergänzungen aus, die Herr Gitlbauer in der ungleich besser erhaltenen, auf die Konsonantenzeichen bezüglichen zweiten Hälfte der Kolumne vornimmt. Eine derselben, *ἀρχεῖ* (Z. 20), im Sinne von *ἐν ἀρχεῖ* oder

ἐπὶ τῇ ἀρχῇ gilt mir allerdings gleichfalls als völlig sprachwidrig und darum unmöglich. Eine zweite, *ἐν μέσω* (Z. 17. 18) ist vielleicht, wenn auch nicht an eben dieser Stelle, sinngemäß (worüber später gehandelt werden soll), kann aber freilich in der ihr hier gegebenen Form, nämlich ohne ein iota adscriptum, nicht als glaubhaft gelten in einem Zeitalter, das derartige Schreibungen nur ganz vereinzelt zuläßt. Findet sich doch in Meisterhans' reichhaltigem Material (Grammatik der attischen Inschriften[2], 53) nicht ein einziges Mal innerhalb eines halben Tausend von Fällen (im vierten Jahrhundert) Ω statt ΩΙ verwendet. Die dritte und letzte der Neuerungen, die Ersetzung meiner Ergänzung *μετεώρα* durch *πλαγία* (Z. 22), hat hingegen meinen vollen Beifall; sie erscheint mir ebenso wohlbegründet als belangreich. Hat doch diese eine gelungene Ergänzung für die Detailrekonstruktion jenes antiken Schriftsystems keineswegs unerhebliche Konsequenzen im Gefolge.

Manche mögen freilich der Meinung sein, daß die Feststellung des Vorhandenseins und der leitenden Grundsätze eines kurzschriftlichen Systems in der Mitte des vierten Jahrhunderts von einiger Wichtigkeit, die Ermittlung seines Aufbaues im einzelnen hingegen von vergleichsweise geringem Belang sei. Diese Ansicht kann jedoch nicht eine unbedingt und vollständig zutreffende heißen. Nicht nur ist es von Interesse, zu erfahren, mit welchem Maße von Geschick und Erfolg der kühne Erfinder seine Aufgabe gelöst hat. Die Art der Ausführung gestattet uns auch, mit größerer oder geringerer Sicherheit die Absichten zu erschließen, die ihn dabei vornehmlich geleitet haben, ob es ihm z. B. mehr um Raum- oder um Zeitersparnis der Schreibenden zu tun war, ob er nur einen Behelf der Aufzeichnung zu schaffen wünschte, der gelegentliche Verwendung finden und neben dem historischen Alphabet ein bescheidenes Plätzchen einnehmen sollte, oder ob er geradezu darauf ausging, das letztere durch seine geistreiche Erfindung zu ersetzen. Diesen Fragen, denen man eine ernste kulturhistorische Bedeutung nicht absprechen kann, gesellt sich

noch eine andere von großem schriftgeschichtlichem Interesse hinzu: die Frage nämlich, ob jenes System spurlos verschwunden ist, oder ob es eine nachhaltige Wirkung geübt hat. Herr Gitlbauer glaubt die letztere Frage bejahen zu können, indem er von diesem Gesichtspunkt aus eine Entwicklungsgeschichte der griechischen Kurzschrift zu liefern unternimmt und einen tiefgreifenden Einfluß jenes in der athenischen Steinurkunde dargelegten Systems nicht nur auf die hellenische Tachygraphie jüngerer Epochen, sondern sogar auch auf das römische System der tironischen Noten behauptet. Über diesen, den umfangreicheren Teil seiner Arbeit ein vollgültiges Urteil zu fällen, dies ist wohl nicht nur für den Schreiber dieser Zeilen eine ungemein schwierige Aufgabe. Wie weit hier zufällige Koinzidenzen vorliegen, wie ich selbst solche in nicht geringer Zahl in Kurzschriftsystemen der Neuzeit und auch in historischen Alphabeten der verschiedensten Länder und Völker aufzuzeigen bemüht war, inwieweit hier wirklicher genetischer Zusammenhang waltet, dies wird sich wenn irgendwann, so jedenfalls erst in einem vorgerückteren Stadium dieser Untersuchungen ermitteln lassen. Einem großen Teile der von Herrn Gitlbauer hervorgehobenen Übereinstimmungen ist freilich von vornherein jegliche Beweiskraft abzusprechen, aus dem einfachen Grunde, weil von allen Unsicherheiten abgesehen, die der Rekonstruktion der Konsonantenzeichen des attischen Systems noch immer anhaften, jene der Vokalzeichen nur als freie Erfindung Herrn Gitlbauers bezeichnet werden kann. Sollen doch nach seiner Ansicht die ersten elf Zeilen der Inschrift von den Diphthongen handeln. Wäre nun diese Ansicht auch so richtig, wie sie erweislicher- und erwiesenermaßen falsch ist, so würde aus ihr sich jedenfalls die Konsequenz ergeben, daß die Urkunde uns zur Rekonstruktion der einfachen Vokalzeichen keine Handhabe bietet. Oder man könnte — um jeder hier in Frage kommenden Möglichkeit zu gedenken — doch nur den Versuch wagen, von den Diphthongzeichen aus Schlüsse auf die Zeichen der einfachen Vokale zu ziehen. Freilich wäre dieses Unternehmen unter allen

Umständen ein verwegenes, im vorliegenden Falle, da sein Ausgangspunkt eine von Anfang bis zu Ende falsche Annahme ist, ein von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagenes. Allein auch diese Kühnheit könnte Vorsicht heißen im Vergleich mit dem Verfahren, das unser Autor bei der Rekonstruktion der Vokalzeichen (S. 14 und 15) in Wirklichkeit einschlägt. Hier soll „bei der peinlich strengen Konsequenz des Systems die Analogie des Konsonantismus gute Dienste" leisten. Gleichzeitig wird jedoch diese Analogie so vollständig außer acht gelassen, daß während bei den Konsonantenzeichen von einer Anlehnung an das historische Alphabet mit keinem Wort die Rede ist, hier solch eine Anlehnung mit Zuversicht behauptet wird und in der Tat die alleinige Grundlage des Rekonstruktionsversuches abgibt. Die also begründeten und mithin auf Flugsand gebauten Annahmen erhalten dann „eine nicht zu unterschätzende Bestätigung" durch Übereinstimmungen mit „der späteren griechischen Tachygraphie". Tut es not, auf den kaum verhüllten *circulus vitiosus* hinzuweisen, in dem sich diese Aufstellungen bewegen? Und trotz alledem mußte Herr Gitlbauer, wenn er den durch die Urkunde gegebenen Voraussetzungen nicht durchweg und völlig untreu werden wollte, überdies noch zu nicht wenigen und zum Teil äußerst gewaltsamen Hilfshypothesen seine Zuflucht nehmen, wie z. B. zu der Annahme, daß man „in der kursiven Tachygraphie das xenophonteische Zeichen für *υ* als Träger aller in der Aussprache ungefähr gleichlautenden Vokale und Diphthonge gewählt hatte" (S. 27), oder zu jener anderen, daß das Zeichen für *χ* in der Minuskeltachygraphie „von der minderen Rolle des *χ* zu der viel bedeutenderen des *σ* befördert" wurde (S. 42). Über die Richtigkeit der tachygraphischen Entzifferungen, die hier verwendet werden, enthalte ich mich, da ich kein Spezialkenner dieser Dinge bin, jedes Urteils. Daß aber auch hier die Forschung noch nicht das letzte Wort gesprochen hat, beweist ein Satz wie der S. 24 vorkommende: *θἡμίσεα αὐτὰ ἀπίθανα*, was bedeuten soll: „die Hälfte schon" (nämlich die Hälfte einer in jener

Subscriptio erwähnten Leistung im Schnellschreiben) „klingt unglaublich“.

Unsere Leser fragen wohl verwundert, was die Worte „das xenophonteische Zeichen für *υ*“ in der oben angeführten Stelle besagen sollen. Die Antwort auf diese Frage erteilt uns Herr Gitlbauer auf S. 17 seiner Abhandlung. Er verweist auf Laertius Diogenes, der „ganz positiv in seiner Vita Xenophontis (II, 48) keinen Geringeren als Xenophon den ersten Stenographen“ nennt. Die bekannten Worte *καὶ πρῶτος ὑποσημειωσάμενος τὰ λεγόμενα εἰς ἀνθρώπους ἤγαγεν* sollen nämlich in der Tat das enthalten, was einst Justus Lipsius in ihnen zu finden glaubte, während der völlig gleichwertige Ausdruck *ὑποσημειώσεις ἐποιεῖτο*, den derselbe Laertius Diogenes in demselben Buche seines Werkes (II, 122) von den Aufzeichnungen eines anderen Sokratikers, des Schusters Simon gebraucht, dieser Bedeutungsnuance entbehren soll. Es wird „ein eigentümliches Zusammentreffen“ genannt, „daß ein so gewiegter Inschriftenkenner wie Köhler den Steintext in die Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts setzt und daß Diogenes Laertius einen griechischen Schriftsteller, der bis um die Mitte des vierten Jahrhunderts lebte, als Erfinder einer Kurzschrift nennt“. Ferner wird auf die „Einfachheit“ sowohl als auf die „strenge Konsequenz“ des Systems hingewiesen, vermöge deren „wir uns mit dem Gedanken, ein philosophischer Schriftsteller könnte ihr Urheber sein, recht gerne vertraut machen dürften“. Und während es im folgenden „nicht so undenkbar“ heißt, daß Xenophon der Urheber des uns jetzt durch die Burginschrift bekannt gewordenen Schriftsystems sei, wird dasselbe sogleich S. 18 „der Kürze halber“ das xenophonteische genannt, ein Vorbehalt, dessen der Leser im weiteren Verlauf der Abhandlung nur allzu leicht vergessen kann. Hier Kritik zu üben wäre ebenso peinlich als es überflüssig ist. Oder brauchen wir Sachkundige daran zu erinnern, daß die intellektuelle Eigenart des Militärs und Sportsmanns Xenophon uns solch eine subtile Erfindung ganz und gar nicht von ihm erwarten läßt, daß er bis ins Greisenalter in der Verbannung gelebt hat,

daß seine Wiedergabe jener sokratischen Gespräche, deren Zeuge er in früher Jugend gewesen ist, auf niemanden — von den Übertreibungen neuerer Hyperkritik ganz abgesehen — den Eindruck stenographischer Treue machen kann, daß es endlich gänzlich unzulässig ist, ein und dasselbe Wort in dem Munde eines und desselben Schriftstellers bald dies, bald jenes bedeuten zu lassen? Es kann als völlig und unwiderruflich ausgemacht gelten, daß Laertius Diogenes mit jener Bemerkung, der schwerlich irgend jemand außer Herrn G. einen „sensationellen Charakter" beimessen wird, nichts anderes sagen wollte als: Xenophon hat zuerst sokratische Reden aufgezeichnet und veröffentlicht.

II.

Wir gelangen zu dem weitaus erfreulicheren Teil unserer Aufgabe. Wie wir schon einmal angedeutet, enthält die vorliegende Abhandlung inmitten von so vielem, was wir als völlig grund- und haltlos bezeichnen mußten, einiges, worin wir einen wahrhaften und bleibenden Gewinn erblicken dürfen. Können wir auch von den drei Ergänzungsvorschlägen, die sich auf die dem Konsonantismus gewidmete Partie der Burginschrift beziehen, nur einen ohne weiteres annehmen, so hat mich doch diese eine Besserung im Vereine mit einer kritischen Bemerkung, die mir freilich nicht mehr neu war, zu einer nicht unerheblichen Modifikation meines ursprünglichen Entwurfs geführt. Die zutreffende Kritik gilt meiner Auffassung der Worte *ἀρχή* und *τελευτή*, die Textbesserung meinem Supplemente [*μετεώρ*]*α* Z. 22, das durch [*πλαγί*]*α* ersetzt wird. Beides hängt aufs engste zusammen. Ich hatte die Worte „Anfang" und „Ende" (im Sinne des von der Linken zur Rechten Schreibenden) auf die linke und rechte Seite des Vokalzeichens bezogen. Daß dies ein Fehlgriff war, darauf hatte mich alsbald nach der Veröffentlichung meiner Abhandlung Herr Walter Scott, Fellow des Merton College in Oxford (seither Professor der klassischen

Philologie an der Universität Sidney in Neu-Süd-Wales) in einem Briefe vom 21. September 1884 aufmerksam gemacht, in dem es heißt:[1] „*With regard to the consonant-scheme one thing that has struck me is that the expressions ἐπὶ τὴν ἀρχὴν and πρὸς τῇ τελευτῇ do not naturally describe positions immediately to the left and right of a perpendicular line* (*as for instance those of π and μ in your diagram*), *but almost necessarily imply that there is some considerable space between the beginning and end in question.*“ Ähnlich macht jetzt Herr Gitlbauer S. 2 auf den Mißstand aufmerksam, „daß von den drei Bezeichnungen *ἀρχή* (Z. 22 und 26), *μέσον* (Z. 25) und *τελευτή* (Z. 21 und 24) *μέσον* in der vertikalen, die beiden anderen aber in der horizontalen Richtung genommen wurden“. Was mich an der irrtümlichen Auffassung der Worte *ἀρχή* und *τελευτή* festhalten ließ, war vornehmlich die Überlegung, daß nur die Ausnützung beider Seiten des Vokalzeichens genügenden Raum schaffe für die erforderliche Zahl der Ansatzstellen, an denen das eine konsonantische Hilfszeichen (die *εὐθεῖα καὶ βραχεῖα γραμμή*) befestigt werden sollte. Die Namen von fünf Konsonanten, nämlich *ταῦ*, *νῦ*, *πεῖ*, *μῦ* und *βῆτα*, sind auf dem Steine vollkommen erhalten, dazu kam das von mir (Z. 19) zweifellos und anerkannt richtig hergestellte *δέλτα*, und auf einen siebenten Konsonanten weist das Z. 26 von mir ebenfalls mit bestem Grund zwischen *πρὸς* und [*τ*]*ὴν* eingesetzte [*μὲν*], dem im folgenden ein *δὲ* entsprechen mußte, mit Notwendigkeit hin. Freilich ist auch

[1] Die Leser der Gitlbauerschen Abhandlung erhalten keine Auskunft darüber, wo und wann Herr Walter Scott die ihm Tafel I zugeschriebene Herstellung der Z. 13 veröffentlicht hat. Dieselbe ist eben niemals veröffentlicht, sondern mir in dem oben angeführten Privatbrief und von mir gesprächsweise Herrn Gitlbauer mitgeteilt worden. Genauer gesprochen, Herr Walter Scott hat die Lesung *τὴν οὖν φωνὴν μὲν γράφειν οὕτω δεῖ* vorgeschlagen, ich daraus *τὴν οὖν φωνὴν μὲν δεῖ γράφειν οὕτως* gemacht. Dieser Modifikation habe ich damals wahrscheinlich gar nicht gedacht, sondern die evident richtige Besserung einfach als von Herrn Walter Scott herrührend bezeichnet.

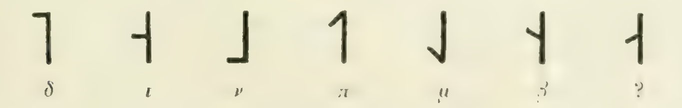
mir der Gedanke gekommen, daß der kurze Geradstrich vielleicht eine Modifikation durch die schräge Stellung erfahren hat (S. 370); doch habe ich, durch unzulängliche Gründe verführt, diesen Gedanken wieder fallen lassen. Ich nehme nunmehr das erwünschte Auskunftsmittel bereitwillig an. Dasselbe gewährt uns den großen Vorteil, die eine Seite des Vokalzeichens vollständig entlasten und die konsonantischen Hilfszeichen, je nachdem der Konsonant vor oder nach dem Vokal auftritt, an der vorderen (linken) oder an der rückwärtigen (rechten) Seite des Vokalzeichens anbringen zu können (S. 12 der Gitlbauerschen Abhandlung). Die ganze auf den Konsonantismus bezügliche und die erste der beiden Heptaden behandelnde Stelle schlage ich somit vor, wie folgt zu ergänzen und zu schreiben:

— *τ]ὴν οὖν φων[ὴν μὲν*
δεῖ γ]ράφειν οὕ[τως.
τῶν] δ' ἀφώνων ἡ [μὲν
15 *εὐ]θεῖα καὶ βρα[χεῖα*
γρα]μμὴ
το]ῦ φωνήεντος [ἐπὶ τεῖ ἀρ-
χεῖ μὲν] τεθεῖσα δύ[ναται
δέλτ]α,
20 *μέση] δὲ ταῦ,*
πρὸς δ]ὲ τεῖ τελευτεῖ νῦ·
πλαγί]α δ' ἐπὶ τὴν ἀρχὴν
μὲν π]ροσηγμένη πεῖ,
πρὸς δὲ] τεῖ τελευτεῖ μῦ,
25 *κατὰ δὲ τ]ὸ [μέ]σον πρὸς*
μὲν τ]ὴν ἀρχὴν προση-
γμέ]νη βῆτα, —

Von Z. 28 ist nur mehr ein Buchstabenrest erhalten, der sich zu E ergänzen läßt und genau unter dem ersten E von *τελευτεῖ* (Z. 24) steht und in soweit auch zu der durch den Zusammenhang gebieterisch geforderten Ergänzung *πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ* — (oder was Herr Gitlbauer vielleicht

mit Recht vorzieht πρὸς δὲ τὴν τελευτὴν) — aufs beste stimmt.

Diese Modifikation meines ursprünglichen Ergänzungsversuches (bei der ich πλαγία [Z. 22] und überdies die Anregung zu ἐπὶ τεῖ ἀρχεῖ [Z. 17—18] und zu μέσηι [Z. 20], wenn auch nicht die Schreibung und die Verwendung dieser Worte, Herrn Gitlbauers Arbeit verdanke) genügt, soviel ich sehen kann, den sachlichen und sprachlichen Anforderungen ebenso vollständig wie der Größe der Spatien und den wenigen Zeichenresten der Urkunde, die ich hier, da das Faksimile nun schon oft genug veröffentlicht worden ist, nicht mehr besonders namhaft mache. Auch die Reihenfolge der Anweisungen zur Bildung der konsonantischen Hilfszeichen erweist sich jetzt als eine völlig naturgemäße. In betreff der drei Horizontalstrichelchen folgen die Ansatzstellen einander in der Ordnung: Anfang, Mitte und Ende. In betreff der vier schrägen Strichelchen wird diese natürliche Folgenreihe verändert in Anfang, Ende und Mitte. Der Grund hierfür ist einleuchtend. Am Anfang und am Ende wird das Schrägstrichelchen nur in einem Sinne — nämlich so, daß die Schriftlinie nicht überschritten wird — also am Anfang in der Richtung nach abwärts, am Ende in der Richtung nach oben verwendet. Die doppelte Verwendung in der Mitte, nämlich einmal mit der Richtung nach oben, das andere Mal mit der Richtung nach unten, bedurfte einer besonderen Darlegung und wurde daher für den Schluß der auf die erste Heptade bezüglichen Anweisung verspart. Die sieben Hilfszeichen besaßen demnach in Verbindung mit dem einfachsten Vokalzeichen, dem senkrechten Striche, der Z. 6 und Z. 11 genannten ὀρθή, die folgende Gestalt.



Der Lautwert des siebenten Zeichens bleibt fraglich. Vielleicht empfiehlt sich die Annahme, daß es σ ausdrücken sollte, da

der dentale Spirant sich einerseits sehr passend an die dentale Media und Tenuis und an den dentalen Nasal (δ τ ν) anschloß und andererseits in ebenso angemessener Weise den mit ihm zusammengesetzten Doppelbuchstaben (ζ ξ ψ) vorangeschickt wurde. [Eine andere, wohl sehr erwägenswerte Möglichkeit! Das siebente Zeichen mag (wie ich anfangs vermutete) in Wahrheit *ψ* bedeuten. Die zweite Heptade könnte dann die Reihe bilden: *ζ σ ϱ ϰ λ γ ξ*. Dann würden den Horizontalzeichen *δ τ ν* die Horizontalzeichen *ζ σ ϱ*, den Schrägzeichen *π β ψ μ* die Schrägzeichen *ϰ γ ξ λ* entsprechen. Wie die ganze Labialreihe in der ersten, wäre die ganze Gutteralreihe in der zweiten Heptade untergebracht. Gleich den vier Liquiden aber wären auch die Glieder der Dentalreihe unter die zwei Heptaden, und zwar unter ihre Anfänge verteilt, derart, daß dem *d*- der *ds*-Laut, dem *t* das *s*, wohl mit Rücksicht auf den Lautwandel (*Ζεύς Διός, τάττω τάσσω*) gegenüberstände. — *λ* und *ϱ* mögen auch umgekehrt angeordnet worden sein —.[1]] Als sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht als gewiß kann es gelten, daß die in der zweiten Heptade nicht mehr untergebrachten drei Konsonanten die drei Aspiraten und nicht etwa die drei Doppelbuchstaben waren. Derselbe Mangel an voller Gewißheit erstreckt sich auch auf andere die Anordnung
12 der zweiten Heptade betreffende Punkte. Wie *δ τ* und *π β* in der ersten Heptade vereinigt, und zwar in nachbarlicher Nähe vereinigt waren, so darf dasselbe mit hoher Wahrscheinlichkeit auch in bezug auf *ϰ γ* im Kreise der zweiten Heptade erwartet werden, und dem Liquidenpaar *ν μ* hat fast sicherlich das andere Paar *λ ϱ* oder *ϱ λ* auch örtlich entsprochen. Die Gestalt, welche das konsonantische Hilfszeichen in der zweiten Heptade gewann, kann, wie ich zweifelnd vermutet habe, ein Ringelchen, die *σϰολιὰ ϰαὶ βραχεῖα γραμμή* (S. 372) gewesen sein, die dann bei ihrer ersten Anheftung in der Mitte, wo sie dem *τ* der

[1] [Es bedarf nur der Annahme, daß die Schrägzeichen ein wenig nach links vorsprangen um die Labialreihe **vor** die Dentalreihe zu stellen, gleichwie diese als **erste** Heptade der in der **zweiten** vereinigten Gutteralreihe voranstand. Vgl. 380, Anm. 1.]

ersten Heptade entsprach, als geschlossener Ring zu denken wäre. Nicht unmöglich aber ist es, daß der εὐθεῖα καὶ βραχεῖα γραμμή die εὐθεῖα καὶ μακρὰ γραμμή, der Herr Gitlbauer den Vorzug gibt, gegenüberstand, und daß dann das Ringelchen etwa zur Bezeichnung der Aspiraten, vielleicht in der Weise verwendet wurde, daß es bei τ, π und κ an die Stelle des geraden Striches getreten ist. Es genügt, auf diese verschiedenen Möglichkeiten und somit darauf hinzuweisen, daß die von dem Schrifterfinder angedeuteten Hilfsmittel völlig ausreichend waren, um seinen Reformplan auch in den Teilen, über die uns ein urkundliches Zeugnis nicht vorliegt, vollständig zu verwirklichen. Auf Herrn Gitlbauers Enneaden-Konstruktion, auf die in der erhaltenen Partie der Urkunde nicht das mindeste hinweist, und bei der die wesentlichsten Bestimmungen, nämlich die Angabe der verschiedenen Richtungen des oberen und unteren Schrägstrichs unausgesprochen geblieben wären, näher einzugehen, sehen wir uns nicht veranlaßt. Daß seine Rekonstruktion der Vokalzeichen jeder urkundlichen Grundlage entbehrt, haben wir bereits zur Genüge dargelegt. Auf eine kritische Erörterung derselben dürfen wir verzichten. Unser eigener erster Versuch, den auf dieses Gebiet bezüglichen, fast hoffnungslos verstümmelten Teil der Inschrift mit einiger Wahrscheinlichkeit wiederherzustellen, kann gewiß nicht als ein vollständig gelungener gelten. Insbesondere taten wir Unrecht, hierbei den Schrägstrich zu verwenden und uns hierdurch von vornherein der Möglichkeit zu berauben, dieses wichtige Hilfsmittel der Rekonstruktion der Konsonantenzeichen dienstbar zu machen. Doch haben wir über das Problematische dieser Ergebnisse niemals einen Zweifel bestehen lassen (vgl. S. 403). Weit wichtiger als das 13 Gelingen dieses Wagnisses war uns die Ermittlung der Grundsätze, die den Schrifterfinder hier geleitet haben, und in diesem Punkte dürfen wir auch noch heute an den damals erzielten Ergebnissen festhalten. Daraus, daß er Υ auf Ι folgen läßt, haben wir geschlossen und durften wir mit gutem Rechte schließen, daß der Schriftreformator auch hier mit

dem historischen Alphabet im Streite lag, daß er ein durchaus rationeller Alphabetiker war, der nicht nur die Zeichen, sondern auch die Reihenfolge der Vokale neuzugestalten unternahm. Und da ferner die Folge *ι—υ* den Schluß der sogenannten natürlichen Vokalreihe bildet, so waren wir auch in unserem guten Rechte, eben die Vokalreihe als das taktische Prinzip des Reformators anzusehen. Nicht minder berechtigt war endlich der Schluß, daß die graphische Reform hier im engsten Zusammenhange mit der taktischen Neuerung stand: denn wie anders wäre es zu erklären, daß inmitten der mit lapidarer Kürze gegebenen Anweisungen zur Bildung der Vokalzeichen die Reihenfolge derselben durch die Worte *τὸ δὲ πέμπτον τῶν φωνηέντων* Υ ausdrücklich hervorgehoben wird? Und dazu stimmen gar wohl, wie wir meinen, die unmittelbar darauffolgenden, sicher hergestellten Worte *τρία μὲν πρὸς τὴν ὀρθὴν ἔχει* (mag nun *κέρα* oder etwas anderes gefolgt sein) Z. 5/6. Nicht minder glaube ich daran festhalten zu dürfen, daß der hier und Z. 12 genannte einfache Vertikalstrich, die *ὀρθή* sc. *γραμμή*, das Grundelement der Vokalbezeichnung abgab und somit den Ausgangspunkt der Vokalreihe, nämlich *ο*, bezeichnen sollte. Der gegen diese Aufstellung von Herrn Gitlbauer erhobene Einwurf, daß dadurch „das Kurzschriftsystem mit der Mnemonik in Konflikt“ gebracht würde (S. 7), entbehrt unseres Erachtens jeder Begründung. Haben wir doch keinen Grund, anzunehmen, daß der radikale Schrifterfinder mnemonische Hilfen für den Erlernenden anderswo suchte als innerhalb der auf phonetischen Grundlagen ruhenden Anordnung seines Systems. Den neuen Wein in die alten Schläuche zu gießen, ein Flickwerk von historischer und rationeller Alphabetik zu schaffen, dies lag ihm, soweit die erhaltenen Überreste einen Schluß auf das Verlorene gestatten, vollständig ferne. Ebenso gleichgültig läßt mich der von manchen 14 Kurzschriftlern gegen meinen Rekonstruktionsversuch vorgebrachte Einwand, es fehle dem Systeme an „Schreibflüchtigkeit“. Denn einmal kennen wir, wie schon oben bemerkt ward, in diesem Betracht ganz und gar nicht

die Absichten des Schrifterfinders. Es ist eben nur eine unter mehreren Möglichkeiten, daß seine Erfindung einen Behelf der Schnellschrift liefern sollte. Und selbst wenn dieser Zweck so unumstößlich feststünde, wie er zweifelhaft ist, was gäbe uns das Recht, vorauszusetzen, daß derjenige, der in so früher Zeit und wahrscheinlich als der erste solch einen Zweck ins Auge gefaßt hat, nunmehr auch sofort die seiner Erreichung dienlichsten Mittel ersonnen hat? Nicht ein System von idealer Vollkommenheit, sondern einen ersten tastenden Versuch auf dem Wege, der allmählich und stufenweise zu dieser führen kann, hätten wir auch in diesem Falle aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwarten. Jedenfalls liegt es uns aber ob, den in der Urkunde enthaltenen Weisungen zu folgen, nicht aber diese auf Grund irgendwelcher vorgefaßter Meinungen zu vergewaltigen.

Ich will von dem Gegenstande nicht scheiden, ohne einen Irrtum zu berichtigen, der ohne mein Verschulden in meiner früheren Abhandlung Raum gefunden hat. Die zwei schlagendsten unter den Parallelen, die ich für das athenische Schriftsystem anzuführen in der Lage war, bilden die mittelalterliche Schrifterfindung des Johann v. Tilbury und die moderne, die eine Wiener Dame unter dem Pseudonym Lady Sophie Scott veröffentlicht hat. Die erstere war mir durch eine Mitteilung Valentin Roses im 8. Bande der Zeitschrift „Hermes" und durch Zeibigs „Geschichte und Literatur der Geschwindschreibekunst", Dresden 1878 bekannt geworden. Da nun bei Zeibig Abbildungen der von dem englischen Mönche gebrauchten Schriftzeichen sich vorfinden, Roses Aufsatz aber diese nicht enthält, so nahm ich an, daß bei Zeibig ein „Rekonstruktionsversuch" jener ars notaria vorliege. Ich bin seither durch eine freundliche Zuschrift des Herrn Dr. G. Michaelis (Berlin, 9. Januar 1885) darüber belehrt worden, daß meine Folgerung eine irrige war. „Heute habe ich" — so lautet jene an einen früheren Brief anknüpfende Mitteilung — „Herrn Dr. Rose gesprochen: die Zeichen der Tilburyschen Schrift sind von ihm aus den

Manuskripten genommen: im ‚Hermes' VIII sind sie nicht veröffentlicht, weil Dr. Rose eine ausführlichere Publikation
15 beabsichtigte, die indes nicht zustande gekommen ist: er hat mir die Zeichen zuerst mitgeteilt, und erst später sind sie dann den Herren des sächsischen Institutes (nämlich des königlichen stenographischen Institutes zu Dresden) bekannt geworden. Ich finde auch nirgends, daß Zeibig sich selbst eine Rekonstruktion der Zeichen zugeschrieben hätte." Somit erwächst auch der Detailausführung jener hochinteressanten Schrifterfindung die volle urkundliche Gewähr, die wir ihr zuzusprechen bisher nicht in der Lage waren.

[Anhang.

Herr Kustos Dr. Carl Wessely hat die Güte gehabt, mir eine neue und noch sorgfältiger ausgeführte Kopie jener Papyrus-Bruchstücke zu übermitteln, die wir in Nr. 7 erwähnt und zu verwerten versucht haben. Das einzige außer dem S. 82 mitgeteilten einigermaßen entzifferbare Bruchstück des jetzt als Nr. 8 bezeichneten Papyrus der erzherzoglichen Sammlung hat, von dem unklaren Anfang abgesehen, den folgenden Wortlaut: — *τὰς ἄλλ(ας)* | *ὁμοίως ἐπιστήμ(ας).* | *οὕτω δὲ καὶ περὶ τ(ὰ)* | *ὄντα καὶ τὴ(ν τοῦ)* | *παντὸς σύσ(τασιν δεικ)νύουσι(ν, ὡς οὐκ ἄ)πειρά ἐστ(ι τὰ ἐξ ὧν)* | *συνέστηκ(ε τὰ πρά)γματα. ἀλλ' ὁ μὲν* | *δύο, ὁ δ(ὲ) τρία, ὁ δὲ τ(έτ)τ(αρ)α. τοῦτο δ' οὖν ἄπᾱ(l. αν)|τες ἐπιχειροῦσιν* | *λέγειν, ἐκ τίνων*
ξ (corr. m. 1)
τ(ὰ ὅ)λα ἐ(σ)τίν, καὶ ἐρ ἀπεί ρ(ω)ν ἄγειν εἰς πέρατα καὶ ἐξ ἀναρι(θμή)των (ε)ἰ(ς ἀ)ριθ(μόν). Nach zwei unverständlichen Zeilen folgt: (— *μὲν οὖ(ν οἱ καλού)μενοι φυσ(ικοὶ καὶ)* | *πραγματευό(μεν)οι* | . . .[1] *περὶ φύσεως ἀποτεμόμενοί τι μέρος ἐκ τῶν ὄντων, περὶ τούτων τ(οι)ούτ(ων) τε λέγουσιν* —. Im folgenden vermag ich nur mehr mit Sicherheit die Wortverbindung: *στοιχ(εῖα τῶν πρα)γμάτων* zu erkennen. Die Herstellung gehört im wesentlichen Wessely an. Ich habe nur sein *ἐπιδεικνύουσιν* durch *δεικνύουσιν* ersetzt und die zwischen *ἄπειρά ἐστι* und *συνέστηκε*, dann die nach diesem Wort vorhandene Lücke ausgefüllt, endlich nach *φυσικοὶ* ein *καὶ* eingesetzt. Der Satz: *ἀλλ' ὁ μὲν — τέτταρα* scheint lückenhaft überliefert, da das erforderliche Verbum, etwa *προτίθησι*, sich kaum hinzudenken läßt.

---

[1] Hier war *οἱ* geschrieben, doch ist *ο* durch einen darübergesetzten Punkt getilgt. Es sollte wohl auch *ι* getilgt werden.

Über den Zusammenhang dieser Kolumne mit der im Text verwerteten lassen sich kaum irgendwelche Vermutungen aufstellen. Es ist von dem Vereinfachungsbedürfnis der Naturwissenschaft, von dem Bemühen die Rede, das an Zahl und Maß Unbegrenzte auf Begrenztes zurückzuführen. Als ein Beispiel dient die Elementenlehre. Sollte darin und noch mehr in dem Hinweis auf die Ausscheidung eines Teiles der Wirklichkeit aus dem Ganzen (*ἀποτεμόμενοί τι μέρος*) ein gemeinsamer Charakterzug der wissenschaftlichen Betrachtungsweise und des künstlerischen, bzw. dichterischen Schaffens mit seiner Typisierungstendenz gefunden werden? Es ist ein anziehendes Rätsel, dessen Lösung schwerlich gelingen wird. Auch auf die Autorschaft der Schrift wirft der Inhalt der neuen Kolumne kein sicheres Licht. Ließ uns vorher der Anklang an eine Stelle der Poetik und die Anwendung aristotelischer Termini (*καὶ λέξει καὶ ἤθει καὶ διανοίᾳ*) an einen peripatetischen Verfasser denken, so macht uns die Art, wie die Lehre von vier Elementen neben jener von zwei oder drei Urstoffen erscheint, daran einigermaßen irre.

Eine rätselhafte Stelle der zuerst veröffentlichten Kolumne wird jetzt noch rätselhafter, als sie vordem war. Ich meine die Wortverbindung *εἰ τυγχάνοιεν — παρ' ἡμῖν αὐτοῖς*. Ich hatte daran gedacht, *τυγχάνοιεν* durch *τυγχάνοι⟨μ⟩εν* zu ersetzen. Dann würde der Autor „sich mit unter die Lehre stellen“, wie derartiges nach Vahlens Auffassung (vgl. dessen Beiträge II, 37 und Poetik[3] 171) bei Aristoteles mehrfach begegnet. Allein Wesselys neue Lesung *τὸ τυγχάνον* ist mit dieser Mutmaßung nicht vereinbar.]

Nachträge.

1. (Zu S. 104.) Einen wohlgelungenen Versuch, die Methode in Metrodors Wahnsinn zu erkennen, hat W. Nestle unternommen (Philologus Band 66 — N. F. 20 — S. 503 ff.). Er findet den Schlüssel zu jenen Abenteuerlichkeiten vornehmlich in der Mißdeutung von Stellen der homerischen Gedichte.

2. (Zu S. 367 ff.) Ich will noch ausdrücklich bemerken, daß ich den auf die Konsonantenzeichen bezüglichen Teil der Burg-Inschrift zwar nunmehr für endgültig geordnet (S. 442), von dem „Versuch einer Rekonstruktion der Vokalzeichen" hingegen nur mehr Nr. 1 für gesichert und Nr. 4 für höchst wahrscheinlich halte (S. 414). Getilgt haben wir jenen — übrigens schon S. 445 preisgegebenen — ersten Versuch nur darum nicht, weil er vielleicht den Ausgangspunkt erfolgreicherer Bemühungen anderer bilden kann.

Berichtigungen.

S. 121, Z. 12 statt „*πἀφθόνησα*“ lies „*κἀφθόνησα*“

S. 164, Z. 5 und 12 soll es statt „dem II. Bande“ heißen: „einem späteren Bande“

S. 204, Z. 2 statt „*Σικελιᾳ*,“ lies „*Σικελίᾳ*,“

S. 258, Z. 8 v. u. statt „*θηρία θυμοῦ*“ lies „*θηρία τοῖς ἀμυνομένοις θυμοῦ*“

S. 295, Z. 14 statt „*Ζεὺς⟩ οὐ*“ lies „*Ζεύς⟩, οὐ*“

S. 302, Z. 1 v. u. statt „dem *Ὅμοια*“ lies „den *Ὅμοια*“

S. 304, Z. 1 statt „Moralia I,“ lies „Moralia,“

mitgearbeitet, und die griechische Philosophie wird so nicht nur dargestellt, sondern in lebendigen Kontakt gebracht mit ihrem Text, mit allen Wissenschaften, namentlich Naturwissenschaften, mit anderen Zeiten und Völkern, mit moderner Philosophie und mit dem Bildungsinteresse eines modernen Publikums. *„Logos“ Bd. I. 1910. Heft 1.*

Es ist nicht allzulange her, daß man die Philosophie als ein scharf abgegrenztes Wissensgebiet betrachtete, als ein besonderes Reich des Geistes, in dem, unabhängig von der übrigen Kultur, die Vernunftbedürfnisse einzelner Menschen, dazu noch in widersprechender Weise abgehandelt werden. Auch hervorragende Geschichtschreiber der griechischen Literatur sind von solch beschränkter Auffassung nicht ganz frei. Und doch hat bereits vor dreißig Jahren Eduard Zeller mit Recht darauf hingewiesen, daß die Systeme der Denker, wie selbständig und eigenartig sie auch erscheinen, immer nur als Glieder eines umfassenden Zusammenhangs begriffen werden können. Die Philosophie, einer der vielen Vorgänge im Organismus der Völkerentwicklung, hat selbst da, wo sie in ausgeprägtest metaphysischer Form erscheint, wirkliche Vorgänge zur Unterlage. Falsch, ja grundfalsch ist die Ansicht, daß die Welt der Tatsachen nichts zu tun habe mit der Welt der Ideen. Beide stehen in engster Wechselwirkung. Es kommt nicht von ungefähr, daß auf den Höhen menschlicher Geistesbildung die Meister der Philosophie jederzeit ihre Gedanken in die Tat umzusetzen bemüht sind. Eine scharfe Zeichnung des kulturhistorischen Hintergrundes bei klarem Herausarbeiten des Bedeutsamen und Bleibenden in der spekulativen Bewegung muß daher in erster Linie verlangt werden. Keine Darstellung genügt meines Erachtens dieser Anforderung mehr oder übt eine tiefergehende Wirkung aus als das herrliche Werk von Gomperz. Dessen wurde ich erneut inne, jetzt wo ich mich an der dritten Auflage des ersten Bandes erfreuen durfte. Zwar haben zahlreiche Berichtigungen und Verbesserungen das Buch noch wertvoller gemacht, aber die Einteilung und der Gesamtcharakter sind unangetastet geblieben. Gab doch zu einschneidenden Änderungen oder Zusätzen, die einer Bereicherung des Quellenmaterials ihren Ursprung verdanken, die gelehrte Arbeit der letzten Jahre keinen Anlaß. Auch von polemischen Erörterungen glaubte der Verfasser, so groß manchmal die Versuchung sein mußte, möglichst absehen zu sollen. Darum liest sich alles so angenehm. Man mag aufschlagen wo man will, man wird angezogen und festgehalten. *Südwestdeutsche Schulblätter Nr. 8. 28. Jahrgang.*

Zum dritten Male macht das prächtige Buch seinen Weg, und mir scheint, es hat seine Aufgabe noch lange nicht erfüllt, auch bei uns Historikern der Naturwissenschaft und der Medizin noch nicht! Es ist mein warmer Wunsch, daß auch aus unserer Schar recht viele diese Geschichte griechischen Denkens auf sich wirken lassen, sie ganz in sich aufnehmen. Auch der Griechengeist hat seine Mission auf Erden noch nicht erschöpft: Hier sind die größten Fragen der Menschheit in Klarheit gestellt und Lösungen versucht, die ihre Bedeutung immer behalten werden. — Und wie ist das alles hier vorgetragen, wie meisterhaft das einzelne Denkereignis in die großen Zusammenhänge des Menschheitdenkens hineingestellt, das Langeher mit dem Gestern und Heute geistvoll verknüpfend. Wer das bedeutende Werk noch nicht gelesen hat, ist fast um den ersten Genuß zu beneiden, und wer sich schon früher einmal darin vertieft hat, er nehme es in der neuen Gestalt, die in manchem noch gereift ist, abermals zur Hand; er wird die mit Gomperz' Buch verbrachten Stunden bestimmt wiederum zu seinen angenehmsten zählen!

Mittlgn. z. Geschichte d. Med. u. d. Naturwissensch. Nr. 43. X. Bd. Nr. 4.

HELLENIKA

Eine Auswahl
philologischer und philosophiegeschichtlicher
kleiner Schriften

Von

THEODOR GOMPERZ

Zweiter Band

Mit einer Tafel



LEIPZIG
VERLAG VON VEIT & COMP.
1912

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt.

Erste Hauptabteilung.

IV. Herodot und sein Geschichtswerk.

V. Zu griechischen Inschriften, insbesondere poetischen Inhalts.

VI. Miscellanea.

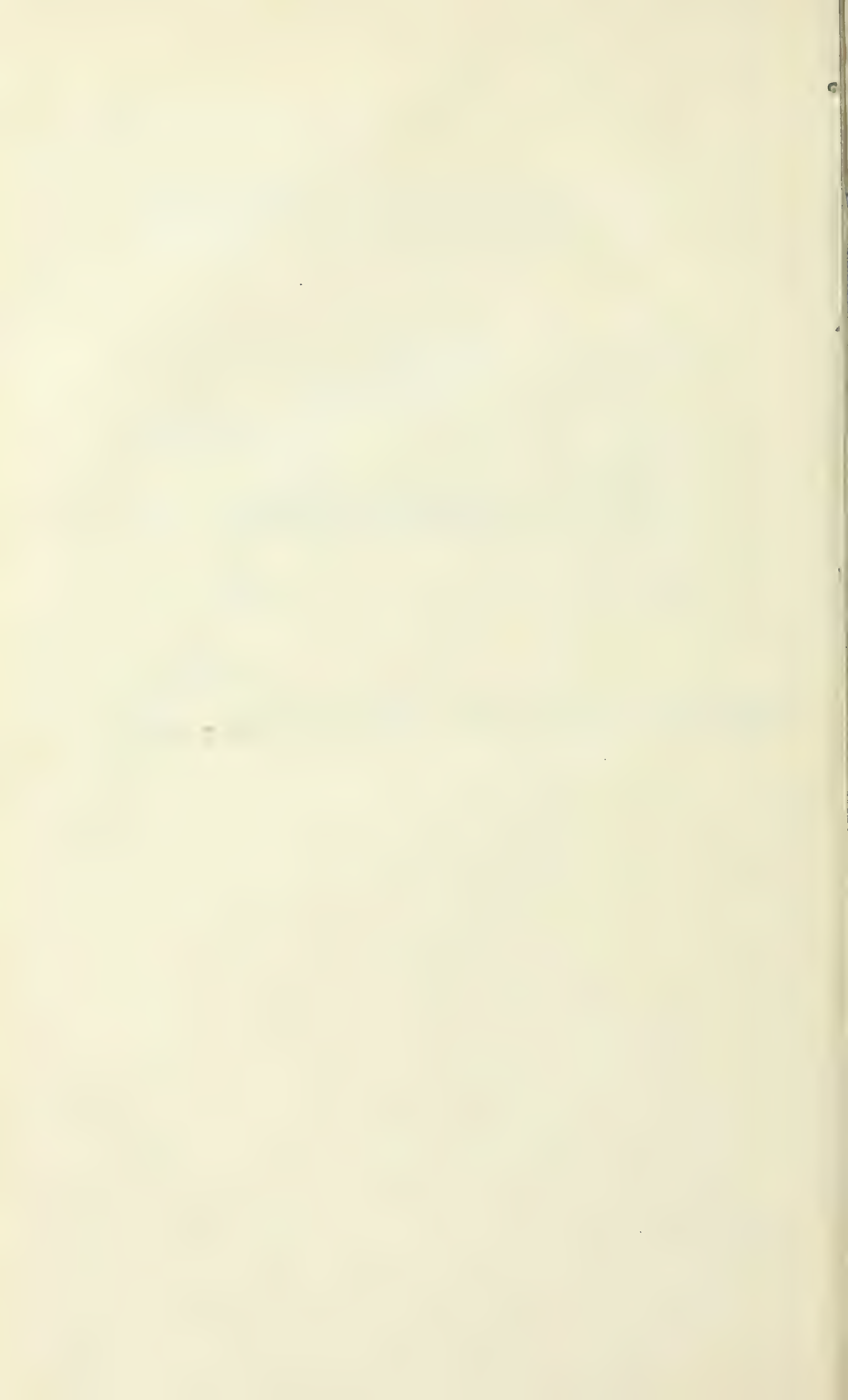
Anhang.

Kleine Anzeigen.

Erste Hauptabteilung.

IV.

Herodot und sein Geschichtswerk.



14. Herodoteische Studien I.[1]

1.

Die Frage nach dem Abschluß des herodoteischen Geschichtswerkes.

Herodot beginnt sein Werk mit einer Ankündigung, 3 deren Wortverstand zwar zumeist richtig aufgefaßt, deren [141] Tragweite jedoch kaum nach Gebühr gewürdigt worden ist. Er will — so sagt er uns — „was von Menschen geschehen ist“ der Vergessenheit entreißen und gleichzeitig verhindern, daß „große und wunderwürdige Taten, welche Griechen sowohl als Nicht-Griechen vollbracht haben, des ihnen gebührenden Ruhmes verlustig gehen“. Er will — dies ist augenscheinlich der Sinn seiner Worte — einerseits das Andenken der geschichtlichen Vergangenheit überhaupt erhalten, dieselbe vor pietätloser Nichtachtung und Geringschätzung bewahren helfen, andererseits der Mit- und Nachwelt hohe Vor- und Musterbilder, Gegenstände der Nachahmung und Nacheiferung vor Augen halten. Er will, mit einem Worte, nicht nur belehren, sondern zugleich erheben und erbauen. Darum und nur darum stellt er neben das allgemeine Objekt seiner Geschichtsdarstellung „*τὰ ἐξ ἀνθρώπων γενόμενα*“ noch das besondere, die „*ἔργα μεγάλα τε καὶ θωυμαστά*“ — die „*hauts faits et gestes merveilleux*“, wie Paul Louis Courier, die „großen Wundertaten“, wie

[1] Wien 1883, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

Friedrich Lange, die *„great and wonderful actions“*, wie George Rawlinson übersetzt.[1]

4 [142] Wäre man sich dieser Doppelabsicht des Vaters der Geschichte allezeit vollständig bewußt geblieben, schwerlich hätte die Ansicht, sein Werk liege uns in unvollendeter Gestalt vor, so weite Verbreitung gewinnen können. Mir erscheint diese Meinung, wie ich schon vor geraumer Zeit erklärt habe (Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 820), als völlig grundlos, nicht nur in jener weiteren Fassung, nach welcher „die ursprüngliche Disposition . . nicht zur Ausführung“ gelangt und „das ganze, großartig angelegte Werk . . ein Torso“ geblieben ist (Kirchhoff, Über die Entstehungszeit[2] usw., 27), sondern auch in jener Einschränkung, mit welcher Rawlinson dieselbe vorträgt: der Geschichtschreiber habe zwar das ursprünglich ins Auge gefaßte Ziel seiner Erzählung erreicht, jedoch sein Werk nicht zu einem äußerlichen Abschlusse gebracht (I^3, 33 und 114). Sprechen wir von der erstgenannten Hypothese zuerst.

Herodot würde — so meint Dahlmann — „auch Kimons Züge, den großen ägyptischen Krieg der Athener, er möchte selbst das Eingreifen Persiens in den peloponnesischen Krieg geschildert haben, wenn das Leben ausgereicht hätte“ (Herodot, aus seinem Buche sein Leben, S. 137—138). Und Adolf Kirchhoff ist der Überzeuguug, „daß es das Vor-

[1] Heinrich Steins Wiedergabe der „ἔϱγα“ durch „Werke“, „dauernde Denkmäler“ (s. seine Übersetzung und kommentierte Ausgabe) richtet sich selbst. Denn weder spielt die Schilderung der Bau- und sonstigen Kunstdenkmale in unserem Geschichtswerke eine derartige Rolle, daß sie an so hervorragender Stelle erwähnt werden durfte, noch konnte ein Hauptabsehen des Historikers dahin gehen, Dinge zu verherrlichen, die ihre Herrlichkeit laut genug selbst verkünden und mithin seines Heroldsamtes am ehesten entraten mochten. Will man das Sinnwidrige dieser Auslegung und Übertragung gleichsam mit Händen greifen, so braucht man bloß an die Stelle des Genus eine oder die andere der Spezies zu setzen, also etwa: „Herodot von Halikarnass hat dies erkundet und aufgezeichnet, damit weder was von Menschen geschehen mit der Zeit verklinge, noch auch — die ägyptischen Pyramiden, die Tempel von Theben usw. ihres Ruhmes verlustig gehen.“ [Anders urteilt Diels Hermes XXII, 440, Anm. 1.]

haben Herodots war" (an dessen Ausführung ihn vielleicht nicht sowohl der Tod, als „die trüben Erfahrungen gleich der ersten" Jahre des peloponnesischen Krieges gehindert haben), „die Darstellung des Kampfes zwischen Barbaren und Hellenen bis zur Schlacht am Eurymedon oder bis zum Tode Kimons herabzuführen und diese Darstellung in eine Verherrlichung Athens und seines großen Staatsmannes aus- 5 laufen zu lassen" (a. a. O., S. 28). [143] Woraus erschließt man diese Absichten des Historikers? Doch wohl nur aus der Tatsache, daß er Griechenland im Kampfe mit Persien schildert, indem man nunmehr meint, er müsse, was er also begonnen, bis zum letzten Ende haben durchführen wollen. Allein dies heißt, unseres Erachtens, die tiefste Eigentümlichkeit herodoteischer Geschichtsdarstellung, die Tendenzen, von welchen sie getragen, die Antriebe, aus denen sie entsprungen ist, vollständig mißverstehen. Zwei dieser Impulse haben wir kennen gelernt. Zu ihnen gesellen, mit ihnen verschwistern sich andere, deren das knappe Vorwort keine Erwähnung tut. Denn gleichwie dieses in betreff des ersten Hauptzweckes, der Befriedigung berechtigter Wißbegier, nur auf historische „Geschehnisse" oder Begebenheiten Bezug nimmt, hingegen der Zustände der Völker, ihrer Sitten und Bräuche, ihrer Verteilung und ihrer Wohnsitze, kurz des ganzen im Verlaufe des Werkes so reich entfalteten ethnographisch-geographischen Hintergrundes mit keinem Worte gedenkt, so müssen wir uns auch den zweiten — den ethischen — Hauptantrieb durch mannigfache andere Einflüsse verstärkt, beschränkt, individuell ausgestaltet denken. Herodot ist nicht nur ein für alles Große und Erhabene im höchsten Maße empfänglicher Mensch, er ist auch Grieche, und zwar ein trotz seiner beispiellosen Gerechtigkeit gegen Barbaren[1] national und ungeachtet seiner ausgesprochenen 6 [144]

[1] Kein Grieche war jemals freier von Rassenhochmut und nationalem Dünkel als Herodot. Schweres Unrecht erweist man ihm, wenn man mit Bernays (Phokion, S. 25) annimmt, er erwähne die phönikische Abkunft des Thales (I, 170), um ihm dieselbe vorzuwerfen. Man muß fürwahr überscharf sehen, um aus einem Satze, welcher das unum

Vorliebe für Athen panhellenisch gesinnter Grieche; er ist ferner ein warmer Volks- und Freiheitsfreund, der die asiatische Gewalt- und Willkürherrschaft aus dem Grunde seiner Seele verabscheut; er ist endlich eine gläubige und tiefreligiöse Natur, welche in der Niederlage des übermütigen Nationalfeindes ein göttliches Strafgericht erblickt. Der Zusammenfluß all dieser Motive hat es bewirkt, daß er zum Ziel- und Kernpunkt seines unerhört großartig angelegten Weltgemäldes nicht irgendwelche andere „Großtaten", sondern den heroischen Kampf seines Volkes mit der persischen Übermacht erhob. Darum fließt der Strom seiner Erzählung, der in den früheren Büchern so häufig stockt, sich in Episoden wie in Nebenarme spaltet und zu weitläufigen zuständlichen Schilderungen wie zu Landseen verbreitert, in den letzten drei Büchern mächtig und ungeteilt dahin — daher die Fülle der Vorzeichen und Traumgesichte, der Reichtum an tiefsinnigen Aussprüchen und an ergreifenden Einzel-

wundenste Lob des großen Milesiers enthält (*χρηστὴ δὲ* [sc. *γνώμη*] *καὶ* . . . *Θάλεω ἀνδρὸς Μιλησίου ἐγένετο*; man beachte auch die Zusammenstellung mit Bias: *οὗτοι μὲν δή σφι γνώμας κτέ.*), zugleich eine „genealogische Malice" herauszulesen. Birgt jene Zwischenbemerkung (*τὸ ἀνέκαθεν γένος ἐόντος Φοίνικος*) in der Tat eine polemische Spitze, so kann sich diese nur gegen die Zwölf-Städte-Jonier richten, welche der Halikarnassier ja auch ein anderes Mal (ihrer nationalen Exklusivität wegen) scharf aufs Korn nimmt (I, 146). Dann würde jener Hinweis etwa besagen sollen: erst ein Mann von fremdländischer Herkunft mußte den Joniern einen Rat erteilen, der sie zu retten vermocht hätte, wären sie anders weitsichtig und großherzig genug gewesen, ihn anzunehmen. — War übrigens Herodot selbst von jeder Beimischung fremden Blutes frei? Man möchte es bezweifeln, wenn man sich des unzweifelhaft karischen Namens seines Oheims Panyassis erinnert (vgl. die Zusammenstellung der gleichartigen Namen Bull. de corr. hell. IV, 318 und VI, 193, auch A. Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland, S. 112, Anm. 1). Beiläufig sei bemerkt, daß der alten, jüngst mit allzu weitgehendem Skeptizismus angefochtenen Tradition über Herodots Familie neuerlich eine nicht unerhebliche Stütze erwachsen ist durch das Auftauchen des Namens Lyxes (so hieß nach Suidas der Vater des Historikers) auf einer halikarnassischen Inschrift (Bull. de corr. hell. VI, 192). [Auch diesen Namen erklärt Diels für einen karischen, Archiv f. Gesch. der Philosophie II, 169.]

szenen, welche der riesengroßen, der schicksalsschweren Entscheidung vorangehen. Mit vollstem Rechte nennt einer der wenigen Herodot ebenbürtigen Geschichtschreiber, welche die Welt gesehen hat, den Zug des Xerxes „und die endgültige Niederlage seiner Streitkräfte" nicht nur „das ausschließliche Thema der drei letzten Bücher", sondern „den Hauptgegenstand des ganzen Werkes", die Vollendung von Herodots historischem Plane", („the consummation of his historical scheme" Grote, Hist. of Greece, V², 7). Und in der Tat, der Höhepunkt der Wirkung ist erreicht, ein nicht mehr zu überbietender Eindruck ist hervorgebracht, der Vorhang rauscht nieder — und nun sollten wir annehmen dürfen, daß es die eigentliche, nur durch zufällige Umstände vereitelte Absicht des gewaltigen Künstlers war, der markerschütternden Tragödie ein Nachspiel folgen zu lassen, das zum allermindesten den Effekt nicht zu steigern vermocht hätte und darum allein schon ihn notwendig abschwächen mußte? Allein dies ist nicht alles. Nicht nur hatte unser Historiker, der ja keineswegs gleich Thukydides zum Behuf pragmatisch-politischer Belehrung Geschichte schrieb,[1] keinerlei Grund über diesen Punkt hinauszuschreiten; er hatte die allerstärksten Gründe, eben hier Halt zu machen. Hätte er doch — und dies scheint bisher nicht erwogen zu sein — nicht die Ereignisse der nächsten Monate erzählen können, ohne den Lorbeerkranz des Siegers von Platää Blatt für Blatt zu zerpflücken; hätte er doch nicht die Vorgänge des folgenden Jahres schildern können, ohne mit der athenischen Mauerbau-Angelegenheit den ersten Anlaß oder doch die früheste Äußerung jenes Zwiespalts der beiden Großstaaten zu berühren, welchen der panhellenische Patriot als den Fluch seines Zeitalters empfinden mußte und dem das erhebende Gegenbild griechischer Einigkeit und griechischer

7
[145]

[1] Hätte man doch immer Otfried Müllers goldene Worte beherzigt: „Herodot ist wirklich ebensosehr ein Theolog und Dichter, wie er Historiker ist . . . Das bloße Wiedergeben einer gewöhnlichen Erfahrung in den Kreisen des Menschenlebens ist nicht seine Aufgabe" (Geschichte der griech. Literatur I², 492—493).

Größe entgegenzuhalten eine der Hauptaufgaben seines Lebens gewesen ist. Und endlich: sieht die eingangs in den Nebel der Urzeit tauchende Darstellung etwa so aus, als ob sie in eine „Geschichte der neuesten Zeit" ausmünden, in einer ganz eigentlich „zeitgenössischen Geschichte" ihren Abschluß finden sollte? Erforderte eine solche nicht eine wesentlich andere, eine minder poetische und mehr staatsmännische Anlage, als es diejenige Herodots war? Konnte seine Neigung zu novellistischer Färbung, zu theologischer Motivierung auf diesem Felde ausreichende Nahrung und Befriedigung finden? Oder war es seinem Genius nicht ungleich gemäßer, nur solche Stoffe zu behandeln, über welche der Duft der Sage sich zu lagern zum mindesten bereits begonnen hatte?

Daß jedoch das Werk wenigstens nicht zu einem äußerlichen Abschluß gediehen sei, dies soll angeblich „schon aus dem plötzlichen und unbefriedigenden Ende" (Stein, S. XLV), aus der „Ungeschicklichkeit des Schlusses und dem jähen Abbruch der Erzählung" („*the awkwardness and abruptness of its close*", Rawlinson, a. a. O.) unwidersprechlich hervorgehen. Es trifft sich glücklich, daß wir hier wenigstens zwei unserer Gegner als Zeugen wider die von ihnen vertretene These anrufen können. Denn ebenderselbe Rawlinson, der sich in der Einleitung zu seiner Herodot-Übersetzung in der angeführten Weise ausspricht, kann sich in seiner letzten Anmerkung (IV³, 466) des Eindrucks nicht erwehren, daß das Gesamtwerk „geschichtlich sowohl als künstlerisch" wohl abgeschlossen sei: „geschichtlich, denn die Handlung endigt mit der siegreichen Heimkehr der athenischen Flotte von der Kreuzfahrt, in welcher sie die letzten Überreste des Angreifers vernichtet und durch die Einnahme von Sestos den Schlüssel ihres Kontinents, der sich nach allen Niederlagen des Feindes noch in seinen Händen befand, zurückgewonnen hatte; künstlerisch, indem das Ende durch das Schlußkapitel wieder an den Anfang geknüpft, . . . der Grundton der ganzen Erzählung von neuem angeschlagen und auf ihre Moral hingewiesen wird, daß der Sieg nämlich

den kraftvollen Insassen rauher Berglande gehört" (wer denkt hier nicht an das Kernwort: *τῇ Ἑλλάδι πενίη μὲν αἰεί κοτε σύντροφός ἐστι* VII. 102?), „die Niederlage den verweichlichten Bewohnern fruchtbarer Ebenen, welche ihrer alten kriegerischen Sitten vergessen und in Trägheit und Üppigkeit versinken".[1] Und wenig anders, freilich nicht minder sich selber widersprechend, urteilt Otfried Müller (Gr. Lit.-Gesch. I[2], 490): „Obgleich das Werk unvollendet ist, schließt es doch mit einem Gedanken, der nicht ganz zufällig an das Ende gekommen zu sein scheint, daß, wie der große Kyros gesagt haben soll, nicht gerade das fruchtbarste, reichste Land auch die tüchtigsten Männer hervorbringe." Doch es fehlt nicht an anderen, ganz ebenso deutlichen Anzeichen, welche darauf hinweisen, daß Herodot an eben dieser Stelle sein Lebenswerk beenden und beschließen wollte. Wenn irgend etwas das Hochgefühl, mit welchem der Grieche von den wunderbaren Siegen seines Volkes las, zu steigern, seine Freiheitsliebe zu entflammen, die Freude an den staatlichen Einrichtungen seiner Heimat zu erhöhen vermochte, so war dies die Einsicht in die zerrüttenden Wirkungen, welche der schrankenlose Despotismus seines Gegners bis in den innersten Familienkreis des Herrschers hinein zu üben geeignet war. Und da sollte es

9
147]

---

[1] Ein neckischer Zufall hat es so gefügt, daß der Vorwurf der Inkonsequenz, welcher hier Rawlinson mit Recht trifft, von eben diesem gegen Dahlmann erhoben wird — auf Grund der unrichtigen Wiedergabe einiger deutschen Worte durch einen englischen Übersetzer. Dahlmann schrieb nämlich (a. a. O., S. 138): „Die Alexandriner teilten in neun Musenbücher ein, was sie ausgearbeitet vorfanden; seitdem gilt die unvollendete Schrift für ein in allen Gliedern abgerundetes, mit Bedacht geschlossenes Kunstwerk." In der englischen Übertragung fehlt jedoch das Wörtchen „seitdem", und „gilt" wird mit „*has all the value*" übersetzt! S. Rawlinson I, 114, wo man übrigens eine Reihe der treffendsten Bemerkungen über den Plan und Umfang des herodoteischen Werkes findet, eine Anzahl weiterer Beweisgründe gegen die Dahlmann-Kirchhoffsche Ansicht, die wir vollinhaltlich billigen, jedoch aus Scheu vor übermäßiger Breite nicht ausdrücklich wiederholen.

ein Zufall sein, daß dem hellen Glanze von Salamis und Artemision, von Mykale und Platää in den Wirren und Greueln am persischen Hofe eine Folie gegenübertritt, wie sie dunkler nicht gedacht werden kann? Zufall sollte es sein, daß uns gerade in einigen der letzten Abschnitte (IX. 108—113) der Einblick in jenes Pandämonium tobender Leidenschaften gewährt wird, denen kein göttliches oder menschliches Gesetz, kein verwandtschaftliches Band, selbst nicht das geschwisterliche oder das elterliche, Zaum und Zügel anlegt — ein Kreis, in dessen Mitte Xerxes, ein echter „Purpurgeborner", durch den knabenhaften Unbestand seiner Begierden noch mehr die Verachtung als durch deren Maßlosigkeit den Unwillen herausfordert? Und ganz ebensowenig wird es zufällig sein, daß der in den Eingangskapiteln ausgesprochene Gedanke von dem uralten Gegensatz zwischen Morgen- und Abendland hier wieder aufgenommen (IX, 116 greift unmittelbar auf I, 4 zurück) und durch die Erinnerung an Protesilaos (den ersten Griechen, der in feindlicher Absicht asiatischen Boden betrat!) nachdrücklich aufgefrischt wird, daß an der Begräbnisstätte eben dieses Heros ein Perser sich versündigt und dafür entsetzliche Strafe erleiden muß. Wie ein leuchtendes Symbol der vollendeten Befreiung Europas von der drohenden Fremdherrschaft endlich — und dies ist das eigentlichste Thema des ganzen Werkes — er-
10 scheint das in den letzten Worten der Geschichtserzählung[1]
[148] (IX, 121) erwähnte Weihgeschenk, das die rückkehrenden Athener in die heimischen Heiligtümer mitbringen, die Taue von den Brücken, welche der Eroberer geschlagen hatte um die okzidentalische Griechenwelt unter sein Joch zu beugen!

[1] Es folgt nur mehr das Sätzchen: „und in diesem Jahre" (es ist das Jahr der Siege von Platää und Mykale!) „begab sich nichts Weiteres", worauf das Werk mit dem scheinbar absichtslos und darum nur um so kunstvoller angeknüpften Ratschlag des Artembares und der vielsagenden Antwort des Cyrus wie mit einer sinnvollen Gnome abschließt. Wie man hier von „plötzlichem Abbruch", von „Ungeschicklichkeit" usw. sprechen kann, ist mir schwer verständlich.

Allein warum — so mag man uns entgegnen — hat Herodot den Schluß seines Werkes nicht ausdrücklich und unzweideutig als solchen bezeichnet? Ich antworte mit einer Gegenfrage: Warum ist das Proömium so überaus wortkarg? Warum ist es zugleich so knapp und so vieldeutig? Warum verrät es von des Autors Absichten so wenig, von Inhalt und Aufbau des Werkes so gut als gar nichts? Warum sagt es uns nicht mit dürren Worten: Ihr werdet die Erzählung der griechischen Freiheitskriege vernehmen und zugleich das Wissenswürdigste aus der Natur- und Völkerkunde, aus der Erdbeschreibung und der Geschichte der Vorzeit? Warum gedenkt der Geschichtschreiber ebendort mit keinem Sterbenswörtchen seiner persönlichen Umstände, seiner langjährigen und mühevollen Vorbereitungen, seiner Studien und Reisen? Warum versagt er es sich, auch nur den bedeutsamen Ausspruch über den „Wechsel alles Irdischen", den er Kapitel 5 vorbringt, wie einen Lock- und Weckruf an die Spitze des Buches zu stellen? Warum taucht er unverweilt in seinem Stoffe unter, um nur gelegentlich und immer nur für Augenblicke aus demselben emporzutauchen? Warum legt er seine weitreichendsten Gedanken fast durchwegs den Personen seiner Erzählung in den Mund und verschwindet hinter diesen so schleunig und nahezu so vollständig, wie Aristoteles dies von dem epischen Dichter verlangt? Man nenne dies alles wie man wolle: „edle Selbstvergessenheit", strengen und vornehmen Kunststil, schriftstellerische Keuschheit, antike Naivetät, künstlerische Objektivität, Scheu vor platter Überdeutlichkeit; nur vergesse man nicht, daß unser Autor in diesem Betracht genau so verfährt wie viele andere und nicht die mindest hervorragenden unter seinen Zeit- und Volksgenossen. An die epische Dichtung haben wir bereits erinnert: aber auch ein Pindar und ein Sophokles unterlassen es gar häufig, die inneren Bezüge zwischen verschiedenen Teilen einer Ode oder eines Strophenpaares durch wegweisende Winke klarzulegen: sie heischen die tätige Mitarbeit des Lesers. Und in wie hohem Maße dies bei Platon der Fall ist, der an individueller Selbstentäußerung noch über

11 [149]

unseren Geschichtschreiber hinausgeht, dies weiß nachgerade jedermann.

Dabei wird es denn hoffentlich wohl sein Bewenden haben. Die Worte: „und sie zogen es vor, ein kärgliches Land als Herren zu bewohnen, statt im Besitz eines fruchtbaren Saatgefildes anderen zu dienen“, bilden den echten und rechten Schluß des herodoteischen Geschichtswerkes. Die Mutmaßung, der Halikarnassier habe jemals eine Fortsetzung desselben bis zur Zeit des peloponnesischen Krieges herab, oder bis zu Kimons Tod, oder auch nur bis zur Schlacht am Eurymedon geplant, ist nicht nur eine unerweisliche, es ist eine dem Inhalt der Schlußkapitel, der Anlage des Werkes, der Neigung und Begabung seines Urhebers gleich sehr widerstreitende Annahme.

2.

Über das Wertverhältnis der Handschriften, insbesondere des Codex Vindobonensis, des Sancroftianus und des Vaticanus (123).

Kaum in betreff eines anderen Schriftstellers des Altertums schwankt das Urteil über die handschriftliche Grundlage so sehr als bei Herodot. Fast jeder neue Herausgeber bringt hier eine besondere Ansicht zu Markte, wenn er nicht gar (wie dies bei Heinrich Stein der Fall ist) im Laufe der Jahre deren zwei, einander schnurstracks widersprechende zutage fördert. Wenn ich hier von neuem auf diese Frage eingehe, so geschieht dies nicht, weil ich das Urteil, das ich vor bald einem Vierteljahrhundert geäußert habe (Zeitschr. f. österr. Gymn., 1859, S. 811, vgl. S. 824ff.), irgendwie zu modifizieren mich veranlaßt sehe. 12 [150] Ich halte noch heute wie ehemals daran fest, daß die durch den Sancroftianus, den Vindobonensis, den Codex des Lorenzo Valla und (wie wir seither durch Steins Mitteilungen erfahren haben) auch durch den Vaticanus und Urbinas, gleichwie durch mehrere andere von Abicht und Stein namhaft gemachte, aber bisher nicht genauer bekannt gewordene

Codices vertretene Handschriftenklasse die treuere Bewahrerin der Überlieferung ist — die treuere insofern, als sie trotz zahlreicher Lücken und Buchstabenfehler, trotz des mehrfachen Eindringens von Glossemen in den Text und ungeachtet der bekannten Kürzungen im ersten Buche doch im großen und ganzen von willkürlichen Eingriffen ungleich freier ist als die andere Familie. Verdunkelt ward dieser Sachverhalt — für welchen es vorläufig genügt, auf die klassische Stelle V, 91 (vgl. a. a. O., S. 826, und Cobet in Variae lectiones, p. 419) zu verweisen — durch den Umstand, daß jene andere, vornehmlich durch den Mediceus, den Florentinus oder Schellersheimianus und den Passioneus vertretene Familie in weitaus älteren und daher von absichtslosen Irrungen freieren Exemplaren vor uns liegt; und weiters ward der also erzeugte falsche Eindruck noch durch andere Tatsachen, von denen sogleich die Rede sein soll, erheblich verstärkt. Auf diese Fragen in ihrem vollen Umfange einzugehen versage ich mir aus mehrfachen Gründen, hauptsächlich darum, weil Cobet kürzlich die Stein-Abichtsche These von der Superiorität der Handschriftenklasse, die ich fortan die zweite nennen will, in umfassendster Weise zu bekämpfen unternommen hat und weitere Erörterungen über diesen Gegenstand in Aussicht stellt (Mnemos. N. S. X. p. 400 sqq.).[1] Gleichzeitig ist jedoch der holländische Kritiker in einen Irrtum verfallen, den die unvollkommene Beschaffenheit des Steinschen Apparates erzeugt hat und welchen ungesäumt zu berichtigen ich mich berufen glaube. Er nennt den Vaticanus 123 (Steins R) den „besten und ältesten" Vertreter der von ihm gleichwie von mir bevorzugten Handschriften-Familie (*„optimum omnium et antiquius ceteris . . . exemplum"*, a. a. O., p. 405). Er folgt hierbei nicht nur der ausdrücklichen [13 151] Behauptung Steins (angeführt ebend. p. 403), sondern er zieht auch aus des letzteren Einzelangaben dasjenige Fazit, welches sich aus ihnen mit Notwendigkeit ergeben mußte.

[1] Einen neuen Bundesgenossen in diesem Streit vermag ich eben noch in einer Korrektur-Note zu begrüßen: M. Wehrmann, de herodotei codicis romani auctoritate (Halle, Dezember 1882).

Allein jene Behauptung ist falsch und diese Angaben sind unvollständig. Was das Alter der Handschrift betrifft, die Stein selbst dem 14. Jahrhundert zuweist (p. XI), so sei zunächst nur daran erinnert, daß die augenscheinlich und anerkanntermaßen zu derselben Familie gehörige Wiener Handschrift von demselben Stein gleichfalls dem 14. Jahrhundert zugesprochen wird (p. XIV). Was aber die Güte des Codex und seine Rangordnung innerhalb seiner Sippe anlangt, so muß der Leser der Steinschen Ausgabe dieselbe aus Angaben erschließen, deren Methode ich — trotz meines lebhaften Wunsches, jeden ungerechten oder auch nur herben Ausdruck zu vermeiden — nicht anders als ungeheuerlich nennen kann. Es wird nämlich R an geradezu zahllosen Stellen als die alleinige Quelle von Varianten genannt, die sich völlig identisch auch im Sancroftianus und Vindobonensis (in beiden oder in einem derselben) und fast sicherlich auch in andern Vertretern derselben Klasse vorfinden. Und nicht nur indirekt wird hierdurch der falsche Eindruck von der außerordentlichen Superiorität der vatikanischen Handschrift erzeugt, der Cobet zu dem Ausspruch verleitete, „alle anderen Handschriften" (d. h. sämtliche Herodot-Codices außer Steins A, B als Vertreter der einen und R als Repräsentant der andern Klasse) seien wert ins Feuer geworfen zu werden (a. a. O., p. 400); auch ganz unmittelbar, nicht mehr durch bloßes Stillschweigen über die gleichartigen Lesarten der verwandten Handschriften, sondern durch ein ausdrückliches „*ceteri*" oder „*reliqui*" wird die Ausschließlichkeit jener Lesungen geradezu versichert! Ich schlage fast aufs Geratewohl ein Blatt der Steinschen Ausgabe auf (I, 250—251) und merke von falschen Angaben der zweiten Art (denn jene der ersten Kategorie aufzählen wollen, hieße so ziemlich jede zweite oder dritte Variante berichtigen) die folgenden an: Zu II, 174, 4 bemerkt Stein: „*καὶ ἠλίσκετο* Valckenaer: *καταλίσκετο* R, *κατηλίσκετο ceteri*". In Wahrheit findet sich *καταλίσκετο* auch in S(ancroftianus) und V(indobonensis)! — Zu 175, 6: „*καὶ ἀχθόμενον* R: *καταχθόμενος* z. *καταχθόμενον ceteri*". R's Lesart wird ebenso von SV dar-

14
[152]

geboten! — Zu 177, 24: „τε Rz: τδὲ P, δὲ *reliqui*". Mit Rz stimmt auch diesmal SV vollständig überein. — Ich suche nach Argumenten, welche irgendwie zur Erklärung oder Entschuldigung dieses monströsen Verfahrens dienen können, und ich glaube deren zwei zu entdecken. Einmal dürfte Herr Stein uns erwidern, daß er ja selbst (Praef. p. XIV) den Leser darauf vorbereitet habe, die Varianten der geringeren Handschriften (oder jener, die er als solche ansieht) nur gelegentlich und aushilfsweise erwähnt zu finden. Uns erscheint solch ein Vorgang überhaupt als unstatthaft, denn Mitteilungen von so sporadischer Art, daß sie uns keinerlei Einblick in die „indoles" einer Handschrift eröffnen, sind schlimmer als nutzlos; F. W. Wolfs Wort von den „*surda oracula nisi constanter consulentibus*" darf wohl noch nicht als veraltet gelten. Doch man denke darüber, wie man wolle:[1] eine Lesart nicht erwähnen und ihre Existenz leugnen ist jedenfalls zweierlei: das leztere tut jedoch unser Herausgeber durch sein „*ceteri*" und „*reliqui*", und er erzeugt dadurch einen Schein, der von der Wahrheit so weit als irgend möglich abliegt. Zweitens jedoch mag Herr Stein uns vielleicht erwidern, daß er unter R nicht immer bloß die eine Handschrift, sondern mitunter auch den angeblichen Korrektor verstehe, der nach seiner Meinung in dem Stammcodex jener ganzen Klasse gewaltet habe. Etwas Derartiges scheint wenigstens aus zwei Stellen seiner Vorrede hervorzugehen (p. XXVII): „*nam praeter correctorem extitit alter quidam, quem dico R*", desgleichen (p. XXVIII): „*hoc vero dubium admodum, ab eodem illo qui correxit, quem R appello, etiam decurtationem coeptam an ab alio aliquo credamus*". Sollten wir mit dieser Erklärung des sonst Unerklärlichen seine Meinung getroffen haben, so bedarf es kaum wieder der ausdrücklichen Bemerkung, daß auch dieses Verfahren ein völlig unzulässiges ist. Denn nach dem „index codicum" (p. LXXVI) bedeutet

[1] Galt es an Raum zu sparen, so war es doch nicht allzu schwierig, die Lesarten, welche alle oder die meisten Handschriften derselben Familie gemeinsam darbieten, durch eine besondere Sigle als solche kenntlich zu machen.

die Sigle R so viel als Vaticanus; und hieße es nicht wie absichtlich Verwirrung stiften und fortpflanzen, wenn man den ungewarnten Leser durch den doppelsinnigen Gebrauch 15 eines und desselben Ausdrucks (und nun gar eines zum [153 Behufe der Orientierung ersonnenen Zeichens!) willkürlich irreführte? Und ferner: seit wann gilt denn der kritische Apparat als eine Stätte, an der man konstruktiven Gebilden gleich jenem vermeintlichen Korrektor und seinen mutmaßlichen Leistungen Aufnahme gewähren darf, anstatt dem Leser den objektiven Tatbestand treu, nackt und scharf vor Augen zu stellen? So vermag ich denn trotz redlichsten Bemühens keine irgend stichhaltige Rechtfertigung für ein Verfahren ausfindig zu machen, welches in der philologischen Literatur ebenso vereinzelt dasteht, wie es Herrn Stein eigentümlich ist. Hat doch eine ganz gleichartige Prozedur schon vorlängst (es galt die zweite Auflage der kommentierten Herodot-Ausgabe) Herrn Abicht bittere Klagen entlockt.[1]

Die zu erwartenden Folgen sind nicht ausgeblieben. Herr Cobet vor allem — in dessen Arbeitsgewohnheiten es liegt, meist nur eine Ausgabe eines Autors zur Hand zu nehmen — ist durch Steins unzulängliche Angaben getäuscht worden. Sein Urteil über den Wert jener vatikanischen Handschrift entbehrt mithin jedes sicheren Fundamentes. Die Frage nach der Rangstellung von R innerhalb seiner Sippe bedarf einer neuen Erörterung. Wir erweitern dieselbe zu der Frage nach dem Wertverhältnis, in welchem S, V und R zueinander stehen, indem wir von den übrigen Vertretern derselben Klasse, über welche uns jede sichere Kunde fehlt, notgedrungen absehen müssen, darunter leider auch von dem sogenannten Codex Mureti, welcher nach Abichts Mitteilung und Faksimile (a. a. O., p. 36–37) der weitaus älteste Sprößling dieses Geschlechtes ist. Allein auch innerhalb dieser unvermeidlichen Beschränkung dürfte

[1] „*Deinde vero etiam Steinium nugari patet, in adnotatione critica haud raro scribentem* ‚die Handschriften außer T' [so hieß die damals bevorzugte Handschrift], *id quod fere ubivis fictum atque commenticium est*“ (De codicum Herodoti fide atque auctoritate, p. 36).

die Untersuchung, die wir mit aller nur irgend erreichbaren Kürze führen wollen, eine für die Hauptfragen der herodoteischen Textkritik keineswegs ergebnislose sein.

Die Güte einer Handschrift bedeutet zweierlei: ihre relative Fehlerlosigkeit und die relative Naivetät oder Absichtslosigkeit der ihr anhaftenden Fehler. In ersterem Betrachte gilt es zunächst jene Fälle ins Auge zu fassen, in welchen Cobet ganz ausdrücklich von den „*antiquae et verae lectiones ab Herodoti manu profectae*“ spricht, welche „*in solo Vaticano codice*“ erhalten seien (p. 409). In dem ersten derselben (IV, 3, wofür es irrtümlich III, 1 heißt) ist der holländische Kritiker selbst von dem Vorwurf der Flüchtigkeit[1] nicht freizusprechen; denn hier hatte Stein, sicherlich richtig, angegeben, daß die — von ihm freilich erstaunlicherweise verschmähte, aber schon von Gaisford, Bekker usw. aufgenommene und natürlich allein wahre — Schreibung *ἐπετράφη* (statt *ἐτράφη*) sich im Vaticanus (und, wie Gaisford lehrt, im Sancroftianus, desgleichen, wie ich aus Autopsie versichern kann, auch im Vindobonensis) nur in leichter Entstellung (als *ἐπεστράφη*) erhalten hat. Hier ist also der Vaticanus nicht nur nicht der einzige, sondern überhaupt kein Bewahrer des Ursprünglichen! Im zweiten Falle: VI, 128, wo die gute, bereits von Schäfer und Krüger in den Text gesetzte Lesart *συνεστοῖ* dem Passioneus (Steins B) entnommen war (in welchem dieselbe nach des Genannten Angabe jedoch nur von zweiter Hand und nicht ohne die leise Trübung zu *συνετοῖ* vorfindlich sein soll), ist, wie ich

16 [154]

[1] Einer Übereilung hat sich wohl Cobet auch dort schuldig gemacht, wo er R's (und SV's) Lücke in VI, 105 durch den Verlust eines Blattes (*unum folium periit*) im Stammkodex erklären will. Dann müßten I, 77—79, wo die drei Handschriften gleichfalls eine gemeinsame, und zwar genau doppelt so große Lücke aufweisen (31—32 Zeilen der Steinschen Ausgabe neben 15—16 im ersten Fall), zwei Blätter verloren gegangen sein. Ungleich wahrscheinlicher ist es, daß die VI, 105 fehlenden 40 Zeilen (zu 15—18 Buchstaben, wie Cobet ganz richtig ermittelt hat) eine Seite und die I, 77—79 verlorenen 80 Zeilen ein Blatt, noch wahrscheinlicher, daß die ersteren eine, die letzteren zwei Kolumnen (oder eine Seite) ausgemacht haben.

wieder verbürgen kann, neben dem Vaticanus gleichfalls der Vindobonensis Zeuge der echten Überlieferung. — Die dritte Instanz ist VII, 21, wo ebenfalls nicht nur *„optime romanus liber omittit καί et εἰ et προσ in προσγενόμεναι“*, sondern S, V und zum Teil auch andere Handschriften in diesen Auslassungen (gleichwie in der fehlerhaften Ersetzung von *αἱ* durch *οὐ*) mit demselben übereinstimmen. Und in der Tat ist die Stelle — bis auf die von Cobet mit Recht vorgeschlagene Tilgung von *οὐκ* vor *ἄξιαι* — genau so, wie er sie schreiben will, bereits bei Bekker zu lesen, der von
17 [155] jenem Vaticanus niemals etwas vernommen hatte: *αὖται αἱ πᾶσαι οὐδ' ἕτεραι πρὸς ταύτῃσι γενόμεναι στρατηλασίαι μιῆς τῆσδε οὐκ ἄξιαι.*[1] — Endlich, viertens, in dem Satze (IX, 39): *οἱ Πέρσαι ἀφειδέως ἐφόνευον, [οὐ] φειδόμενοι οὔτε ὑποζυγίου οὐδενὸς οὔτε ἀνθρώπου* konnte man das überschüssige *οὐ* längst nach „S al.“ (so Gaisford, desgleichen fehlt es in V) tilgen, und es bedurfte auch hier nicht des neuen Lichtes, das angeblich vom Vaticanus ausgegangen ist. (Wohl aber hat Cobet das Verdienst, diese Besserung, die auch ich vor Jahrzehnten in meinem Handexemplar angemerkt hatte, zuerst ausgesprochen und als zweifellos richtig erwiesen zu haben.)

In betreff all der anderen so überaus zahlreichen Varianten, die Cobet zwar keineswegs insgesamt R allein beimißt, von denen er aber doch annehmen muß, daß ein großer Teil nur dieser Handschrift eigen sei, da ja sonst sein Urteil (*„optimus omnium et idem pessimus testis“* usw. 404—405) ganz und gar in der Luft schweben würde, — in Rücksicht all dieser Lesarten, Lücken, Zusätze usw. können wir uns weit kürzer fassen. Sie sind, von ein paar nichtssagenden Buchstabenfehlern (wie *ἐξεμένετο, μέλενα* oder *προσπτέειν*) und von mehreren durch Homoeoteleuton entstandenen Lücken

---

[1] Beiläufig bemerkt, in dem analogen Fall IV, 28: *ἡμίονοι δὲ οὐδὲ ὄνοι [οὐκ] ἀνέχονται ἀρχήν*, war das *οὐκ*, welches Stein wieder in den Text gesetzt hat und Cobet mit vollstem Recht von neuem tilgen will, bereits in der Aldina (Gaisford nennt es die Vulgat-Lesart) und desgleichen von Bekker beseitigt worden.

abgesehen, durchwegs R mit SV, oder doch mit einem von beiden oder auch mit anderen Handschriften gemein. Und obgleich diese nicht von uns gewählten Stichproben genügen dürften, so will ich doch noch die Erklärung beifügen, daß R meines Wissens überhaupt keine nennenswerten, im guten oder im schlimmen Sinne charakteristischen Varianten darbietet, die ihm allein eigentümlich sind. Besteht nun keinerlei tief greifende Verschiedenheit zwischen den Repräsentanten dieser Handschriften-Familie? Gilt es gleich viel, welchen Sprossen derselben man — falls wir nicht alle gleichmäßig berücksichtigen wollen oder können — zu ihrem typischen Vertreter erhebt? Ich antworte: Ganz und gar nicht: es war vielmehr ein für den Fortschritt der Herodot-Kritik geradezu verhängnisvoller Umstand, daß der am frühesten und bis vor kurzem allein genau gekannte Repräsentant 18 dieser Klasse einer ihrer schlechtesten, wenn nicht gar ihr [156] schlechtester Ableger ist — der Sancroftianus, eine Handschrift, welche gar oft die Spuren einer Willkür zeigt, die anderen Gliedern desselben Geschlechtes fremd geblieben ist und mithin nicht der Familie als solcher und ihrem Stammvater zur Last fällt. Der Schreiber dieses Kodex oder seiner unmittelbaren Vorlage — und damit wenden wir uns zum zweiten Teile unserer Betrachtung — hat nicht selten zufällig entstandene Lücken ausgefüllt oder verkleistert, Glosseme und das Glossierte miteinander verschmolzen, Textesschäden übertüncht und dadurch bis ins Ungeheuerliche vergrößert — kurz, er hat mehr als einmal den Pfad verschüttet, der zur Urgestalt des Textes zurückführen konnte. Ihm gegenüber sind der Vindobonensis und Vaticanus die ungleich treueren und naiveren Bewahrer der Überlieferung, und Stein hat sich durch die Mitteilung der Lesarten des ersteren ebensosehr ein Verdienst erworben, wie er (wenngleich in entschuldbarer Weise, da er einmal über die Bedeutung der ganzen Klasse eine falsche Ansicht gewonnen hatte) darin gefehlt hat, daß er sich mit der unglaublich unzulänglichen Kollation des Wiener Kodex zufrieden gab, welche ein Unbekannter vor mehr als einem

Jahrhundert für Wesseling angefertigt hat (vgl. Schweighäusers Ausgabe I, 2, XIII). Und fragen wir endlich nach dem Wertverhältnis von V zu R, so muß die Antwort also lauten: V ist der naivere und unbefangenere, mithin der verläßlichere und wertvollere der beiden Zeugen. Alle diese Behauptungen wollen wir nunmehr durch eine Reihe von nicht sowohl zahlreichen, als zugleich typischen und durch sich selbst einleuchtenden Belegen zu erhärten suchen:

1. Willkürliche Verschmelzung eines Glossems mit dem Text: In den Worten *καὶ γῆς ἱμέρῳ, προσκτήσασθαι πρὸς τὴν ἑωυτοῦ μοῖραν βουλόμενος* (I, 73, 5—6) war *ἱμέρῳ* durch *ἐπιθυμῶν* erklärt worden. Die Randglosse ist im Stammkodex der Klasse in den Text gedrungen und hatte die leichte Verderbnis von *γῆς* zu *γῆν* (*γῆν ἐπιθυμῶν ἱμέρῳ* VR) veranlaßt. In S jedoch liest man *γῆν ἐπιθυμῶν ἵμερον*!

2. Verkleisterung einer Lücke in S: III, 148 fin. hatte eine durch Homoeoteleuton entstandene Lücke den Abschluß eines Satzes und den Beginn eines andern verschlungen. R und V zeigen die Lücke nackt, während S den Abgang (wie man bei Gaisford nachlesen mag) aus eigenen Mitteln zu decken bestrebt ist. Dasselbe geschieht

19 [157]

3. ein anderes Mal IV, 183, 2—3. Hier waren in der S und V gemeinsamen Mutter-Handschrift die Worte zwischen *Αἰθίοπας* und *Αἰθίοπες* ausgefallen. V bietet vollkommen treu und vollkommen sinnlos: *Αἰθίοπας. πόδας τάχιστοι.* S hingegen mit dreister Interpolation: *Αἰθίοπας γειτονεύουσι, οἳ πόδας τάχιστοι —.*

4. Willkürliche Fortbildung eines geringen Buchstabenfehlers: I, 111, 15 ist *ἐωθὼς* in R zu *ἐωρθώς*, in V zu *εωρθῶς* (sic) geworden, in S hingegen zu *ὀρθῶς*! — Ebenso erscheint

5. *μετείθη* I, 114, 24 (das auch im Florentinus zu *μετήθη* verschrieben und nur nachträglich berichtigt ward) in V als *μετήχθη*, in R als *ἐμετείχθη*, in S dagegen ist das Wort, offenbar mit Rücksicht auf das fast unmittelbar vorangehende *μαστιγέων*, zu *ἐμαστίχθη* verschlimmbessert worden, desgleichen wurden

6. die Worte ἐς *Φώκαιαν* ἔρχονται (II, 106, 11) leicht entstellt (zu ἐς *φώκαι* ἀνέρχονται in R, zu ἐς *φῶκαι* ἀνέρχονται in V), in S aber ward daraus: ἐφ᾽ ᾧ καὶ ἀνέρχονται. Nicht viel anders ist

7. εἶσε ἄγων (III, 61, 3) in VR zu εἰσάγων verschrieben, in S jedoch, wo man augenscheinlich das nunmehr fehlende Verbum zu ersetzen trachtete, weiter zu εἰσάγει verderbt worden; gerade so wie

8. χώρους (II, 154, 10) in all den drei Handschriften zu χρόνους entstellt, nur in S aber das unmittelbar folgende χρόνον nun auch (wie zum Ersatz) in χῶρον geändert ward.

Sind so die Fälle überaus zahlreich, in welchen V und R die erste Stufe der Verderbnis darstellen, während die Korruptel in S mit unheilvollem Scharfsinn weiter und weiter fortgebildet ward, so kenne ich wenigstens keinen Fall, wo sich von V ähnliches behaupten ließe. Freilich steht auch dieser Kodex gelegentlich gegen R zurück — so durch Ausfall eines Wortes, welches in der Mutter-Handschrift von S V ausgelassen ward (wie δέον nach οὐδὲν III, 65, 6, das in S durch ἴσσον ersetzt ward, in V hingegen unersetzt blieb), oder durch Weglassung von ein paar Buchstaben (wie denn III, 63, 10 ἐπιθέμενον in R zu ἐπιέμενον, in V zu ἐπιένον zusammenschwand, während in S der Text bis zur Unkenntlichkeit entstellt ward). In diesen und ähnlichen Fällen ist jedoch in V keine Spur von Willkür oder *mala fides* zu er- 20 [158] kennen: hingegen fehlt es nicht an Beispielen, in welchen V allein einen Textesschaden in seiner primitivsten Gestalt darbietet, R und S jedoch (in gleicher oder auch in verschiedener Weise) das Bestreben verraten, den Fehler in gleißnerischer Weise zu verdecken. Zwei Instanzen mögen vorläufig genügen:

III, 4, 19 sind die Worte ἀποστείλας τριήρεϊ κατ᾽ αὐτόν in R und S zu ἀποστείλας τριήρεϊ εἰς ταὐτόν verderbt worden. Nur in V kann man den Ursprung des Fehlers gleichsam mit Händen greifen. Im Stammkodex der Klasse war ΕΙϹ über ΚΑΤ als Erklärung beigeschrieben worden, und V zeigt uns mit einer wahrhaft rührenden Naivetät das

Glossem, wie es sich mitten in den Text hineinschiebt — ohne den leisesten Versuch einer Vertuschung oder Verhüllung —: *τριήρεικα* (sic) *εἰς ταὐτόν*.

III, 117, 8—9 waren im Stammkodex ein oder zwei Striche unkenntlich geworden, und somit lesen wir statt *οἵπερ ἔμπροσθεν* (*ἐώθεσαν χρᾶσθαι*) in V: *οἱ πέρσαι πρόσθεν* (aus ΟΙΠΕΡΕΜ ward ΟΙΠΕΡϹΑΙ), in R jedoch nur mehr *οἵπερ πρόσθεν*, in S endlich gar bloß *οἱ πρόσθεν* — ein Textesschwund, von dem aus es ohne fremde Hilfe unmöglich gewesen wäre, das Ursprüngliche jemals wieder zu gewinnen.

Ich verzichte darauf, an dieser Stelle auch solche Fälle namhaft zu machen, in denen die Lesart von V allein auf die richtige Fährte und zur Verbesserung des noch immer verdorbenen Textes führen kann: denn damit müßte ich einen Boden betreten, auf welchem Meinungsverschiedenheiten zum mindesten möglich wären. Ich fasse vielmehr die Ergebnisse dieser Erörterung wie folgt zusammen: Um die Lesarten der besseren Handschriften-Klasse in jedem einzelnen Falle mit voller Sicherheit beurteilen zu können, ist es unbedingt notwendig, den Archetypus derselben zu rekonstruieren. Die bisher erreichbare Annäherung an dieses Ziel ist genügend, um uns die Grundlosigkeit weitaus der meisten Anklagen erkennen zu lassen, welche vordem (insbesondere von Abicht) gegen die Handschriften-Familie als solche erhoben wurden und die in Wahrheit (insofern es sich dabei nicht um naive und zufällige Irrungen handelt) zumeist nur einen ihrer wertlosesten Abkömmlinge treffen.[1] R ist

---

[1] Wie mißlich die Lage derjenigen geworden ist, welche die Superiorität der ersten Handschriftenklasse noch immer hartnäckig bestreiten, kann uns Steins Beispiel lehren. Derselbe sieht sich zu Konzessionen genötigt, die seine Stellung vollständig unterhöhlen, ohne doch den Angriff zu entwaffnen. Er muß — um unabweisbaren Tatsachen auch nur einigermaßen gerecht zu werden — das Walten eines Korrektors annehmen, welcher in vielen und bedeutsamen Fällen das Richtige *ex ingenio* gefunden und der sogar (ein im Altertum und Mittelalter ungemein seltener Fall!) die Zeugnisse späterer Schriftsteller methodisch verwertet hat — und zugleich soll doch dieser eminente Kritiker den Text vielfach mutwillig bis ins Sinnlose entstellt haben! Und trotz dieser weittragenden

einer der besseren Vertreter der ersten Handschriften-Klasse, 21 [159] aber keineswegs ein so guter, daß seine Kenntnis die Vertrautheit mit den übrigen Sprossen der Sippe überflüssig machte. Höher steht durch unbefangene Treue V, dessen Lesarten bislang von den Herausgebern so gut als gar nicht berücksichtigt wurden. Noch höher mögen andere Handschriften stehen, von denen wir zur Zeit kaum mehr als die Namen kennen. Ehe von einer wahrhaft kritischen Ausgabe Herodots die Rede sein kann, müssen alle Repräsentanten der ersten Handschriften-Klasse vollständig ausgebeutet und verwertet werden. Steins einseitige Bevorzugung von R war ebenso grundlos, als sein systematisches Stillschweigen über die Mehrzahl der Lesungen auch jener Codices, welche er genauer gekannt und gelegentlich benützt hat, seine Nachfolger (wie Cobets Beispiel lehrt) irrezuführen geeignet war.

3.

Zur Kritik und Erklärung.

Erstes Buch.

I, 2, 21 hatte Stein früher mit Gaisford, Bekker, Krüger die Lesart von V und S pr. m. *τὸν Κόλχον* statt *τὸν Κόλχων βασιλέα*, wie es sich gebührte, in den Text aufgenommen und durch die Verweisung auf vieles Ähnliche bei Herodot (wie *ὁ Λυδός, τῷ Τυρίῳ, τῷ Ἀραβίῳ, ὁ Πέρσης* usw.) 22 [160] ausreichend begründet. In seiner großen Ausgabe ist er jedoch zur Lesart der Vulgata zurückgekehrt und findet jene Variante nicht einmal mehr einer Erwähnung wert! — Ich verzeichne diese charakteristische Tatsache, um an sie die Bemerkung zu knüpfen, daß ich mit derartigen Rück-

und widerspruchsvollen Zugeständnisse sieht sich Herr Stein mehr als einmal vor die Alternative gestellt, entweder seine Theorie über Bord zu werfen oder (und dies ist es, was er meistenteils vorzieht) sonnenklare, von den stimmfähigsten Beurteilern längst gutgeheißene Verbesserungen (so zu IV, 73, 14—15 oder zu V, 91, 9—10) wieder aus dem Text zu treiben und durch die sinn- und sprachwidrige Vulgata zu ersetzen (vgl. Cobets mehrfach angeführten Aufsatz).

besserungen mich im folgenden zu befassen nicht beabsichtige. Auch zahllose andere Verbesserungen, welche niemand verfehlen kann, der über das Wertverhältnis der Handschriften eine richtige Ansicht gewonnen hat, können füglich einem künftigen Herausgeber überlassen bleiben.

Der Schluß von Kap. 5, der so viele Irrungen erzeugt hat, ist augenscheinlich also zu verstehen: „da sie (Io) sich aber schwanger fühlte und die Eltern scheute, da sei sie freiwillig, damit es nicht ruchbar werde, mit den Phönikern davon gefahren". Die — schon bei Gaisford und Bekker mit Recht in Beistriche eingeschlossenen — Worte *αἰδεομένη τοὺς τοκέας* können nur die Empfindung bezeichnen, welche die Wahrnehmung ihres Zustandes begleitet: denn unmöglich ist es, vor *οὕτω δὴ* den Nachsatz beginnen zu lassen, auch dann unmöglich, wenn man mit Herold und Krüger [, seither auch Herwerden,] *αἰδεομένη* in *αἰδεομένην* verändert. Ein übriges in sinnwidriger Übertragung der Worte tut hier Stein: „und wie sie ihre Schwangerschaft gemerkt, sei sie aus Scheu vor ihren Eltern und aus eigenem Willen" (als ob dies zwei Motive wären) usw. — Doch auch solche Übersetzungs- und Interpunktionsfehler gedenke ich nur ganz ausnahmsweise zu berühren.

Eine grobe Interpolation in Kap. 18 scheint bisher nicht bemerkt worden zu sein: *τὰ μέν νυν ἓξ ἔτεα τῶν ἕνδεκα Σαδυάττης ὁ Ἄρδυος ἔτι Λυδῶν ἦρχε, [ὁ καὶ ἐσβάλλων τηνικαῦτα ἐς τὴν Μιλησίην τὴν στρατιήν· Σαδυάττης οὗτος γὰρ καὶ ὁ τὸν πόλεμον ἦν συνάψας]*[1] *τὰ δὲ πέντε τῶν ἐτέων [τὰ ἑπόμενα τοῖσι ἓξ] Ἀλυάττης ὁ Σαδυάττεω ἐπολέμεε κτέ.* Verräterisch ist hier die unangemessene Anwendung der Zeitpartikel *τηνικαῦτα*, die aus Kap. 17 (*ὅκως μὲν εἴη ἐν τῇ γῇ καρπὸς ἁδρός, τηνικαῦτα ἐσέβαλλε τὴν στρατιήν*) gedankenlos herübergenommen ist, und der einmal rege gewordene Verdacht darf wohl an der überdeutlichen Breite der völlig entbehrlichen Zusätze, sowie an der schwankenden Überlieferung

23
[161

[1] Die Worte *Σαδυάττης — συνάψας* wollte auch Cobet tilgen; s. Bährs Herodot ed. alt. I, p. X. Vgl. auch Exkurs II unserer zweiten Abhandlung.

eines Teils der Worte neue Nahrung finden, gleichwie schließlich und vornehmlich daran, daß jene Rückbeziehung eine unrichtige ist, da an der soeben angeführten Stelle nicht von dem Vater, sondern von dem Sohne die Rede ist.[1]

Der Weg, der zur Herstellung von 27, 8—10 führt, ist schon mehrmals betreten, aber nicht bis zu seinem Ziele verfolgt worden. Schneidewin (Philolog. X, 330) und nach ihm Cobet (Var. lect. 413) haben erkannt, daß die in mehreren Handschriften vorfindliche Lesart *ἀρᾶσθαι* das Ursprüngliche und *εὔχεσθαι* ein fremder Zusatz ist. Allein weder konnten sie es wahrscheinlich machen, daß das von dem angeblichen „Glossem *εὔχεσθαι*“ verdrängte *ἀρᾶσθαι* nun auch „an verkehrte Stelle geraten“ sei, noch vermochten sie ferner die Ersetzung des Infinitivs durch das Partizip (*ἀρώμενοι*) zu erklären, noch endlich tat ihre Herstellung dem Ohr (und bei einem so rhythmischen Schriftsteller, wie Herodot es ist, darf man auch daran erinnern) ein volles Genüge. Der Geschichtschreiber schrieb weder: *νησιώτας δὲ τί δοκέεις εὔχεσθαι ἄλλο ἤ, ἐπείτε τάχιστα ἐπύθοντό σε μέλλοντα ἐπὶ σφίσι ναυπηγέεσθαι νέας, λαβεῖν ἀρώμενοι Λυδοὺς ἐν θαλάσσῃ* —; (Stein mit der Vulg.)

noch auch: *νησιώτας δὲ τί δοκέεις ἀρᾶσθαι ἄλλο ἤ — λαβεῖν Λυδοὺς ἐν θαλάσσῃ* —; (Schneidewin, Cobet)

sondern: *νησιώτας δὲ τί δοκέεις ἄλλο ἤ — λαβεῖν ἀρᾶσθαι Λυδοὺς ἐν θαλάσσῃ* —;

Zur elliptischen Ausdrucksweise — welche die Wirrnisse der Überlieferung vollständig erklärt[2] — vergleiche man bei

[1] Vielleicht vermißte der Interpolator eben eine Angabe über die Methode der Kriegführung des Sadyattes gegen Milet und wollte diesem Mangel durch den Zusatz abhelfen: „auch dieser hat gleichfalls in der über Alyattes berichteten Weise Krieg geführt“, was nur zu sehr undeutlichem Ausdruck gelangt ist.

[2] Die Verkennung der Ellipse hat nämlich die Einschiebung des Infinitivs *εὔχεσθαι* und diese die Ersetzung des nach und neben *εὔχεσθαι* unmöglich erscheinenden *ἀρᾶσθαι* durch *ἀρώμενοι* zur Folge gehabt. Der glückliche Zufall, welcher die Lesart *ἀρᾶσθαι* in einigen Handschriften erhalten hat (im cod. Remiger. und in den Parisini c und a, in letzterem neben der Marginalvariante *ἀρώμενοι*, nach Wesseling, Schweig-

24 (162) Herodot selbst II, 14, 2—3: *ἄλλο τι ἢ οἱ ταύτῃ οἰκέοντες Αἰγυπτίων πεινήσουσι* —: und VII, 168, 11—13: *ἢν γὰρ σφαλῇ, σφεῖς γε οὐδὲν ἄλλο ἢ δουλεύσουσι τῇ πρώτῃ τῶν ἡμερέων* (ferner viel Derartiges bei Krüger 62, 3, 5 und 7 oder auch Xenoph. Anab. V, 7, 26: *καὶ τούτους τί δοκεῖτε;* oder Plato Meno 80 A: *ὅτι σὺ οὐδὲν ἄλλο ἢ αὐτός τε ἀπορεῖς κτέ.*).

Über Solons Gespräch mit Krösus, dessen legendenhafter Charakter in alter wie in neuer Zeit vergeblich bestritten worden ist, wäre in sachlicher wie in kritischer und sprachlicher Rücksicht gar vieles zu sagen; ich beschränke mich auf wenige Bemerkungen. Den Widerspruch, der darin liegt, daß die „Lust die Welt zu sehen“ zuerst als Vorwand (*κατὰ θεωρίης πρόφασιν, ἵνα δὴ μὴ κτέ.* 29, 3) und gleich darauf als ein realer Beweggrund (*αὐτῶν δὴ ὦν τούτων καὶ τῆς θεωρίης — εἵνεκεν* 30, 7—8) bezeichnet wird, löst die folgende Erwägung. Es war ein Teilmotiv, welches von Solon als alleiniger Beweggrund geltend gemacht wurde: insofern und im Gegensatz zu dem gewichtigeren, aber unausgesprochenen Motiv, der Hintanhaltung von Verfassungsänderungen zu Athen, durfte es ein Vorwand heißen. Mit ähnlicher Ungenauigkeit drückt sich einmal W. v. Humboldt aus (Briefwechsel mit Goethe, S. 257): „wo ich unter der Ursache und dem Vorwande der Geschäfte jede Gesellschaft mied“. — Eine *crux interpretum* bilden seit jeher die Anfangsworte des Kap. 31: *ὡς δὲ τὰ κατὰ τὸν Τέλλον προετρέψατο ὁ Σόλων τὸν Κροῖσον εἴπας πολλά τε καὶ ὄλβια, ἐπειρώτα τίνα δεύτερον μετ᾽ ἐκεῖνον ἴδοι, δοκέων πάγχυ δευτερεῖα γῶν οἴσεσθαι.* Daß hier eine Textesstörung vorliegt, dies lassen uns schon die ebenso gewagten als weit auseinandergehenden Übertragungsversuche der Übersetzer, gleichwie die verzweifelten Auskunftsmittel der Erklärer erkennen. In der Tat entziehen sich die Worte jedem sprachlichen Verständnisse und jeder vernünftigen Auslegung. Denn weder ist es erlaubt, mit Stein zu *προετρέψατο* ein „sc. *εἰρωτᾶν*“

---

häuser und Gaisford; nur im Paris. a und im Florent. von zweiter Hand nach Stein), eröffnet uns den sicheren Einblick in einen Prozeß, den sonst kein menschlicher Scharfsinn aufzudecken vermocht hätte.

hinzuzudenken oder besser zu dichten, noch konnte (wie schon Herold dargetan hat) die Schilderung jenes schlichten Bürgerglücks den stolzen König von Lydien „immer begieriger“ machen weiter zu fragen (Lange), noch läßt sich Krügers Deutung: „als Solon die Vorzüge des Tellos dem Krösus einleuchtend gemacht hatte“ mit den überlieferten Worten irgendwie in Einklang bringen: Rawlinson endlich (25 163) („*thus did Solon admonish Croesus by the example of Tellus, enumerating the manifold particulars of his happiness; when he had ended*“ etc.) vermeidet zwar einige der Klippen, an denen seine Vorgänger gescheitert waren, ohne jedoch seinerseits in den sicheren Port einer befriedigenden Übertragung einzulaufen.[1]

Ich verändere mit G. Herold (Jahrb. f. Philol. 1857, S. 424) *εἴπας* in *εἶπαι*,[2] will aber keineswegs mit dem trefflichen Gelehrten Solon und Krösus ihre Stellen vertauschen lassen, sondern den Satz wie folgt verstanden wissen: „Als nun Krösus notgedrungen das Los des Tellos hoch und glücklich gepriesen hatte, da“ usw. War es denn — so frage ich — denkbar, daß ein Meister der Darstellung, wie Herodot es ist, uns von der Art, wie Krösus die Mitteilung des Solon aufnimmt, kein Sterbenswörtchen berichtet? Nahm der König dieselbe starr und stumm wie ein Steinbild entgegen, ohne

[1] *προτρέπεσθαι* heißt nicht schlechtweg „ermahnen“ (und auch dieser Begriff würde dem Zusammenhang nicht wohl entsprechen, sondern bestenfalls jener des Belehrens), sondern „antreiben, drängen, nötigen“, sei es nun, daß ein nachfolgender Infinitiv oder daß ein Akkusativ mit *πρός* oder *ἐπί* die erforderliche Gedankenergänzung bietet (vgl. Herold a. a. O.). — Auch *εἰπεῖν τινα πολλά τε καὶ ὄλβια* kann nicht das bedeuten, was Rawlinson es bedeuten läßt. Man vergleiche beispielsweise Sophocl. Electr. 523: *κακῶς δέ σε λέγω*, Frg. trag. adesp. 447: *οὐδεὶς ἂν εἴποι κεῖνον ἀνθρώπων κακῶς*, Chaeremo frg. 24: *οὐχ ὡς νομίζεις τὸ φρονεῖν εἴπας κακῶς* und daneben Aristoph. Eccles. 435: *τὰς μὲν γυναῖκας πόλλ᾽ ἀγαθὰ λέγει, σὲ δὲ πολλὰ κακά.* Und hieran vermag das Hendiadyoin *πολλά τε καὶ ὄλβια* nichts zu ändern; s. Krüger 69, 32, 3 und (worauf Stein verweist) Herod. VIII, 61, 9—10; IX, 107, 15—16.

[2] Mehrfache Beispiele derselben Buchstabenverwechslung eben in den Herodot-Handschriften habe ich Krit. Beiträge III, 14 [hier 249] zusammengestellt.

ein Wort der Zustimmung oder auch des Widerspruchs zu finden? Jedenfalls mußte ein guter Erzähler uns auch dies ausdrücklich sagen und durfte es nicht bloß zwischen den Zeilen lesen lassen. Wenn nun aber (nach meiner Auffassung der Stelle) der steinreiche lydische Fürst das Los des einfachen athenischen Bürgers mit vollen Backen preist, halb aus Höflichkeit gegen den gefeierten Gastfreund und zur größeren Hälfte, um den Ausspender des zweiten Glückspreises bei guter Laune zu erhalten (*δοκέων πάγχυ δευτερεῖα γῶν οἴσεσθαι!*) — wie heiter mußte dies doch den antiken Leser 26 stimmen und mit welchem schmunzelnden Behagen mochte [164 er aus dem nächsten Abschnitt ersehen, daß der Liebe Mühen umsonst gewesen, daß die dem griechischen Lebensideal widerwillig dargebrachte Huldigung unbelohnt geblieben war. — Der Wechsel des grammatischen Subjekts kann angesichts der weit grelleren Fälle, wie sie uns insbesondere I, 33, I, 114, 21—22, VI, 30 in., VII, 208, 18—19 aufstoßen, nicht im mindesten befremden. Die Phrase *πολλά τε καὶ ὄλβια* endlich gewinnt einen eigentümlich ironischen Beigeschmack, wenn man sich der ganz anders gearteten, auf Fürstenmacht und Herrscherglanz bezüglichen Anwendung dieser Wortverbindung erinnert, die uns in der allbekannten Sardanapal-Grabschrift begegnet (Choeril. Samii quae supers., ed. Näke, p. 196):

ταῦτ᾽ ἔχω ὅσσ᾽ ἔφαγον καὶ ἐφύβρισα καὶ σὺν ἔρωτι
τέρπν᾽ ἔπαθον, τὰ δὲ πολλὰ καὶ ὄλβια πάντα λέλειπται.

Kap. 32, 12 erörtert Solon die Frage nach dem Wert des Reichtums und gelangt hierbei zu folgendem Ergebnis: Der Steinreiche, aber im übrigen vom Glücke nicht Begünstigte besitzt vor dem mäßig Bemittelten, aber sonst Glücklichen zwei, dieser aber vor jenem vielerlei Vorzüge. Die zwei Vorteile des ersteren bestehen in der Fähigkeit, einen schweren Schicksalsschlag leichter zu ertragen und eine Begierde leichter zu befriedigen. Die vielerlei Vorzüge des letzteren aber setzen sich aus all den Segnungen zusammen, die das Glück seinen Günstlingen gewährt und über welche der

Besitz von Geld und Gut keinerlei Macht verleiht. Dieser klare und, so weit er reicht, richtige Gedanke ist aber durch ein altes Mißverständnis, das die Interpunktion verderbt und die Einschaltung der Adversativpartikel *δέ* am unrechten Orte veranlaßt hat, bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden. Man verstand und versteht nämlich die Worte *ταῦτα δὲ ἡ εὐτυχίη οἱ ἀπερύκει* dahin, als ob der wenig begüterte *εὐτυχής* auch vor jederlei Schicksalsschlag und vor jedem Verlangen bewahrt bliebe. Allein wäre dies richtig, dann hätte ja der *μέγα πλούσιος ἀνόλβιος δέ* vor seinem Widerpart nicht etwa „nur zwei Vorzüge" (*δυοῖσι προέχει — μοῦνον*), sondern überhaupt keinen voraus! Denn wenn dem A ein Heilmittel gegen eine Krankheit eignet, B hingegen das Heilmittel entbehrt, aber von der Krankheit ohnehin verschont wird, wo bleibt dann A's Vorzug? Man übersetze die Stelle (und schreibe die fraglichen Worte) vielmehr also: „Der gewaltig Reiche, aber im übrigen Unglückselige besitzt nur zwei Vorzüge vor jenem, welchem das Glück hold ist, dieser aber vor dem Reichen und Unglückseligen gar viele. Der letztere ist vermögender, eine Begierde zu befriedigen und einen Schicksalsschlag, der ihn trifft, zu ertragen; jener aber hat folgendes vor ihm voraus. Einen Schicksalsschlag freilich und eine Begierde zu tragen ist er nicht gleich vermögend, allein vor dem, was ich nunmehr nennen will, bewahrt ihn sein günstiges Geschick: er ist frei von Gebrechen, von Siechtum und von Leiden — mit Kindern gesegnet und mit Schönheit (*ταῦτα δὲ ἡ εὐτυχίη οἱ ἀπερύκει· ἄπηρός [δὲ] ἐστι ἄνουσος ἀπαθὴς κακῶν, εὔπαις εὐειδής*). Wenn er nun überdies noch sein Leben wohl beschließen wird, dann hast du den Mann gefunden, den du suchst:[1] er verdient es, glück-

27 | 165

[1] Die Worte *οὗτος ἐκεῖνος τὸν σὺ ζητέεις* bilden ein in sich abgeschlossenes Satzglied, indem die Copula zu *οὗτος ἐκεῖνος* (genau so wie zu *ὅδ' ἐγώ, τόδ' ἐκεῖνο, σὺ κεῖνος* u. dgl.) hinzugedacht wird. Vgl. Arist. Poet. c. 4 (1448 b, 16—17): — *μανθάνειν καὶ συλλογίζεσθαι τί ἕκαστον, οἷον ὅτι οὗτος ἐκεῖνος.* Lucian. Somn. c. 11: — *ἕκαστος τὸν πλησίον κινήσας δείξει σε τῷ δακτύλῳ, οὗτος ἐκεῖνος λέγων.* Derselbe Herodot. s. Aëtion § 2: — *ἐδείκνυτο ἂν τῷ δακτύλῳ· οὗτος ἐκεῖνος, Ἡρόδοτός ἐστιν, ὁ τὰ-*

28 |166 selig zu heißen." — Zweierlei, so scheint es, hat den uralten, schon in der Anführung bei Stobaeus (Floril. 105, 63) erkennbaren Mißverstand verschuldet: die minder gewöhnliche, aber durch eine Fülle von Beispielen auch bei Herodot gesicherte Verwendung von „οὗτος" mit Bezug auf folgendes (vgl. Stein zu I, 137), und die unerwartete Wendung, mittels welcher statt der Güter, deren der Glückliche teilhaft wird, die Übel genannt werden, vor welchen er bewahrt bleibt, woran die zwei positiven Glücksfaktoren, die Solon namhaft macht, nicht ohne eine kleine Unregelmäßigkeit sich anschließen.

Die ganze Stelle ist auch darum so interessant, weil sie wohl die älteste Anwendung der von J. St. Mill so genannten Differenzmethode auf moralische Gegenstände enthält. Herodot will die damals viel verhandelte Frage über den relativen Wert der Lebensgüter (man vergleiche vor allem

μάχας κτέ. Man sieht, wie unmotiviert Steins Bemerkung „ἐστί ist von seinem Bezuge gesperrt" und wie grundlos seine angebliche Besserung ὁ ὄλβιος statt ὄλβιος ist. — ἄπηρος (in den meisten und besten Handschriften zu ἄπειρος verschrieben und von Heinsius wieder hergestellt) bezeichnet — gleich ὁλόκληρος — den im Vollbesitz seiner Gliedmaßen und im Vollgenuß seiner geistigen und leiblichen Fähigkeiten befindlichen Menschen und ist somit das an der Spitze dieser Aufzählung man möchte sagen allein mögliche Wort, das man sehr mit Unrecht um seiner Seltenheit willen angefochten hat. ἀπαθὴς κακῶν muß man, damit es eine Spezies neben anderen Spezies und nicht ein allumfassendes Genus bedeute, in eingeschränkterem Sinne als z. B. II, 119, 13; V, 19, 2; VII, 184 in. oder bei Plato Phaedr. 250C verstehen, wohl von Körperleiden (vgl. ρ, 384: μάντιν ἢ ἰητῆρα κακῶν). Der Widerspruch, der darin zu liegen scheint, daß der εὐτυχής dennoch von einer gelegentlichen ἄτη getroffen wird, ist mehr sprachlicher als sachlicher Art. In Wahrheit vergleicht Herodot nicht sowohl den πλούσιος mit dem εὐτυχής, als den πλοῦτος mit der εὐτυχία. Daß die letztere in keinem einzelnen Falle zu vollständiger Verwirklichung gelangt, dies gesteht er ja alsbald selbst in der rückhaltlosesten Weise (τὰ πάντα μέν νυν ταῦτα συλλαβεῖν ἄνθρωπον ἐόντα ἀδύνατόν ἐστι). Im höchsten Grade ungereimt wäre es hingegen, dem εὐτυχής — wie die gegnerische Auffassung dies erheischt — jede ἐπιθυμία abzusprechen. (Bereits Werfer wollte, wie seine Andeutung Acta monac. I, 98—99 lehrt, ταῦτα auf das folgende beziehen; doch hat er diese Auffassung weder begründet noch in ihre Konsequenzen verfolgt.)

die auffallend ähnliche Erörterung bei Euripides frg. 287) durch ein ideales Experiment entscheiden. Auf der einen Seite steht der Reichtum, zur höchsten Potenz erhoben und von seinen natürlichen Konsequenzen begleitet, aber losgelöst von allen sonstigen Glücksgütern; auf der anderen Seite der Inbegriff der übrigen Glücksgaben: leibliche und geistige Integrität, Gesundheit, Schönheit, Kindersegen (nicht bloß der quantitative) — und nun wird aus dieser Gegenüberstellung die Bilanz gezogen. In methodischer Beziehung mag man Platons, freilich ungleich geist- und lebensvolleres Experiment mit dem unsichtbar machenden Ring des Gyges in der Republik vergleichen.

Die der irrigen Auffassung des Zusammenhanges entstammende Einschiebung eines *δέ* läßt sich in unserem Texte, falls ich nicht irre, noch mehrmals nachweisen, am sichersten wohl VIII, 137: *ἦσαν γὰρ τὸ πάλαι καὶ αἱ τυραννίδες τῶν ἀνθρώπων ἀσθενέες χρήμασι, οὐ μοῦνον ὁ δῆμος· ἡ [δὲ] γυνὴ τοῦ βασιλέος αὐτὴ τὰ σιτία σφι ἔπεσσε.* Stein hat hier durch eine Umstellung helfen wollen, welche eine der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten des herodoteischen Sprachgebrauchs einfach wegwischt: die Voranstellung des begründenden Nebensatzes, gleichviel ob der Hauptsatz mit einem *καί, δέ* oder *ἀλλά* an das frühere angeknüpft wird, oder ob, [29 167] wie an unserer Stelle, jede solche Verbindung mangelt (vgl. Valckenaer ad loc.). Beispiele des letzteren und selteneren Falles bieten IV, 162, 2: *τοῦτο ἐπὶ παντὶ γὰρ τῷ διδομένῳ ἔλεγε, τελευταῖόν οἱ ἐξέπεμψε δῶρον κτέ.* oder VIII, 94, 24: *ταῦτα λεγόντων ἀπιστέειν γὰρ τὸν Ἀδείμαντον, αὖτις τάδε λέγειν κτέ.*[1] — Mißverstanden ward meines Erachtens diese Konstruktion, ohne daß jedoch mehr als die Interpunktion darunter gelitten hätte, auch I, 112, 17 ff., wo ich die Sätze wie folgt zu verbinden empfehle: *ἐπεὶ τοίνυν οὐ δύναμαι σε πείθειν μὴ ἐκθεῖναι, σὺ δὲ ὧδε ποίησον· εἰ δὴ πᾶσά γε* (*γε* Gaisf., Bekk. mit den besten Handschriften) *ἀνάγκη ὀφθῆναι*

[1] Andere Beispiele siehe bei Melander, De anacoluthis Herodoteis p. 54—55.

ἐκκείμενον.[1] *τέτοκα γὰρ καὶ ἐγώ, τέτοκα δὲ τεθνεός, τοῦτο μὲν φέρων πρόθες, τὸν δὲ τῆς Ἀστυάγεος θυγατρὸς παῖδα ὡς ἐξ ἡμέων ἐόντα τρέφωμεν.*

I, 38 spricht Krösus zu Atys: *εἷς γάρ μοι μοῦνος τυγχάνεις ἐὼν παῖς· τὸν γὰρ δὴ ἕτερον διεφθαρμένον τὴν ἀκοὴν οὐκ εἶναί μοι λογίζομαι.* Es ist traurig, daß man wieder zur Feder greifen muß, um die von Reiz vorgeschlagene Tilgung der durchschossenen Worte von neuem zu empfehlen. Freilich brauchte „die Sage" es nicht zu achten, daß „der bisher taubstumme Sohn" des Krösus bei der Einnahme von Sardis, als er vor Schreck und Aufregung die Sprache gewinnt, „sofort dem Perser verständlich spricht und den Namen seines Vaters" weiß (Stein zu I, 85). Allein Herodot kennt ihn eben nur als stumm. Er nennt ihn I, 84 *τὰ μὲν ἄλλα ἐπιεικής, ἄφωνος δὲ* und wieder 85 *ὁ δὲ παῖς οὗτος ὁ ἄφωνος*, desgleichen 34 *τῶν οὕτερος μὲν διέφθαρτο, ἦν* 30 *γὰρ δὴ κωφός*, was (wie der Orakelvers[2] *καὶ κωφοῦ* [168] *συνίημι καὶ οὐ φωνεῦντος ἀκούω* Kap. 47, 2 lehrt) auch bei Herodot wie sonst mehrfach „stumm", nicht „taub" bedeutet:

[1] An der Stelle, wo der Hirt den Befehl empfängt, das Leben des kleinen Cyrus unter keinen Umständen zu verschonen, liest man (I, 110 fin.): *ἢν μὴ ἀποκτείνῃς αὐτὸ ἀλλά τεῳ τρόπῳ περιποιήσῃ —*. Nicht *quodam modo*, sondern *quocunque modo* verlangt jedoch der Zusammenhang (*anyhow* übersetzt Rawlinson mit Recht). Also: *ἀλλ' ὅτεῳ τρόπῳ* wie II, 121, 3: *ὅτεῳ τρόπῳ δύναται —*.

[2] Als ein Kuriosum mag es gelten, daß Stein auch bei dieser Stelle an der Bedeutung taubgeboren, d. h. taubstumm, festhält und den Vers nunmehr wirklich so übersetzt, wie ich Zeitschr. f. österr. Gymn. 1857, 445, um seine Auffassung ad absurdum zu führen, scherzhaft empfohlen hatte. Oder vielmehr womöglich noch verkehrter, nämlich nicht: „Und den Tauben vernehm ich" — sondern: „Merk den Gedanken des Tauben und höre die Sprache des Stummen." In Wahrheit bedeutet der Orakelvers, ohne jeden Pleonasmus: „Ich verstehe das Lallen des Stummen und ich höre den, der keinen Ton von sich gibt." Ebenso werden *συνίημι* und *ἀκούω* verbunden bei Hippocr. VIII, 671 Littré: — *καὶ μὴ ἀκούων, μηδὲ ξυνιείς, θανατώδης;* oder bei Demosth. Midian. § 50: *εἰ ταῦτ' ἀκούσαιεν καὶ συνεῖεν οἱ βάρβαροι.* Die unartikulierten Laute des Stummen sind ebensowenig *συνετά*, wie es die artikulierte Rede eines Fremdsprachigen ist; vgl. Herod. II, 57, 8.

und endlich: mußte denn der Vater dem Sohne erst sagen, welches das Gebrechen seines Bruders sei, ja kam es denn in diesem Zusammenhange überhaupt darauf an und nicht vielmehr bloß darauf, daß der unglückliche Prinz *διεφθαρμένος* und nicht *ὁλόκληρος* sei? Nicht weil er taub oder stumm oder auch taubstumm, sondern weil er ein Krüppel und somit zur Übernahme der Regierung unfähig ist, darum zählt er dem königlichen Vater so wenig, als ob er nicht vorhanden wäre.

Der Satz, in welchem Herodot sein Befremden über die plumpe List ausspricht, mittels welcher Peisistratos seine Rückkehr nach Athen bewerkstelligt hat, 60, 10 ff., scheint sich mir ohne Annahme einer Lücke jeder verständlichen Deutung zu entziehen. Denn die geistige Überlegenheit der damaligen Griechen über Nichtgriechen und der Athener über die sonstigen Griechen macht jenen Vorgang zwar erstaunlicher oder wenn man will unbegreiflicher, aber nicht einfältiger[1] als er an sich ist, und somit vermag ich nicht abzusehen, wie der Hinweis auf jene Tatsachen das Urteil *εὐηθέστατον — μακρῷ* irgend zu begründen imstande ist. Und pflegt sich denn unser Geschichtschreiber sonst so unbeholfen auszudrücken, wie es hier der Fall ist: *μηχανέονται — πρῆγμα εὐηθέστατον — εἰ καὶ τότε — μηχανέονται τοιάδε*? Es muß ein kleines Satzglied ausgefallen sein, welches eben der Verwunderung des Historikers direkten Ausdruck lieh. Ich setze ein solches beispielsweise ein: — *μηχανέονται δὴ ἐπὶ τῇ κατόδῳ πρῆγμα εὐηθέστατον, ὡς ἐγὼ εὑρίσκω, μακρῷ. ⟨θῶυμα γάρ μοι⟩, ἐπεί γε ἀπεκρίθη ἐκ παλαιτέρου τοῦ βαρβάρου [ἔθνεος]*[2] *τὸ Ἑλληνικὸν ἐὸν καὶ* 31 169]

[1] Freilich mag man eine Spekulation auf die Unbildung oder Leichtgläubigkeit eines Volkes um so einfältiger und abgeschmackter nennen, je weniger jene Voraussetzung zutrifft. Doch kann dies nur dann geschehen, wenn der Versuch erfolglos geblieben war, was hier eben nicht der Fall ist.

[2] *τὸ βάρβαρον ἔθνος* kann unmöglich das gesamte barbarische Wesen bezeichnen, welches hier dem ganzen hellenischen (*τὸ Ἑλληνικὸν* z. B. I, 4 fin.; I, 58 in. usw., ebenso *τὸ Πελασγικὸν* I, 57, 6) entgegengesetzt wird. *τὸ βάρβαρον* gebraucht genau so unser Autor VIII, 19, 18, des-

δεξιώτερον καὶ εὐηθείης ἠλιθίου ἀπηλλαγμένον μᾶλλον, εἰ καὶ τότε γε οὗτοι ἐν Ἀθηναίοισι τοῖσι πρώτοισι λεγομένοισι εἶναι Ἑλλήνων σοφίην μηχανέονται τοιάδε. Vgl. IX, 65, 4: *θῶυμα δέ μοι ὅκως — οὐδὲ εἷς ἐφάνη τῶν Περσέων κτέ.* (oder VI, 123, 17 *θῶυμα ὦν μοι κτέ.*) Zur Verbindung von *θωυμάζω* und dergleichen mit *εἰ* (z. B. VIII, 8, 1 *θωυμάζω δὲ εἰ τὰ λεγόμενά ἐστι ἀληθέα*) mag man die analogen Wendungen der englischen Sprache vergleichen: *I marvel* oder *I wonder how, why* usw., was ebenfalls heißt: ich staune und frage mich wie, warum usw. Diese Ausdrucksweise ist bei Herodot mehrfach verkannt worden, so IV, 30 in.: *θωυμάζω δὲ — ὅτι* (lies *ὅ τι*) *ἐν τῇ Ἠλείῃ πάσῃ χώρῃ οὐ δυνέαται γίνεσθαι ἡμίονοι.* Denn die Verbindung *θωυμάζω ὅτι* wird man bei unserem Autor vergebens suchen, hingegen entspricht dieser Stelle aufs genaueste VIII, 65, 15: *ἀποθωυμάζειν τέ σφεας τὸν κονιορτὸν ὅτεών κοτε εἴη ἀνθρώπων.* — Üblere Folgen als hier hat das Mißverständnis VII, 125 fin. gehabt, wo es die Interpunktion gestört und (irre ich nicht) auch eine Interpolation veranlaßt hat. Ich lese: *θωυμάζω δὲ τὸ αἴτιον ὅ τι κοτὲ ἦν, τῶν ἄλλων [τὸ ἀναγκάζον] ἀπεχομένους τοὺς λέοντας τῇσι καμήλοισι ἐπιτίθεσθαι* —. „Ich frage mich verwundert, was wohl die Ursache gewesen sein mag, daß" usw. Gleichfalls sprachwidrig oder doch dem herodoteischen Sprachgebrauch zuwiderlaufend ist die Verbindung von *θῶυμα ποιέεσθαι* mit *περί* c. gen., wie sie an einer mehrfach interpolierten und irrig gelesenen Stelle begegnet, die ich daher lieber zum größeren Teil hierher setze; III, 22 fin. sqq.: *πρὸς ταῦτα ὁ Αἰθίοψ οὐδὲν ἔφη* (so statt *ἔφη οὐδὲν* SVR) *θωυμάζειν εἰ σιτεόμενοι κόπρον ἔτεα ὀλίγα ζώουσι· οὐδὲ γὰρ ἂν τοσαῦτα ζώειν δύνασθαί σφεας* (statt *δ. ζ. σφ.* SVR), *εἰ μὴ τῷ πόματι*

---

gleichen Dionys. Halic. (Antiquit. rom. I, 12 = I, 15, 22 Kiessl.), der Nachahmer Herodots, der I, 29 ein Stück aus den unmittelbar vorhergehenden Kapiteln 57—58 anführt. Beiläufig, Sauppes Verbesserung der wichtigen Stelle I, 58, 15—16, läßt sich wohl zugleich etwas sprachgemäßer und minder gewaltsam also gestalten: — *αὔξηται ἐς πλῆθος ἐθνέων πολλῶν, τῶν ⟨Πελασγῶν⟩ μάλιστα προσκεχωρηκότων κτέ.* Zu *πλῆθος ἐθνέων πολλῶν* vgl. I, 66, 15: *καὶ πλήθεϊ οὐκ ὀλίγων ἀνδρῶν.*

ἀνέφερον. *φράζων* [*τοῖσι Ἰχθυοφάγοισι* secl. Krüger] *τὸν οἶνον· τοῦτο*[1] *γὰρ ἑωυτοὺς ὑπὸ Περσέων ἑσσοῦσθαι. ἀντειρομένων δὲ* [*τὸν βασιλέα* om. SVR] *τῶν Ἰχθυοφάγων* — —. *θῶυμα δὲ ποιευμένων τῶν κατασκόπων* [*περὶ τῶν ἐτέων*] *κτέ.* 32 170

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zurück. I. 73, 21: *οἱ δὲ ταῦτα πρὸς Κυαξάρεω παθόντες, ὥστε ἀνάξια σφέων αὐτῶν πεπονθότες, ἐβούλευσαν κτέ.* Nicht ein Urteil des Historikers über die den Skythen widerfahrene Unbill — und nur dieses könnte *ὥστε* (= *ἅτε*) aussprechen — sondern ihre eigene Empfindung muß hier zum Ausdruck gelangen, um die daraus entspringende Handlung zu motivieren. Man lese also *ὥς γε*, wie es in ganz ähnlichem Zusammenhange heißt: *ὁ δὲ ἐπείτε μετείθη τάχιστα, ὥς γε δὴ ἀνάξια ἑωυτοῦ παθών, κτέ.* (I. 114, 24, vgl. auch IX, 37, 17 und Schweighäusers Besserung zu II, 10, 8). Daß T und Γ in der Ur-Handschrift leicht verwechselt wurden, kann auch eine andere Stelle lehren, die bis auf ein Wort bei Stein in Ordnung gebracht ist, nämlich II, 22, 19—21: *κῶς ὦν δῆτα ῥέοι ἂν ἀπὸ χιόνος* (der Nil), *ἀπὸ τῶν θερμοτάτων ῥέων ἐς τὰ ψυχρότερα γῶν τὰ πολλά ἐστι;* Ich stelle *γῶν* aus *τῶν* her, welches Stein tilgt, obgleich es von beiden hier weit auseinander gehenden Handschriftenklassen dargeboten wird und, da es die Konstruktion nur verwirrt, nicht wohl absichtlich eingeschoben sein kann. Die abschwächende Partikel ist hingegen sehr wohl an ihrem Platz: „Wie sollte der Nil von Schnee her fließen, da er aus den allerheißesten Erdstrichen in solche fließt, die (zwar nichts weniger als kalt, aber) mindestens doch zum großen Teile kälter (und nichtsdestoweniger völlig schneelos) sind?" Man bedenke, daß von Nubien und Ägypten die Rede ist.[2]

[1] Nach Gaisford wird das minder elegante *τούτῳ* nur von drei Handschriften, dem Schellershemianus oder Florentinus (Steins C) und zwei Parisini geboten, nach Stein hingegen (dessen wunderliche Methode der Variantenangabe wir sattsam kennen lernten) ist *τοῦτο* vom Vaticanus und der Aldina allein bezeugt. Jedenfalls bietet es der Vindobonensis.

[2] Verwechslungen von *τε* und *γε* sind in unserem Text schon vielfach nachgewiesen worden. Sollte nicht auch III, 35, 17 zu schreiben

I, 77, 15 erscheint in der Handschriften-Familie, welche ich die erste nenne, eine jener vollständig sinnlosen Lesarten, unter denen sich so oft das Ursprüngliche zu verbergen liebt. Krösus und Cyrus hatten in heißem, aber ergebnislosem Kampfe miteinander gerungen, bis die einbrechende Nacht die Streitenden trennte. Am nächsten Tage trat Krösus in der Absicht, seine unzulänglichen Streitkräfte zu verstärken, den Rückzug an, da Cyrus ihn nicht angriff. Nein! — da er ihn „nicht wieder angriff" (Stein), „nicht wieder herankam" (Lange), „*did not repeat the attack*" (Rawlinson), wie die Natur der Sache zu übersetzen zwingt; allein der gangbare Text erhebt dagegen Einsprache, denn aus seinem *ὡς τῇ ὑστεραίῃ οὐκ ἐπειρᾶτο ἐπιὼν ὁ Κῦρος* läßt sich unmöglich etwas Derartiges herauslesen. In SVR hingegen liest man statt *ἐπιὼν* vielmehr *ἔτι μένειν*, d. h., wenn nicht alles täuscht: *ἐπανελθεῖν*! (Aus ЄΠΑΝЄΛΘЄΙΝ ward ЄΤΙΜЄΝЄΙΝ; die falsche Lesung ЄΤΙ statt ЄΠ begegnet in der ersten Handschriftenklasse auch III, 78, 13, wo R und S *ἔτι ἑστεῶς*, V mit ausnahmsweise weiter greifender Verderbnis *ἐστι ἑστεῶς* bieten statt *ἐπεστεὼς*; desgleichen zeigt der öfter vorgekommene Ausfall einzelner Buchstaben, daß der Stammkodex gedrängt geschrieben war und die Lesart *ἐπιέμενον* — in R — statt *ἐπιθέμενον* — III, 63, 10 — weist auf eben das schmale *θ* hin, welches unsere Voraussetzung hier erfordert.) Schließlich mag Schweighäusers Lexikon lehren, daß die Verbindung von *πειρᾶσθαι* mit dem Infinitiv bei Herodot nicht seltener ist als jene mit dem Partizip. Daß aber der Redakteur des Textes der zweiten Handschriftenklasse ohne Rücksicht auf die wirren Zeichen, die der Archetypus darbieten mochte, das halbwegs passende *ἐπιὼν* schrieb, dies stimmt vortrefflich zu der Vorstellung, die wir uns von diesem dreisten, aber keineswegs ungeschickten Kritikaster bilden müssen.

I, 94 fin.: *ἀντὶ δὲ Λυδῶν μετονομασθῆναι αὐτοὺς ἐπὶ τοῦ βασιλέος τοῦ παιδός, ὅς σφεας ἀνήγαγε, ἐπὶ τούτου τὴν ἐπωνυμίην ποιευμένους, [ὀνομασθῆναι] Τυρσηνούς.* Daß der

sein: *ὡς μὲν ἐγώ τε* (so Dobree und Bekk. statt *ἔγωγε*) *οὐ μαίνομαί γε* (*τε* SV) *Πέρσαι τε παραφρονέουσι κτέ.*?

Satz so zu interpungieren ist, hat Herold (a. a. O. S. 436) in einer Darlegung erwiesen, die darum nicht weniger überzeugend ist, weil sie die jüngsten Herausgeber nicht überzeugt hat. Diese gehen wieder hinter Herold zurück — indem sie den einheitlichen Satz durch stärkere Interpunktion hinter *ἀνήγαγε* in zwei Hälften zerreißen — statt über denselben hinauszuschreiten. Denn *ὀνομασθῆναι* ist sicherlich zu tilgen, da es das eng zusammengehörige *ἀντὶ δὲ Λυδῶν μετονομασθῆναι Τυρσηνοὺς* „statt Lyder zu heißen, hießen sie nunmehr Tyrrhener" auseinander zerrt und jede legitime Konstruktion unmöglich macht. Man vergleiche IV, 155, 10: *Βάττος δὲ μετωνομάσθη*, was ja gleichfalls besagt „er wurde zu Battos umgetauft", oder VIII, 44, 27 (worauf Herold selbst verwies): *Ἀθηναῖοι μετωνομάσθησαν* „sie veränderten ihren Namen und hießen fortan Athener", oder auch Antiochos von Syrakus bei Dionys. Halic. Antiquit. rom. I, 12, (I, 15, 25 Kiessl.): *ἀφ' οὗ μετωνομάσθησαν Ἰταλοί.*[1] In ähnlich brachylogischer Weise werden auch andere Verba gebraucht, wie *ἐπανορθοῦσθαι*, *μετατίθεσθαι*, *ἐλέγχειν* (vgl. Stallbaum zu Platos Euthyphro 9 D). [Hierher gehört auch *μεταλαμβάνειν*, vgl. H. Sauppe im Göttinger Universitätsprogramm 1883/4, p. 12.] An all diesen Irrungen ist der kleine Zwischensatz *ὅς σφεας ἀνήγαγε* allein schuld, da er „die nachdrückliche Wiederholung des Satzgliedes, zu dessen näherer Bestimmung er dient, durch das Demonstrativum veranlaßte" (Herold). Die gleiche Ursache und die gleiche Wirkung wird uns noch einmal (zu III, 97) begegnen.

34 [172

Habe ich Unrecht, einen Skrupel nicht verwinden zu können, der mir bei der Lektüre von I, 105 (fin.) immer wieder von neuem aufsteigt? Die Erzählung von der Plünderung des uralten Heiligtums zu Askalon durch die Skythen und der göttlichen Ahndung dieses Frevels, der Verhängung der *θήλεα νοῦσος* über die Plünderer und ihre Nachkommen,

[1] Beiläufig, ebendaselbst Z. 28 muß man lesen: *οὕτω δή* (nicht *δέ*, da aus dem Vorhergehenden das Fazit gezogen wird) *Σικελοὶ καὶ Μόργητες ἐγένοντο κτέ.*; desgleichen ist Z. 21 nach *τὰ πιστότατα καὶ σαφέστατα* offenbar ein Partizip ausgefallen, etwa *συνθείς* oder *ἐκλεξάμενος*.

schließt mit den Worten: *ὥστε ἅμα λέγουσί τε οἱ Σκύθαι διὰ τοῦτό σφεας νοσέειν καὶ ὁρᾶν παρ' ἑωυτοῖσι τοὺς ἀπικνεομένους ἐς τὴν Σκυθικὴν χώρην ὡς διακέαται τοὺς καλέουσι Ἐνάρεας οἱ Σκύθαι.* Ich komme über das folgende Dilemma nicht hinaus: Entweder Herodot hält seine skythischen Berichterstatter für vollkommen verläßliche und auch seinen Lesern gegenüber für ausreichende Zeugen: warum legt er ihnen dann jenen Appell an das Zeugnis der ihr Land besuchenden Fremden in den Mund? Oder es steht anders: warum beruft er sich dann, da er ja doch Skythien selbst bereist hat (vgl. insbesondere IV, 81—82) und überdies am Pontus die reichhaltigsten und genauesten Erkundigungen über Land und Leute einziehen konnte, nicht auf die eigene Autopsie oder auf das direkte Zeugnis seiner Landsleute? Kurz, was soll diese Bekräftigung, die keine solche ist — was die 35 mittelbare Beglaubigung einer Nachricht dort, wo eine un- [173] mittelbare so leicht zu erreichen war? Und nicht nur erreichbar war dieselbe, sondern Herodot hat sie zweifelsohne wirklich erreicht, da er an einer späteren Stelle (IV, 67) die Enareer nicht im mindesten als problematische Wesen betrachtet und über ein Detail ihrer Lebensweise ganz und gar nicht wie nach unsicherem Hörensagen berichtet. Ich vermute daher, daß der Text hier schweren Schaden gelitten und ursprünglich wie folgt gelautet hat: *ὥστε ἅμα λέγουσί τε οἱ Σκύθαι διὰ τοῦτό σφεας νοσέειν καὶ ὁρᾶν πάρεστι τοῖσι ἀπικνεομένοισι ἐς τὴν Σκυθικὴν χώρην κτέ.* [Dieselbe Besserung hat später auch Madvig gefunden, Adversaria critica III, p. 21 (1884), sie scheint aber schon vorher von einem mir unbekannten Dänen Siesby auf Grund einer privaten Mitteilung des mir gleichfalls unbekannten dänischen Philologen Pingel veröffentlicht worden zu sein.] Die Aussage der Skythen über die einstige Entstehung der Krankheit und der Augenschein, welcher ihr gegenwärtiges Dasein bekundet, treten — sich wechselseitig stützend und erklärend — nebeneinander.[1] Wie überrascht war ich

[1] Ich berufe mich zur Bestätigung meiner Vermutung nicht auf die Stellung von *τέ* nach *λέγουσι*, denn an Beispielen derartiger Hyperbata

einstens, aus Rawlinsons Übertragung zu ersehen, daß er die Stelle fast genau so wiedergegeben hat, als stünde sie ihm in der von mir vermuteten Gestalt vor Augen (vgl. Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 820), nämlich also: „*They themselves confess that they are afflicted with the disease for* 36 *this reason, and travellers who visit Scythia can see what* 174| *a sort of disease it is. Those who suffer from it are called Enarees.*“

Und da ich einmal der skythischen Enareer gedenken mußte, so will ich nicht von ihnen scheiden, ohne die alte Märe, daß das skythische Wort „von Hippokrates durch *ἀνανδριής* übersetzt“ sei (so Stein, aber auch viele andere), hoffentlich für immer zu beseitigen. *ἀνανδριής* ist weder ein griechisches Wort, noch in irgendwelcher zulässigen Weise gebildet; und seit wann bedient man sich denn zu Übersetzungszwecken einer Neubildung, auch einer statthaften, dort wo der gangbare Sprachschatz uns mit einer vollkommen

fehlt es keineswegs bei Herodot (vgl. Stein zu I, 207). Wohl aber war es an sich wenig wahrscheinlich, daß der Relativsatz *τοὺς καλέουσι Ἐνάρεας οἱ Σκύθαι* von einem Hauptsatze abhängen sollte, in welchem *οἱ Σκύθαι* gleichfalls das Subjekt ist: „die Skythen sagen . . . daß man bei ihnen jene Menschen antrifft, welche die Skythen Enareer nennen“. Und dieser sprachliche Anstoß, den ich wenigstens nicht wegzuräumen weiß, nötigt mich an meiner Hypothese festzuhalten, während meine sonstigen *ἀπορίαι* sich vielleicht (wie ich nicht verhehlen will) durch eine noch weniger gewaltsame *λύσις* beseitigen ließen. Man könnte nämlich im Übrigen die überlieferte Textesgestalt durch eine nicht allzu gewagte Annahme zu rechtfertigen versuchen. Man brauchte bloß vorauszusetzen, daß Herodot, als er jene Worte schrieb, seine Pontusreise noch nicht gemacht hatte und es späterhin nicht der Mühe wert fand, die Stelle zu ändern. Verfaßte er, wie ich mit Kirchhoff glaube, die ersten Bücher zu Athen, so mochte etwa die dortige Polizeiwachtstube der Ort sein, wo er seine ersten Erkundigungen über Skythien einzog, und Mitglieder des Korps der Speusinier könnten es gewesen sein, welche die Wahrheit ihrer Erzählung von dem göttlichen Strafgericht zu Askalon durch die Versicherung besiegelten: man brauche nur ihr Land zu besuchen, um sich von dem wirklichen Vorhandensein der Enareer zu überzeugen. Unter dieser oder einer ähnlichen Voraussetzung verlöre unser Einwurf: „*τί μαρτύρων* ‖ *ἄλλων ἀκούειν δεῖ μ' ἅ γ' εἰσορᾶν πάρα;*“ (Orest. 532—533) allerdings seine Geltung.

ausreichenden Bezeichnung versieht? Warum übertrug der Vater der Heilkunst das skythische Wort nicht durch *ἄνανδροι* statt zu dem abenteuerlichen *ἀνανδριεῖς* zu greifen? Aber er wollte überhaupt nicht übersetzen, sondern die fremdländische Benennung, wie er mit sonnenklarer Deutlichkeit sagt (*καλεῦνταί τε*), seinen Lesern mitteilen. Woher stammen also die *ἀνανδριεῖς*, die man im hippokratischen Texte findet? Auf richtiger Fährte war einzig und allein Karl Neumann, als er die Vermutung aussprach, „die Abschreiber" hätten „das ihnen unbekannte barbarische Wort dem Sinne nach gräzisiert, ohne ihm eine vollkommen griechische Form zu geben" (Die Hellenen im Skythenlande 162, Anm. 2). Was steht aber in Wahrheit in den besten unter den wenigen Handschriften, durch welche uns das Buch *περὶ ἀέρων, ὑδάτων καὶ τόπων* überliefert ist? Der Parisinus 2146, der Vaticanus 276 und der Monacensis 71 (über den ersten berichte ich nach Littré, über den zweiten nach Autopsie und über den dritten nach W. Meyers freundlicher Mitteilung) — also drei Vertreter der besseren Handschriften-Familie (vgl. Kühlewein im Hermes 18, 17) — bieten überhaupt nicht *ἀνανδριεῖς*, sondern *ἀνδριεῖς*. Man schreibe *ἀναριεῖς* und die Finsternis ist in Licht verwandelt! Der nur im Ausgang leicht gräzisierte arische Name der skythischen „Unmänner" — vielleicht der klarste Beleg für die Richtigkeit von Müllenhoffs Skythen-Hypothese — tritt hier vermöge des unversehrten privativen „a" noch deutlicher hervor als in der bei Herodot erhaltenen Wortform (vgl. Zeuss bei Neu-
37 mann, S. 163). Der für die Sprachgeschichte und Ethno-
[175] graphie so belangreiche Satz des Hippokrates aber muß, wie ich denke, also gelesen werden (de aer. aqu. et loc. § 22 in.): *Ἔτι τε πρὸς τούτοισι εὐνουχίαι γίνονται οἱ πλεῖστοι ἐν Σκύθῃσι, καὶ γυναικήια ἐργάζονται, καὶ ὡς αἱ γυναῖκες ⟨διαιτέονται⟩, διαλέγονταί τε ὁμοίως· καλεῦνταί τε οἱ τοιοῦτοι Ἀναριεῖς.*[1]

[1] [Diese Besserung war im wesentlichen bereits von **Ermerins**, ja bereits von **Mercuriale** vorweggenommen worden. Dieser vermutete *ἐνάριες*, jener *ἀνάριες*, was ich aus **Kühleweins** Praefatio zu Hippocratis Opera vol. II ersehe.]

I. 122 fin.: *οἱ δὲ τοκέες — κατέβαλον φάτιν, ὡς ἐκκείμενον Κῦρον κύων ἐξέθρεψε.* Nicht ohne Kopfschütteln kann man die Bemerkungen neuerer Erklärer zu dieser Stelle lesen. Krüger: „*κατέβαλον*, begründeten, ungewöhnlich so"; Stein: „legten den Grund zu der Sage, waren ihre Urheber, *κατεφήμιζον*". Was mag wohl diese Interpreten bewogen haben von der alten, dem Zusammenhange allein gemäßen Auffassung abzuweichen (Valla: *divulgarunt*; Schweighäuser: *sparserunt famam*; Lange: verbreiteten das Gerücht; aber auch Rawlinson: *spread the report*)? Offenbar nichts anderes als die mangelnde Einsicht in den Prozeß, durch welchen *καταβάλλω* die hier erforderliche Bedeutung erlangt hat. Und doch ist die Sache einfach genug, obgleich auch die Wörterbücher hierüber hartnäckig schweigen. Das Lexicon Vindobon. (pag. 105, 17 Nauck) bemerkt zu unserem Verbum: *καταβάλλει τὸν πόλεμον καὶ καταβάλλει τὰ σπέρματα*, eine Gebrauchsweise, für welche der Thesaurus allerdings nur eine einzige Stelle eines Kirchenschriftstellers anführt, die in Wahrheit jedoch in allen Epochen der griechischen Sprache nachweisbar ist. Ich zitiere das Wenige, was mir eben zur Hand ist:

Plato Theaetet. 149 E: *εἰς ποίαν γῆν ποῖον φυτόν τε καὶ σπέρμα καταβλητέον* —.

Arist. Problem. *κ*, 12 (924a, 3): *πολλοὶ γὰρ πεπείρανται καὶ ῥίζας μεταφέροντες καὶ σπέρματα καταβάλλοντες* —.

Pseudo-Arist. de mirab. auscult. 80 (836a, 20—21): *καὶ τοὺς καρποὺς αὐτοῖς τὴν γῆν πολλαπλασίους ἀνίεσθαι τῶν καταβαλλομένων* —.

Theopomp. frg. 143 (C. Müller): *ὡς ἐκείνους τὸν καρπὸν τὸν Δημήτριον μὴ ἀνορύττειν καταβληθέντα εἰς τὴν γῆν* —.

Demosthen. c. Timocrat. § 154: *ἀλλ' οὐδὲ σπέρμα δεῖ καταβάλλειν τῶν τοιούτων πραγμάτων* —.

Telephus Pergam. (*τεχν. συναγ.* 211 Speng.): *καὶ ὅτι Ὅμηρος τὰ σπέρματα τῆς τέχνης κατέβαλεν* —.

Clem. Alex. Strom. II, 23 (p. 506 Pott.): *καταβαλλομένων σπερμάτων* — — *καταβάλλουσι τὰ σπέρματα οἱ γεωργοί.*

38 [176]

Longus Pastoral. III, 30 (165, 26 Herch.): *ὅτι μικροῦ δεῖν ὀλιγώτερα ἦν τῶν καταβληθέντων σπερμάτων* —. [Vgl. auch Philo De aeternitate mundi 20, 11 u. 30, 13 Cumont.: *ὥστε γεωργοὶ κατεβάλοντο* und *ἐκ μόνου τοῦ καταβληθέντος κτέ.*, desgleichen Hippocrates De natura pueri 22 (VII, 514 Littré), Menander frg. 96 u. 199 Kock, desgleichen *σπερμάτων καταβολή* bei Proclus in Platonis Rempublicam ed. Schöll 30, 57, endlich auch Antipho frg. 57 Blaß.]

Ist es da zu verwundern, wenn an dem Verbum die Bedeutung des Ausstreuens, Verbreitens haften blieb, so daß Aristoteles von *καταβεβλημέναι μαθήσεις, καταβεβλημένα παιδεύματα* im Sinne der allgemein verbreiteten, jedermann geläufigen Kenntnisse und Bildungsmittel spricht (siehe Bonitzens Index), und Platon von dem was alle Welt las und kannte, von den populärsten Büchern seiner Zeit, den protagoreischen Gelegenheitsschriften sagt: *δεδημοσιωμένα που καταβέβληται* (Sophist. 232 D), wo übrigens Schleiermacher mit seinem „das liegt öffentlich bekannt gemacht . . . da“, desgleichen H. Müller („in veröffentlichten Schriften niedergelegt“) die Bedeutungs-Nuance ganz erstaunlich verfehlt haben.

Tut es not daran zu erinnern, daß *σπείρω* in diesen und ähnlichen Verbindungen genau so gebraucht wird wie *σκεδάννυμι*? Man vergleiche, falls dies erforderlich scheint, Xen. Cyrop. V, 2, 30: *καὶ οὗτος ὁ λόγος πολὺς ἤδη ἔσπαρται* mit Herod. IV, 147: *ἐσκεδασμένου δὲ ἤδη τοῦ λόγου* oder Ps. Plato Minos 320 D: *αὕτη ἡ φήμη κατεσκέδασται* mit Eurip. frg. 229: *ὡς ὁ πλεῖστος ἔσπαρται λόγος* (vgl. auch Herod. VII, 107, 18 oder Sophocl. frg. 587 und Electr. 642, gleichwie Aristot. Poet. 1457 b, 26 ff.). [Vgl. jetzt auch Aristoteles *Ἀθηναίων πολιτεία* p. 40 Kenyon[1]: *προδιασπείρας γὰρ λόγον*.] Eine vollständig zutreffende Parallele zu unserer Stelle bietet endlich ein Scholion zu Pindar Nem. VIII, 20 = 32 Böckh: *πολλαὶ οὖν, φησί, περὶ τοῦ Κινύρου καταβέβληνται ἱστορίαι καὶ διάφοροι.*

I, 139, 16: *τὰ οὐνόματά σφι ἐόντα ὅμοια τοῖσι*

σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ τελευτῶσι πάντα ἐς τωὐτὸ γράμμα κτέ. Von dem ersten Teil dieser Bemerkung gilt noch immer das Wort, mit welchem Schweighäuser seine weitläufige Erörterung der Stelle beschließt: „*caeterum uberiorem etiam nunc lucem locus hic videtur desiderare*". Denn die bisherigen Erläuterungen derselben stellen unsere Glaubenskraft auf eine gar harte Probe. Herodot soll hier — dies ist die gemeinsame Voraussetzung aller Übersetzer und Erklärer — von der etymologischen Bedeutung der persischen Personennamen sprechen. Nun frage ich nicht, ob es von vornherein wahrscheinlich ist, daß unser Geschichtschreiber eine so tiefe Kenntnis der persischen Sprache besaß oder auch nur zu besitzen glauben konnte, um solch einen etymologischen Versuch zu wagen, er, der durch seine unmittelbar folgende Äußerung über den gleichen Ausgang aller Persernamen (wie man jetzt allgemein annimmt) den Beweis liefert, daß er dieselben nur in ihrer gräzisierten Gestalt gekannt hat.[1] Ich frage nur, was der Satz unter jener Voraussetzung bedeuten soll. Und da trifft es sich jedenfalls seltsam, daß die Übertragung dieser Worte um so ungereimter ausfällt, je getreuer sie ist, und einen Schein von Sinn und Berechtigung nur dann gewinnt, wenn man sich mit ihnen ganz und gar unzulässige Freiheiten gestattet. Zur ersten Kategorie gehört Langes Übersetzung: „die da hergenommen sind von dem Leibe oder der Pracht"! Am andern Ende der Reihe steht Rawlinsons Deutungsversuch: „*their names which are expressive of some bodily or mental excellence*". Und doch muß auch Rawlinson sofort in einer Anmerkung bekennen, daß die Gewalt, die er der Sprache antut, der Sache wenig frommt; denn nur „selten" sei es der Fall, „*that the etymology can be traced to denote physical or mental qualities*". Und Steins Wiedergabe mehrerer persischer

39
177

[1] Vgl. Matzat im Hermes VI, 447. — Auch an das seltsame Versehen, vermöge dessen er den Gott Mithra, durch den scheinbar weiblichen Namensausgang getäuscht, für eine Göttin hielt (I, 131), darf erinnert werden. Vgl. Bréal, De Persicis nominibus apud scriptores graecos (Paris, 1863) p. 5—8.

Namen durch ihre griechischen Äquivalente (wie *Φιλάγαθος*, *Κτήσιππος*, *Ἡλιόδωρος*, *Φίλιππος*) beweist nur das eine was sie sicherlich nicht beweisen soll: daß jene Namen durch ihren Bedeutungsgehalt Herodots Erstaunen unmöglich erregen und weder zu der uns vorliegenden noch zu irgend einer Bemerkung Anlaß geben konnten! — Von all diesen Irrwegen führt uns die einfache Wahrnehmung zurück, daß *ὅμοια ἐόντα* keineswegs das besagt, was die Interpreten es besagen lassen: „die da hergenommen sind" oder die „in ihrer Bedeutung entsprechen" usw., sondern: welche ähnlich sind. Und wie können Namen ähnlich sein *τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ*? Doch wohl nur, indem sie einen gleichartigen Eindruck hervorbringen. Kurz, Herodot, der von den persischen Namen wenig mehr kennt als ihren Klang (und von ihrer äußeren Gestalt handelt ja auch 40 die Hauptbemerkung, an welche unsere Notiz als eine durch- [178] aus beiläufige und nebensächliche sich anschließt), wird durch diesen an andere Eigentümlichkeiten der Perser erinnert. Auf sein Ohr, welches an die lispelnde Sprache seines Volkes gewöhnt ist, machen Namen wie Ariaramnes, Artabazanos, Artaxerxes, Mithrobarzanes, Tanyoxarkes usw. mit ihrem Vokalreichtum und ihrer Konsonantenfülle einen ähnlichen Eindruck wie auf uns die Namen spanischer Hidalgos. Und er gibt diesen Eindruck durch eine Bemerkung wieder, welche buchstäblich also zu übersetzen ist: „Ihre Namen, welche ähnlich sind ihrem stattlichen Körperwuchs und ihrer sonstigen Pracht, endigen alle auf denselben Buchstaben" usw., oder (in freierer Wiedergabe): „Ihre Namen, deren voller Klang ihrem stattlichen Wuchs und ansehnlichen Wesen entspricht" usw. (Die Worte *τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ* bilden ein Hendiadyoin in dem einzigen Sinne, in welchem ich diese Redefigur überhaupt anzuerkennen vermag, nämlich als eine Verbindung zweier koordinierter Begriffe, deren einer auf den andern bestimmend einwirkt, ohne jedoch in dieser Einwirkung seine volle Kraft zu erschöpfen.) Daß die Perser in der Regel höher gewachsen waren als die Griechen, sagt uns Herodot selbst (VII, 103),

und wie sie ihr stattliches Ansehen noch durch lange herabwallende Gewänder,[1] durch Stöckel und hohe Filzmützen zu steigern wußten, darüber brauche ich ebensowenig etwas zu bemerken wie über die sonstige Pracht der Kleidung, der Rüstung, der Pferde und Wagen und des Hausgerätes dieses damals weltbeherrschenden Volkes und seiner vornehmen Häupter im Gegensatz zu Hellas, welchem *„πενίη μὲν αἰεί κοτε σύντροφος“ ἦν.*

---

[1] Darüber und über die, das griechische Auge zugleich blendende und schreckende (s. Her. VI, 112 fin.), medische Tracht überhaupt vgl. nebst Xenoph. Cyrop. VIII, 1, 40—41 die reichlichen Zusammenstellungen bei Brisson, de regio Persarum principatu p. 245 sqq.

15. Herodoteische Studien II.[1]

3 [521

Ich befürchte keinen Widerspruch, zum mindesten keine Widerlegung, wenn ich behaupte, daß die Partikel *ὦν* I, 144, 19 in einer Weise gebraucht wird, für welche weder Herodot noch irgend ein anderer Schriftsteller eine ausreichende Parallele zu bieten vermag. Krügers Verweisung auf I. 69, 22 ist unzutreffend, denn dort wird *ὦν* im konsekutiven Sinne angewendet (= *ἄρα*): „Ihr steht, wie wir vernehmen, an der Spitze von Griechenland; Euch rufen wir somit an“ usw. Auch rücksichtlich der Anmerkung Krügers zur letztgenannten Stelle „*ὦν* nach der Parenthese wie *οὖν* öfter; zu Xen. Anab. I, 5, 14“ tut eine Unterscheidung not. Den eigentlich epanaleptischen Gebrauch der Partikel — und diesen hat doch wohl Krüger im Auge, — d. h. die Hervorhebung eines durch Dazwischengetretenes verdunkelten und darum wieder aufgenommenen Begriffes oder einer aus vorher zerstreuten Einzelvorstellungen gewonnenen Gesamtvorstellung, vermag ich auch nicht in all den Stellen der Anabasis, auf welche Rehdantz (zu I, 5, 14) verweist, zu erkennen. An der letztgenannten Stelle ist die Anwendung von *οὖν* durch den begründenden Zwischensatz, IV, 7, 2 durch den temporalen Vordersatz bedingt, VI, 6, 15 findet sich *οὖν* bereits vor dem Zwischensatz und wird nach demselben bloß wiederholt; nur III, 1, 20: *τὰ δ' αὖ τῶν στρατιωτῶν ὁπότε ἐνθυμοίμην ὅτι — — ταῦτ' οὖν λογιζόμενος* gehört streng hierher, und hier fehlt auch nicht das Moment, welches für diese Redefigur unerläßlich ist, daß nämlich der

[1] Wien 1883, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

(gelegentlich durch *οὖν* hervorgehobene) Begriff wieder aufgenommen werde, d. h. also im vorhergehenden entweder als solcher oder in seine Bestandteile aufgelöst bereits einmal ausgesprochen sei.[1] Von alle dem ist in unserem Falle keine Rede; man schreibe und interpungiere daher wie folgt: Die Ionier der Zwölf-Städte halten an ihrem Nationalheiligtum (dem Panionion) mit eifersüchtiger Ausschließlichkeit fest. *ἐβουλεύσαντο δὲ αὐτοῦ μεταδοῦναι μηδαμοῖσι ἄλλοισι Ἰώνων (οὐδ' ἐδεήθησαν δὲ οὐδαμοὶ μετασχεῖν ὅτι μὴ Σμυρναῖοι), κατά περ οἱ ἐκ τῆς πενταπόλιος νῦν χώρης Δωριέες, πρότερον δὲ ἑξαπόλιος τῆς αὐτῆς ταύτης καλεομένης· φυλάσσονται γῶν μηδαμοὺς ἐσδέξασθαι τῶν περιοίκων Δωριέων ἐς τὸ Τριοπικὸν ἱρόν, ἀλλὰ καὶ σφέων αὐτῶν τοὺς περὶ τὸ ἱρὸν ἀνομήσαντας ἐξεκλήισαν τῆς μετοχῆς.* Die Partikel *γοῦν* wird hier genau so angewendet wie z. B. bei Thukyd. VI, 59, 3, wo Hertlein (bei Krüger) also erklärt: „Dies — läßt sich wenigstens daraus schließen, daß“ usw. Die in *κατά περ οἱ — Δωριέες* liegende allgemeine Behauptung wird durch das Folgende zugleich begründet und ermäßigt (von einer „Ermäßigung der vorhergehenden Behauptung“ spricht Arnold Hug in einem gleichartigen Falle, zu Plato, Sympos. 195 D). Herodot deutet mit kurzen Worten das an, was er in ausführlicherer Darlegung etwa also ausgedrückt hätte: Von einem gleichartigen Beschluß der Dorer (*ἐβουλεύσαντο*) vermag ich freilich nichts zu melden: dennoch vergleiche ich sie in diesem Betracht mit den Ioniern (*κατά περ*), weil ihre Handlungsweise eine derartige Gesinnung unzweideutig bekundet. (Man vergleiche außerdem, was Bäumlein, Griech. Partikeln 188—189, zusammenstellt, etwa auch Thukyd. II, 65, 6; Plato, Sympos. 194 E).

4 [522]

I, 155, 2—3: *—μηδὲ πόλιν ἀρχαίην ἐξαναστήσῃς ἀναμάρτητον ἐοῦσαν καὶ τῶν πρότερον καὶ τῶν νῦν ἑστεώτων.*

[1] Auf solche Fälle verweist jetzt mit bestem Fug die Anm. zu I, 69 in Krügers zweiter Ausgabe. Man vergleiche sie mit unserer Stelle; und der Unterschied kann niemandem verborgen bleiben (es sind V, 99; VI, 76); teils folgernd, teils einfach die Erzählung fortführend (= *ἄρα*) ist jedoch *ὦν* VII, 137, IX, 26 und 87.

Das allerdings ungewöhnlich gebrauchte *ἑστεώτων*, welches man immer und immer wieder in *ἐνεστεώτων* verändern will, wird meines Erachtens genügend geschützt durch Sophocl. Trachin. 1271: *τὰ δὲ νῦν ἑστῶτ' —*.

Ein Emblem läßt sich I, 169 mit Sicherheit erkennen, weil es nicht nur eine überflüssige, sondern zugleich eine
5 falsche Erklärung des Gedankens unseres Geschichts-
[523] schreibers enthält. Von Phokäern sowohl als Teiern hatte er nicht gesagt, daß sie sich in offener Feldschlacht mit dem persischen Eroberer gemessen hatten. Ihre höhere Freiheitsliebe gab sich dadurch kund, daß sie lieber die Heimat verließen, ehe sie das Joch der Fremdherrschaft zu tragen sich entschlossen. Man lese also: *Οὗτοι μέν νυν Ἰώνων μοῦνοι τὴν δουλοσύνην οὐκ ἀνεχόμενοι ἐξέλιπον τὰς πατρίδας· οἱ δ' ἄλλοι Ἴωνες διὰ μάχης μὲν ἀπίκοντο Ἁρπάγῳ [κατά περ οἱ ἐκλιπόντες] καὶ ἄνδρες ἐγένοντο ἀγαθοὶ —, ἑσσωθέντες δὲ καὶ ἁλόντες ἔμενον κατὰ χώρην ἕκαστοι καὶ τὰ ἐπιτασσόμενα ἐπετέλεον.*

Nicht ganz so streng erweisbar, aber doch in hohem Grade wahrscheinlich ist das folgende Emblem: I, 174, 6ff.: *καὶ δὴ πολλῇ χειρὶ ἐργαζομένων τῶν Κνιδίων, μᾶλλον γάρ τι καὶ θειότερον ἐφαίνοντο τιτρώσκεσθαι [οἱ ἐργαζόμενοι] τοῦ εἰκότος τά τε ἄλλα τοῦ σώματος —, ἔπεμπον ἐς Δελφοὺς κτέ.* Wie überflüssig und pedantisch scheint doch der von uns eingeklammerte Zusatz, wie ungeschickt seine, das eng Zusammengehörige auseinander reißende, Stellung, und wie viel leichter läßt sich ohne denselben das zu *ἔπεμπον* zu denkende Subjekt (*οἱ Κνίδιοι*) aus dem Vorangehenden entnehmen! Die Notwendigkeit, von der Gesamtheit der Knidier, welche das Orakel zu Delphi beschickt, den mit der Durchstechung der Landenge beschäftigten Teil derselben zu unterscheiden, trotzdem es soeben erst hieß: *πολλῇ χειρί ἐργαζομένων τῶν Κνιδίων* — wem sonst mochte sie wohl einleuchten als einem Schulmeister? Oder sagen wir lieber: als dem Schulmeister, dem wir im folgenden so oft begegnen werden, sofort auch Kap. 185 in den Worten: *ἐποίεε δὲ ἀμφότερα ταῦτα, [τόν τε ποταμὸν σκολιὸν καὶ τὸ ὄρυγμα πᾶν ἕλος], ὡς ὅ τε*

ποταμὸς βραδύτερος εἴη — καὶ οἱ πλόοι ἔωσι σκολιοὶ κτέ. Wie geschmackvoll ist dies doch ausgedrückt: (Nitokris) machte den Strom krumm, damit die Schiffahrt krumm sei! Und wie sinngemäß: sie machte das *ὄρυγμα* ganz und gar zu einem Sumpf, als ob sie es schon vorgefunden und nicht, wie soeben erzählt ward, (*ὤρυσσε ἔλυτρον λίμνῃ*), erst geschaffen hätte! Allein der entscheidende Beweis für die Unechtheit des Zusatzes liegt in seiner Unwahrheit. Denn von einem Sumpfe ist hier ganz und gar nicht die Rede, sondern von einem mit Wasser erfüllten Becken, dessen Verwandlung in einen Morast mittels der Zurückleitung der 6 [524] anfänglich in ihn gelenkten Wassermassen erst am Schluß des nächsten Kapitels erzählt wird![1] — Derlei, man möchte sagen proleptische Embleme werden uns noch mehrfach begegnen. Doch verweilen wir zunächst noch im wasserreichen Mesopotamien, welches gleich Ägypten nach allen Seiten hin von Kanälen durchschnitten war, von Kanälen, aber doch nicht in solche, wie der gegenwärtige Text uns glauben machen will (193, 3—5): *ἡ γὰρ Βαβυλωνίη χώρη πᾶσα κατά περ ἡ Αἰγυπτίη κατατέτμηται* [*ἐς διώρυχας*]. Vgl. II, 108 und 109: *κατέταμνε δὲ τοῦδε εἵνεκα τὴν χώρην ὁ βασιλεὺς* und *τούτων μὲν δὴ εἵνεκα κατετμήθη ἡ Αἴγυπτος.*[2] — Auch die Darstellung der Euphrat-Schiffahrt leidet noch an einem kleinen Textesfehler. Von dem daselbst bis heute gebräuchlichen „auf Schläuchen schwimmenden Strauchgeflechte“

[1] Woher weiß übrigens Stein, daß diese „großen Strom- und Kanalbauten“ nur zu Zwecken der Flußregulierung und der Bodenbewässerung, nicht aber, wie Herodot behauptet, auch zu Befestigungszwecken dienten? Eines Besseren konnte ihn wohl Ritters Erdkunde, West-Asien, B. III, Abt. 3 belehren. Wie gefährlich zum mindesten dem Heer Kaiser Julians nebst der medischen Mauer auch die Kanäle, die Moräste und die künstlichen Überschwemmungen wurden, ist bekannt genug. Und gilt nicht von all diesen Wasserbauten dasselbe, was Ritter über die von den Persern im unteren Euphratlauf angelegten Katarakte oder Hemmungen bemerkt, daß sie „zu Bewässerungszwecken, ebenso wie zu denen der Verteidigung“ dienten (a. a. O., S. 34)?

[2] In jedem Betracht unwahrscheinlicher ist die Annahme Krügers (2. Aufl.), daß nur *ἐς* vor *διώρυχας* eingeschoben sei.

(Puchstein in Berlin. Sitzgsb. 1883, 41) heißt es nämlich (194, 12): — *οὔτε πρύμνην ἀποκρίνοντες οὔτε πρῴρην συνάγοντες, ἀλλ' ἀσπίδος τρόπον κυκλοτερέα ποιήσαντες καὶ καλάμης πλήσαντες πᾶν τὸ πλοῖον, οὕτω ἀπιεῖσι κατὰ τὸν ποταμὸν φέρεσθαι, φορτίων πλήσαντες.* [Entbehrlich scheint uns die tiefer in die Überlieferung einschneidende Änderung Desrousseaux', Revue de Philologie X, 63.] Die Ersetzung des überlieferten völlig müßigen *τοῦτο* (der Vindob. hat, um nichts besser, *τούτοις*) durch das in solcher Verbindung allein übliche *οὕτω* bedarf keiner Rechtfertigung, wie denn angesichts der fortwährenden Verwechslung von *οὗτος, οὗτοι, οὕτω, τοῦτο* u. dgl. nur Sinn und Zusammenhang unsere Wahl bestimmen können. So lese ich II, 28 fin. (diesmal mit SVR): *οὗτος* (statt *οὕτω*) *μὲν δὴ ὁ γραμματιστὴς κτέ.*; II, 156 in. (mit Bekker): *οὗτος* (gleichfalls statt *οὕτω*) *μέν νυν ὁ νηὸς κτέ.*; III, 138 fin.: *οὗτοι δὲ πρῶτοι ἐκ τῆς Ἀσίης ἐς τὴν Ἑλλάδα ἀπίκοντο Πέρσαι, καὶ οὕτω* (statt *οὗτοι*), *διὰ τοιόνδε πρῆγμα,* 7 *κατάσκοποι ἐγένοντο*; VII, 170 fin.: — *ἀπέθανον τρισχίλιοι* [525] *οὗτοι, αὐτῶν δὲ Ταραντίνων οὐκ ἐπῆν ἀριθμός.* — (An dieser Stelle hat das überlieferte *οὕτω* zum mindesten Anstoß erregt und allerlei Vorschläge erzeugt; vgl. auch IV, 44 in.: *ὃς κροκοδείλους δεύτερος οὗτος ποταμῶν πάντων παρέχεται,* oder VIII, 45: *ἔθνος ἐόντες οὗτοι Δωρικὸν ἀπὸ Κορίνθου.*) Ebensowenig bezweifle ich, daß IX, 102, 27 zu schreiben ist: *διωσάμενοι γὰρ τὰ γέρρα, οὕτω* (statt *οὗτοι*) *φερόμενοι ἐσέπεσον ἁλέες ἐς τοὺς Πέρσας.* Einige andere Fälle sollen später besprochen werden. Für die Verwirrung, die in diesem Betracht in den Handschriften herrscht, verweise ich noch (ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit) auf I, 170 fin., wo Schäfer, wie auf VII, 154 in., wo Stein gebessert hat, gleichwie auf den kritischen Apparat Gaisfords zu I, 2 *g*), I, 14 *e*), III, 62 *f*), III, 136 in., IV, 44 *h*), IV, 86 *k*), VI, 83 *e*), IX, 102 *k*).

I, 204, 13 hat die augenscheinlich fehlerhafte Überlieferung *τοῦ ὦν δὴ πεδίου τοῦ μεγάλου οὐκ ἐλαχίστην μοῖραν μετέχουσι οἱ Μασσαγέται* zu verschiedenen Herstellungsversuchen Anlaß gegeben, unter denen Steins frühere Änderung:

τούτου δὴ ὦν πεδίου τοῦ μεγάλου wohl die schlechteste. Herolds (jetzt auch von Stein angenommene) Schreibung: *τοῦ ὦν δὴ πεδίου τούτου τοῦ μεγάλου* die beste, zum mindesten eine völlig sprachgemäße ist. Doch scheint man nicht beachtet zu haben, daß der Zusatz *μεγάλου* nicht nur ganz und gar entbehrlich, sondern nach dem unmittelbar Vorangehenden kaum erträglich ist. Wer pflegt denn eine Ebene „unabsehbar“ (*πλῆθος ἄπειρον ἐς ἄποψιν*) und sogleich darauf nur einfach „groß“ zu nennen? Dieser Abschwächung des Gedankens begegnen wir und erklären zugleich die Entstehung des Fehlers, wenn wir annehmen, Herodot habe geschrieben: *τοῦ ὦν δὴ πεδίου τούτου οὐκ ἐλαχίστην κτέ.*, durch den Ausfall eines TOY (in ΙΟΥΤΟΥΤΟΥ) sei aus dem Pronomen der Artikel geworden und dieser habe seinerseits wieder die Einschiebung des Adjektivs verursacht.

Zweites Buch.

Dort, wo Herodot die Meinung der Ionier, d. h. seines Vorgängers Hekatäos, der Nil bilde die Grenze zwischen Asien und Libyen, ad absurdum führen will, leidet der Text an einem Gebrechen, in betreff dessen ich immer von neuem erstaune, daß dasselbe nicht längst erkannt und geheilt worden ist. Der Schluß des Kap. 16 muß nämlich unweigerlich also lauten: *ἦ* (nicht *οὐ*) *γὰρ δὴ ὁ Νεῖλός γέ ἐστι κατὰ τοῦτον τὸν λόγον ὁ τὴν Ἀσίην οὐρίζων τῆς Λιβύης· τοῦ Δέλτα δὲ τούτου κατὰ τὸ ὀξὺ περιρρήγνυται ὁ Νεῖλος, ὥστε ἐν τῷ μεταξὺ Ἀσίης τε καὶ Λιβύης γίνοιτ' ἄν.* „Denn es ist ja doch der Nil, der nach dieser Ansicht Asien von Libyen scheidet: nun spaltet sich aber der Nil an der Spitze des Delta, so daß dieses zwischen Asien und Libyen mitten innen zu liegen käme.“ (Lange gibt den sinnlosen Text ebenso sinnlos wieder. Stein greift zu willkürlicher Umdeutung, und Rawlinson, der allein klar zu sehen scheint, faßt den Satz als Frage auf, wogegen jedoch die asseverierende Kraft der Partikelverbindung *οὐ γὰρ δὴ* entschiedene Einsprache erhebt.) Die Schuld der Verderbnis möchte ich nicht dem Zufall beimessen, sondern dem Vorwitz jenes antiken Korrektors,

8 [526]

dem wir unablässig begegnen und der es sich hier beikommen ließ, die stillschweigend gezogene Konklusion des Historikers („der Nil bildet nicht die Grenze der zwei Erdteile“) in den Obersatz der hypothetischen Beweisführung hinein zu emendieren.[1]

II, 23: *ὁ δὲ περὶ τοῦ Ὠκεανοῦ λέξας ἐς ἀφανὲς τὸν μῦθον ἀνενείκας οὐκ ἔχει ἔλεγχον· οὐ γάρ τινα ἔγωγε οἶδα ποταμὸν Ὠκεανὸν ἐόντα, Ὅμηρον δὲ ἤ τινα τῶν (ἢ τῶν τινα?) πρότερον γενομένων ποιητέων δοκέω τὸ οὔνομα εὑρόντα ἐς τὴν ποίησιν ἐσενείκασθαι.* Das Verständnis dieser hochwichtigen Sätze liegt freilich nicht mehr ganz so sehr im argen wie vor ein paar Jahrzehnten, da Krüger *ἔλεγχον* zweifelnd durch „Grund“ (mit Lange) oder „Beweiskraft“ wiedergab und Stein die Phrase „*οὐκ ἔχει ἔλεγχον*“ mit „bietet nicht Grund, Veranlassung zur Widerlegung“ übersetzte. Jetzt weiß zum mindesten auch Stein aus Thukyd. III, 53 (er hätte auch Lysias XII, 31 anführen können; von Babrius 81, 4 sehe ich lieber ab), daß der letztgenannte Satz so viel heißt als „ist nicht zu widerlegen“, besser „entzieht sich jeder Widerlegung“; doch macht weder seine noch Rawlinsons Übertragung und Erklärung der Stelle (oder soll ich sagen, der Mangel jeder Erklärung?) den Eindruck, als ob die ganze Bedeutung derselben bereits ausgeschöpft wäre. Sollte ich

9
[527]

mithin auch Kennern nur das sagen, was sie sich selbst schon gesagt haben, so lohnt es doch der Mühe, dasselbe — so bündig als die Sache es nur irgend zuläßt — einmal auszusprechen. — Unter den verschiedenen Versuchen die Nilschwelle zu erklären, behandelt Herodot keinen mit so wegwerfender Geringschätzung als jenen des Hekatäos. [Diese Beziehung bestreitet Hugo Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen I^1, 106 ff. = I^2, 131 f.] Er gilt ihm als eine jener zwei Erklärungen, die er kaum

[1] Das *δεῖ* des vorangehenden Satzes (welches Stein jedenfalls mit Krüger in *ἔδει* verändern mußte) fehlt in der ersten Handschriftenklasse und dürfte somit auf Interpolation beruhen. Es hieß vielleicht: *τέταρτον γὰρ δή σφεας προσλογίζεσθαι <χρῆν> Αἰγύπτου τὸ Δέλτα, εἰ μήτε γέ ἐστι τῆς Ἀσίης μήτε τῆς Λιβύης.*

einer Erwähnung wert erachtet (*οὐδ' ἀξιῶ μνησθῆναι εἰ μὴ ὅσον σημῆναι βουλόμενος μοῦνον*), und zwar „als die unverständigere von beiden, wenn sie gleich wunderbarer klingen mag".[1] Wenn er nun hier von diesem Erklärungsversuche sagt: „Jener aber, der den Okeanos herbeizieht und so die Sache auf das Gebiet des Unergründlichen spielt, entzieht sich jeder Widerlegung" — will er damit die Frage nach der Richtigkeit dieser Theorie für eine unlösbare erklären und seinerseits nur ein bescheidenes *ἐπέχω* äußern? Keineswegs: denn wie stimmte dazu die im vorigen ausgesprochene Mißachtung und wie der herbe Spott der unmittelbar folgenden Worte: „Denn ich weiß ja gar nichts von einem wirklichen Strome dieses Namens, sondern ich halte ihn für eine Erfindung der Dichter"? Vielmehr kann er gar nichts anderes sagen wollen als dieses: eine Hypothese, die sich so gänzlich aus dem Bereich des Wahrnehmbaren und Sinnfälligen entfernt, daß sie der Widerlegung nicht einmal eine Handhabe bietet, ist eben dadurch gerichtet. Sein *οὐκ ἔχει ἔλεγχον* (welches wohl verdient hätte ein geflügeltes Wort zu werden) ist ein unbedingtes Verdammungsurteil. Er verlangt von einer Hypothese, damit sie der Beachtung wert, oder, reden wir immerhin unsere Sprache, damit sie wissenschaftlich berechtigt sei, daß sie im letzten Grunde erweisbar, daß ihr Objekt (um mit Newton zu sprechen) eine vera causa sei. Er steht diesmal auf rein positivem, wir hätten fast gesagt 10 auf positivistischem Boden. [528] Zu dem schneidenden Hohn, mit welchem er hier die Flucht des wissenschaftlichen Erklärers

[1] Nur dies kann der Sinn der allgemein mißverstandenen Worte sein: *ἀνεπιστημονεστέρη μέν — λόγῳ δὲ εἰπεῖν θωυμασιωτέρη*. Letzteres ist gleich einem *ἀκοῦσαι δὲ θωυμασιωτέρη*, etwa wie Pindar Pyth. 1, 50 von einem *τέρας θαυμάσιον προσιδέσθαι, θαῦμα δὲ καὶ παρεόντων ἀκοῦσαι* spricht. Die Wirkung auf den nüchtern prüfenden Verstand und jene auf die Phantasie werden einander schroff gegenübergestellt. Ein abschwächendes *λόγῳ εἰπεῖν* = *ὡς λόγῳ εἰπεῖν* ist nicht am Platze und der Gegensatz von *μέν* und *δέ* wird von dieser, der gangbaren Auffassung ignoriert. Steins Erklärung in der vierten Auflage seiner kommentierten Ausgabe nähert sich unserer Deutung der Stelle, ohne jedoch mit ihr zusammenzufallen.

in das Wolkenreich des *ἀφανές* oder *ἄδηλον* behandelt, paßt gar wohl die helle Lache, die er ein andermal gegenüber diesen und ähnlichen Willkürerfindungen aufschlägt. („Ich muß lachen, wenn ich sehe, . . . wie sie den Okeanos rings um die Erde fließen lassen und diese kreisrund machen, als ob sie von der Drechselbank käme." IV, 36.) Sein Standpunkt ist dies eine Mal, wo die Rivalität mit seinem Vorgänger seinen Witz schärft, der des streng wissenschaftlichen Forschers, den eine nicht auszufüllende Kluft von dem Dichter, von dem Erfinder scheinbarer und gefälliger Fiktionen scheidet.[1] Wie hätte er vor den Konsequenzen seiner eigenen Denkart zurückgeschaudert, wäre ihm der volle Umfang derselben zum Bewußtsein gekommen: wie schwer hätte er sich andererseits gekränkt gefühlt, hätte er es ahnen können, daß ihn die Nachwelt nicht glimpflicher behandeln würde, als er selbst hier seinen Vorläufer behandelt: man denke an die offen oder verhüllt ausgesprochenen Urteile
11 des Ktesias, des Thukydides,[2] des Aristoteles, des Strabon oder
[529] Diodor! Doch dem sei wie ihm wolle: Herodot ist schwer-

[1] In ähnlicher Weise verweist Hippokrates (De prisc. med. cap. 20) die Lehren des Empedokles und anderer über die Entstehung des Menschen u. dgl. aus dem Reich der Naturwissenschaft in jenes — der schönen Künste (*ἧσσον νομίζω τῇ ἰητρικῇ τέχνῃ προσήκειν ἢ τῇ γραφικῇ*).

[2] Geradezu tragisch — oder soll ich sagen wie die Sühnung einer tragischen Schuld? — berührt es mich, wenn ich bei diesem auf Herodot bezügliche Äußerungen lese, wie sie das zwanzigste und einundzwanzigste Kapitel des ersten Buches enthalten: *οὕτως ἀταλαίπωρος τοῖς πολλοῖς ἡ ζήτησις τῆς ἀληθείας καὶ ἐπὶ τὰ ἑτοῖμα μᾶλλον τρέπονται* (man denkt an Bacos *„ex iis quae praesto sunt"*!) und *οὔτε ὡς ποιηταὶ ὑμνήκασι . . . ἐπὶ τὸ μεῖζον κοσμοῦντες* (vgl. unser *λόγῳ δὲ εἰπεῖν θαυμασιωτέρη*!) . . . *οὔτε ὡς λογογράφοι ξυνέθεσαν ἐπὶ τὸ προσαγωγότερον τῇ ἀκροάσει ἢ ἀληθέστερον, ὄντα ἀνεξέλεγκτα*!! Thukydides ist eben nicht minder darauf erpicht, dem Herodot etwas am Zeuge zu flicken, er ist ebenso tadelsüchtig und — offen gesagt — ebenso unbillig gegen seinen Vorgänger wie dieser gegen Hekatäos. Daher die zahlreichen malitiösen Anspielungen, auf deren Verständnis er übrigens nur dann rechnen konnte, wenn das Werk des Vaters der Geschichte sich noch in allen Händen befand — ein Sachverhalt, der mir von Kirchhoff (mit aller Ehrerbietung vor dem hervorragenden Forscher sei es gesagt) keineswegs nach Gebühr gewürdigt scheint (Abfassungszeit usw. S. 9).

lich der erste und wahrlich nicht der letzte Denker, der einen methodischen Grundsatz ausspricht, zu dessen rückhaltsloser Durchführung er noch keineswegs vorbereitet ist: auch von ihm gilt Batteux' tiefsinniges Wort, man dürfe den Alten gegenüber niemals einen Grundsatz aus den Augen verlieren: nämlich den, *„de ne point leur prêter les conséquences de leurs principes, ni les principes de leurs conséquences."* — Allein irren wir nicht, begehen wir nicht einen groben Anachronismus, wenn wir unserem Historiker auch nur als gelegentlichen Lichtblick eine Ansicht über die Berechtigung wissenschaftlicher Hypothesen zutrauen, die nahezu identisch ist mit der Lehre eines Comte oder eines Mill: eine Hypothese (die mehr sein will als eine vorläufige Hilfe unseres Vorstellungsvermögens) muß in letzter Instanz der Verifikation zugänglich sein? Konnte er etwas von dem Unterschied „leerer" und müßiger Hypothesen, d. h. derartiger, die ihrer Natur nach ewig unbeweisbar bleiben müssen, und solcher wissen, von denen dies nicht gilt? Statt unser möge sein großer Zeitgenosse Hippokrates antworten, der diese Lehre nicht etwa nur ahnungsweise und in rudimentärer Gestalt, sondern mit voller Klarheit und in ihrem ganzen Umfange kannte und aussprach. Dort nämlich, wo der Vater der Medizin gegen die natur-philosophischen Theorien seiner Zeit zu Felde zieht und es so bitter beklagt, daß man sich ihrer auch in betreff der Heilkunst bediene, einer wirklichen und nicht bloß einer Schein-Kunst, deren ersprießlicher Betrieb für das Wohl und Wehe der Menschen von so unaussprechlicher Bedeutung sei (*ἀμφὶ τέχνης ἐούσης, ᾗ χρέονταί τε πάντες ἐπὶ τοῖσι μεγίστοισι κτέ*), an dieser hochwichtigen Stelle des Buches „von der alten Medizin" fährt er wie folgt fort (I, 572 Littré [= I, 2, 1 Kühlewein] — die geringen Abweichungen meines Textes von demjenigen Littrés und Ermerins' bedürfen kaum einer Rechtfertigung): *Διὸ οὐκ ἠξίουν ἔγωγε κεινῆς αὐτὴν ὑποθέσιος δεῖσθαι, ὥσπερ τὰ ἀφανέα τε καὶ ἀπορεόμενα· περὶ ὧν ἀνάγκη, ἤν τις ἐπιχειρέῃ λέγειν, ὑποθέσι χρέεσθαι, οἷον περὶ τῶν μετεώρων ἢ τῶν ὑπὸ γῆν· ἃ εἴ τις λέγοι καὶ γινώσκοι ὡς ἔχει, οὔτε ἂν*

αὐτῷ τῷ λέγοντι οὔτε τοῖσι ἀκούουσι δῆλα ἂν εἴη εἴτε ἀληθέα ἐστὶ εἴτε μή· οὐ γάρ ἐστι πρὸς ὅ τι χρὴ ἐπανενέγκαντα εἰδέναι τὸ σαφές. Eine wunderbare, von sonnenheller Geistesklarheit durchleuchtete Äußerung, deren Wert es wenig
12 mindert, daß ihr Urheber ganz so wie sein intellektueller
[530] Zwillingsbruder Sokrates zeitweilige Erkenntnisgrenzen mit ewigen verwechselt (indem er die *μετέωρα* für *ἄδηλα* schlechtweg hielt, während es doch nur *πρὸς καιρὸν ἄδηλα* waren!) und die bei Lichte besehen nur die Entfaltung eines Keimes ist, welchen schon der unsterbliche Begründer aller skeptischen Denkrichtungen, Xenophanes von Kolophon, gepflanzt hatte, indem er ausrief:

καὶ τὸ μὲν οὖν σαφὲς οὔ τις ἀνὴρ γένετ' οὐδέ τις ἔσται
εἰδὼς ἀμφὶ θεῶν τε καὶ ἅσσα λέγω περὶ πάντων·
εἰ γὰρ καὶ τὰ μάλιστα τύχοι τετελεσμένον εἰπών,
αὐτὸς ὅμως οὐκ οἶδε, δόκος δ' ἐπὶ πᾶσι τέτυκται.

[Dieselben Verse schwebten auch Platon vor, als er Menon 80 D schrieb, worüber neuerlich P. Natorp, Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems S. 95 Anm. 1, sich verbreitet hat.] Man darf wahrscheinlich eine ganz direkte Filiation der Ideen annehmen und vermuten, daß diese Verse (bei deren Auslegung Sextus Empir. 200, 53 Bk. *ἀμφὶ θεῶν κτέ.* ganz richtig durch *ὑποδειγματικῶς περί τινος τῶν ἀδήλων* wiedergibt) Hippokrates wohlbekannt und seinem Geiste gegenwärtig waren, als er jene bedeutungsvollen Sätze niederschrieb. Doch es ist Zeit inne zu halten, so verlockend es auch wäre, andere Anklänge an das herodoteische Dictum und insbesondere Nachklänge desselben zu verfolgen.[1]

---

[1] Als ein solcher darf vielleicht wegen des ähnlichen Zusammenhanges, in dem sie auftaucht, die nachstehende Äußerung Diodors gelten (I, Kap. 40): *τῶν δ' ἐν Μέμφει τινὲς φιλοσόφων ἐπεχείρησαν αἰτίαν φέρειν τῆς πληρώσεως ἀνεξέλεγκτον μᾶλλον ἢ πιθανήν*, und weiter unten: *καθόλου μὲν γὰρ ἀνεξέλεγκτον ἀπόφασιν εἰσηγούμενοι . . . διαφεύξεσθαι τοὺς ἀκριβεῖς ἐλέγχους νομίζουσι· δίκαιον δὲ τοὺς περί τινων διαβεβαιουμένους ἢ τὴν ἐνάργειαν παρέχεσθαι ἢ τὰς ἀποδείξεις λαμβάνειν ἐξ ἀρχῆς συγκεχωρημένας* (l. *συγκεχωρημένης*). Zum Gedanken und Ausdruck vgl. Galen VI, 836 K.: *ληπτέον δὴ κἀνταῦθα ὁμολογουμένην ἀρχήν.*

Nicht ohne gewaltiges Staunen wird man (Kap. 25) aus Steins Ausgaben und Übersetzung die wundersame Mär entnehmen, daß in Ober-Libyen das ganze Jahr hindurch 13 [531]

---

oder Proclus comment. in Euclid. p. 58 Basil: *μέθοδοι δὲ . . . παραδέδονται. καλλίστη μὲν ἡ . . . ἐπ' ἀρχὴν ὁμολογουμένην ἀνάγουσα τὸ ζητούμενον*, oder Hipparch. ap. Strabon. II, 89 = I, 117—118 Mein.: — *ἀπὸ μὴ συγχωρουμένου λήμματος κατασκευαζόμενον.* Desgleichen Aristotel. de gener. anim. II, 8 (747 b, 5): — *οὐθ' ὅλως ἐκ γνωρίμων ποιούμενος τὰς ἀρχάς* oder Diocles Caryst. ap. Galen. VI, 456 K.: — *διαμαρτάνουσιν ἐνίοτε, ὅταν ἀγνοούμενα καὶ μὴ ὁμολογούμενα καὶ ἀπίθανα λαμβάνοντες ἱκανῶς οἴωνται λέγειν τὴν αἰτίαν.* Einige Zeilen weiter ist zu schreiben: *ὅταν μέλλῃ παρὰ τοῦτο* [statt *περὶ τούτου*] *γνωριμώτερον ἢ πιστότερον γενέσθαι τὸ λεγόμενον.* [Vgl. auch Galen V, 811 K.: *ἀλλ' ἑτέρωθέν ποθεν ἐξ ὁμολογουμένων ἀρξάμενον ἀποδεικνύναι πειρᾶσθαι*.] Desgleichen Aristoxenos, Die harmon. Fragmente (S. 46 fin. Marquardt): *ἡμεῖς δ' ἀρχάς τε πειρώμεθα λαβεῖν φαινομένας ἁπάσας* (l. *ἅπασι*) *τοῖς ἐμπείροις μουσικῆς καὶ τὰ ἐκ τούτων συμβαίνοντα ἀποδεικνύναι.* Ein schwerlich ganz zufälliger Anklang begegnet uns bei Antiphon, Fragm. X. Blaß. — Zur Beleuchtung der Tragweite des Herodoteischen Ausspruchs und der Geistesverfassung, aus der er hervorgegangen, mögen schließlich ein paar moderne Parallelen dienen: „Auch hätte wohl durch ein leichtes vergleichendes Experiment konstatiert werden können, daß in den Raum wirklich verdünnter Luft nicht nur Eisen, sondern auch andere Körper hineingetrieben werden; **allein gerade der Umstand, daß man solche Einwände erheben kann, zeigt, daß der Erklärungsversuch einen fruchtbaren Boden betritt,** während mit der Annahme verborgener Kräfte, spezifischer Sympathien und ähnlichen Auskunftsmitteln gleich alles weitere Nachdenken niedergeschlagen wird“ (Lange, Geschichte des Materialismus I^2, 122). — „*Chercher ce fait*“ (das Übernatürliche) „*avant la création de l'homme; pour se dispenser de constater des miracles historiques fuir au delà de l'histoire, à des époques où toute constatation est impossible; c'est se réfugier derrière le nuage, c'est prouver une chose obscure par une autre plus obscure, contester une loi connue à cause d'un fait que nous ne connaissons pas*“ (Renan, Les Apôtres p. XLVII). — „*But Mr. Casaubon's theory*“ (von einer Ur-Offenbarung) „*was not likely to bruise itself unawares against discoveries: it floated among flexible conjectures . . . it was a method of interpretation which was not tested by the necessity of forming anything which had sharper collisions than an elaborate notion of Gog and Magog: it was as free from interruption as a plan for threading the stars together*“ (George Eliot, Middlemarch III, 92—93 (Tauchn. edit.).

„die kalten Winde blasen“; und das soll Herodot in demselben Satze berichten, in welchem er von dem dort nie getrübten Sonnenschein und der daselbst beständig herrschenden Hitze spricht; ja die kalten Winde sollen in dem Lande des ewigen Sommers (Kap. 26) dazu beitragen, daß die Sonne dort das ganze Jahr hindurch das bewirke, was sie anderswo nur zur Sommerszeit bewirkt: *ἅτε διὰ παντὸς τοῦ χρόνου αἰθρίου τε ἐόντος τοῦ ἠέρος τοῦ κατὰ ταῦτα τὰ χωρία καὶ ἀλεεινῆς τῆς χώρης ἐούσης καὶ ἀνέμων ψυχρῶν, διεξιὼν ποιέει οἷόν περ καὶ τὸ θέρος ἐώθεε ποιέειν ἰὼν τὸ μέσον τοῦ οὐρανοῦ· ἕλκει γὰρ ἐπ' ἑωυτὸν τὸ ὕδωρ κτέ.* Der Unsinn dieser Textesüberlieferung nötigt uns zu der Annahme, daß im Archetypus einige Worte (vielleicht eine Zeile) ausgefallen sind und die fragliche Stelle ungefähr so zu schreiben ist: *καὶ ἀνέμων ⟨οὐδαμᾶ ἐπεχόντων⟩ ψυχρῶν* —. [Ähnlich später, nämlich *καὶ ⟨ἄνευ⟩ ἀνέμων ψυχρῶν*, Madvig Adversaria III, 25f.] (Die analoge Schreibung des Sancroftianus und des 14 [532] Parisinus 1634: *οὐκ ὄντων* oder *ἐόντων ἀνέμων ψυχρῶν* statt *καὶ ἀνέμων ψυχρῶν* besitzt zwar keinerlei Autorität, da sie auch dem Vindobonensis und, wie es scheint, dem Vaticanus fremd ist; doch hätte die sinngemäße, wenngleich allzu gewaltsame Konjektur, der die neueren Herausgeber und Übersetzer (etwa von Lange abgesehen, der die Worte einfach ausläßt!) einmütig gefolgt sind, wohl eine Erwähnung verdient. Steins tiefes Stillschweigen muß den Leser zu der Annahme verleiten, der traditionelle Widersinn sei allezeit gläubig hingenommen worden.

Wie hier, so hat Herr Stein auch in seiner Behandlung von Kap. 33 fin. das Kind mit dem Bade verschüttet. Dort heißt es: *τελευτᾷ δὲ ὁ Ἴστρος ἐς θάλασσαν ῥέων τὴν τοῦ Εὐξείνου πόντου διὰ πάσης Εὐρώπης, τῇ Ἰστρίην οἱ Μιλησίων οἰκέουσι ἄποικοι.* Valckenaer wies darauf hin, daß die durchschossenen Worte den „ebenmäßigen Fluß der herodoteischen Rede“ störend unterbrechen, und er fand sie um so anstößiger, da ja wenige Zeilen vorher mit *μέσην σχίζων τὴν Εὐρώπην* genau dasselbe gesagt sei. Die Bemerkung war nur halb wahr, denn die Wortverbindung *τελευτᾷ — ῥέων*

ist um nichts auffälliger und sicherlich eben so echt wie das gleichartige *ἄρχεται ῥέων* Kap. 22 fin. Im übrigen hat es mit der (von Stein in Bausch und Bogen verworfenen) Athetese gewiß seine volle Richtigkeit. Die erste Handhabe zur Interpolation bot das mißverstandene und darum als bezuglos erachtete *ῥέων*, weiter gefördert hat sie das schulmeisterliche Bestreben, den von Herodot vorausgesetzten Parallelismus zwischen Donau und Nil (von welch letzterem im folgenden gesagt wird: *δοκέω διὰ πάσης τῆς Λιβύης διεξιόντα ἐξισοῦσθαι τῷ Ἴστρῳ*) auch sprachlich bis zum Äußersten durchzuführen. Auch brauchte der Interpolator die fraglichen Worte (wenn es wirklich dessen bedurfte) nicht erst, wie Valckenaer annahm, aus IV, 49 herbeizuholen, da er sie weit näher — Kap. 56 fin. — in gleicher Anwendung vorfand.[1]

15 [533]

Auch von solchen aus naher und nächster Nachbarschaft eingeschmuggelten Emblemen ist unser Text noch überfüllt; und es wäre unbillig, hier in jedem einzelnen Falle das zu verlangen, was sich in vielen Fällen mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit leisten läßt: die Erbringung eines strengen Beweises für die Unmöglichkeit der Überlieferung. Die Macht der durch eben diese Fälle geschaffenen Präsumtion, der Analogieschluß, in letzter Reihe auch das geübte Sprachgefühl und das Ohr haben gleichfalls ein Wort mitzureden, und gefehlt wird nur — allzu häufig! — dadurch, daß diese untergeordneten Faktoren sich eine

---

[1] Abichts Umstellung (*τελευτᾷ δὲ ὁ Ἴστρος ἐς θάλασσαν τὴν τοῦ Εὐξείνου πόντου ῥέων διὰ πάσης Εὐρώπης*) zerrt das eng Zusammengehörende (*τελευτᾷ — ῥέων*) auseinander, ohne doch den von Valckenaer richtig empfundenen Anstoß zu beheben. — Irre ich nicht, so sind auch IX, 51 fin. die Worte *ἐκ τοῦ Κιθαιρῶνος* aus dem Vorangehenden (*σχιζόμενος ὁ ποταμὸς ἄνωθεν ἐκ τοῦ Κιθαιρῶνος ῥέει κάτω ἐς τὸ πεδίον*) wiederholt und *περισχίζεται ῥέουσα* ebenso zu verstehen wie *ἄρχεται ῥέων* und *τελευτᾷ ῥέων* an den oben besprochenen Stellen, zu denen sich noch *ἔχει ῥέων* (I, 72, 21), *ἀπικνέεται ῥέων* (I, 185, 23) und *ἥκει ῥέουσα* (II, 127, 5—6) gesellen. Mit ähnlicher Fülle des Ausdrucks heißt es II, 182 in.: *ἀνέθηκε δὲ καὶ ἀναθήματα πέμψας* (add. SVR) *ὁ Ἄμασις ἐς τὴν Ἑλλάδα.*

Stellung anmaßen, die ihnen nicht zukommt.[1] Endlich dürfen wir auch auf minder zwingende Indizien hin eine Mehrheit von Emblemen dort anerkennen, wo die Hand des Interpolators einmal ergriffen worden ist. Wer möchte uns z. B. Unrecht geben, wenn wir IX. 91 in. also schreiben wollen: *ὡς δὲ πολλὸς ἦν λισσόμενος [ὁ ξεῖνος ὁ Σάμιος], εἴρετο Λευτυχίδης, εἴτε κληδόνος εἵνεκεν θέλων πυθέσθαι εἴτε καὶ κατὰ συντυχίην [θεοῦ ποιεῦντος]· „ὦ ξεῖνε Σάμιε, τί τοι τὸ οὔνομα“; ὁ δὲ εἶπε „Ἡγησίστρατος“. ὁ δὲ ὑπαρπάσας τὸν ἐπίλοιπον λόγον, εἴ τινα ὥρμητο λέγειν ὁ Ἡγησίστρατος, εἶπε· „δέκομαι τὸν οἰωνὸν [τὸν Ἡγησίστρατον], ὦ ξεῖνε Σάμιε“* —. Das letzte dieser Embleme ist bereits von Valckenaer 16 erkannt und als solches erwiesen worden; nackt zeigen es [534] die Handschriften der ersten Klasse, während die übrigen durch Umwandlung des Akkusativs in den Genetiv es dem Zusammenhang anzupassen suchen. Platterdings unmöglich scheinen mir die Worte *ὁ ξεῖνος ὁ Σάμιος;* denn „Fremdling aus Samos“ ist als Anrede so passend und üblich, wie unzulässig im Munde des Erzählers. Und da darf man denn schließlich wohl auch fragen, warum in dem Dilemma *εἴτε — εἴτε καί* durch den Zusatz *θεοῦ ποιεῦντος* die Möglichkeit, daß die Frage eine rein zufällige sei, geradezu ausgeschlossen werden soll, während doch der von Herodot gewählte Ausdruck (*συντυχίη*) eben hierfür die ganz eigentliche

[1] Wie mißlich es ist, der Stimme des rhythmischen Gefühls allein zu vertrauen, das mag ein Beispiel zeigen. An der von uns im obigen (S. 165 [hier 29]) so ausführlich besprochenen Stelle I, 32 haben Mehler (Mnemos. 1856, p. 66) und Cobet (bei Bähr I, p. X) das Wort *ἄνουσος* für verdächtig erklärt. Nun wüßte ich zwar kein anderes Verdachtsmoment zu nennen, denn daß dort eine zu der gehobenen Diction der Stelle sehr wohl passende Redefülle, aber keinerlei eigentliche Tautologie vorliegt, kann unsere Übertragung derselben lehren; wohl aber empfahl sich jener Tilgungsvorschlag mit der sich dann ergebenden Symmetrie des Doppelpaares *ἄπηρος . . . ἀπαθὴς κακῶν, εὔπαις εὐειδής* dem Ohre ungemein. Wer jedoch von unserer Darlegung überzeugt ward, dem muß es nicht nur begreiflich, sondern notwendig scheinen, daß einer Mehrzahl negativer Bestimmungen, der die ganze sprachliche Gestaltung des Satzes angepaßt ist, nur eine Minderheit von positiven gegenüberstehe: *ἄπηρος, ἄνουσος, ἀπαθὴς κακῶν — εὔπαις, εὐειδής.*

Bezeichnung ist (vgl. z. B. III, 121: *εἴτ' ἐκ προνοίης — εἴτε καὶ συντυχίη τις τοιαύτη ἐπεγένετο*), und ihm, wollte er von einer göttlichen Fügung reden, andere und minder plumpe Wendungen, wie *θείῃ τύχῃ χρεώμενος* (III, 139) u. dgl. zu Gebote standen.[1]

II, 13 spricht Herodot die Befürchtung aus, die Bewohner von Unterägypten und insbesondere des Delta würden im Laufe der Zeit der Vorteile der Nilschwelle verlustig gehen, falls anders ihr Land in demselben Maße wie bisher zu wachsen fortfahre. Nur von der Erhöhung des Terrains kann hier die Rede sein, nicht von der Zunahme seiner Masse nach der Seeseite hin:[2] was soll also neben den allein sinngemäßen Worten: *ἢν οὕτω ἡ χώρη αὕτη κατὰ λόγον ἐπιδιδῷ ἐς ὕψος* noch der Zusatz: *καὶ τὸ ὅμοιον ἀποδιδῷ ἐς αὔξησιν?*

---

[1] Man dürfte mir entgegnen, daß für den frommen Sinn, welcher in jedem folgenreicheren Vorgang die Hand der Vorsehung erblickt, die Kategorie des Zufalls so gut als nicht vorhanden sei. Ganz richtig; aber damit ist die Sache nicht abgetan. Denn auf diesem Standpunkte ist die Scheidung aller Begebenheiten in jene, die menschlichen Absichten entspringen, und in solche, die scheinbar zufällig sind, aber auf göttlicher Einwirkung beruhen, erst recht unmöglich. Denn warum sollte das gläubige Gemüt dem Walten der Gottheit so enge Grenzen ziehen? Warum sollte diese nicht auch menschliche Pläne und Absichten beeinflussen und hervorrufen können? Daß dem Halikarnassier zum mindesten jede derartige Sonderung fremd ist, dies können vielleicht unsere Bemerkungen zu VII, 137 dartun helfen.

[2] In der letzten (vierten) Auflage seiner kommentierten Ausgabe versucht Stein die angezweifelten Worte durch die folgende Erwägung zu rechtfertigen: „Denn sowohl die Vergrößerung als die Erhöhung des ... Areals vermindert allmählich die Wassermenge, die sich bei der Nilschwelle über je einen Acker ergießt.“ Daß Herodot jedoch hieran nicht denkt, sondern nur den Zeitpunkt ins Auge faßt, in welchem die Nilfluten jene Äcker überhaupt nicht mehr erreichen werden, geht aus dem Wortlaut seiner Äußerungen unzweideutig hervor: *μὴ κατακλύζοντος αὐτὴν τοῦ Νείλου* und weiter unten: *μήτε ὁ ποταμὸς οἷός τ᾽ ἔσται ἐς τὰς ἀρούρας ὑπερβαίνειν.* Mit Letronne, der Schäfers und Schweighäusers übergewaltsame Änderungsvorschläge mit Recht zurückweist, in dem Satze eine statthafte Tautologie zu erkennen (Journ. d. sav. 1817, 49), dazu wird sich heute schwerlich jemand entschließen. Vielleicht rühren auch die Worte *ἐς ὕψος* an beiden Stellen von der Hand des Interpolators her.

Ich vermag — gleich Valckenaer und Krüger — in ihm nichts anderes zu erkennen als eine (mit Hilfe der sogleich in Kap. 14 vorkommenden Sätze: *αὕτη γάρ ἐστι ἡ αὐξανομένη* [sc. *χώρη*] und *εἴ σφι ἐθέλοι — ἐς ὕψος αὐξάνεσθαι*) angefertigte Marginalerklärung, die durch ein hinzugefügtes *καί* mit dem Text verschmolzen ward. (Der einsichtsvolle Rawlinson nimmt zu der dem Original keineswegs entsprechenden pleonastischen Wendung seine Zuflucht: „*if the land goes on rising and growing at this rate*".) Sollte nicht auch der Beisatz: *τὸν ἐπίλοιπον* zu den Worten *πείσεσθαι τὸν πάντα χρόνον Αἰγύπτιοι* eine fremde Zutat sein? Daß die Worte in S fehlen (aber nicht in R und V), beweist freilich nichts gegen ihre Echtheit. Allein sie sind nicht nur völlig entbehrlich, da *τὸν πάντα χρόνον* allein „die ganze Zukunft" bedeutet,[1] sondern sie machen auch den Eindruck eines Strebens nach peinlicher und pedantischer Genauigkeit, das unserem Autor ebenso fremd wie seinem antiken Interpolator geläufig ist.

Ich kehre zu der Reihenfolge der Kapitel zurück. Zu II, 65, 17 ff.:[2] *τὸ δ' ἄν τις τῶν θηρίων τούτων* (der heiligen Tiere) *ἀποκτείνῃ, ἢν μὲν ἑκών, θάνατος ἡ ζημίη κτέ.* bemerkt Stein: „Die Worte *τὸ δ' ἄν τις* sind verdächtig, weil dem neutralen Relativ keinerlei Beziehung im Nachsatze entspricht. Herodot schrieb wohl *ὃς δ' ἄν τις* usw. und so hat Diodor". [Stein hat diesen Änderungsvorschlag fallen lassen. Soweit meine Gegenbemerkung polemischer Art ist, möge sie als getilgt gelten.] Ich würde diese Bemerkung durch Krügers Verweisung auf seine Sprachlehre § 51, 13, 12

18
[536]

[1] Bei Herodot (denn Dichterstellen wie Sophocl. frg. 515 N. können allerdings nichts beweisen) begegnet uns (falls mir nichts entgangen ist) dieselbe Phrase noch zwölfmal, teils auf die Vergangenheit, teils auf die Zukunft bezogen, darunter zweimal mit dem durch den Zusammenhang gebotenen einschränkenden Zusatz *τῆς ζόης* (I, 85 fin. und VI, 52 fin.), sonst ohne jeden Beisatz (II, 173; III, 65; III, 75; IV, 187; VI, 52; VI, 123; VIII, 140; IX, 27; IX, 73; IX, 106).

[2] Beiläufig, II, 65, 5 genügt es vollständig, den, wie so häufig, fälschlich eingesetzten Artikel mit Valckenaer zu tilgen: *τῶν δὲ εἵνεκεν ἀνεῖται* [*τὰ*] *ἱρά* —.

als erledigt erachten, wenn der treffliche Grammatiker diese Ausdrucksweise auch aus Herodot selbst völlig ausreichend illustriert hätte. Man vergleiche vor allem III, 99, 12: *ἣ δὲ ἂν γυνὴ κάμῃ, ὡσαύτως αἱ ἐπιχρεώμεναι μάλιστα γυναῖκες ταὐτὰ τοῖσι ἀνδράσι ποιεῦσι*, wo die Verkennung dieser Konstruktion zur Schreibung *ἢν δὲ γυνὴ κάμῃ* (in allen Handschriften außer in SVFK nach Gaisford, nur in der Aldina und — mit leichter Modifikation — im Parisin. d nach Stein) geführt hat. Ebenfalls hierher gehört IV, 99, 25—26. Gewählt aber ward hier diese Sprachweise (die, nebenbei, so alt ist wie Od. σ 285—286) wohl darum, weil der Historiker sagen wollte: „welches immer dieser Tiere einer töten mag, es erwartet ihn dieselbe — harte — Strafe, der Tod", nicht viel anders als wie Strabon (p. 733 = 1022, 16 Mein.) sagt: *ὅτῳ δ' ἂν θύσωσι θεῷ, πρώτῳ τῷ πυρὶ εὔχονται.*[1] — Einem ähnlichen Mißverständnis ist offenbar die leichte Trübung der Überlieferung entsprungen, der man II, 115, 24 begegnet: *ἐγὼ εἰ μὴ περὶ πολλοῦ ἡγεύμην μηδένα ξείνων* (l. *ξεῖνον*) *κτείνειν, ὅσοι ὑπ' ἀνέμων ἤδη ἀπολαμφθέντες ἦλθον ἐς χώρην τὴν ἐμήν* —. Der gen. plur. ward hier gewiß von einem Schreiber oder Korrektor eingeführt, der die Stelle nicht minder unrichtig als Rawlinson verstand: „— *that no stranger driven to my country by adverse winds should ever*

[1] Dafür, daß *ὅστις* von Herodot mehrfach gleich *ὅς* und ebenso *ὅς* gleich *ὅστις* gebraucht wird (hier kommt noch die Verbindung *τὸ δ' ἄν τις* in Betracht), vergleiche man Krüger 51, 8, 4 (auch Dialekt. Synt.) und für das erstere insbesondere Struves herrliche Untersuchung, Opusc. II, 256 sqq. Einen weiteren Beleg sowohl für diese Gebrauchsweise, als für die in den Handschriften (des herodoteischen Werkes, wie der Hippokratischen Schriften, z. B. II, 74 fin.; VI, 34 fin.; VI, 99, Z. 7 v. u. L.) stereotype Art der Verderbnis liefert IV, 149, 24, wo neben dem *ἐπ' οὗ* der Vulgata der erste Parisinus *ἀπ' οὗ*, der Vatic. und Vindob. aber *ἀπὸ τοῦ* (der Sancroft. *ἀπὸ τούτου*!) darbieten, mithin sicherlich zu schreiben ist: *Οἰολύκου δὲ γίνεται Αἰγεύς, ἀπ' ὅτευ Αἰγεῖδαι καλεῦνται* —. Auch wenige Zeilen vorher ist auf Grund der Autorität dieser Handschriftenklasse an die Stelle des *ἐπί* unseres Textes das sprachlich ganz ebenso zulässige (Struve p. 262) *ἀπό* aus SVR zu entnehmen: *τῇ δὲ νήσῳ ἀπὸ τοῦ οἰκιστέω Θήρα ἡ ἐπωνυμίη ἐγένετο* und *ἀπὸ τοῦ ἔπεος τούτου οὔνομα τῷ νεηνίσκῳ τούτῳ Οἰόλυκος ἐγένετο.*

19 (537) *be put to death*“, während doch Proteus nur seinen Abscheu vor dem *ξεινοκτονέειν* (wie es bei der Rekapitulation des Gedankens im folgenden heißt) ausdrücken will und der Satz *ὅσοι — χώρην τὴν ἐμήν* ebenso zu verstehen ist wie die ganz gleichartigen Satzglieder IX, 26, 11: *ὅσαι ἤδη ἔξοδοι κοιναὶ ἐγένοντο κτέ.* oder I, 214 in.: *ὅσαι δὴ βαρβάρων ἀνδρῶν μάχαι ἐγένοντο.*

In der von Späteren, insbesondere von Aristoteles, so viel benützten Beschreibung des Krokodils heißt es II, 68, 9: *ἔχει δὲ ὀφθαλμοὺς μὲν ὑός, ὀδόντας δὲ μεγάλους καὶ χαυλιόδοντας κατὰ λόγον τοῦ σώματος.* Die letzten Worte halte ich aus folgenden Gründen für unecht.

1. Sie fehlen bei Aristoteles (Hist. anim. II, 10 fin. = 502a. 9—10), wo sie niemand vermißt.

2. Ihre Stellung ist eine ungeschickte, da sie augenscheinlich zu *μεγάλους* gehören und doch davon getrennt sind.

3. Sie sind tatsächlich unwahr.

4. Solch ein Marginalzusatz konnte durch das vorangehende *καὶ ὁ νεοσσὸς κατὰ λόγον τοῦ ᾠοῦ γίνεται* leicht veranlaßt werden.

Die Wortverbindung *κατὰ λόγον* hat (von I, 134 und der daselbst einst von Stein richtig erkannten Interpolation: *κατὰ τὸν αὐτὸν δὲ λόγον καὶ οἱ Πέρσαι τιμῶσι* abgesehen) in unserem Text mehrfache Irrungen und Mißverständnisse erzeugt. II, 109, 7 sollte es bei der von Krüger vorgenommenen Ausscheidung „des falschen Glossems“ sein Bewenden haben: *ὅκως τοῦ λοιποῦ κατὰ λόγον [τῆς τεταγμένης ἀποφορῆς] τελέοι.* Das Urteil des Verstandes wird diesmal durch das Ohr bestätigt. Ebenso bedeutet die Phrase schlechtweg „verhältnismäßig“ VII, 36, 1 (wo Stein das Richtige hat, Lange und Krüger mit ihrem „der Natur der Sache nach“, „natürlich“, arg irren). Mit „Verhältnis“ ist *λόγος* auch I, 186, 4 (im Hinblick auf den regelmäßigen Wechsel der Rohr- und Ziegelschichten); II, 13, 14; II, 14, 1; V, 8, 4 wiederzugeben, während VIII, 111, 11 *κατὰ λόγον* allerdings = *κατὰ τὸ οἰκός* (so Stein) zu setzen ist. Was soll es aber heißen, wenn VII, 95, 15 von den *νησιῶται*

gesagt wird, sie seien ursprünglich Pelasger gewesen, später aber Ionier genannt worden *κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον καὶ οἱ δυωδεκαπόλιες Ἴωνες οἱ ἀπ' Ἀθηνέων?* Hier soll *κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον καί* mit einem Male nicht mehr als ein bloßes *κατὰ ταὐτὰ καί*, „ebenso wie" bedeuten (Krüger nach Valckenaer), was weder mit dem Sprachgebrauch, noch mit irgend einer der Bedeutungen von *λόγος* in Einklang zu 20 [538] bringen ist. Stein übersetzt „aus demselben Grunde", „mit demselben Rechte", und erblickt in dem Satze eine Fortsetzung der I, 142 gegen die ausschließlichen Prätensionen der Zwölf-Städte-Ionier geführten Polemik, die m. E. kein Grieche aus den Worten herauslesen konnte, um so weniger als dieser vermeintliche Gedanke hier mit keiner Silbe begründet wird. Daß ferner die *δωδεκαπόλιες Ἴωνες* nicht mit den von Athen aus Angesiedelten zusammenfallen, hatte zu allem Überfluß unser Historiker I, 147 gesagt. Somit war Valckenaer sicherlich auf richtigem Wege, als er den Schluß des Satzes aus einer Marginalglosse herleitete. Nur muß man aus sprachlichen wie aus sachlichen Gründen den ganzen Satz dahin verweisen. Es ist der echtbürtige Bruder des Schlußsatzes von I, 134.

Zwei Irrtümer Krügers erwähne ich, weil sie sich auf demselben Blatt vereinigt vorfinden. — Der Dativ in der Phrase: *μισθῷ ὁμολογέοντες* 86, 5 ist keineswegs in den Genetiv zu verwandeln, sondern mit Absicht gewählt, weil die ägyptischen Einbalsamierer „fixe Preise" und die Auftraggeber nur die Wahl zwischen den drei Begräbnisklassen hatten, mithin kein Feilschen um den Preis und kein Handeleinswerden stattfand; vgl. Lysias I, § 29: *ἐγὼ δὲ τῷ μὲν ἐκείνου τιμήματι οὐ ξυνεχώρουν.* — Endlich zu 86, 8—9 (bei der Beschreibung des Einbalsamierungs-Verfahrens) hat der treffliche Grammatiker in kaum glaublicher Weise geirrt, indem er in dem Satze: *τὰ μὲν οὕτω ἐξάγοντες, τὰ δὲ ἐγχέοντες φάρμακα* die Worte *τὰ δὲ* mit *φάρμακα* verband. 21 [539] wie seine Verweisung auf Dial. Synt. 50, 3, 2 beweist! [Diesen Irrtum hat Krüger seither berichtigt.] Richtig erklärt Stein: „*τὰ δέ*, sc. *ἐξάγοντες*. Dem *οὕτω* des ersten

Gliedes entspricht hier *ἐγχέοντες φάρμακα*". Nur muß eben darum, ich denke notwendig, *ἐγχέαντες* geschrieben werden: sonst wäre die Verbindung eine ebensowenig angemessene wie VIII, 105 *ἐκτάμνων ἀγινέων ἐπώλεε ἐς Σάρδις*, wo mir Naber mit der Verbesserung *ἐκταμών* zuvorgekommen ist (Mnemos. 1854, p. 481). Eine gleichartige Korruptel werden wir zu III, 110 fin. mit Hilfe der besseren Handschriftenfamilie berichtigen können.

Ich übergehe mancherlei Kleinigkeiten und komme zu II, 104, wo, beiläufig bemerkt, die von unserem Historiker offen gelassene Frage nach dem Ursprung der Beschneidung jetzt wohl dahin entschieden werden kann, daß die Sitte sicherlich nicht von den Ägyptern zu den Negern, eher umgekehrt von diesen zu jenen gelangt ist.[1] Denn wie unwahrscheinlich ist es doch, daß äquatoriale Negervölker wie die Monbuttu und Akka (vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika II, 153) von ägyptischen Kultureinflüssen berührt worden seien. Am Ende jenes lehrreichen Abschnittes ist aber meines Erachtens ein Emblem auszuscheiden in den Worten: *Φοινίκων ὁκόσοι τῇ Ἑλλάδι ἐπιμίσγονται, οὐκέτι Αἰγυπτίους μιμέονται [κατὰ τὰ αἰδοῖα], ἀλλὰ τῶν ἐπιγινομένων οὐ περιτάμνουσι τὰ αἰδοῖα.*

II, 107, 2: *τὸν δὲ ὡς μαθεῖν τοῦτο, αὐτίκα συμβουλεύεσθαι τῇ γυναικί· καὶ γὰρ δὴ καὶ τὴν γυναῖκα ἅμα ἄγεσθαι· τὴν δέ οἱ συμβουλεῦσαι τῶν παίδων ἐόντων ἓξ τοὺς ⟨μὲν?⟩*[2] *δύο ἐπὶ*

[1] Wenn man nicht vielmehr, wie bei den Bewohnern der Fidji-Inseln (Tylor, Early hist. of mankind 216) oder bei den Kaffern (Buckle, Common Place Book n. 4 im Index) von jedem äußeren Zusammenhange absehen darf.

[2] Die richtige Wortstellung zum mindesten ist auch VIII, 129, 9 gestört worden und nach SVR herzustellen: *τὰς μὲν δύο μοίρας*. Eine größere Zahl von Fällen, in welchen die Partikel *μέν* im herodoteischen Texte ausgefallen ist, hat Naber zusammengestellt (Mnemos. 1854, p. 482). Sollte nicht auch III, 31, 22 hierher gehören: *εἰρομένου ὦν τοῦ Καμβύσεω, ὑπεκρίνοντο αὐτῷ οὗτοι καὶ δίκαια καὶ ἀσφαλέα, φάμενοι νόμον ⟨μὲν⟩ οὐδένα ἐξευρίσκειν ὃς κελεύει ἀδελφεὸν συνοικέειν ἀδελφεῇ, ἄλλον μέντοι ἐξευρηκέναι νόμον κτέ.*? Die Schärfe des Gegensatzes läßt hier (anders als z. B. VIII, 42 fin.) die Konzessivpartikel vor *μέντοι* kaum als entbehrlich erscheinen.

τὴν πυρὴν ἐκτείναντα γεφυρῶσαι τὸ καιόμενον, αὐτοὺς δὲ ἐπ' ἐκείνων ἐπιβαίνοντας ἐκσώζεσθαι. ταῦτα ποιῆσαι τὸν Σέσωστριν, καὶ δύο μὲν τῶν παίδων κατακαῆναι τρόπῳ τοιούτῳ, τοὺς δὲ λοιποὺς ἀποσωθῆναι ἅμα τῷ πατρί. νοστήσας δὲ ὁ Σέσωστρις ἐς τὴν Αἴγυπτον καὶ τισάμενος τὸν ἀδελφεόν, τῷ μὲν ὁμίλῳ τὸν ἐπηγάγετο τῶν τὰς χώρας κατεστρέψατο, τούτῳ μὲν τάδε ἐχρήσατο. — Die Worte *τῶν — κατεστρέψατο* sind vormals von Stein mit Recht als eine ungehörige (auch durch ihre Unvollständigkeit, wie ich meine, als Emblem gekennzeichnete) Wiederholung aus dem Anfang des Kapitels: *τῶν ἐθνέων τῶν τὰς χώρας κατεστρέψατο*, erkannt worden. In dem Satzglied *τοὺς — πατρί* hat Krüger die Erwähnung der Gemahlin des Sesostris vermißt, und er schlug zweifelnd vor, *καὶ τῇ μητρί* ergänzend hinzuzufügen. Der Anstoß scheint mir wohl begründet, das Heilmittel verfehlt. Ich halte die Worte gleichfalls für ein Emblem, welches sich durch seine Entbehrlichkeit und seine Unvollständigkeit eben als solches verrät. Die Handhabe dazu mochte die Verkennung des *μέν* solitarium bieten, ein Umstand, der auch 121 ε, 14 mindestens die Einschaltung eines (dem Zusammenhang widerstreitenden) *δέ* in mehreren Handschriften bewirkt hat.

22 [540]

II, 116 heißt es von Homer, er habe den ägyptischen Aufenthalt der Helena zwar gekannt, aber für die dichterische Darstellung des trojanischen Krieges minder geeignet befunden und darum beiseite gelassen. *δηλώσας ὡς καὶ τοῦτον ἐπίσταιτο τὸν λόγον· δῆλον* (l. *δηλοῖ*) *δὲ κατὰ παρεποίησε* (so Bekk.) *ἐν Ἰλιάδι* —. Meine Änderung erheischt der allgemein herrschende Sprachgebrauch.[1] Die Schreiber haben

[1] Auf die Schlußworte des Kapitels: *ἐν τούτοισι τοῖσι ἔπεσι δηλοῖ κτέ.* kann man sich gleichfalls insofern berufen, als sie augenscheinlich das Obige wieder aufzunehmen bestimmt sind. Ob sie übrigens von Herodots eigener Hand herrühren oder die Grenzen der hier längst erkannten Interpolation sich weiter erstrecken, als man gemeiniglich annimmt, dies ist eine der vielen derartigen Fragen, in betreff deren ich mir vorläufig Zurückhaltung auferlege. Mit erträglichem Geschick durchgeführte antike Interpolationen lassen sich oft nicht mit voller Sicherheit als solche erweisen, und man tut vielleicht bei einem so vielfach

23 |541 hier gerade so geirrt wie mehrere neuere Herausgeber, welche 117 in. κατὰ ταῦτα δὲ τὰ ἔπεα καὶ τόδε [τὸ χωρίον secl. Valcken.] οὐκ ἥκιστα ἀλλὰ μάλιστα δῆλον schreiben, während die Handschriften einstimmig δηλοῖ („es erhellt") darbieten. Der unpersönliche oder subjektlose Gebrauch von δηλοῖ aber ist meines Erachtens wie hier von Valckenaer und seinen Nachfolgern (s. jedoch schon Schweighäusers Berichtigung im Lexic. herod.), so auch III, 82, 5 seit jeher verkannt worden in den Worten: καὶ ἐν τούτῳ δηλοῖ καὶ οὗτος ὡς ἡ μουναρχίη κράτιστον. Mein Einwand freilich: „nicht der aus der Pöbelherrschaft auftauchende Monarch, sondern der Kreislauf der Dinge, der auch auf diesem Wege wieder zur Monarchie zurückführt, ist der Beweis für die Güte dieser Regierungsform" möchte leicht als übersubtil verworfen werden. Allein jeden Widerspruch schlägt der Rückblick auf den kurz vorangehenden Parallelsatz nieder: καὶ ἐν τούτῳ διέδεξε ὅσῳ ἐστὶ τοῦτο ἄριστον. Man schreibe daher mit einer Änderung, die uns schon so häufig als nötig erschienen ist, auch hier: καὶ ἐν τούτῳ δηλοῖ καὶ οὕτω ὡς ἡ μουναρχίη κράτιστον.

II, 124, 3: ἐργάζοντο δὲ κατὰ δέκα μυριάδας ἀνθρώπων αἰεί, τὴν τρίμηνον ἕκαστοι. So ist notwendig zu interpungieren und zu schreiben, wenngleich diesmal schon im Archetypus derselbe Fehler sich vorfand (ἑκάστην), der II, 168, 18 (Καλασιρίων χίλιοι καὶ Ἑρμοτυβίων ἐδορυφόρεον ἐνιαυτὸν ἕκαστοι τὸν βασιλέα) in Handschriften der ersten Klasse und IX, 93, 9 (οὗτοι φυλάσσουσι ἐνιαυτὸν ἕκαστος) in solchen der zweiten Klasse angetroffen wird: an ersterer Stelle bieten nämlich R und S, an letzterer der Mediceus

verunstalteten Texte, wie es der herodoteische ist, besser daran, sich zunächst auf die Besprechung solcher Verderbnisse zu beschränken, die streng erweisbar sind oder ohne Beweis jedermann einleuchten, und dadurch den Weg zu ebnen für die Erkenntnis und schließliche Ausmerzung auch der tiefer liegenden Schäden. Nur so viel wird man mir vielleicht ohne weiteres zugeben, daß, falls auf 116, 19 καὶ ὡς ἐς Σιδῶνα τῆς Φοινίκης ἀπίκετο unmittelbar folgte 117 κατὰ ταῦτα δὲ τὰ ἔπεα κτέ., der Text keine Einbuße erlitte, die nicht leicht zu verschmerzen wäre.

von erster Hand ἕκαστον. Dieselbe unwillkürliche Assimilierung benachbarter Worte hat auch II, 156 in. eine bisher nicht bemerkte Irrung erzeugt in dem Satze: οὗτος μέν νυν ὁ νηὸς τῶν φανερῶν μοι τῶν περὶ τοῦτο τὸ ἱρόν ἐστι θωυμασιώτατος, τῶν δὲ δευτέρων νῆσος ἡ Χέμμις καλευμένη. Oder sollte Herodot wirklich, nachdem er die Hauptmerkwürdigkeit des Ortes genannt hat, fortfahren: „unter den Dingen zweiten Ranges aber ist die Insel Chemmis die merkwürdigste?“ Warum führt er doch von diesen δεύτερα im folgenden kein einziges an, und weshalb sollte er, der Meister planer und natürlicher Darstellung, diesmal eine so gewundene Ausdrucksweise gewählt haben? Er schrieb vielmehr sicherlich: τῶν δὲ δεύτερον — „*the next greatest marvel*“, wie Rawlinson völlig sinngemäß übersetzt. Wer sich aber daran stoßen sollte, daß die Adversativpartikel nicht bei δεύτερον steht (δεύτερον δὲ τούτων), der sei auf Stellen verwiesen wie III, 128 in.: Δαρεῖος μὲν ταῦτα ἐπειρώτα, τῷ δὲ ἄνδρες τριήκοντα ὑπέστησαν —; V, 81: τοὺς μὲν Αἰακίδας σφι ἀπέπεμψαν, τῶν δὲ ἀνδρῶν ἐδέοντο (mit Krügers Anm.); VII, 36 in.: καὶ οἱ μὲν ταῦτα ἐποίεον, — τὰς δὲ ἄλλοι ἀρχιτέκτονες ἐζεύγνυσαν. Herodot liebt es eben Personalpronomina sowohl als den sie vertretenden Artikel an die Spitze des Satzes zu stellen und die Adversativpartikel unmittelbar daran zu knüpfen, eine Eigentümlichkeit, von welcher der Gebrauch von ὁ δὲ = ἀλλά (s. Krüger zu I, 17, § 2) ein bekannter Spezialfall ist.[1]

24 [542]

[1] Wie diese Eigentümlichkeit der herodoteischen Syntax hier an einer leichten Trübung der Überlieferung mitschuldig ist, so hat sie VIII, 25 ein grobes Mißverständnis und eine schwere Interpolation erzeugen und verdecken helfen. Ich meine die Einschiebung der aus VII, 228 entnommenen Worte τέσσερες χιλιάδες, die von C. Heraeus (Jahrb. 1868, 507—510) in vollständig überzeugender Weise erwiesen worden ist. Da Gründe hier ihre Kraft erschöpft zu haben scheinen (Stein zum mindesten ist durch jene Darlegung, die man für eine endgültige halten sollte, von dem alten Wahne nicht geheilt worden), so darf ich vielleicht ausnahmsweise das bemerken, was ich so häufig zu bemerken unterlasse, daß ich schon lange vor Heraeus durch genau dieselbe Beweisführung zu genau demselben Resultate gelangt war und

25 [543] Jene Verderbnis von ἕκαστοι erinnert mich aber an die analoge Korruptel III, 18, 12 (in der Schilderung des sogenannten Sonnentisches der Äthiopen): ἐς τὸν τὰς μὲν νύκτας ἐπιτηδεύοντας τιθέναι τὰ κρέα τοὺς ἐν τέλεϊ ἑκάστους ἐόντας, wofür man notwendig schreiben muß: τοὺς ἐν τέλεϊ ἑκάστοτε ἐόντας, geradeso wie es IV, 180, 21 heißt: κοινῇ παρθένον τὴν καλλιστεύουσαν ἑκάστοτε —. (Anders geartet und unanstößig ist IV, 33, 9: ἀπὸ δὲ Σκυθέων ἤδη — τοὺς πλησιοχώρους ἑκάστους.) Kaum der Erwähnung wert scheint es, daß die entgegengesetzte Verderbnis (ἑκάστοτε statt ἑκάστοισι) II, 174, 3 in SVR begegnet.

II, 134 fin. lautet in allen mir bekannten Herodot-Ausgaben (von einer abgesehen, von welcher später die Rede sein soll) wie folgt: ἐπεί τε γὰρ πολλάκις κηρυσσόντων Δελφῶν ἐκ θεοπροπίου ὃς βούλοιτο ποινὴν τῆς Αἰσώπου ψυχῆς ἀνελέσθαι, ἄλλος μὲν οὐδεὶς ἐφάνη, Ἰάδμονος δὲ παιδὸς παῖς ἄλλος Ἰάδμων ἀνείλετο. Stein geht (oder ging doch in den ersten Auflagen seines Kommentars) über die wundersame, ja beispiellose Konstruktion stillschweigend hinweg: er scheint es daher mit Lhardy und der großen Mehrzahl der Herausgeber für statthaft zu halten, daß mit Ἰάδμονος δὲ der Nachsatz beginne: Krüger meint, daß dies „nicht füglich“ der Fall sein könne und glaubt dadurch Hilfe zu bringen, daß er nach ἀνείλετο

---

auch heute (nach fast dreißig Jahren) an jener Argumentation und ihrem Ergebnis unerschüttert festhalte. — Nur in einer Kleinigkeit hat Heraeus geirrt (und darum allein komme ich auf die Sache zurück), nämlich darin, daß er τῶν in τῶν μὲν χίλιοι ἐφαίνοντο κείμενοι νεκροί für „demonstrativ“ gebraucht hielt. Es ist vielmehr, denn in jenem Falle würde man ein γάρ vermissen, das **Relativ** und gilt einem τούτων γάρ gleich, wie so oft bei Herodot, z. B. I, 210, 14; VII, 154, 12 oder III, 14, 19: τὸ δὲ τοῦ ἑταίρου πάθος (diese Vulgat-Lesart und nicht das πένθος der besten Handschriften wird von Sinn und Zusammenhang gebieterisch gefordert) ἦν ἄξιον δακρύων, ὃς ἐκ πολλῶν τε καὶ εὐδαιμόνων ἐκπεσὼν ἐς πτωχηίην ἀπῖκται ἐπὶ γήραος οὐδῷ. Dieser Gebrauch ist mehrfach verkannt worden [, vgl. „Die Bruchstücke der griechischen Tragiker“ usw. hier 64 A. 1] und hat wiederholt die Einschaltung eines γάρ in der zweiten Handschriftenklasse veranlaßt, so: VII, 137: οἳ [γὰρ om. SVR] πεμφθέντες ὑπὸ Λακεδαιμονίων κτέ., oder VI, 15, 5, wo nicht nur γάρ eingeschoben, sondern auch οἵ getilgt ward (Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 828).

einen Beistrich setzt und die nachfolgenden Worte *οὕτω καὶ Αἴσωπος Ἰάδμονος ἐγένετο* als Nachsatz ansieht, — eine Annahme, deren Unmöglichkeit sofort erhellt, wenn man die Stelle im Zusammenhange liest. Mir ward dieses Satzungetüm, welches sich freilich durch eine ebenso leichte als sichere Änderung berichtigen läßt, der Anlaß, die Frage nach der Zulässigkeit des *δέ* in apodosi einer umfassenden (auch auf Homer sich erstreckenden) Untersuchung zu unterziehen. Ich konnte mich dieser Notwendigkeit um so weniger entschlagen, als ich zwar auf mancherlei nützliche Zusammenstellungen und richtige Einzelbeobachtungen, hingegen auf keinen einzigen Versuch traf, diese anomale Spracherscheinung in ihrer Totalität bei diesem oder bei einem andern Schriftsteller zu behandeln, die Grenzen, innerhalb deren sie sich bewegt, und die Bedingungen, welchen sie unterworfen ist, in erschöpfender Weise zu ermitteln. Die den herodoteischen Sprachgebrauch betreffenden Ergebnisse sind in Kürze die folgenden. Vor allem andern ist jene Konstruktion bei unserem Historiker an eine ausnahmslose Regel gebunden: *δέ* im Nachsatz lehnt sich immer an ein Personal-Pronomen an oder an den als ein solches gebrauchten Artikel. — (Anders ist es bei Homer, bei dem nicht selten Zeitpartikeln und auch andere Wortarten an der Spitze derartiger Sätze erscheinen, und welchen daher Krüger, Dial. Synt. 50, 1. 11, in diesem Betracht nicht mit Herodot auf eine Stufe stellen durfte.) Ferner zerfällt die Gesamtheit der authentischen Fälle in drei Gruppen, die sich in Kürze wie folgt charakterisieren lassen:

26 [544]

A. Wiederholung des apodotischen *δέ* aus dem Vordersatze.

B. Auftreten desselben in Nachsätzen einer Doppelperiode (deren beide Hälften jedoch nicht stets gleichmäßig ausgeführt sind).

C. Eigentlich anakoluthischer, durch begrifflichen Gegensatz motivierter Gebrauch des *δέ* = einem *ἀλλά*.

Nachdem Werfer (Acta philol. monac. I, 88 sqq.) und Buttmann (im 12. Exkurs zur Midiana) die Frage vielseitig und grundlegend behandelt, Lhardy und Stein (insbesondere zu I, 112 und II, 39) nützliche Bemerkungen und Sammlungen hinzugefügt hatten, habe ich vor Jahren das Gesamtmaterial zusammenzustellen versucht, wobei mir hoffentlich nichts, jedenfalls nichts Erhebliches, entgangen sein dürfte. Ich ordne die Stellen also:

A. I, 138 in. *ταῦτα δὲ* (*δὲ* add. Vindob.); 163 5 (ein Satz der alles Ungefüge verlöre, wenn wir statt *ὡς* [Z. 2] *ὃς* schreiben dürften — man vgl. III, 120 6 oder IV, 52 2 für *οὕτω δή τι* mit folgendem Relativ —); 171 fin.; II, 50 17, 61 3, 111 19, 120 10; III, 37 11; IV, 66 fin.; IV, 81 7? (ich vermute nämlich: ⟨*ἐγὼ δὲ*⟩ *ὧδε δηλώσω*, vgl. III, 37 und IV, 99) 99 1, 204 8; V, 37 15; VI, 16 14, 58 21, 157 17; VIII, 115 23; IX, 63 8, 85 9.

27
[545]

B. I, 13 4*, 173 3*, 196 1; II, 26 22, 39 15*, 42 in., 102 6, 149 7*, 174 5; III, 36 21*, 69 5, 133 24; IV, 3 2*, 61 14, 65 21*, 68 11*, 94 10*, 126 4*, 165 in.* (wo, nebenbei bemerkt, Stein das *τέως* der Handschriften in *ἕως* verändert, während er im ganz gleichen Falle I, 173 3 diese Änderung vorzunehmen unterläßt. Daß *τέως* mehrfach relativ angewendet wird, erhellt zumeist aus einer Anzahl hippokratischer Stellen [s. Thes.], am deutlichsten aus De morb. sacr. c. 16, wo man sinnwidrig liest: *ὡς ἂν μετέχῃ τοῦ ἠέρος*, die besten Handschriften aber — darunter der Vindob. und Marcian. — *τε ὡς* bieten d. h. *τέως*; auch bei Plato Symp. 191 E würde ich die altertümliche Form nicht wegkorrigieren); V, 1 6*, 73 8*; VI, 52 1*; VII, 159 24, 160 9*, 188 4*; IX, 6 in.*, 48 18*, 63 9*, 70 10. (Derartige Doppelperioden ohne *δέ in apodosi* erscheinen z. B. II, 121 6; III, 108 13; III, 158 16, wo *οὗτοι μέν* aus SVR zu entnehmen ist, halb ausgeführt I, 184—185 usw.). [Vgl. auch H. Weil, Plaidoyers de Démosthène, I, 55 und Karl Schenkl in Bursians Jahresberichten 34, 213.]

C. I. 112 18 (vgl. *ἀλλά* in IX. 42 23): III. 68 16: V. 40 15: VII. 51 9. 103 18 (Gegensatz der Personen wie bei *ἀλλά* VII. 11 2 oder IX. 48 15):[1] VIII. 22 11: IX. 60 24.

Aus dem Rahmen von *B* tritt scheinbar heraus VI. 30 in.: eine Ausnahme, welche jedoch in Wahrheit die Regel bestätigt: denn die Doppelperiode ist nur darum nicht zur Ausführung gelangt, weil die eine Alternative zwar hypothetisch, die andere aber wirklich ist. Viele ähnliche Fälle (über welche Werfer p. 94 zu vergleichen ist) mußten wir unter *A* stellen. Desgleichen steht von dem Gros der unter *C* vereinigten Stellen ein wenig abseits III. 108 1: *ἐπεὰν ὁ σκύμνος — ἄρχηται διακινεόμενος — ὁ δὲ ἀμύσσει τὰς μήτρας*, wo das Unerwartete der Tatsache, daß das Junge im Mutterleib diesen teilweise zerstört, die Wahl des ungewöhnlich lebhaften Ausdrucks augenscheinlich veranlaßt hat. Endlich tritt in kaum merklicher Weise aus dieser dritten Reihe heraus IV. 189, 17—20: *πλὴν γὰρ ὅτι — τὰ δὲ ἄλλα πάντα*, wo Steins Änderung des *δέ* in *γέ* schwerlich berechtigt ist und die — leichte — Anomalie nur darin besteht, daß der Artikel als solcher und nicht pronominal gebraucht ist.

28 [546]

Man sieht, daß diese anomale Gebrauchsweise sich bei Herodot in sehr engen Grenzen bewegt. *A* und *C* sind Spezialfälle allgemeinerer, weit umfassenderer Sprachphänomene — der Wiederholung oder Epanalepsis einerseits, die ja ebenso bei anderen Partikeln (wie eben hier bei *μέν*) und desgleichen bei anderen Wortarten und ganzen Satzgliedern auftritt und bei *δέ* selbst auch außerhalb der Apodosis, — der ebenso gelinden als wohl motivierten Anakoluthie andererseits, die bei Schriftstellern, welche nicht Herodots Vorliebe für die Voranstellung des Personal-Pronomens teilen, durch ein die Konstruktion kaum störendes *ἀλλά* bewirkt wird (*εἰ μὴ πρότερον, ἀλλὰ νῦν*). So bleibt denn als etwas Eigentümliches und der Erklärung Bedürftiges nur *B* zurück.

[1] Ist nicht auch VIII, 140 *α*, 19 zu schreiben: ⟨*ἀλλ'*⟩ *ἄλλη παρέσται πολλαπλησίη*, gleichwie (nach Krügers überaus ansprechender Vermutung) VI, 13, 5: ⟨*ἀλλ'*⟩ *ἄλλο σφι παρέσται πενταπλήσιον*?

oder genauer gesprochen — denn das *δὲ* im Nachsatz der z w e i t e n Periode kann, streng genommen, auch als ein Spezialfall von *A* gelten — jene neunzehn Fälle, die wir durch ein Sternchen ausgezeichnet haben. Über diese ist einfach zu sagen, daß unser Autor aus der ungleich weiteren aber freilich auch nicht unbegrenzten Gebrauchssphäre Homers diesen Rest der ursprünglichen Parataktik als ein Kunstmittel übernommen hat, welches dazu dient, eine Doppelperiode durch scharf pointierende Hervorhebung ihrer einzelnen Bestandteile innerlich zu gliedern. Sehr bezeichnend ist in diesem Betracht die Beifügung von *τότε* (*ἡ δὲ τότε* II, 149 7, wofür es bei Homer *τόφρα δὲ* geheißen hätte), gleichwie das Fehlen des *δὲ* bei jenen Nachsätzen, deren Inhalt aus dem Vordersatze wie etwas Selbstverständliches hervorgeht (z. B. II, 174 5), und seine Hinzufügung dort, wo die Apodosis als etwas Unerwartetes und Überraschendes sich der Protasis gegenüberstellt (vgl. insbesondere III, 36 21; III, 133 24 — denn das Geheimhalten einer Krankheit ist die Ausnahme, die Herbeirufung des Arztes die Regel —: IV, 61 14; VI, 52 1; VII, 159 24.) Doch die Anerkennung dieser drei Gebrauchsweisen ist nicht neu (wenngleich B u t t m a n n s feine Unterscheidungen von Späteren wieder vielfach in Verwirrung gebracht wurden), wohl aber die Verbindung dieser Normen mit der zuerst erwähnten Regel und die Einsicht, daß die unserem Doppelkanon widerstrebenden Fälle bei Herodot ausnahmslos auf Textesfehlern oder auf falscher Erklärung beruhen, wie die nachfolgende Musterung derselben lehren soll.

29
[547]

1. II, 32 14: *ἐπεὶ ὦν τοὺς νεηνίας ἀποπεμπομένους ὑπὸ τῶν ἡλίκων, ὕδατί τε καὶ σιτίοισι εὖ ἐξηρτυμένους, ἰέναι τὰ πρῶτα μὲν διὰ τῆς οἰκεομένης, ταύτην δὲ διεξελθόντας ἐς τὴν θηριώδεα ἀπικέσθαι, ἐκ δὲ ταύτης τὴν ἔρημον διεξιέναι, τὴν ὁδὸν ποιευμένους πρὸς ζέφυρον ἄνεμον, δ ι ε ξ ε λ θ ό ν τ α ς δὲ χῶρον πολλὸν ψαμμώδεα* —. Diese Stelle muß hier darum Erwähnung finden, weil kein Geringerer als G o t t f r i e d H e r m a n n zu Viger. (n. 241, p. 784) den Nachsatz mit den Worten *διεξελθόντας δὲ* beginnen ließ, — eine Annahme, die ganz unabhängig von der Frage nach der Zulässigkeit eines derartig ge-

brauchten apodotischen δέ unbedingt zurückzuweisen und in der Tat wohl von sämtlichen Interpreten vor und nach Hermann verworfen worden ist; denn (um mit Matthiae zu sprechen) „*in protasi commemorari, tamquam aliunde vel per se satis nota, non possunt ea quae et nondum commemorata sunt et caput narrationis continent*". Dabei muß es notwendig sein Bewenden haben, man mag nun ein anderes der bisher vorgeschlagenen Heilmittel (unter denen Reiskes Verwandlung von ἐπεί in εἰπεῖν oder εἶπαι — so auch Stein — den meisten Anklang gefunden hat) in Anwendung bringen oder es mit Herold für das Wahrscheinlichste halten, daß der Sitz des Fehlers in ἀποπεμπομένους zu suchen und durch die Herstellung des Infinitivs ἀποπέμπεσθαι zu heben ist.[1] Vgl. die Beispiele dieser Konstruktion, welche Lhardy zu I, 24 zusammengestellt hat, auch III, 50 4–5: ἐπείτε δέ σφεας ἀπεπέμπετο.

2. Noch schlimmer steht es mit der nach Gaisford und Stein jeder handschriftlichen Grundlage entbehrenden Vulgat-Lesart III, 26 3 in dem Satze: ἐπειδὴ ἐκ τῆς Ὀάσιος ταύτης ἰέναι διὰ τῆς ψάμμου ἐπὶ σφέας, γενέσθαι τε [αὐτούς?] μεταξύ κου μάλιστα αὐτῶν τε καὶ τῆς Ὀάσιος, ἄριστον αἱρεομένοισι αὐτοῖσι ἐπιπνεῦσαι νότον μέγαν τε καὶ ἐξαίσιον κτέ. Hier hat der Herausgeber der Aldina und die Mehrzahl seiner Nachfolger (jedoch nicht mehr Schweighäuser und Gaisford, wenngleich auffälligerweise wieder Bekker) ein δέ zwischen ἄριστον und αἱρεομένοισι eingeschoben, augenscheinlich in der Absicht, den Satz deutlicher zu gliedern, wobei die meisten wohl gleich Krüger den Nachsatz bei γενέσθαι τε beginnen lassen wollten, sicherlich nur wenige mit Lhardy diese Verwendung des apodotischen δέ für möglich oder zulässig hielten.

30
548

[1] Dies schlug Herold, wenngleich zweifelnd vor Emend. herod. II. 6, indem er auch auf die gleiche Verderbnis im cod. Flor.[2] (I, 2, 2) hinwies. Hermanns Irrtum vielleicht noch besser als Matthiae widerlegte und Bredows mißverständliche Auffassung von IV, 10, 19 (De dial. herod. 107) endgültig beseitigte.

3. Der erstaunliche Irrtum, den ein hervorragender Grammatiker hier begangen und hartnäckig festgehalten hat, nötigt uns zu einer kurzen Bemerkung über die nachfolgende Stelle (IV, 72 11): *τῶν δὲ δὴ νεηνίσκων τῶν ἀποπεπνιγμένων τῶν πεντήκοντα ἕνα ἕκαστον ἀναβιβάζουσι ἐπὶ τὸν ἵππον* (l. *ἐπ' ἵππον*, vgl. S. 572), *ὧδε ἀναβιβάζοντες· ἐπεὰν νεκροῦ ἑκάστου παρὰ τὴν ἄκανθαν ξύλον ὀρθὸν διελάσωσι μέχρι τοῦ τραχήλου· κάτωθεν δὲ ὑπερέχει τοῦ ξύλου κτέ.* Hierzu bemerkt Krüger, auch in der letzten, nach seinen handschriftlichen Aufzeichnungen vervollständigten Auflage seines Kommentars: „Hier liegen Fälschungen vor. Denn abgesehen von dem *δέ*, das Herodot im Nachsatze so nicht zu gebrauchen pflegt, fehlt auch die Darstellung des *ἀναβιβάζειν* selbst. . . . Eine Lücke nach *τραχήλου* annehmend lese ich jetzt (in 2. Aufl.): *κάτωθεν δὴ* oder *τὸ* (*ὃ*) *κάτωθεν ὑπερέχει τοῦ ξύλου τούτου ἐς*" —. Die Worte *ἐπεὰν* — *τραχήλου* bilden natürlich (wie auch Stein richtig erkannt hat) keineswegs die Protasis zum folgenden, sondern die an *ὧδε* unmittelbar sich anschließende Erklärung, die Herodot allerdings gewöhnlicher durch einen Partizipialsatz liefert. Er hätte sagen können: *ὧδε ἀναβιβάζουσι· διελάσαντες κτέ.*, gerade wie er (und darauf verweist Krüger selbst zu IV, 48) II, 2 2 sagt: *δίδωσι ποιμένι τρέφειν ἐς τὰ ποιμνία τροφήν τινα τοιήνδε· ἐντειλάμενος μηδένα κτέ.* Doch ermangelt auch die vorliegende Ausdrucksweise nicht einer genau zutreffenden Parallele: VII, 15 fin. lesen wir: *εὑρίσκω δὲ ὧδ' ἂν γινόμενα ταῦτα· εἰ λάβοις τὴν ἐμὴν σκευὴν πᾶσαν κτέ.*

4. IV, 76 19: *τοῦτο μὲν γὰρ Ἀνάχαρσις ἐπείτε γῆν πολλὴν θεωρήσας καὶ ἀποδεξάμενος κατ' αὐτὴν σοφίην πολλὴν ἐκομίζετο ἐς ἤθεα τὰ Σκυθέων, πλέων δι' Ἑλλησπόντου προσίσχει ἐς Κύζικον κτέ.* Hier bieten mehrere Handschriften, darunter jedenfalls der Mediceus und Florentinus:[1] *πλέων δὲ δι' Ἑλλησπόντου*, der Sancroftianus und Vindobonensis hingegen

31
[549

[1] Wenn ich mich nicht bestimmter ausdrücke, so ist daran der Widerstreit der Angaben schuld. Nach Stein fehlt dieses *δέ* in P (d. h. Parisin. 1633), während Gaisford das Gegenteil behauptet.

statt δὲ δὴ nur δ',[1] der Vaticanus nur δέ, der Parisinus 1633 (?) und die Aldina nur δή. Der letzteren ist ein Teil der Herausgeber ohne weiteres gefolgt, während andere (wie Krüger) Zweifel an der Richtigkeit der angeblichen Überlieferung äußerten, wieder andere (gleich Bekker) die Interpunktion änderten, um den Nachsatz nicht mit jenem πλέων δὲ beginnen zu lassen, und wohl der einzige Lhardy das „δέ in apodosi“ unanstößig fand, indem er sich auf unsere Nr. 3 berief! Die unserem Doppelkanon und zugleich aller und jeder Analogie widersprechende Instanz kann mithin schon durch das Schwanken der handschriftlichen Überlieferung, durch das ihr wenig günstige Zeugnis der besseren Familie und zugleich durch das nahezu einstimmige Urteil aller einsichtigeren Herausgeber als beseitigt gelten.

5. VI. 76 in. liest man: *ἐπείτε δὲ Σπαρτιήτας ἄγων ἀπίκετο ἐπὶ ποταμὸν Ἐρασῖνον, ὃς λέγεται ῥέειν ἐκ τῆς Στυμφαλίδος λίμνης (τὴν γὰρ δὴ λίμνην ταύτην ἐς χάσμα ἀφανὲς ἐκδιδοῦσαν ἀναφαίνεσθαι ἐν Ἄργεϊ, τὸ ἐνθεῦτεν δὲ τὸ ὕδωρ ἤδη τοῦτο ὑπ' Ἀργείων Ἐρασῖνον καλέεσθαι), ἀπικόμενος δ' ὦν ὁ Κλεομένης ἐπὶ τὸν ποταμὸν τοῦτον κτέ.* Innere und äußere Gründe vereinigen sich hier um die Unhaltbarkeit dieses „δέ in apodosi“ und im schlimmsten Falle seine totale Unbrauchbarkeit als Stütze anderer Anomalien zu erweisen. Vor allem, die Partikel fehlt, nicht nur (wie Krüger bemerkt, der mir in der Tilgung derselben vorangegangen ist) „in mehreren Handschriften“, sondern in SVR, womit die Sache für jeden, der über die Grundlagen der Herodot-Kritik mit uns übereinstimmt, abgetan ist, — es wäre denn, daß gewichtige innere Gründe zugunsten der Lesart sprächen. Davon ist jedoch das gerade Gegenteil der Fall, da „ὦν“ (nicht δ' ὦν, dessen Begriffsnuance eine sehr verschiedene ist) „nach einer Parenthese“ (Krüger) die

[1] Gaisfords unrichtige Angabe, der Vindobonensis biete δή, ist leicht begreiflich. Man muß Stellen, in welchen δ' und δή nebeneinander vorkommen, vergleichen, um zu erkennen, daß die Wiener Handschrift die beste Lesart hier nicht darbietet, wohl aber eine solche, die von ihr nur schwer zu unterscheiden ist.

übliche und regelmäßig zur Anwendung gelangende Partikel ist. (Vgl. unsere Erörterungen zu I, 144, desgleichen zu III, 97.) Wer jedoch endlich diesen Erwägungen sich verschließen wollte, der müßte die Behauptung aufstellen, daß die Verbindung *δ' ὦν* nicht weniger als das einfache *ὦν* das geeignete Vehikel sei, um die durch einen längeren Zwischensatz aus dem Geleise gekommene Konstruktion wieder aufzunehmen und weiter fortzuführen: womit selbstverständlich für andere Gebrauchsweisen des apodotischen *δέ* nicht das mindeste bewiesen wäre.

6. In der dritten und vierten Auflage seiner kommentierten Ausgabe versucht es Stein, die „anakoluthe Fügung" in II, 134 durch eine vermeintliche Parallele zu stützen, die er VIII, 135 wahrzunehmen glaubt. Er schreibt nämlich daselbst wie folgt: *ἐς τοῦτο τὸ ἱρὸν ἐπείτε παρελθεῖν τὸν καλεόμενον τοῦτον Μῦν, ἕπεσθαι δέ οἱ τῶν ἀστῶν αἱρετοὺς ἄνδρας τρεῖς ἀπὸ τοῦ κοινοῦ ὡς ἀπογραψομένους τὰ θεσπιεῖν ἔμελλε, καὶ πρόκατε τὸν πρόμαντιν βαρβάρῳ γλώσσῃ χρᾶν.* Auch hier erhält, so meint er, „der Satz *ἕπεσθαι δὲ — ἔμελλε*" durch Veränderung der ursprünglich beabsichtigten Konstruktion „die Geltung eines Nachsatzes und die ganze Periode wird anakoluth". Dagegen ist zu erwidern, daß SVR jenes *δέ* nicht kennen und wir nur (mit Gaisford, Bekker, Krüger, Abicht usw.) die Partikel auszulassen brauchen, um eine vollkommen regelrechte Fügung zu gewinnen. Herodot will sagen: Sobald die in dem Gefolge des Mys einherschreitenden Drei-Männer das Heiligtum betreten hatten, begann der Promantis sofort in fremdländischer Sprache zu weissagen. Er verwendet hierbei *καί* in der bekannten (beispielsweise von Nauck zu Oed. Tyr. 717 illustrierten) Weise zur Markierung des betreffenden Zeitpunktes, und die Koordinierung der beiden Sätze (*ἕπεσθαι — καὶ πρόκατε-χρᾶν*) erhellt deutlich genug aus der Wahl des gleichen Tempus, des Präsens. Allein auch wenn man jenes *δέ* für echt halten wollte, so wäre man dadurch keineswegs genötigt, die befremdliche, durch nichts motivierte Anakoluthie anzuerkennen: denn der Nachsatz könnte sehr wohl mit *καὶ*

πρόκατε beginnen, indem *καί* — wie so oft, auch bei Herodot (s. Eltz S. 129 und Stein selbst zu II, 45) — steigernde Kraft besäße und *καὶ πρόκατε* gleichzusetzen wäre einem *καὶ αὐτίκα*, wie es uns bei Plato Sympos. 220 A begegnet (*τούτου μὲν οὖν μοι δοκεῖ καὶ αὐτίκα* — „alsbald" Lehrs — *ὁ ἔλεγχος ἔσεσθαι*). Ein *καί* an der Spitze des Nachsatzes erscheint auch VII, 128, 15 oder VIII, 64, 5, anders als das homerische *καὶ τότε* (Krüger, Di. Synth. 65, 9, 1 und 69, 18, 1).

33 [551]

Wir kehren endlich wieder zu dem Ausgangspunkt unserer Untersuchung, zu II, 134 zurück. Wie wahrscheinlich muß es uns nunmehr von vornherein erscheinen, daß an der einzigen Stelle, an welcher die Annahme eines unserem Doppelkanon widerstreitenden „*δέ* in apodosi" noch allseitige Billigung findet, dieselbe gleichfalls auf irriger Auffassung oder falscher Überlieferung beruht. Diese Wahrscheinlichkeit wird jedoch dadurch zur Gewißheit erhoben, daß wir anderenfalls noch eine weitere Anomalie mit in den Kauf nehmen müßten, von der (um das geringste zu sagen) bei Herodot, in der griechischen Prosa überhaupt und in der nach-homerischen Poesie keine sichere Spur zu entdecken ist[1] und die in der ausgebildeten Sprache einem Wunder

[1] Hierher rechnet man freilich Thukyd. III, 98 in. und Plato Legg. X, 898 C. Allein die erstere Stelle gehört in die Kategorie der Doppelperioden (nach dem Schema *μέν, δέ: δέ, οὕτω δὴ* gebildet, wo das *μέν* der ersten Protasis natürlich dem *δέ* der zweiten entspricht); die letztere enthält, wie jeder, der darauf aufmerksam gemacht ist, erkennen muß, die Prämissen eines Schlusses, nicht diesen selbst. Kleinias fällt dem Athener ins Wort, zieht aus jenen Prämissen die richtige Konklusion und wird dafür von diesem aufs wärmste belobt. Man setze daher nach *τὴν ἐναντίαν* einen Gedankenstrich statt eines Schlußpunktes und die vermeintliche Anomalie ist beseitigt. Dasselbe Heilmittel glaube ich im hymn. in Apoll. Del. v. 159 anwenden zu dürfen, ja zu müssen. Ein Beistrich nach *ἰοχέαιραν* gesetzt, so daß mit *μνησάμεναι* der Nachsatz beginnt (G. Hermann ließ ihn nach *μνησάμεναι* beginnen), bewirkt eine ungleich passendere Gedankenfolge als die jetzt übliche Interpunktion [, die auf Grund eines alten Vorschlags auch Gemoll, Die homerischen Hymnen S. 46, geändert hat]; auf Hymnen zu Ehren Apolls, dann der Leto und Artemis folgen weltliche Gesänge; statt *ὕμνον* v. 160 lese

34 gleich zu achten wäre: ein μέν in der Protasis, welches
[552] einem δέ der Apodosis entspräche, d. h. also ein Satz, der

ich οἴμοι, dieselbe Änderung, welche Nauck θ 429 vornehmen will und auf die ich auch an letzterer Stelle verfallen war. (In Naucks überreichem Beweismaterial, Krit. Bemerk. V, 21 fehlt nur das Nächstliegende, θ 74.) Somit bleiben nur die hierher gehörigen Anomalien in Ilias und Odyssee übrig, die niemand ohne weiteres auf andere Sprachperioden und Redegattungen wird übertragen wollen. Hier mahnt aber noch mehreres zu besonderer Vorsicht. Die Instanzen, in denen man solch eine Responsion von μέν und δέ erkennen will, bilden eine verschwindend kleine Minderheit in der Gesamtzahl der Fälle des apodotischen δέ (3 unter 114, wenn man die Doppelperioden ausschließt, zu denen auch Ψ 321 gehört). Diese drei Fälle schließen sich aber wieder nicht zu einer Gattung zusammen, sondern bilden vereinzelte Singularitäten, über welche die Kritik und Interpretation noch nicht ihr letztes Wort gesprochen haben. In zwei von den drei Fällen erscheint εἰ im Vordersatz (Ψ 558 und δ 831), an letzterer Stelle auch im Nachsatz in der Phrase εἰ δ' ἄγε, wobei — falls wir an der alten elliptischen Erklärung festhalten — δέ nicht zum Nachsatz gehört; die neue Langesche Auffassung ist mir aber überhaupt nicht verständlich; denn wenn εἰ sowohl als ἄγε auffordernde Kraft besitzen sollen, so begreift man nicht, warum die zwei Worte regelmäßig durch die Adversativpartikel getrennt sind. Es wird wohl einfach hier (und vielleicht auch anderwärts) εἶ' ἄγε (einst εἶα ἄγε geschrieben) zu lesen sein. Vgl. Theocrit. II, 95 (wo die Handschriften schwanken) oder Aristoph. Ran. 394: ἄγ' εἶα. (Ψ 558—559 erinnert so auffallend an ο 545—546, wo μέν fehlt, daß ich nicht umhin kann zu denken, beides sei Nachbildung eines älteren Vorbilds.) In λ 385—387 endlich gilt mir δ' im Nachsatz (falls nicht mit Nauck ἦλθ' statt ἦλθε δ' zu schreiben oder der Ausfall eines Verses anzunehmen ist) als Wiederaufnahme des αὐτάρ an der Spitze des Vordersatzes, das μέν aber müßte dann als μέν solitarium betrachtet werden. — Nebenbei bemerkt, die Untersuchung dieses sprachlichen Phänomens bei Homer wird ungemein vereinfacht, wenn man die Fälle, in welchen das δέ des Nachsatzes nur dieselbe oder eine andere Adversativpartikel des Vordersatzes wieder aufnimmt, aus der Gesamtheit der Instanzen aussondert. Daß diese Unterscheidung keine willkürliche ist, erhellt wohl zur Genüge daraus, daß die homerischen Hymnen ausschließlich, die hesiodeischen Gedichte nahezu ausschließlich, diese Art von δέ in apodosi kennen. Die vollständige Ignorierung dieses Gesichtspunktes bildet meines Erachtens einen Hauptmangel der ungemein fleißigen, als vollständige Stellensammlung überaus schätzbaren Monographie L. Lahmeyers (De apodotico qui dicitur particulae δέ in carminibus homericis usu, Lips. 1879). S. Exkurs I.

nicht mittels einer Anakoluthie von der Subordination in die Koordination übergeht, sondern von Haus aus zugleich parataktisch und hypotaktisch angelegt ist! Und endlich — es bedarf zur Ausmerzung dieses Rattenkönigs von völlig analogiewidrigen Abnormitäten so wenig eines gewaltsamen Eingriffs, daß es vielmehr genügt, ein Wort durch Konjektur herzustellen, welches bei Herodot nicht nur häufig, sondern (falls Bredow, de dialect. herodot. p. 107, nicht irrt) ausnahmslos verderbt, und zwar immer in derselben Weise verderbt worden ist. Es handelt sich um das ionische und nach des Aelius Dionysius ausdrücklicher Angabe herodoteische *ἔπειτεν*, welches jedesmal, wo es richtig verstanden ward, in das attische *ἔπειτα* verwandelt und nur dort, wo es unverstanden blieb, unter der durchsichtigen Hülle *ἐπεί τε* oder *ἐπείτε* erhalten ward, — ein Prozeß, in den uns die handschriftlichen Varianten zu II, 52; VI, 83; VI, 91 usw. (s. Bredow a. a. O. oder Schweighäusers lex. herod.) die sicherste Einsicht eröffnen. Man schreibe daher (im Hinblick auf Stellen wie VII, 7 fin. *χρόνῳ μετέπειτεν*; VII, 197 in. *μετέπειτεν δέ;* I, 146 fin. *καὶ ἔπειτεν ταῦτα ποιήσαντες;* II, 52 in. *ἔπειτεν δὲ χρόνου πολλοῦ διεξελθόντος*) auch II, 134: — *ὡς διέδεξε τῇδε οὐκ ἥκιστα· ἔπειτεν γὰρ πολλάκις κηρυσσόντων Δελφῶν ἐκ θεοπροπίου ὃς βούλοιτο ποινὴν τῆς Αἰσωποῦ ψυχῆς ἀνελέσθαι, ἄλλος μὲν οὐδεὶς ἐφάνη, Ἰάδμονος δὲ παιδὸς παῖς ἄλλος Ἰάδμων ἀνείλετο.* (Ich muß dieser langwierigen Erörterung noch die Bemerkung beifügen, daß die Schreibung *ἔπειτεν* bereits bei Abicht sich vorfindet.)

Im folgenden Kapitel bestreitet Herodot die irrige Annahme mancher Griechen, die schöne Hetäre Rhodopis habe eine Pyramide erbaut, mit dem folgenden Argumente: *τῆς γὰρ τὴν δεκάτην τῶν χρημάτων ἰδέσθαι ἔστι ἔτι καὶ ἐς τόδε παντὶ τῷ βουλομένῳ, οὐδὲν δεῖ μεγάλα οἱ χρήματα ἀναθεῖναι.* Hat wirklich noch niemand an dieser unerhörten Logik Anstoß genommen: „Denn da noch heute jedermann den Zehnten ihres Vermögens sehen kann, darf man ihr kein großes Vermögen zuschreiben." In der Tat? Doch nur kein größeres, als sie wirklich besaß, und ebensowenig

ein kleineres! Und als wäre es an dem formalen Fehlschluß noch nicht genug, so widerstreitet auch die materielle Konklusion schnurstracks demjenigen, was der Geschichtschreiber in dem unmittelbar vorangehenden Satze geäußert hatte: *οὕτω δὴ ἡ Ῥοδῶπις ἐλευθερώθη καὶ κατέμεινέ τε ἐν Αἰγύπτῳ καὶ κάρτα ἐπαφρόδιτος γενομένη μεγάλα ἐκτήσατο χρήματα, ὡς ἂν* (l. *μὲν*)[1] *εἶναι Ῥοδῶπι, ἀτὰρ οὐκ ὥς γε ἐς πυραμίδα* 36 *τοιαύτην ἐξικέσθαι.* Ich denke, wenn jemals eine Interpolation [554] mit unbedingter Sicherheit als solche zu erkennen war, so ist dies hier der Fall. Schuld an derselben trägt zweierlei: die Verkennung des demonstrativen Gebrauchs des Artikels (der genau so angewendet ist wie z. B. I, 172 *τοῖσι γάρ*; II, 124 *τῆς γάρ*; II, 148 *τοῦ γάρ*) und der durch *γάρ* eingeführte begründende Satz, dessen Bezug nicht richtig verstanden wurde. Es ist, als ob Herodot einen skeptischen Leser vor Augen hätte, der ihm die Frage entgegenhält:

[1] Die Unstatthaftigkeit des *ἂν* in dieser Verbindung haben Lhardy und Krüger gut erkannt. (Steins Bemerkung zur Stelle wird, soweit sie einer Widerlegung bedarf, durch seine ebendaselbst zu c. 135, Z. 11 erfolgende Verweisung auf VIII, 88, 9 und das dort Zusammengestellte bestens widerlegt!) Was *ὡς ἂν* bedeuten würde, mag Euripid. frg. 689 lehren: — *κοὐ ταπεινὸς οὐδ' ἄγαν ‖ εὔογκος ὡς ἂν δοῦλος* —. Auffallenderweise hat übrigens nicht nur Stein die sämtlichen hierher gehörigen Fälle, sondern auch Krüger zwei derselben m. E. vollständig mißverstanden. II, 8: *οὐκέτι πολλὸν χωρίον ὡς εἶναι Αἰγύπτου* heißt: „nicht mehr viel Raum, für ein Land wie Ägypten nämlich"; IV, 81: *καὶ ὀλίγους ὡς Σκύθας εἶναι* „und wenige, für ein Volk wie es die Skythen sind", deren Zahl mit jener der Thraker und Inder verglichen wird. An beiden Stellen dient also genau wie an unserer (oder wie bei Thukyd. I, 21: *ὡς παλαιὰ εἶναι* oder, worauf Krüger selbst verweist, wie Gorgias 517 B) der in *ὡς* liegende Begriff der ideellen Abhängigkeit dazu, an die Stelle eines absoluten Maßstabes einen relativen zu setzen. (Beiläufig, den von Krüger als „seltsam und verdächtig" bezeichneten seemännischen Ausdruck *καὶ ἐν ἕνδεκα ὀργυιῇσι ἔσεαι* II, 5 wendet sehr ähnlich auch Polybius an IV, 40 = II, 52, 28 Büttner-Wobst: *τὸ γάρ τοι πλεῖστον αὐτῆς μέρος ἐν ἑπτὰ καὶ πέντε ὀργυιαῖς ἐστιν* —, wo wieder Hultsch mit Unrecht, wie man sieht, ändern wollte.) Daß es aber dem nachfolgenden *ἀτάρ* gegenüber rätlicher scheint, *ἂν* in *μέν* zu verändern, als es einfach zu tilgen, dies dürfte jedem, der darauf aufmerksam gemacht ist, von selbst einleuchten.

woher weist du denn über das Vermögen der blonden Thrakerin so genauen Bescheid, daß du zu sagen vermagst, es sei zwar groß gewesen für eine Person ihres Standes, aber doch nicht groß genug um die Erbauung solch einer Pyramide zu ermöglichen. Diesem Einwurf begegnet die Berufung auf die Autopsie in dem Satze: *τῆς γὰρ τὴν δεκάτην τῶν χρημάτων ἰδέσθαι ἔστι ἔτι καὶ ἐς τόδε παντὶ τῷ βουλομένῳ.* Nicht allzu selten sind die Fälle, in welchen ein durch *γάρ* eingeleiteter Begründungssatz nicht den Inhalt der vorangehenden Aussage, sondern das Stattfinden derselben und das ihr zugrunde liegende Wissen erklärt (vgl. z. B. Lysias I. 11: *ὁ γὰρ ἄνθρωπος ἔνδον ἦν· ὕστερον γὰρ ἅπαντα ἐπυθόμην* oder Aeschyl. Pers. 341 Dind.: *Ξέρξῃ δέ, καὶ γὰρ οἶδα, χιλιὰς μὲν ἦν κτέ.*). Die schlagendste Parallele bietet aber unser Schriftsteller selbst dort, wo er von den angeblich goldgrabenden riesigen Ameisen Indiens sagt: sie sind kleiner als Hunde, aber größer als Füchse, und den über die Genauigkeit dieser Angabe befremdeten Leser durch die Bemerkung beschwichtigt: man braucht ja nicht jene indische Wüstenei aufzusuchen um diese wunderbaren Tiere zu sehen: es gibt deren auch am Hoflager zu Susa (III, 102): *ἐν δὴ ὦν τῇ ἐρήμῳ* (dies, nämlich *ἐρήμω* [sic] bieten R und V statt *ἐρημίῃ*) *ταύτῃ καὶ τῇ ψάμμῳ γίνονται μύρμηκες μεγάθεα ἔχοντες κυνῶν μὲν ἐλάσσονα, ἀλωπέκων δὲ μέζονα· εἰσὶ γὰρ αὐτῶν καὶ παρὰ βασιλέϊ [τῶν Περσέων],*[1] *ἐνθεῦτεν θηρευθέντες.* Ob übrigens Herodot hier durch den Bericht eines Persers getäuscht ward, oder — was der Wortlaut seiner Äußerung und sein durch Matzats Untersuchung so gut als sichergestellter Aufenthalt in Susa (Hermes VI, 449) weitaus wahrscheinlicher macht — jene tibetanischen Murmeltiere (s. Bähr, Stein, Rawlinson ad loc.) im persischen Schönbrunn selbst gesehen hat, aber in Fragen der zoologischen Klassifikation so ungeübt war, um vierfüßige Tiere nicht nur in betreff ihrer Lebensweise (was ja zutreffen soll), sondern auch „in Rücksicht ihres Ansehens" Ameisen „höchst

37 [555]

[1] S. Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 825.

ähnlich"[1] zu finden, dies wage ich nicht mit voller Sicherheit zu entscheiden. — Der im obigen erbrachte Nachweis einer groben, wenngleich altertümlich klingenden und wahrscheinlich auch alten Interpolation darf uns künftig aufstoßenden Exemplaren derselben Gattung gegenüber einigermaßen zuversichtlicher stimmen. Dieser erhöhten Zuversicht bedarf es freilich nicht, um (diesmal mit Stein) in den alsbald folgenden Worten *τοῦτο ἀναθεῖναι ἐς Δελφούς* ein durch keinerlei Art von Epanalepsis zu entschuldigendes, aller Analogie widerstreitendes Einschiebsel zu erkennen. (Ich erwähne die Sache nur darum, weil Stein diesen wohlbegründeten Verdacht zwar vor und nach Veröffentlichung seiner kritischen Ausgabe ausgesprochen, aber in dieser irgendwie zum Ausdruck zu bringen versäumt hat.)

38 [556] II, 143, 15: *Ἑκαταίῳ δὲ γενεηλογήσαντι ἑωυτὸν καὶ ἀναδήσαντι ἐς ἑκκαιδέκατον θεὸν ἀντεγενεηλόγησαν [ἐπὶ τῇ ἀριθμήσει] —, ἀντεγενεηλόγησαν δὲ ὧδε· —.*

Was sollen hier die Worte *ἐπὶ τῇ ἀριθμήσει* (diese und nicht die ionische Form des Wortes bieten alle Handschriften)? Die thebanischen Priester hatten dem Hekatäos gegenüber genau dasselbe getan, was sie Herodot gegenüber taten (*ἐποίησαν — οἷόν τι καὶ ἐμοὶ οὐ γενεηλογήσαντι*), d. h. sie hatten ihm die 345 Standbilder der Hohenpriester vorgewiesen und behauptet, jeder derselben sei der Sohn seines Vorgängers gewesen. Der Unterschied bestand nur in der polemischen Wendung, welche diese Darlegung der Prätension des Hekatäos gegenüber gewann, sein sechzehnter Ahn sei ein Gott gewesen. Dies bedeutet *ἀντεγενεηλόγησαν*, ohne weiteren Zusatz. Nur ein zugleich einsichtsloser und pedantischer Leser konnte diese Unterscheidung nicht für erheblich genug halten und sie durch jenen ungeschickten und dem Sachverhalt widersprechenden Zusatz verstärken zu

[1] *εἰσὶ δὲ καὶ αὐτοί ⟨σφι⟩ τὸ εἶδος ὁμοιότατοι* dürfte die richtige, auf Verschmelzung der Lesarten beider Handschriftenklassen beruhende Schreibung sein, wobei *αὐτοί* im Unterschied zu der vorher geschilderten *δίαιτα* (dem Hauptpunkt der Übereinstimmung mit den „hellenischen Ameisen") gesagt ist. Über V berichtet Gaisford diesmal richtig.

müssen glauben. Rawlinson übersetzt die Stelle so, als ob jene drei Worte nicht vorhanden wären: „*the priests opposed their genealogy to his*“ usw. Steins Übertragung aber: „rechneten sie dagegen bei jener Zählung ihre Geschlechter vor“ wird den Worten nicht völlig gerecht (denn *ἐπὶ τῇ ἀριθμήσει* hieße „*over and above their enumeration*“) und macht doch den Eindruck einer „Unterscheidung ohne Unterschied“.[1]

II, 154: *τούτων δὲ οἰκισθέντων ἐν Αἰγύπτῳ, οἱ Ἕλληνες οὕτω ἐπιμισγόμενοι τούτοισι τὰ περὶ Αἴγυπτον γινόμενα, ἀπὸ Ψαμμητίχου βασιλέος ἀρξάμενοι, πάντα* (lies: *ταῦτα*) *καὶ τὰ ὕστερον ἐπιστάμεθα ἀτρεκέως·* —. Diese Verbesserung dürfte wohl durch sich selbst einleuchten. Die Verderbnis, welche hier der Archetypus erlitt, ist ein anderes Mal auf den Parisinus 2933 beschränkt geblieben (III, 48 i Gaisford). Eine andere Verwechslung von *π* und *τ* wird uns zu IV, 88 beschäftigen.

39 [557]

Einen erstaunlichen Übersetzungsfehler Steins würde ich unerwähnt lassen, wenn er nicht zu einer allgemeineren Bemerkung Anlaß gäbe. Die Worte 172, 16: *μετὰ δὲ σοφίῃ αὐτοὺς ὁ Ἄμασις, οὐκ ἀγνωμοσύνῃ προσηγάγετο* bedeuten nämlich nicht: er gewann sie „auf eine kluge, gar nicht unfeine Art“, sondern: durch geschmeidige Klugheit, nicht durch rücksichtslose Härte. Für diese Bedeutung

[1] Beruhen nicht auch die Worte *τοῖσι ἐνυπνίοισι* 141, 21 auf Interpolation? Oder kann der Plural das eine Traumgesicht, oder, falls wir auf den Inhalt desselben blicken, die eine Traumgestalt, von der die Rede ist (*ἐπιστάντα τὸν θεὸν*), bezeichnen? Vielleicht vermag mich hierüber jemand zu belehren. *τούτοισι δή μιν πίσυνον* (vgl. VII, 153 *τούτοισι δ᾽ ὦν πίσυνος ἐὼν*) bedarf jedenfalls keiner solchen Zutat, wir mögen nun das Pronomen als Neutrum auffassen (vgl. VII, 10, 11: *τῷ δὴ καὶ πίσυνος ἐὼν*) und auf den geschilderten Vorgang oder es auf die von dem Gotte versprochenen *τιμωροί* beziehen. Daß Stein in dem vorangehenden Satze das allein sprachgemäße *πέμψειν* der besseren Handschriftenklasse wieder in *πέμψει* verändert, kann ebenso als ein Kuriosum gelten, wie seine Verteidigung des aus der vorangehenden Zeile mechanisch wiederholten, von Krüger mit Recht als Einschiebsel bezeichneten *μετ᾽ ἑωυτοῦ* 152 fin. (vgl. III, 51).

von *ἀγνωμοσύνη, ἀγνώμων* (z. B. Xen. Cyrop. IV, 5, 9: *ὠμὸς εἶναι καὶ ἀγνώμων*) wie für die entgegengesetzte von *εὐγνώμων* (aequus, s. Nauck zu Trach. 473). *εὐγνωμοσύνη* usw. genügt es auf die Wörterbücher (auch auf Schweighäusers lex. herod.!) zu verweisen; hat doch Stein selbst die Phrasen *πρὸς ἀγνωμοσύνην τρέπεσθαι, ἀγνωμοσύνῃ διαχρᾶσθαι* IV, 93 oder VI, 10 keineswegs mißverstanden. Was ihn diesmal beirrte, war augenscheinlich der Gegensatz *σοφίη*. Und darum mag es nicht überflüssig sein daran zu erinnern, daß auch bei Theognis v. 218 (P. L. G. II⁴, 140) nahezu genau dieselbe Gegenüberstellung sich findet: *κρεῖσσόν τοι σοφίη γίνεται ἀτροπίης*. Dem Griechen, zu dessen Nationalhelden Odysseus der *πολύτροπος* gehörte, bedeutete die praktische Intelligenz eben in erster Reihe und oft nur allzu ausschließlich jene vielgewandte und aalglatte Geschmeidigkeit, die sich in alle Verhältnisse zu schicken, jeder Anforderung anzupassen, in alles zu fügen und zu schmiegen weiß; das Sinnbild dieser *σοφία* ist der seine Farben wechselnde Polyp, das Chamäleon der Alten (vgl. Theognis a. a. O. und was sonst Athenäus VII, 317 und XII, 513 zusammengestellt hat): nichts natürlicher daher, als daß Worte, die ursprünglich nur Mangel an Einsicht bedeuteten, dahin gelangt sind, die Rücksichtslosigkeit, die Härte, die Starrheit, ja wohl auch die bloße Kraft zu bezeichnen, wie denn jenes *πρὸς ἀγνωμοσύνην τραπόμενοι* (IV, 93) sich von einem *πρὸς ἀλκὴν ἐτράποντο* (IV, 125) kaum merklich unterscheidet.[1]

40 [558]

[1] In betreff des hierher gehörigen Bruchstücks der sophokleischen Iphigenie (frg. 286 N.) bin ich mit Nauck der Meinung, daß es durch Porsons und Bergks Bemühungen noch keineswegs geheilt ist. Völlig sicher scheint mir nur Eines: daß im ersten Vers *νόει πρὸς ἄνδρα* (nicht *ἀνδρί*) zu schreiben ist, da *πρός* c. acc. für die hier erforderte Bedeutung des Sich-Anpassens und Anbequemens der ganz eigentliche Ausdruck ist; vgl. außer dem, was Krüger 68, 39, 5 anführt, noch insbesondere Thukyd. II, 54: — *πρὸς ἃ ἔπασχον τὴν μνήμην ἐποιοῦντο* („sie akkommodierten ihre Erinnerung ihren Erlebnissen"). [Vgl. auch Eurip. Hippol. 701: *πρὸς τὰς τύχας γὰρ τὰς φρένας κεκτήμεθα*.] Da sich nun der zweite Vers nicht ohne übergewaltsame Änderungen mit der Annahme vereinigen läßt, jene drei Worte enthalten einen in sich ab-

II, 173, 20 wird der Übergang vom Vergleichsobjekt zum Verglichenen durch das Satzglied bewirkt: *οὕτω δὴ καὶ ἀνθρώπου κατάστασις*. Es ist dies, falls ich nicht irre, gegenwärtig das einzige Beispiel dieser mißbräuchlichen Anwendung der betreffenden Partikelverbindung in unserem Texte, während ein derartiger Übergang regelmäßig durch *οὕτω δέ*, *ὡς δέ* (dies bevorzugt unser Autor) oder *ὡσαύτως δέ* eingeleitet zu werden pflegt. Bei späteren Prosaikern mag solch eine Verwirrung immerhin glaubhaft scheinen, nicht so bei Schriftstellern, die lebendiges Sprachgefühl besitzen. Bei Platon schwindet diese Irrung allmählich aus den Texten, so Gorgias 514 E (wo erst Schanz gebessert hat) oder Protagoras 313 D, wo Stephanus ebenfalls *οὕτω δὴ* las, was seither der richtigen Lesart der besseren Handschriften gewichen ist; Meno 87 B scheint mir *οὕτω δὴ* gleichfalls unzulässig. Bei Hippocrates, De prisca medic. c. 9, liest man noch heute (auch bei Littré und Ermerins): *οὕτω δὴ καὶ οἱ κακοί τε καὶ πλεῖστοι ἰητροί*, während der Parisinus A (und, wie ich hinzufügen kann, auch der Marcianus) das allein angemessene *οὕτω δέ* darbieten. [Dieses hat endlich Kühlewein I, 10, 7 angenommen.][1] Und eben dies hat 41 [559]

---

geschlossenen Gedanken (= *τοιοῦτον ἔχε τὸν νοῦν, οἷος ἂν ᾖ ὁ ἐντυγχάνων σοι*), so bleibt kaum etwas anderes übrig als die Schreibung:

Νόει πρὸς ἄνδρα χρῶμα πουλύπους ὅπως
πέτραν τραπέσθαι γνησίου φρονήματος.

(D. h. *ἴσθι τὸ τῆς διανοίας χρῶμα πρὸς τὸν ἑκάστοτε ἐντυγχάνοντα ἀμείβεσθαι, καθάπερ ὁ πολύπους πρὸς ἑκάστην πέτραν ἀμείβεται.*) Der also erwachsende Anklang an Shakespeares „*native hue*" *of resolution* ist merkwürdig genug.

[1] Eine analoge Irrung erscheint in den meisten Handschriften des hippokratischen *Νόμος* (§ 1 = IV, 638 L.), wo man mit der für diese Schrift maßgebenden Handschrift zu schreiben hat: *ὁμοιότατοι γάρ οἱ τοιοίδε τοῖσι παρεισαγομένοισι προσώποισι ἐν τῇσι τραγῳδίῃσι εἰσί· καὶ* (nicht *ὡς*) *γὰρ ἐκεῖνοι σχῆμα μὲν καὶ στολὴν καὶ πρόσωπον ὑποκριτοῦ ἔχουσι, οὐκ εἰσὶ δὲ ὑποκριταί· οὕτω δὲ* (nicht *οὕτω*) *καὶ ἰητροί· φήμῃ μὲν πολλοί, ἔργῳ δὲ πάγχυ βαιοί.* Ob die Ersetzung des *καὶ* durch *ὡς* auch diesmal in der jüngst wieder von M. Schanz so reichlich illustrierten Weise stattfand (Rhein. Mus. 38, 142), bleibe dahingestellt.

man ohne Zweifel auch hier herzustellen, gleichwie dieselbe Korruptel VII, 10 ε, 7 (wo sie nur an einer kleinen Zahl von Handschriften haftet) und VII, 135, 17 (wo die Aldina, nach Stein, ihr einziger Träger ist) bereits beseitigt wurde.

So oft *οὕτω δή* bei Herodot konsekutive Bedeutung hat, drückt es eine tatsächliche Folge aus: ein Schluß, eine logische Folgerung hingegen wird durch *οὕτω* oder *οὕτω ὦν* eingeführt, z. B. I, 32: *οὕτω ὦν ὦ Κροῖσε πᾶν ἐστὶ ἄνθρωπος συμφορή* oder II, 134: *οὕτω καὶ Αἴσωπος Ἰάδμονος ἐγένετο* („so ergibt sich denn hieraus, daß Aesop“ usw.). Daher tat Stein wohl daran, III, 16, 12 mit den älteren Herausgebern (und gegen SVR) zu schreiben: *οὕτω* (nicht *οὕτω δή*) *οὐδετέροισι νομιζόμενα ἐνετέλλετο ποιέειν ὁ Καμβύσης*, denn dies ist ein aus dem Vorangehenden abgeleiteter Schluß, nicht eine daraus fließende tatsächliche Folge. Ganz dasselbe gilt aber von VII, 152, 15, wo Sinn und Sprachgebrauch gebieterisch die Schreibung heischen: *οὕτω οὐδ' Ἀργείοισι αἴσχιστα πεποίηται* (*οὕτω* statt *οὕτω δή* mit SVR, *οὐδ'* statt *οὐκ* mit Krüger).[1] Richtig liest man auch bereits bei Bekker IV, 13 fin.: *οὕτω οὐδὲ οὗτος συμφέρεται περὶ τῆς χώρης ταύτης Σκύθῃσι*, wo Wesseling, angeblich mit

[1] Warum haben doch die Herausgeber bisher die Besserung verschmäht, welche die Handschriften der ersten Klasse zu I, 75, 22 darbieten? Es gilt dort eine Steigerung des Unglaubens auszudrücken, eine Aufgabe, der die gegenwärtigen Texteswortе ganz und gar nicht genügen. Wollte Herodot nicht schreiben: *ἀλλὰ τοῦτο μὲν οὐ προσίεμαι* ⟨*ἀρχήν*⟩ (vgl. IV, 25; V, 106; VI, 121 und 123), so mußte er mindestens das sagen, was SVR (freilich mit dem leichten Buchstabenfehler *προσιέναι* statt *προσίεμαι*) ihn sagen lassen: *ἀλλὰ τοῦτο μὲν οὐδὲ προσίεμαι.* (Die Behauptung, daß Thales den Halys zeitweilig aus seinem alten Bette abgeleitet habe, hält der Historiker für wenig glaubhaft; die zweite Behauptung, das alte Bett sei für immer trocken geworden, gilt ihm aus inneren Gründen als ganz und gar unglaublich.) Muß nicht auch IX, 42 *οὐδέ* an die Stelle von *οὐκ* treten in dem Satze: *ἡμεῖς τοίνυν αὐτὸ τοῦτο ἐπιστάμενοι οὔτε ἴμεν ἐπὶ τὸ ἱρὸν* — *τοῦτο* om. SVR — *οὔτε ἐπιχειρήσομεν διαρπάζειν, ταύτης τε εἵνεκα τῆς αἰτίης οὐκ ἀπολεόμεθα* („und aus diesem Grunde werden wir auch nicht zugrunde gehen“)?

SV. irrtümlich οὕτω δή schrieb (V hat in Wahrheit οὕτω δεῖ), während VI, 69, 22 derselbe Fehler einst von mir ausgemerzt worden ist.[1] Es ist kaum mehr als ein Zufall, wenn wir uns hier fortwährend im Kreise handschriftlicher Lesarten bewegen: denn entschieden werden derartige Fragen nicht durch die Zeugnisse der Codices, weder indem wir dieselben zählen, noch selbst indem wir sie wägen. Es genügt, meines Erachtens, wenn wir aus einer Anzahl wohlbeglaubigter Fälle die Überzeugung gewinnen, daß der Schriftsteller verschiedene Ausdrucksweisen mit Bewußtsein zum Vehikel verschiedener Begriffsnuancen gewählt hat. Ist er kein Stümper und kein Wirrkopf, so können wir nahezu gewiß sein, daß er sich des einmal errungenen Vorteils nicht wieder mutwillig wird begeben haben. Und diese annähernde Gewißheit wird zu einer vollkommenen, wenn das Schwanken der Handschriften uns eine Gegenströmung offenbart, welche jene Absicht verhindern mußte, zu völlig reinem und unzweideutigem Ausdruck zu gelangen.

42 [560]

II, 178: — *καὶ δὴ καὶ τοῖσι ἀπικνευμένοισι ἐς Αἴγυπτον ἔδωκε Ναύκρατιν πόλιν ἐνοικῆσαι· τοῖσι δὲ μὴ βουλομένοισι αὐτῶν οἰκέειν, αὐτοῦ δὲ ναυτιλλομένοισι ἔδωκε χώρους ἐνιδρύσασθαι βωμοὺς καὶ τεμένεα θεῶν.* Ich wüßte nicht, daß man im Griechischen ein „dort" bei *οἰκέειν* eher entbehren könnte, als dies im Deutschen zulässig ist. Sollen wir also etwa *ἐνθαῦτα* oder *αὐτοῦ* (letzteres mit dem cod. Remiger.) einschalten? Ich denke, wir würden damit nur den Prozeß der Anpassung eines Marginalzusatzes an seine Umgebung einen Schritt weiter führen; denn begonnen hat derselbe (wie ich glaube) schon mit der Ersetzung der Schreibung der ersten Handschriftenklasse durch die Vulgat-Lesart. Jene lautet nämlich *ἐνοικέειν* (in SVR) und verrät deutlich genug ihre Abstammung von dem vorangehenden

[1] Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 828. *δή* fehlt nach Gaisford in SF bc, wozu jedenfalls noch V kommt. Nach Stein, der in der ersten Auflage seiner kommentierten Ausgabe die Partikel duldete, wäre sie eine bloße Zutat der Aldina.

ἐνοικῆσαι. Von derartigen, teils erklärenden, teils ergänzenden Randbemerkungen werden uns noch gar viele begegnen. Hierher gehört z. B. III, 22, 14: *ἐξηγεομένων δὲ τῶν Ἰχθυοφάγων τὸν κόσμον αὐτοῦ γελάσας ὁ βασιλεὺς καὶ νομίσας εἶναί σφεα πέδας εἶπε ὡς παρ' ἑωυτοῖσι εἰσὶ ῥωμαλεώτεραι τουτέων [πέδαι].* Oder IV, 23: *καὶ ἀπὸ τῆς παχύτητος αὐτοῦ [τῆς τρυγὸς] παλάθας συντιθεῖσι* (denn der nach Abfluß des Fruchtsaftes übrig bleibende Rückstand heißt im gewöhnlichen Griechisch *τρύξ* und wird hier von Herodot *παχύτης* genannt: die Verbindung beider Worte — von ihrer wenig angemessenen Stellung abgesehen — schlösse die falsche Voraussetzung in sich, daß die *τρύξ* auch nicht dicke Bestandteile enthält. Die zwei Worte wollte, wie ich erst jetzt sehe, schon Reiske tilgen, dessen Mahnung aber ungehört verhallt ist. Ein Emblem enthält gewiß auch das Folgende: VI, 69, 1: *τὸν χρόνον γὰρ [τοὺς δέκα μῆνας] οὐδέκω ἐξήκειν* —; wenige Zeilen später heißt es zu allem Überfluß: *τίκτουσι γὰρ γυναῖκες καὶ ἐννεάμηνα καὶ ἑπτάμηνα, καὶ οὐ πᾶσαι δέκα μῆνας ἐκτελέσασαι.* Gelehrtem Vorwitz entstammt (meines Bedünkens) die Zutat, die ich II, 47, 19 an der totalen Entbehrlichkeit einer der zwei verbundenen Bestimmungen und an der ganz und gar unberechtigten Emphase der asyndetischen Nebeneinanderstellung erkenne in dem Satze: *τοῖσι μέν νυν ἄλλοισι θεοῖσι θύειν ὗς οὐ δικαιεῦσι Αἰγύπτιοι, Σελήνῃ δὲ καὶ Διονύσῳ μούνοισι τοῦ αὐτοῦ χρόνου [τῇ αὐτῇ πανσελήνῳ τοὺς][1] ὗς θύσαντες πατέονται τῶν κρεῶν.* Das Ohr allein

43 [561]

44 [562]

[1] Wie man hier den Artikel zu rechtfertigen vermag, ist mir unerfindlich. (Die zwei Worte *τοὺς ὗς* tilgt jetzt Stein, Komment. Ausg.[4]). Er ist so wenig zu dulden wie z. B. III, 21, wo selbstverständlich auch ohne das Zeugnis von SVR zu schreiben wäre: *ἐπεὰν οὕτω εὐπετέως ἕλκωσι [τὰ] τόξα Πέρσαι μεγάθεα τοσαῦτα*, oder V, 27 fin.: *τοὺς δὲ σίνεσθαι τὸν Δαρείου στρατὸν* — *τὸν* om. ABC d — *ἀπὸ Σκυθέων ὀπίσω ἀποκομιζόμενον*, „das Heer des Darius auf seinem Rückzug aus dem Skythenland", wo schon Schäfer gebessert hatte; oder VII, 5: *οὗτος μέν οἱ* — *ὁ* om. SV — *λόγος ἦν τιμωρός* (= *τοῦτο μέν κτέ.*); oder VIII, 59 in.: *πρὶν ἢ τὸν Εὐρυβιάδην προθεῖναι [τὸν] λόγον τῶν εἵνεκα συνήγαγε τοὺς στρατηγούς* (was Cobet Var. lect. 353 berichtigt hat); oder VII, 34, wo ich wenigstens nicht erst das Zeugnis von SVR abgewartet habe, um die Sprachwidrigkeit des

entscheidet, ich denke ohne Appell, über die Unechtheit der Schlußworte in dem Satze (VII, 73): *οἱ δὲ Φρύγες, ὡς Μακεδόνες λέγουσι, ἐκαλέοντο Βρίγες χρόνον ὅσον Εὐρωπήιοι ἐόντες σύνοικοι ἦσαν Μακεδόσι, μεταβάντες δὲ ἐς τὴν Ἀσίην ἅμα τῇ χώρῃ καὶ τὸ οὔνομα μετέβαλον* [*ἐς Φρύγας*]. Vgl. sogleich c. 74: *οἱ δὲ Λυδοὶ Μηίονες ἐκαλεῦντο πάλαι, ἐπὶ δὲ Λυδοῦ τοῦ Ἄτυος ἔσχον τὴν ἐπωνυμίην, μεταβαλόντες τὸ οὔνομα.* — Doch kann auch bei richtig erklärenden oder ergänzenden Zusätzen wohl mitunter ein Zweifel in betreff ihrer Unechtheit zurückbleiben, so gilt das nicht von jenen Fällen, in welchen der Glossator selbst die Meinung des Autors vollständig verfehlt hat. So V, 29 fin., wo die von den Pariern bewirkte Neuordnung der Verhältnisse zu Milet erzählt wird. „Jene wenigen, deren Acker die parischen Abgesandten wohl gepflegt fanden, bestellten sie zu Hütern des Gemeinwesens", *τοὺς δὲ ἄλλους Μιλησίους* [*τοὺς πρὶν στασιάζοντας*] *τούτων ἔταξαν πείθεσθαι.* Die einen sollten gebieten, die anderen gehorchen; das Kriterium war die Sorgfalt und die Sorglosigkeit, mit der sie ihre Privatinteressen verwaltet hatten, nicht aber das Maß ihrer Teil-

---

gangbaren Textes: *τὴν δ' ἑτέρην τὴν βυβλίνην* zu erkennen. Es war ja vorher (c. 25) zwar die Austeilung von Flachs- und Basttauen an Phöniker und Ägypter, nicht aber deren Verwendung für je eine Brücke gemeldet worden. Zu schreiben ist aber die Stelle auf Grund jenes Zeugnisses also: *ἐγεφύρουν τοῖσι προσέκειτο, τὴν μὲν λευκολίνου Φοίνικες τὴν δὲ βυβλίνην Αἰγύπτιοι*, „die Brücken errichteten jene; denen dies oblag, die eine — aus Weißflachs — die Phönizier, die andere — aus Papyrusbast — die Ägypter". Daß der Artikel als das nächstliegende aller Verdeutlichungsmittel gar häufig eingeschoben ward, dies weiß ja auch Herr Stein, der denselben mehrfach mit Recht gegen die Autorität der Handschriften getilgt hat, oder auch (was für ihn auf dasselbe hinauskommt) auf die Autorität der ersten Handschriftenklasse hin, wie III, 9, 10: *ῥαψάμενον* [*τῶν*] *ὠμοβοέων καὶ* [*τῶν*] *ἄλλων δερμάτων ὀχετὸν μήκεϊ ἐξικνεύμενον ἐς τὴν ἄνυδρον, ἀγαγεῖν* — wo man sich nur wundert, daß ihn nicht, wenn schon nicht der ständige Sprachgebrauch, so doch dieselbe Autorität (SV) veranlaßt hat, bei der Wiederaufnahme des Satzes zu schreiben: *ἀγαγεῖν δέ μιν* (statt *ἄγειν*). Auch IV, 136, 4 scheint mir der von SVR ausgelassene Artikel keine Rechtfertigung zuzulassen in dem Satzglied *ὥστε οὐ τετμημένων* [*τῶν*] *ὁδῶν.* —

nahme an der allgemeinen, zwei Menschenalter hindurch währenden Zerrüttung des Staates.[1] —

Wie aber, wenn der fremde Eindringling mit dem Boden, auf dem er sich eingenistet hat, zusammengewachsen und gleichsam eins geworden ist? Dann mag der befreiende Schnitt nur gelingen, wenn ein glückliches Ungefähr uns seinen kaum zu erhoffenden Beistand leiht.

45 [563] Ehe Herodot daran geht, die so erstaunliche Aufspeicherung von Wasservorräten und dem dazu gehörigen Geschirre in der syrischen Wüste zu schildern, bemüht er sich vorerst, die Neugier seiner Leser aufs äußerste zu spannen. Er stellt daher der Unmasse von Weingeschirr, die jahraus jahrein nach Ägypten wandert, die überraschende Tatsache gegenüber, daß „sozusagen nicht ein einziges leeres Weinfaß im Lande zu sehen ist". „Wohin — so mag wohl jemand fragen — kommt dies alles?" Worauf die planmäßige Einsammlung und Fortschaffung all dieses Geschirres mitgeteilt wird. Nun lautet der betreffende Satz in unseren Texten (III, 6 in.) also: — *ἐς Αἴγυπτον ἐκ τῆς Ἑλλάδος πάσης καὶ πρὸς ἐκ Φοινίκης κέραμος ἐσάγεται πλήρης οἴνου δὶς τοῦ ἔτεος ἑκάστου, καὶ ἓν κεράμιον οἰνηρὸν ἀριθμῷ κείμενον οὐκ ἔστι ὡς λόγῳ εἰπεῖν ἰδέσθαι. κοῦ δῆτα κτέ.* Wozu Herr Stein das Folgende anmerkt: „*δὶς τοῦ ἔτεος*, wahrscheinlich, weil die Kauffahrer nur zweimal im Jahre die Tour von Hellas nach Ägypten machten. Von phönikischen Häfen aus konnte sie schon öfter im Jahre wiederholt werden." Die letztere Bemerkung ist vollkommen richtig; nur dünkt es uns ein wenig verwunderlich, daß der Historiker dies nicht sollte eingesehen haben, dies und noch einiges andere. Denn wenn jenes „*δὶς τοῦ ἔτεος ἑκάστου*" in betreff Phöniziens

---

[1] Wird nicht auch VIII, 41 zum mindesten der Schwerpunkt des Gedankens verrückt durch die überlieferte Schreibung: *ἔσπευσαν δὲ ταῦτα ὑπεκθέσθαι* statt *ἔσπευσαν δὲ ταῦτα* „sie betrieben dies (das Rettungswerk) eifrig", „sie beeilten sich damit"? *ὑπεκθέσθαι* macht ganz und gar den Eindruck einer aus dem folgenden *ὑπεξέκειτο* entnommenen Ergänzung.

völlig sinnlos ist, ist es mit Rücksicht auf Griechenland etwa besonders verständig? Es mag wahr sein oder nicht, daß der einzelne Schiffer die Tour in der Regel nur zweimal im Jahre zurücklegte, kann man darum füglich sagen, daß die Weineinfuhr in Ägypten nur „jedes Jahr zweimal" stattfand? Und wenn man es sagen konnte, welchen Grund hatte Herodot es zu sagen, — es eben hier zu sagen, wo er uns von der Größe jener Einfuhr die möglichst stärkste Vorstellung beibringen will und auf behutsame Einschränkungen so wenig bedacht ist, daß er die Weineinfuhr aus „ganz Griechenland" stattfinden läßt, ohne etwa jene Landstriche ängstlich auszunehmen, denen der Bacchussegen versagt blieb? „Aus allen Teilen Griechenlands und überdies noch aus Phönizien" — und „das ganze Jahr hindurch", das stimmt zueinander, und das schrieb unser Geschichtschreiber. Denn jenes *δὶς τοῦ ἔτεος ἑκάστου* ist nur die Lesart der einen Handschriftenklasse. Die andere, die so oft allein das Ursprüngliche bewahrt hat, bietet ganz anderes. S freilich 46
läßt mit seinem *δι' ἔτεος ἑκάστου* das Richtige nur ahnen: 564]
der Vindobonensis aber [desgleichen R nach C. Hudes Mitteilung] legt uns die Lösung des Rätsels in die flache Hand durch seine Schreibung: *δι' ἔτους ἔτεος ἑκάστου*! Also Glossem und Glossiertes nebeneinander (wie in allen Handschriften *τούτου εἵνεκα* neben *πρὸς ταῦτα* steht, I, 165): nur liefert das Glossem diesmal eine falsche Erklärung: „alljährlich" (*ἔτεος ἑκάστου*) statt „das ganze Jahr hindurch", was *δι' ἔτεος* (bereits im Archetypus zu *δι' ἔτους* verschrieben, gleichwie z. B. VI, 75, 4 *προέβαινε* in den meisten Handschriften zu *προὔβαινε* geworden ist) allein bedeutet. Man vergleiche II, 22, 4: *ἰκτῖνοι δὲ καὶ χελιδόνες δι' ἔτεος [ἐόντες?] οὐκ ἀπολείπουσι* —; ebenso *διὰ βίου, διὰ νυκτός, δι' ἐνιαυτοῦ, δι' ἡμέρης* (letzteres bei unserem Autor I, 97, 21; II, 173, 14; VI, 12, 9; VII, 210, 6—7). Wie aber aus der Verschmelzung des Erklärten und der Erklärung, durch Veränderung und Tilgung je eines Buchstabens, der Unsinn der Vulgat-Lesart entstehen konnte, während die minder naiven Vertreter der ersten Handschriftenfamilie das scheinbar überschüssige *ἔτους*

einfach über Bord warfen, wem müssen wir dies erst weitläufig erklären?[1]

Doch ich erschrecke über den Umfang, welchen meine Erörterungen anzunehmen drohen, wenn ich in der bisherigen Weise fortfahre. Ich beschränke mich daher fortan mehr und mehr auf das Wichtigste und befleißige mich so großer Kürze, als die Sache nur immer zuläßt.

Drittes Buch.

III, 11 fin.: *μάχης δὲ γενομένης καρτερῆς καὶ πεσόντων ἐξ ἀμφοτέρων τῶν στρατοπέδων πλήθεϊ πολλῶν ἐτράποντο οἱ Αἰγύπτιοι.* Gewiß konnte Herodot sich also ausdrücken, wenngleich er in allen anderen derartigen Fällen eine verschiedene Ausdrucksweise gewählt hat. So I, 76 fin.: *μάχης δὲ καρτερῆς γενομένης καὶ πεσόντων ἀμφοτέρων πολλῶν.* I, 80 fin.: *χρόνῳ δὲ πεσόντων ἀμφοτέρων πολλῶν ἐτράποντο οἱ Λυδοί —.* IV, 201 in.: *χρόνον δὲ δὴ πολλὸν τριβομένων καὶ πιπτόντων ἀμφοτέρων πολλῶν.* VI, 101 med.: *προσβολῆς δὲ γινομένης καρτερῆς πρὸς τὸ τεῖχος ἔπιπτον ἐπὶ ἓξ ἡμέρας πολλοὶ μὲν ἀμφοτέρων —.* Allein stutzig werden darf angesichts solcher fast stereotyper Gleichmäßigkeit des Autors wohl auch der am wenigsten nivellierungssüchtige Kritiker, insbesondere wenn er zweierlei erwägt: erstens, daß gerade an unserer Stelle die Worte *ἀμφοτέρων τῶν στρατοπέδων* wenige Zeilen vorher vorkommen — und zweitens, daß in den Handschriften der ersten Familie *ἐξ* fehlt (*ἐξ* om. SVR:

47 [565]

[1] Daß Herodot auch mit noch größerem Nachdruck gesagt haben könnte: „Jahr für Jahr das ganze Jahr hindurch“, so daß die Lesart des Vindobonensis unverkürzt in den Text zu setzen wäre, diese Möglichkeit ist mir freilich auch in den Sinn gekommen und sie wird der Wahrscheinlichkeit um einen Grad näher gebracht durch den analogen Ausdruck des Komikers Amphis, Frg. com. gr. III, 319 [= Frg. 43 Kock]: *πίνουσ᾽ ἑκάστης ἡμέρας δι᾽ ἡμέρας,* der mir nachträglich zufällig aufstößt (obgleich ich ihn Valckenaers Anm. zu VI, 12 entnehmen konnte). Ob aber diese Ausdrucksweise für unseren Historiker nicht allzu epigrammatisch zugespitzt und darum die oben ausgeführte Vermutung doch wohl die wahrscheinlichere ist, mögen andere entscheiden.

das Wort tilgt auch Krüger[2]). Ist es nicht, als ob wir die Interpolation schrittweise vor unseren Augen erwachsen sähen?

III, 15, 9—11: *πολλοῖσι μέν νυν καὶ ἄλλοισι ἔστι σταθμώσασθαι ὅτι τοῦτο οὕτω νενομίκασι ποιέειν, ἐν δὲ καὶ τῷ τε Ἰνάρω παιδὶ Θαννύρᾳ, ὃς ἀπέλαβε τὴν οἱ ὁ πατὴρ εἶχε ἀρχήν, καὶ τῷ Ἀμυρταίου Παυσίρι* —. Wenn der vortreffliche Reiske den herodoteischen Sprachgebrauch nicht eingehend genug erforscht hatte, um das überlieferte *ἐν δὲ καὶ τῷδε· Ἰνάρω κτέ.* richtig zu verstehen, so wird dies niemand befremden. Wohl aber darf es uns wundernehmen, wenn auch Stein Reiskes „f(ortasse) *τῷ τε*" sich angeeignet und diese grundlose Änderung in den Text gesetzt hat.[1] Man vergleiche vor allem VI, 53 in., wo Herr Stein (nach meinem Vorgang, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1859, S. 828) die Lesart der ersten Handschriftenklasse mit Recht angenommen hat: *τάδε δὲ κατὰ τὰ λεγόμενα ὑπ' Ἑλλήνων ἐγὼ γράφω· τούτους τοὺς Δωριέων βασιλέας κτέ.*, wo beiläufig auch das grobe „proleptische" Emblem *τοῦ θεοῦ ἀπεόντος* zu tilgen war. Denn so drückt sich kein verständiger Schriftsteller aus, wohl aber entspricht die im Hinblick auf das unmittelbar folgende: 48 [566] *ἔλεξα δὲ μέχρι Περσέος τοῦδε εἵνεκα κτέ.* erfolgte Anfertigung dieses Zusatzes ganz und gar der uns wohlbekannten Manier des Interpolators. (Besser, aber auch nicht völlig genügend behandeln Krüger und Abicht die obige Stelle.)

III, 20 fin.—21 mußte ein in der ersten Handschriftenklasse fehlender Zusatz aus dem Text entfernt werden: — *καὶ δὴ καὶ κατὰ τὴν βασιληίην τοιῷδε· τὸν ἂν τῶν ἀστῶν κρίνωσι μέγιστόν τε εἶναι καὶ κατὰ τὸ μέγαθος ἔχειν τὴν ἰσχύν, τοῦτον*

[1] Ob Inaros' Sohn *Θαννύρας* oder *Ἰθαννύρας* geheißen hat, darüber fehlt uns meines Wissens jede weitere Kunde. Auf Grund der nahezu übereinstimmenden Lesarten von SVR schreibe ich die Worte: *Ἰνάρω τοῦ Λίβυος παιδὶ Ἰθαννύρᾳ* —. (V bietet: *ἐν δὲ καὶ τῷδε* (sic), *Ἰναρῶ* (sic) *τῷ* (sic) *Λίβυος παιδὶ Ἰθαννύρα, ὡς* (sic) *κτέ.*) Daß Inaros schon c. 12 (wo, beiläufig, Stein das treffliche (von V und R gebotene) *διαρρήξειας* wieder ausgemerzt hat und wo *τιάρας* sicherlich ein aus VII, 61 stammendes Glossem zu *πίλους* ist) „der Libyer" genannt ward, kann doch wahrlich kein Grund sein, die zwei Worte hier für verdächtig zu halten.

(*ἀξιοῦσι* om. SVR) *βασιλεύειν*. [Ebenso Cobet, Mnemosyne N. S. XI, 269 f.] Denn was ist, so frage ich jeden Unbefangenen, wahrscheinlicher: daß ein Schreiber oder Redakteur jene echt herodoteische Brachylogie in den Text hineingefälscht, oder daß die Unkenntnis derselben die Ergänzung veranlaßt hat? Man vergleiche III, 84: *περὶ δὲ τῆς βασιληίης ἐβουλεύσαντο τοιόνδε· ὅτευ ἂν ὁ ἵππος ἡλίου ἐπανατείλαντος*[1] *πρῶτος φθέγξηται — τοῦτον ἔχειν τὴν βασιληίην.*

III, 52, 6: *τετάρτῃ δὲ ἡμέρῃ ἰδών μιν ὁ Περίανδρος ἀλουσίῃσί τε καὶ ἀσιτίῃσι συμπεπτωκότα οἴκτειρε* —.[2] Diese einfachen Worte sind, so unglaublich es scheinen mag, von Übersetzern und Herausgebern (ja auch von den Verfassern des Thesaurus) um die Wette mißverstanden worden. Lhardy, Stein, Krüger, Abicht setzen *συμπεπτωκότα* einem *περιπεπτωκότα* gleich; Rawlinson geht dem verfänglichen Worte klüglich aus dem Wege, und nur der geradsinnige alte Lange übersetzt sach- und sprachgemäß, wenngleich nicht allzu zierlich: „zusammengefallen“. Diese Auffassung ist natürlich allein richtig. Wir erwarten hier, wo das Herz des Fürsten durch den Anblick des unglücklichen Prinzen gerührt wird, die Wirkungen der von ihm erduldeten Entbehrungen, des Hungers und der mangelnden Körperpflege bezeichnet zu finden. Da es nötig scheint, füge ich den

49 [567]

[1] Daß mit SVR so und nicht *ἐπανατέλλοντος* zu schreiben ist (vgl. auch VII, 223 in.), kann jedermann eine kurze Überlegung lehren. Es galt hier doch den Zeitpunkt so genau als irgend möglich zu fixieren („*after the sun was up*“ übersetzt bestens der einsichtige Rawlinson). — Wie oft hat doch jene Handschriftenklasse das richtige Tempus allein bewahrt, so III, 25, 16, *ὡς ἤκουσε* (statt *ἤκουε*) oder 67 in. *ἐβασίλευε* statt *ἐβασίλευσε* (der falsche Smerdis setzte ja nur seine schon begonnene Usurpatorenherrschaft fort; er begann sie nicht zu jenem Zeitpunkt).

[2] Im vorangehenden c. 50 fin. ist nach Schweighäusers und Wesselings Hinweis auf II, 162 fin.: *περιθύμως ἔχοντα* (vgl. auch II, 45, 13 *ἀπείρως ἔχειν* oder IV, 95, 9 *παντελέως εἶχε*) von Abicht *περιθύμως ἔχων* zweifellos richtig hergestellt worden. Daß Stein, um nur nicht die Lesart der ersten Handschriftenklasse (*περιθύμως* SVR) annehmen zu müssen, lieber auf Schäfers *πέρι θυμῷ ἐχόμενος* zurückgreift und selbst sein „*coniectabam περὶ θυμῷ ἀχθόμενος*“ der Erwähnung wert achtet, darüber darf man füglich erstaunt sein.

wenigen von den Wörterbüchern angeführten Belegen dieses Gebrauches von *συμπίπτω* einige weitere hinzu: Erasistratus ap. Aul. Gell. (Noct. att. 16, 3 = II, 150 Hertz): *ἐλογιζόμεθα οὖν παρὰ τὴν ἰσχυρὰν σύμπτωσιν τῆς κοιλίας εἶναι τὴν* (*εἶναί τινα?*) *σφόδρα ἀσιτίαν κτέ.* — Genesis (LXX) 4, 5—6: *συνέπεσε τὸ πρόσωπόν σου.* — Plutarch. de curiosit. c. 2 (624, 42 Dübn.): *οὕτως ἐμπαθῶς ἔσχεν* (Aristipp nämlich, als er vor Begier brannte, Sokrates kennen zu lernen), *ὥστε τῷ σώματι συμπεσεῖν καὶ γενέσθαι παντάπασιν ὠχρὸς καὶ ἰσχνός.* Ähnlich ist der Gebrauch von *συντήκεσθαι.* Zur Sache vergleiche man auch Eurip. Orest. 226: *ὡς ἠγρίωσαι διὰ μακρᾶς ἀλουσίας.*

Der unglückliche Vater läßt kein Mittel unversucht, um den harten Sinn des zürnenden Jünglings zu beugen oder zu erweichen. Er schlägt den Ton ernster Ermahnung an und gleich darauf jenen des zärtlichen, gemütvollen Zuspruchs: *εἰ γάρ τις συμφορὴ ἐν ἑωυτοῖσι*[1] *γέγονε, ἐξ ἧς ὑποψίην ἐς ἐμὲ ἔχεις, ἐμοί τε αὕτη γέγονε καὶ ἐγὼ αὐτῆς τὸ πλεῦν μέτοχός εἰμι.* Dies sind ungemein wohlgewählte, überaus sorgfältig abgewogene Worte. Sie schließen ein halbes Schuld- und Reuebekenntnis in sich, aber doch nur ein halbes. Und die dichten Schleier der kunstvoll gewobenen doppelsinnigen Rede dämpfen den Eindruck auch dessen, was kein Mißverständnis zuläßt. Wie ein verletzend greller Lichtstrahl fährt aber in diese wohlberechnete Dämmerung das nunmehr folgende Satzglied: *ὅσῳ αὐτός σφεα ἐξεργασάμην!* Was soll dieses unumwundene, unverblümte Geständnis? Was kann Periander bewegen, ein solches abzulegen? Warum sprach 50 er eben erst von dem „Argwohn", den der Sohn gegen ihn [568] hegen mag, wenn er entschlossen war, ihm selbst die volle,

[1] „Denn wenn ein Unglück unter uns geschehen ist" — dies ist der vom Zusammenhang geforderte Gedanke. Und mit Recht läßt uns Eltz (Jahrb. Suppl.-Bd. IX, 127) nur die Wahl, diese Bedeutung in den überlieferten Worten (*ἐν αὐτοῖσι*) zu finden oder dieselben durch *ἐν ἑωυτοῖσι* zu ersetzen. Für die erstere Auffassung liefert er kaum genügende, für die letztere vollkommen ausreichende Belege, auch aus unserem Autor (insbesondere V, 20, 4).

zweifellose Gewißheit zu geben, das Entsetzliche nackt und ohne jede Bemäntelung mit wahrhaft verblüffender Offenheit auszusprechen? Und wie stimmt dieses unverhüllte Armensünder-Bekenntnis zum folgenden, wo uns nicht etwa der Ausdruck reumütigster Zerknirschung, sondern der Appell an die väterliche Autorität entgegentritt (*ὁκοῖόν τι ἐς τοὺς τοκέας καὶ τοὺς κρέσσονας τεθυμῶσθαι*)? Ich kann es nicht glauben, daß diese Worte echt sind und daß Herodot sich in einem Atem als einen Meister und als einen Stümper in der Kunst psychologischer Berechnung erwiesen hat. Wohl aber ist es unschwer begreiflich, daß die absichtliche Zweideutigkeit des schließenden Satzgliedes („und ich habe daran den größeren Anteil“) die ergänzende Tätigkeit eines alten Interpolators herausgefordert hat.

τούτου δὲ μηκέτι ἐόντος, δεύτερα τῶν λοιπῶν ὑμῖν ὦ Πέρσαι γίνεταί μοι ἀναγκαιότατον ἐντέλλεσθαι τὰ θέλω μοι γενέσθαι τελευτῶν τὸν βίον (III, 65, 15). Hier haben die zwei durchschossenen Worte bisher keinerlei befriedigende Erklärung gefunden. Denn Steins, Abichts und Krügers übereinstimmender Vorschlag, den Genetiv von *ἀναγκαιότατον* abhängen zu lassen: „das Dringendste von dem Übrigen“, „unter dem Übrigen, was ich noch zu sagen habe“, „den übrigen Aufträgen“, ist augenscheinlich verfehlt. Weder begegnet uns im folgenden die leiseste Hindeutung auf derartige weitere Aufträge (oder auch auf die Unmöglichkeit, dieselben vorzubringen), noch findet hier überhaupt — und dies ist entscheidend — der Übergang zu einem neuen Thema statt. Nicht von einem Gegenstand zu einem andern wendet sich Kambyses, sondern von einer Person zu anderen, von dem ermordeten Smerdis zur Gesamtheit der Perser. Er spricht vorher wie nachher von dem einen Anliegen, das seine ganze Seele ausfüllt und den einzigen Inhalt seines letzten Willens ausmacht: von der Notwendigkeit, dem Usurpator die angemaßte Herrschaft zu entreißen. Soeben hatte er den verhängnisvollen Irrtum beklagt, welchem derjenige zum Opfer fiel, „dem es am meisten zukam, die von den Magern erlittene Schmach zu rächen“. Da der Bruder — so

fährt er fort — nicht mehr unter den Lebenden weilt, so seid — in zweiter Reihe — unter allen übrigen ihr Perser diejenigen, die mir am nächsten stehen, mit mir durch das engste und stärkste Band (*ἀνάγκη*) verknüpft sind und an die mithin mein Auftrag ergehen muß. (Eine wortgetreuere Übertragung scheitert an der Unmöglichkeit, den in *ἀναγκαιότατον* liegenden Doppelsinn im Deutschen wiederzugeben.) Total unzulässig ist die alte Auffassung, vermöge welcher *τῶν λοιπῶν* von *δεύτερα* abhängen soll. Von der Unzulänglichkeit des also zu gewinnenden Gedankens abgesehen (der wieder ein verschiedener ist bei Valla: „*secundum ex reliquis*" und bei Lhardy: „an zweiter Stelle unter den Übrigen", wobei die Übrigen „alle Perser nach Abrechnung des Smerdis" sein sollen!), spricht der herodoteische Sprachgebrauch, der nur ein absolut gebrauchtes oder ein im Sinne von *ὕστερον* mit einem Genetiv verbundenes *δεύτερα* kennt,[1] peremptorisch dagegen. Wer die zwei Worte nicht tilgen will (und dazu würde, meines Erachtens, nicht die Berufung auf VIII, 5 oder VI, 123 genügen, wo dieselben oder ganz ähnliche Worte anerkanntermaßen unecht sind), der wird sich wohl bei unserer Auslegung derselben beruhigen müssen. Zur Ungleichartigkeit der verglichenen Begriffe vgl. unsere Bemerkungen und Verweisungen zu IX, 82, 8.

51 [569]

III, 69 fin.: *μαθοῦσα δὲ οὐ χαλεπῶς ἀλλ' εὐπετέως οὐκ ἔχοντα* [*τὸν ἄνδρα?*] *ὦτα, ὡς ἡμέρη τάχιστα ἐγεγόνεε, πέμψασα ἐσήμηνε τῷ πατρί* [*τὰ γενόμενα*]. Die letzten zwei Worte sind nicht nur vollkommen entbehrlich (vgl. IV, 76, 9–10: *καὶ τῶν τις Σκυθέων καταφρασθεὶς αὐτὸν ταῦτα ποιεῦντα*

[1] Zur ersten Kategorie gehören, falls mir nichts entgangen ist, die folgenden Fälle: I, 112 16, 126 9; II, 137 13, 158 22; III, 14 18, 22 13, 31 11, 53 9, 68 16, 74 1, 80 11 (wo Stein in kaum glaublicher Weise irrt, indem er *τούτων* von *δεύτερα* abhängen läßt, statt von dem folgenden *οὐδεν*), 135 17; IV, 76 19, 145 12 (*τὸ δεύτερον*); V, 36 19, 38 23; VII, 53 in., 136 1, 141 15 und 20, 209 fin.; IX, 42 5, 99 in. (wobei wir den prädikativen Gebrauch des Wortes von dem adverbialen nicht gesondert haben). Von Fällen der zweiten Art kenne ich nur I, 91 21 (*δεύτερα δὲ τούτων χαιρομένῳ αὐτῷ ἐπήρκεσε*) und VII, 112 in. (*δεύτερα τούτων παραμείβετο τείχεα τὰ Πιέρων*); zur letzteren Stelle mag man Krügers Verweisungen vergleichen.

ἐσήμηνε τῷ βασιλέι Σαυλίῳ), sie sind auch, da es dem Otanes um den ermittelten Sachverhalt weit mehr als um den Vorgang der Ermittelung zu tun ist, so wenig passend, daß die Übersetzer ihr Vorhandensein einmütig ignorieren 52 („*and of this — she sent word to her father*" Rawlinson: [570] „und tat ihm die Sache kund" Stein;[1] „und sagt es ihm an" Lange). Das Wort *γενόμενα* verdankt auch ein anderes Mal (VI, 75, 9. Zeitschr. f. österr. Gymn. 1859, 828) dem gleichen Ergänzungsbestreben des Interpolators sein Dasein. So trefflich ferner der Artikel an seinem Platze ist Z. 5 *ἄφασον αὐτοῦ τὰ ὦτα* oder Z. 13 *τὰ ὦτα ἀπέταμε*, so unpassend dünkt er mir in dem Satzglied Z. 9, das ich im übrigen mit einem Teil der Handschriften (zum Teil nach Bekker) also schreiben möchte: *εἰ γὰρ δὴ μὴ ἔχων τυγχάνει [τὰ] ὦτα* —. (Der Vindobonensis hat *εἰ* mit SR, *τυγχάνει* mit Medic. und Pass., und die Wortstellung wie S und R.)

Wer nur Steins Ausgabe benützt und einiges kritische Vermögen besitzt, der läuft fortwährend Gefahr, Emendationen zu finden und als neue vorzubringen, die bereits in einigen, in vielen oder auch in den meisten Ausgaben[2] verzeichnet sind. Mit genauer Not bin ich dieser Fährlichkeit in betreff des Schlusses von III, 73 entgangen. Gobryes endigt seine Rede mit dem Rate, so lange beisammen zu bleiben, bis man darüber einig geworden ist, den Pseudo-Smerdis schnurstracks anzugreifen und zu töten: *μὴ διαλύεσθαι ἐκ τοῦ συλλόγου τοῦδε ἀλλ' ⟨ἢ⟩ ἰόντας ἐπὶ τὸν Μάγον ἰθέως*. Diese vorzügliche, zu dem kraft- und schwungvollen Ton der Rede treff-

[1] Steins Deutung der Worte in der kommentierten Ausgabe („den wahren Sachverhalt") wird durch die von ihm herbeigezogenen Stellen keineswegs ausreichend erhärtet.

[2] Daß selbst dies keine Übertreibung ist, mag ein ergötzliches Beispiel lehren. Cobet, der nur Steins Textausgabe vor Augen hat, glaubt (Mnemos.[2] XI, 88) die „*vera lectio*" *μοῦνος μουνόθεν* (I, 116, 4) zum ersten Male zu ermitteln. Dieselbe steht jedoch schon bei Jacob Gronov im Texte, desgleichen in fast all den Ausgaben, die mir zur Hand sind, so bei Gaisford, Bekker, Dindorf, Dietsch, Lhardy und (was nicht am mindesten bemerkenswert ist) bei Stein selbst (Ausgabe m. deutsch. Anm., 1. Aufl.).

lich stimmende Lesart der ersten Handschriftenklasse (statt der Vulgata: *ἄλλοθι ἰόντας ἢ*) ist — samt der selbstverständlichen kleinen Ergänzung — schon von Palm und von Dindorf angenommen worden: ich erwähne dies, weil nicht nur Stein gewohnterweise darüber schweigt, sondern auch die anderen neuen Herausgeber die Besserung nicht zu kennen scheinen (vgl. IX, 109, 8: *τοῦ ἔμελλε οὐδεὶς ἄρξειν ἀλλ' ἢ ἐκείνη*. Empfiehlt sich nicht auch IV, 131, 10 die Schreibung: *ὁ δὲ οὐδὲν ἔφη οἱ ἐπεστάλθαι, ἀλλ' ἢ* [codd. *ἄλλο ἢ*] *δόντα τὴν ταχίστην ἀπαλλάσσεσθαι?*).[1] 53 [571]

III, 97, 7 hat die Restitution der infolge des mißverstandenen Zwischensatzes (s. oben S. 37) arg geschädigten Stelle natürlich von der trefflichen Lesart der ersten Handschriftenklasse (*δ' ἐτάξαντο* SR. *δὲ ἐτάξαντο* V) auszugehen: *Κόλχοι δὲ τὰ ἐτάξαντο* [*ἐς τὴν δωρεὴν*] *καὶ οἱ προσεχέες μέχρι Καυκάσιος ὄρεος* (*ἐς τοῦτο γὰρ τὸ ὄρος ὑπὸ Πέρσῃσι ἄρχεται, τὰ δὲ πρὸς βορέην ἄνεμον τοῦ Καυκάσιος Περσέων οὐδὲν ἔτι φροντίζει*), *οὗτοι ὦν δῶρα τὰ ἐτάξαντο ἔτι καὶ ἐς ἐμὲ διὰ πεντετηρίδος ἀγίνεον κτέ.* Sehr bemerkenswert ist es, daß schon Reiske (von der notwendigen Ausscheidung der drei interpolierten Worte[2] abgesehen) diese Herstellung fand, obgleich ihm nur die schlechte Lesart der zweiten Handschriftenklasse (*δ' ἐταξάν οἱ*) vor Augen lag. Die Phrase *ἐς τὴν δωρεήν* begegnet II, 140, 2, wo sie ganz wohl an ihrem Platze ist; hingegen erscheint sie III, 135 fin. in einem nicht nur völlig entbehrlichen, sondern durch den Widerspruch mit dem vorangehenden auch verdächtigen Satzglied:

---

[1] Sollen wir übrigens in diesem kleinen Meisterstück der Redekunst, wo alles Feuer, Ungestüm, kraftvolle Gedrungenheit ist, einen so matten und abschwächenden Zusatz dulden müssen, wie er uns sogleich in den Anfangsworten begegnet: *ἄνδρες φίλοι, ἡμῖν κότε κάλλιον παρέξει ἀνασώσασθαι τὴν ἀρχήν, ἢ εἴ γε μὴ οἷοί τε ἐσόμεθα* [*αὐτὴν ἀναλαβεῖν*], *ἀποθανεῖν* (III, 73 in.)? Die „Fülle des Ausdrucks" bei Herodot hat sehr weite Grenzen, aber doch Grenzen; außerhalb derselben liegt, meines Erachtens, auch *Ἑλλήνων* IX, 72, 3 (vgl. IV, 53 in.) oder *ἡμέρῃ* I, 32, 4.

[2] „Als ihr pflichtmäßiges Geschenk" erklärt Stein und verweist zugleich auf II, 140, wo er dieselben Worte ganz richtig und ganz anders („zu dieser Gabe") übersetzt hatte.

τὴν μέντοι ὁλκάδα, τήν οἱ Δαρεῖος ἐπαγγέλλετο [ἐς τὴν δωρεὴν τοῖσι ἀδελφεοῖσι], δέκεσθαι ἔφη. Vorher heißt es: *δῶρα δέ μιν τῷ πατρὶ καὶ τοῖσι ἀδελφεοῖσι ἐκέλευε πάντα τὰ ἐκείνου ἔπιπλα λαβόντα ἄγειν, φὰς ἄλλα οἱ πολλαπλήσια ἀντιδώσειν· πρὸς δὲ [ἐς τὰ δῶρα?] ὁλκάδα οἱ ἔφη συμβαλέεσθαι κτέ.* Die Verbindung *τάσσεσθαι εἰς τὴν δωρεήν* müßte als grammatisch möglich erwiesen werden, wenn man sich bei Steins Konjektur: *Κόλχοι δὲ ταξάμενοι ἐς τὴν δωρεήν* beruhigen sollte.

Die Anschaulichkeit der Erzählung gewinnt allezeit durch scharfe Scheidung der aufeinander folgenden Zeitmomente. Wie läßt es sich daher bezweifeln, daß III, 110 fin. mit der ersten Handschriftenklasse zu schreiben ist: *τὰ δεῖ ἀπαμυναμένους* (SV statt *ἀπαμυνομένους*) *ἀπὸ τῶν ὀφθαλμῶν οὕτω δρέπειν τὴν κασίην*, und sogleich wieder 111, 15: *τὰς δὲ ὄρνιθας καταπταμένας* (SVR statt *καταπετομένας αὐτῶν*, das letzte Wort tilgt auch Stein mit anderen) *ἀναφορέειν ἐπὶ τὰς νεοσσιάς*? Bin ich allzukühn, wenn ich auch die vollkommen entbehrlichen, in den zwei Handschriftenfamilien verschieden angeordneten, aus dem vorangehenden wiederholten Worte *τὰ τῶν ὑποζυγίων μέλεα* oder *τὰ μέλεα τῶν ὑποζυγίων* ebenso für eine schon im Archetypus vorhandene Objektsergänzung halte, wie dies z. B. V, 92 γ, 15 sicherlich die in der ersten Klasse fehlenden Worte *τὸ παιδίον* sind (*τὸν πρῶτον αὐτῶν λαβόντα προσουδίσαι*, vgl. dort Z. 11 und Z. 17)?

54 [572]

III, 113, 9: *ἀμαξίδας γὰρ ποιεῦντες ὑποδέουσι αὐτὰς τῇσι οὐρῇσι, ἑνὸς ἑκάστου κτήνεος τὴν οὐρὴν ἐπ' ἁμαξίδα καταδέοντες.* Hier bieten die sämtlichen Handschriften den sinnwidrigen, aber bisher nicht angefochtenen Zusatz *ἑκάστην* nach *ἁμαξίδα*, etwa wie jene der zweiten Klasse IV, 72, 6 das einfache *ἐπ' ἵππον* (so SVR) nicht geduldet haben in dem Satze: *τῶν δὲ δὴ νεηνίσκων τῶν ἀποπεπνιγμένων τῶν πεντήκοντα ἕνα ἕκαστον ἀναβιβάζουσι ἐπὶ τὸν ἵππον·* —. Denn gezwungen wäre die Erklärung „auf das zum Jüngling gehörige Pferd"; ist doch im vorangehenden zwar von fünfzig Jünglingen und fünfzig Rossen, nicht aber von ihrer Zu-

sammengehörigkeit die Rede gewesen, die eben mit diesen Worten ausgesprochen wird: „Von den fünfzig erdrosselten Jünglingen setzten sie je einen auf ein Pferd."

III, 115 in.: *Αὗται μέν νυν ἔν τε τῇ Ἀσίῃ ἐσχατιαί εἰσι καὶ ἐν τῇ Λιβύῃ· περὶ δὲ τῶν ἐν τῇ Εὐρώπῃ* [*τῶν πρὸς ἑσπέρην*] *ἐσχατιέων ἔχω μὲν οὐκ ἀτρεκέως λέγειν· οὔτε γὰρ ἔγωγε ἐνδέκομαι Ἠριδανόν τινα* (add. SVR) *καλέεσθαι πρὸς βαρβάρων ποταμὸν ἐκδιδόντα ἐς θάλασσαν τὴν πρὸς βορέην ἄνεμον, ἀπ᾽ ὅτευ τὸ ἤλεκτρον φοιτᾶν λόγος ἐστί, οὔτε νήσους οἶδα Κασσιτερίδας ἐούσας* [*ἐκ τῶν ὁ κασσίτερος ἡμῖν φοιτᾷ*]. Diesmal hat der Interpolator seine Sache schlecht gemacht. So wenig Herodot bei Asien und Libyen bloß an den Osten denkt und denken kann, sondern neben diesem (106 in. *πρὸς τὴν ἠῶ*) auch den Süden (107 in. *πρὸς δ᾽ αὖ μεσαμβρίης*) und den Südwesten (114 in. *ἀποκλινομένης δὲ μεσαμβρίης — πρὸς δύνοντα ἥλιον*) im Auge hat, ebensowenig kann er hier den Norden ignorieren. Und er ignoriert ihn auch tatsächlich nicht, da er ja sofort vom Nordmeer und alsbald auch vom nordischen Festland spricht (116 in. *πρὸς δὲ ἄρκτον τῆς Εὐρώπης κτέ.*)! Genannt aber hat er an der Spitze des Kapitels gewiß keine dieser Weltgegenden, sondern sich damit begnügt, den zwei schon behandelten Erdteilen den dritten gegenüberzustellen, das übrige der Einsicht seiner Leser überlassend. Zu *Ἠριδανόν τινα* und *οὔτε νήσους οἶδα Κασσιτερίδας ἐούσας* vergleiche man den uns so wohlbekannten Satz: *οὐ γάρ τινα ἔγωγε οἶδα ποταμὸν Ὠκεανὸν ἐόντα* (II, 23), wo auch die Fortsetzung, der Hinweis auf den poetischen Ursprung des Wahnglaubens, zu dem hier folgenden stimmt (*ὑπὸ ποιητέω δέ τινος ποιηθέν*). „Und was die Zinninseln betrifft, so weiß ich auch nichts von wirklichen Inseln dieses Namens" — wie kann sich hieran der von uns eingeklammerte Satz anschließen, da doch aus dem Nicht-Seienden weder das Zinn, noch sonst etwas herstammen kann? Einen bloßen Glauben oder eine Sage weiß aber Herodot sehr wohl auch sprachlich von der Wirklichkeit zu unterscheiden: warum sagte er nicht auch hier, falls er dies ausdrücken wollte, *φοιτᾶν λόγος ἐστί*, oder (wenn er

55
573]

vor der Wiederholung der soeben gebrauchten Wendung zurückscheute) *φοιτᾶν φασι* oder *λέγουσι*? Der Name der „Zinninseln" sprach eben deutlich genug und bedurfte keines Kommentars: es genügte, wenige Zeilen nachher den realen Sachverhalt, von allem Problematischen geschieden, festzustellen: *ἐξ ἐσχάτης δ' ὦν ὅ τε κασσίτερος ἡμῖν φοιτᾷ καὶ τὸ ἤλεκτρον.*

Seltsamerweise scheint noch kein Herodot-Forscher bemerkt zu haben, daß die Schlußworte von III, 143 an ihre gegenwärtige Stelle passen wie die Faust auf das Auge. Maiandrios hat die namhaftesten seiner Widersacher in den Kerker geworfen; er erkrankt und schwebt in Lebensgefahr; sein Bruder Lykaretos tötet die Gefangenen, um sich nach dem Ableben des Bruders der Herrschaft um so leichter bemächtigen zu können. Was soll da der begründende Satz: „Denn sie wollten eben, wie es scheint, ganz und gar nicht frei sein?" Hingegen wären diese Worte an einer früheren Stelle sehr wohl an ihrem Platze, dort wo dem Maiandrios, als er „der gerechteste der Menschen" sein und den Samiern ihre Freiheit wiedergeben will, statt freudigen Entgegenkommens und begeisterten Dankes nur Anklagen und Chikanen zuteil werden und die Ausführung seines edlen Vorhabens vereiteln. Hier (143 in.) möchte ich die wohl einst zufällig ausgelassenen, am Rande beigeschriebenen und am unrechten Orte eingesetzten Worte einschalten, wie folgt: *Μαιάνδριος δὲ νόῳ λαβών, ὡς εἰ μετήσει τὴν ἀρχὴν ἄλλος τις ἀντ' αὐτοῦ τύραννος καταστήσεται (οὐ γὰρ δή, ὡς οἴκασι, ἐβούλοντο εἶναι ἐλεύθεροι), οὐδ' ἔτι*[1] *ἐν νόῳ εἶχε μετιέναι αὐτήν, ἀλλ' ὡς ἀνεχώρησε ἐς τὴν ἀκρόπολιν κτέ.* —.

56 [574]

[1] Zur Rechtfertigung dieser trefflichen, wenngleich nur von S dargebotenen (von Schweighäuser, Gaisford, Bekker usw., angenommenen, von Stein jedoch wieder verschmähten) Besserung (statt *οὐ δή τι*) genügt der Hinweis auf den Gedankenzusammenhang und allenfalls auf Stellen wie VI, 133, 2: *οἱ δὲ Πάριοι ὅκως μέν τι δώσουσι Μιλτιάδῃ* [*ἀργυρίου* secl. Krüger] *οὐδὲ διενοεῦντο, οἱ δὲ ὅκως διαφυλάξουσι τὴν πόλιν* [*τοῦτο* om. SV] *ἐμηχανέοντο κτέ.* Hier wie dort deutet *οὐδέ* auf die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit der Ausführung hin, neben dem Nichtvorhandensein (beziehungsweise Nichtmehrvorhandensein) der be-

Viertes Buch.

Wer an den Rhythmus der herodoteischen Sprache gewohnt ist, der wird bei den Worten IV, 9, 4—5: *ἐγὼ γὰρ ἐκ σεῦ τρεῖς παῖδας ἔχω* sofort einen Anstoß empfinden. Denselben räumt die Lesart der ersten Handschriftenklasse (die Bekker aufnahm) aus dem Wege: *ἔχω γὰρ ἐκ σέο παῖδας τρεῖς*. Daß dies Stein nicht fühlt und nicht auch durch derartige, an sich kleine, aber durch ihre unaufhörliche Wiederkehr bedeutsame Mahnungen zu einer richtigeren Würdigung dieser Familie geführt ward, dünkt uns gar befremdlich — um so befremdlicher, da er, der Macht der Wahrheit widerwillig gehorchend, eben in diesen Partien nicht selten Lesarten von SV oder SVR annimmt, die wahrlich keinem noch so geschickten antiken Korrektor ihr Dasein verdanken können, so *διαλείπειν* (statt *διαλιπών*) III, 155, 18, die Auslassung von *τοῖς Πέρσῃσι* III, 156, 15, von *ἀρχόντων* IV, 5, 20.

Über die so schwierige als vielbehandelte Stelle IV, 11 will ich (von den Abenteuerlichkeiten der neuesten Herausgeber absehend) nur so viel bemerken, daß selbstverständlich von der völlig sinngemäßen Lesart der ersten Handschriftenklasse auszugehen und das von Valckenaer so trefflich gefundene, durch die schlagendsten Parallelen gesicherte *μένοντας* anzunehmen ist (vgl. insbesondere VI, 22, 7—8: VII, 173, 9—11; VIII, 74, 20—22; IX, 55, 24), wodurch wir zu Bredows (p. 29) und Herolds (Emend. herod. I, p. 6) Schreibung gelangen: *ὡς ἀπαλλάσσεσθαι πρῆγμα εἴη μηδὲ πρὸς πολλοὺς μένον⟨τας⟩ κινδυνεύειν*. Und dabei könnte man sich beruhigen, wenn nicht einerseits die drei Buchstaben ΔΕΟ vor ΜΕΝΟΝ eine Erklärung, beziehungsweise Verwendung heischten, andererseits das bloße *πρὸς πολλούς* einen unzureichenden Gedanken enthielte. Denn sich mit „Vielen" schlechtweg zu schlagen, dies schließt

57 [575]

treffenden Absicht. Daß diese allein sinngemäße Lesart (die an letzterer Stelle Steins ABC und S darbieten) in VR durch *οὐδὲν* verdrängt ward, sollte uns nicht hindern, sie in den Text zu setzen.

nicht notwendig eine Gefahr, am wenigsten eine solche in sich, die man, ohne für feige zu gelten (*ἐντόνους μὲν ἀμφοτέρας*!), zu vermeiden für rätlich und geboten halten kann. Passend wäre *πρὸς πολλαπλησίους* oder *πρὸς πολλοὺς ὀλίγους ἐόντας* (vgl. I, 176 in.); allein wenn wir Gewaltsamkeiten scheuen und methodisch vorgehen wollen, so bleibt kaum etwas anderes übrig, als in jenem Lautüberschuß die Deckung dieses Gedankenabganges zu suchen. Daher glaube ich auch Gebhardts (Emendat. herodot. III, p. 9) *διαμένοντας* zurückweisen und vermuten zu dürfen: — *μηδὲ πρὸς πολλοὺς ὧδε μένον⟨τας⟩ κινδυνεύειν* —. (Über Verwechslungen von *ο* und *ω* im Archetypus unseres Textes vgl. Herold a. a. O., p. 5 und Specim. p. 9: die Nachstellung von *ὧδε* begegnet mehrfach, zum mindesten bei den Tragikern.)[1]

Sicherer ist es, daß wir IV, 18, 19 statt: *ἤδη δὲ κατύπερθε τούτων ἡ ἔρημός ἐστι ἐπὶ πολλόν* mit SVR (denen Gaisford und neuestens Abicht, nicht aber Stein und Krüger gefolgt sind) zu schreiben haben: *ἡ δὲ κατύπερθε τούτων* (sc. *γῆ* s. *χώρη*) *ἔρημός ἐστι ἐπὶ πολλόν.* Ich führe dies als einen weiteren Beleg für die seltsame Verblendung derjenigen an, welche die Überlegenheit der ersten Handschriftenklasse beharrlich leugnen.

IV, 36 in.: — *τὸν γὰρ περὶ Ἀβάριος λόγον τοῦ λεγομένου εἶναι Ὑπερβορέω οὐ λέγω, λέγων ὡς τὸν ὀιστὸν περιέφερε κατὰ πᾶσαν γῆν, οὐδὲν σιτεόμενος.* — Das durchschossene Wort läßt sich weder durch die von Wesseling angeführten, unzutreffenden Parallelen stützen, noch tut es not, dasselbe mit Reiske (dem Stein folgt) zu tilgen, noch endlich frommt die von Schweighäuser zweifelnd vorgebrachte, von Krüger angenommene Änderung zu *λέγοντα*. Minder gewaltsam und zugleich sinngemäßer scheint es, zu schreiben: *λέγω δὲ ὡς κτέ.* Vgl. IV, 99, 24: *λέγω δὲ ὡς εἶναι ταῦτα κτέ.* Häufiger allerdings wird diese Phrase im Sinne von „ich

58
[576]

[1] Mit geringem Glücke hat die Stelle Madvig, Adversaria III, 28, behandelt. Mit Recht verspottet er die „Monstra", die manche seiner Vorgänger ersonnen haben. Er selbst läßt uns die Wahl zwischen *πρὸς πολλοῦ πόνου δεόμενα* und *πρὸς πολλοῦ δέους γέμοντα*!]

meine, ich will sagen" mit dem Akkusativ verbunden; doch fehlt es auch nicht an Beispielen, die unserem Falle genau entsprechen, wie Aristot. Rhet. III, c. 11 (1413 a. 12): *λέγω δ' ὅταν ἀποδιδῶσιν* —.

IV, 46 in.: *Ὁ δὲ Πόντος ὁ Εὔξεινος, ἐπ' ὃν ἐστρατεύετο ὁ Δαρεῖος, χωρέων πασέων παρέχεται ἔξω τοῦ Σκυθικοῦ ἔθνεα ἀμαθέστατα. οὔτε γὰρ ἔθνος τῶν ἐντὸς τοῦ Πόντου οὐδὲν ἔχομεν προβαλέσθαι σοφίης πέρι οὔτε ἄνδρα λόγιον οἴδαμεν γενόμενον πάρεξ τοῦ τε* (*τε* add. Herodian. *π. μονήρ. λέξ.* p. 88 Lehrs) *Σκυθικοῦ ἔθνεος καὶ Ἀναχάρσιος. τῷ δὲ Σκυθικῷ γένεϊ ἓν μὲν τὸ μέγιστον τῶν ἀνθρωπηίων πρηγμάτων σοφώτατα πάντων ἐξεύρηται τῶν ἡμεῖς ἴδμεν, τὰ μέντοι ἄλλα οὐκ ἄγαμαι· τὸ* [*δὲ* om. SVR und Flor.][1] *μέγιστον ⟨τοῦτο⟩ οὕτω*[2] *σφι ἀνεύρηται, ὥστε κτέ.*

Hatte es Herodot wirklich so eilig, den Skythen, unter welchen er doch nur einen Weisen zu nennen und von denen er sonst bloß zu rühmen weiß, daß sie sich gegen Eroberer besser als jedes andere Volk zu verteidigen verstehen — konnte er es in der Tat so wenig erwarten, ihnen einen Platz unter den gebildeten Nationen anzuweisen, daß er darüber den logisch-grammatischen Faden aus der Hand verlor und es unterließ, sich so auszudrücken, wie jeder gute Schriftsteller sich in gleichem Falle ausdrücken würde: „Die

[1] Unser Schriftsteller liebt es nämlich, an eine Ankündigung (und zwar nicht nur wenn diese durch *ὅδε*, *ὧδε* u. dgl. eingeführt wird, worüber Herold zu vergleichen ist, der jedoch die widerstrebenden Stellen nicht ändern durfte) den Gegenstand derselben asyndetisch anzureihen. So ist sicherlich III, 12 in. *γάρ* mit der ersten Handschriftenklasse, die auch in diesem Betracht so oft allein das Ursprüngliche bewahrt hat, zu tilgen in dem Satze: *θῶμα δὲ μέγα εἶδον πυθόμενος παρὰ τῶν ἐπιχωρίων· τῶν* [*γὰρ*] *ὀστέων περικεχυμένων κτέ.* Dahin gehört es auch, daß IV, 47, 11 auf die Worte *τούτους ὀνομανέω* ohne weitere Vermittlung die Aufzählung beginnt: *Ἴστρος μὲν πεντάστομος κτέ.* (anders Stein, der den Ausfall eines Satzgliedes voraussetzt). Man vgl. IV, 119 in. *ἐσχίσθησαν αἱ γνῶμαι· ὁ μὲν Γελωνὸς κτέ.*, wo man früher gleichfalls gegen das Zeugnis der Haupthandschriften beider Familien *ὁ μὲν γὰρ* las. Desgleichen tilge ich *γάρ* mit SV II, 161, 13.

[2] Vgl. VIII, 98 in.: *οὕτω τοῖσι Πέρσῃσι ἐξεύρηται τοῦτο.* Verschieden ist IV, 200 fin.: *τοῦτο μὲν δὴ οὕτω* (*hoc modo*) *ἐξευρέθη.*

Pontusgestade, gegen welche jetzt Darius zu Felde zog, beherbergen unter allen Ländern die ungebildetsten Völker. 59 Denn ich kenne kein Volk außer dem skythischen" usw. [577] Die Worte *ἔξω τοῦ Σκυθικοῦ* sind, wenn nicht alles täuscht, eines jener „proleptischen" Embleme, die der Ungeduld, nicht des Autors, sondern eines vorwitzigen Lesers entsprungen sind, der hier Regel und Ausnahme durcheinander wirft.

IV, 61, 14 haben, so viel ich sehen kann, sämtliche neuere Herausgeber mit Reiz (nicht mit Gronov, wie Gaisford, Stein, Krüger irrig berichten) der nicht ganz regelmäßigen Konstruktion dadurch aufzuhelfen versucht, daß sie zwischen *τύχωσι ἔχοντες* und *λέβητας* die Präposition *ἐς* einschoben. Ein Bick auf die in jedem Betracht vollständig analoge Stelle II, 39, 14 ff. genügt, um die Entbehrlichkeit dieser Änderung zu erweisen. Wohl aber ist nach *ἔπειτα* (richtiger *ἔπειτεν*) mit R und V *δὲ* einzusetzen (S hat *δ'*). Daß Stein im folgenden den sinnwidrigen Artikel in den Worten *ἢν δὲ μή σφι παρῇ ὁ λέβης* (*ὁ* om. SVR) aus den Handschriften der zweiten Klasse eingeschaltet hat, gehört zu den Seltsamkeiten, die uns immer von neuem in Erstaunen setzen.

IV, 88 in.: *Δαρεῖος δὲ μετὰ ταῦτα ἡσθεὶς τῇ σχεδίῃ τὸν ἀρχιτέκτονα Μανδροκλέα τὸν Σάμιον ἐδωρήσατο πᾶσι δέκα· ἀπ' ὧν δὴ Μανδροκλέης ἀπαρχὴν* —. So lange wir der Vernunft in kritischen Dingen nicht Valet sagen, wird es bei der (von uns Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 811 ff. eingehend begründeten,[1] vorher schon von Krüger zur Stelle und von Mehler, Mnemos. 1856, p. 69 geäußerten) Meinung sein Bewenden haben, daß die Wortverbindung *πᾶσι δέκα* an dieser Stelle völlig unverständlich und darum unmöglich ist. So begreiflich nämlich diese Redeweise dort erscheint, wo es sich um „je zehn", „je hundert" usw. Beutestücke.

[1] Dem dort zusammengestellten Materiale kann ich jetzt ein paar neue Belegstellen, wie *πάντα χίλια* bei Porphyr. de abstin. II, 60 (120, 27—28 Nauck) oder *πάντα ἑκατόν* bei Parthenius IX fin. (10, 23 Hercher), aber nichts hinzufügen, was das daselbst erzielte Ergebnis zu modifizieren vermöchte.

Opfertiere, Rinder, Schafe u. dgl. handelt, so undenkbar ist die Anwendung einer Zahlenbestimmung in einem Zusammenhang, der uns über die Natur der zu zählenden Gegenstände vollständig im unklaren läßt. Auch der Ausweg, daß es sich um eine uns unbekannte persische Sitte handle, bleibt verschlossen, da der Geschichtschreiber seine Leser in solchen Dingen keineswegs für wohl unterrichtet hält und sie daher ausreichend zu belehren niemals verabsäumt. Somit erübrigt uns nichts als ein kritischer Eingriff, und schwerlich ein anderer als jener, den ich damals nur darum unausgesprochen ließ, weil ich der Hoffnung nicht entsagte, ein gelinderes Heilmittel zu finden. Statt *πᾶσι* wird man *ταλάντοισι* zu schreiben und den Fehler durch ein Kompendium wie TOICI oder TACI veranlaßt glauben müssen (vgl. z. B. I, 50, 13 *τάλαντα δέκα* und Gardthausen S. 257, mittl. Kol.). 60 [578]

IV, 176 lesen wir: *ἣ δ' ἂν πλεῖστα ἔχῃ, αὕτη ἀρίστη δέδοκται εἶναι* — und ähnlich I, 32: *ἣ δὲ ἂν τὰ πλεῖστα ἔχῃ, ἀρίστη αὕτη.* Nur IV, 64 heißt es mit einer Schwerfälligkeit, die schier als unerträglich gelten darf: *ὃς γὰρ ἂν πλεῖστα δέρματα χειρόμακτρα ἔχῃ, ἀνὴρ ἄριστος οὗτος κέκριται εἶναι.* Von dem ersten der beiden Worte befreit uns die bessere Handschriftenfamilie (om. SVR); von dem zweiten und noch weniger passenden dürfen wir uns wohl selbst befreien.[1]

---

[1] Nebenbei sei auch auf die kleine Interpolation hingewiesen IV, 65 in.: *καὶ ἣν μὲν ᾖ πένης — ἣν δὲ* [*ᾖ* om. SVR] *πλούσιος.* Vgl. 196, 6: *καὶ ἢν μὲν φαίνηταί σφι ἄξιος ὁ χρυσὸς τῶν φορτίων — ἢν δὲ μὴ ἄξιος,* wo Stein dieselbe Interpolation vielleicht gleichfalls angenommen hätte, wenn nicht seine ABC sich hier zwiefach vergriffen hätten: in der Wahl des Verbums (*εἶναι* statt *φαίνεσθαι*) und in der Wortform (*εἴη* statt *ᾖ*). Doch da jenes Blatt aufgeschlagen vor mir liegt, so will ich eine andere, durch fremde Zutaten schwer entstellte Satzreihe zu ordnen versuchen (199, 11): *πρῶτα μὲν γὰρ τὰ παραθαλάσσια* [*τῶν καρπῶν*] *ὀργᾷ ἀμᾶσθαί τε καὶ τρυγᾶσθαι· τούτων τε δὴ συγκεκομισμένων τὰ ὑπὲρ τῶν θαλασσιδίων χώρων* [*τὰ μέσα* om. SVR] *ὀργᾷ συγκομίζεσθαι, τὰ βουνοὺς καλέουσι· συγκεκόμισταί τε οὗτος ὁ μέσος καρπὸς κτέ.* Dieselbe Sprachwidrigkeit, die hier in *τὰ παραθαλάσσια τῶν καρπῶν* (siehe den verunglückten Erklärungsversuch bei Krüger) begegnet, ist V, 58, 9 (*τὰ πολλὰ τῶν χώρων*

Es wäre nicht schwer, jeden Unsinn und jede Fälschung der Überlieferung zu rechtfertigen, wenn es uns freistünde, den Worten und Phrasen jedesmal ad hoc besondere und unerhörte Bedeutungen beizulegen. Etwas Derartiges versuchen die Interpreten zu IV, 68, 7—8: *ἀπιγμένον δὲ ἐλέγχουσι οἱ μάντιες ὡς ἐπιορκήσας φαίνεται ἐν τῇ μαντικῇ τὰς βασιληίας* 61 *ἱστίας*. Das Wort *μαντική* sei hier „konkret zu fassen“ [579] (Stein). Doch genügt diese Ausflucht nicht, um den sich unabweislich aufdrängenden Zweifel an der Echtheit dieses Zusatzes hinwegzuräumen. Es bedarf noch der weiteren, nicht minder gewagten Annahme, daß *ἐπιορκήσας φαίνεται* einen solchen Beisatz gestattet. Dies widerstreitet jedoch vollständig dem Sprachgebrauch Herodots und enthält zugleich eine durch den Zusammenhang keineswegs nahegelegte Abschwächung des Gedankens. *φαίνομαι* mit einem Partizip verbunden steht nämlich nach der bekannten, für unseren wie für jeden anderen griechischen Schriftsteller gültigen Regel völlig gleich einem *δῆλός ἐστι, φανερὸς καθίσταται,* wenn es nicht gar wie II, 97 in. *αἱ πόλιες μοῦναι φαίνονται ὑπερέχουσαι* („man sieht die Städte allein hervorragen“) nur die Geltung einer Periphrase besitzt (*φαίνονται ὑπερέχουσαι = ὑπερέχουσι*). Man vergleiche beispielsweise: II, 79 *φαίνονται δὲ αἰεί κοτε τοῦτον ἀείδοντες*; III, 116 *πολλῷ τε πλεῖστος φαίνεται χρυσὸς ἐών*; IV, 12 *φαίνονται — φεύγοντες* und daneben ganz gleichwertig *φανεροὶ δέ εἰσι — διώξαντες*; IV, 45 fin. *ἐκ τῆς Ἀσίης τε φαίνεται ἐοῦσα*; IV, 53 *φαίνεται δὲ ῥέων δι' ἐρήμου*; V, 9 in. *ἔρημος χώρη φαίνεται ἐοῦσα*; VI, 121 *φαίνονται μισοτύραννοι ἐόντες*; VIII, 120 in. *μέγα δὲ — μαρτύριον· φαίνεται γὰρ Ξέρξης — ἀπικόμενος*; VIII, 142 *οἵτινες — φαίνεσθε πολλοὺς ἐλευθερώσαντες* —. Der Prozeß der Weissagung gilt den Wahrsagern als ein ebenso vollwichtiges Beweismittel wie dem Cyrus sein Traumgesicht, auf Grund dessen er zu Hystaspes spricht (I, 209): *παῖς σὸς — ἐπιβουλεύων ἑάλωκε*, gerade wie es von wirklich überführten Verschwörern heißt

---

durch Wesselings Konjektur (*χωρίων* statt *χώρων*) beseitigt worden; geratener scheint es auch dort (mit Krüger[2]) zu schreiben: *περιοίκεον δέ σφεας τὰ πολλὰ* [*τῶν χώρων*] *τοῦτον τὸν χρόνον Ἑλλήνων Ἴωνες*.

(VIII, 132): *ἐπιβουλεύοντες δὲ ὡς φανεροὶ ἐγένοντο* —. Der Zusatz *ἐν τῇ μαντικῇ* ist ganz ebenso auszuscheiden wie (mit Abicht) jenes *ἐν τοῖσι ἔργοισι* II, 226, wo weder Valckenaers Vorschlag (über welchen gemeiniglich falsch berichtet wird) *ἐν* zu tilgen, noch Werfers Konjektur *ἐπὶ* (statt *ἐν*) die rechte Hilfe bringen; denn auch ein *ἐς τὰ ἔργα* wäre unzulässig, da von den *ἔργα* im vorhergehenden noch gar nicht die Rede war. Die Königstochter, so heißt es, wollte auch ihrerseits ein *μνημόσυνον* zurücklassen (was an sich ein ganz unbestimmter Ausdruck ist; man vergleiche, wenn es not tut, II, 135 oder IV, 81 fin.): darum bat sie jeden ihrer Besucher um einen Stein, und aus diesen Steinen hat sie eine Pyramide erbaut. (Stein freilich gibt die Worte deutsch so wenig sinngemäß wieder, wie sie griechisch lauten: „er möge ihr bei ihrem Bau einen Stein schenken".) — Von demselben Kaliber ist zweifelsohne auch der wenige Zeilen später folgende gleichartige Zusatz: *καὶ ἢν μὲν καὶ οὗτοι ἐσορέοντες [ἐς τὴν μαντικὴν] καταδήσωσι ἐπιορκῆσαι*, wo man nach der Analogie von *ἐσιδὼν ἐς τὰ ἱρά* (VII, 219 in.) im Gedanken ein *ἐς τὰς ῥάβδους, ἐς τοὺς φακέλους* ergänzen mag.[1]

62 [580]

[1] In der Schilderung der skythischen Mantik bleibt nach allen Bemühungen der Kritiker und Exegeten noch manche Dunkelheit zurück. Daß Steins Versuch, die Phrase *ἐπὶ μίαν ἑκάστην ῥάβδον τιθέντες* nach der Analogie taktischer Ausdrücke (gleichsam als einen Stab hoch) zu erklären, nicht geglückt ist, zeigen die von ihm selbst angeführten Parallelstellen deutlich genug; es müßte doch zum mindesten heißen *ἐπὶ μίαν τὰς ῥάβδους τιθέντες*. Ob mit Krüger *μίαν ἐπὶ μίαν* oder nicht vielmehr (nach I, 9, 5 oder III, 11, 14) *κατὰ μίαν ἑκάστην τῶν ῥάβδων* zu schreiben sei, will ich nicht entscheiden. Für sicher halte ich jedoch, daß der Schluß des Satzes zu lauten hat: *καὶ αὖτις κατὰ μίαν [συν]τιθεῖσι* und daß der Zusatz aus dem vorangehenden *συνειλέουσι* geradeso mechanisch wiederholt ist, wie III, 36, 17 *ἐλάμβανε* in SVR durch Einwirkung des benachbarten *ἐπιλαμβάνεσθαι* zu *ἐπελάμβανε* geworden ist. Und ist nicht eben dasselbe auch IV, 114 in. geschehen? Oder was ist wahrscheinlicher (denn so muß man die Frage stellen): daß Herodot den geschlechtlichen Verkehr, den er sonst immer durch *μίσγεσθαι* ausdrückt, an dieser einen Stelle durch das (bei anderen Autoren allerdings nachweisbare) *συμμίσγεσθαι* wiedergibt, oder daß die Präposition aus dem

Wenn Männer Frauenrollen spielen, so wählt man hierzu allezeit bartlose Jünglinge (*ἄνδρας λειογενείους*, wie es in ähnlichem Falle bei unserem Autor heißt V, 20): und wenn ein Amazonenheer irrtümlich für ein Männerheer gehalten ward, so konnte man in den streitbaren Frauen nur jugendliche, unbärtige Krieger erblicken. Dies muß notwendig auch Herodot dort sagen wollen, wo ihn unsere Handschriften so verkehrt als möglich sprechen lassen (IV, 111): *ἐδόκεον δ' αὐτὰς εἶναι ἄνδρας τὴν αὐτὴν ἡλικίην ἔχοντας*, was die Interpreten einstimmig etwa also erklären: „alle von gleichem Alter, nämlich gleich jung und bartlos". Ebensogut könnte man sagen: wir hielten einen Trupp Zigeuner für Mulatten, denn sie waren insgesamt von gleicher (nämlich von dunkler) Farbe. Nicht die Gleichheit, die ja ebensowohl 63 die Gleichheit des Greisenalters sein könnte, sondern die [581] Jugendlichkeit muß hier zum Ausdruck gelangen. Man schreibe (wie, irre ich nicht, bereits Dietsch einmal irgendwo vorschlug) *τὴν πρώτην ἡλικίην* und denke sich die Korruptel aus einer Abbreviatur wie A^THN oder A^HN (s. Gardthausen, Palaeogr. 248 oder z. B. Hermes 17, 181) entstanden. [Ähnliches bei Cobet, Mnemosyne² XI, 281, zu Herodot III, 48 und ebd. p. 336, Herwerden zu Platons Staat II p. 358 E. Eine Fülle neuer Fälle dieser Art verzeichnet Nauck, Bulletin de l'Académie Impériale etc. XXX, 104 f.] Eine derartige Annahme hat bereits einmal einer trefflichen Verbesserung unseres Textes (I, 59 *τριηκοσίους* statt *τούτους*, „*nempe utrumque per τ scribebatur addita terminatione ους*", Naber, Mnemos. 1855, p. 10)[1] zur Grundlage gedient. (Ver-

gerade hier vorangehenden *συμμίξαντες* (*τὰ στρατόπεδα*) den Schreibern unwillkürlich in die Feder kam und er auch diesmal geschrieben hatte: *γυναῖκα ἔχων ἕκαστος ταύτην τῇ τὸ πρῶτον ἐμίχθη*?

[1] VII, 205, 5 ist meines Erachtens notwendig zu lesen: *ὃς τότε ἤιε ἐς Θερμοπύλας ἐπιλεξάμενος ἄνδρας τε [τοὺς] κατεστεῶτας τριηκοσίους καὶ τοῖσι ἐτύγχανον παῖδες ἐόντες*, „dreihundert Männer von gesetztem Alter" (vgl. Thukyd. II, 36) „und die schon Kinder hatten", wie Lange vollkommen sachgemäß übersetzt. Sollte der Artikel, der jedenfalls weichen muß, weil er mit *ἐπιλεξάμενος* unbedingt unvereinbar ist (man müßte

wandte, minder überzeugende Vermutungen desselben Kritikers und des scharfsinnigen Mehler siehe ebd. 1854, p. 482 und 1856, p. 72.) Dieselbe Schreibung von *πρώτην* mag die seltsame Variante der ersten Handschriftenklasse in II, 79 fin. veranlaßt haben (*αὐτὴν* SVR statt *ταύτην πρώτην*.)[1] Und ist nicht endlich auch ein Zahlzeichen einzusetzen III, 11, 11: *ἦσαν τῷ Φάνῃ παῖδες ἐν Αἰγύπτῳ καταλελειμμένοι* ⟨ῑ⟩, wo mir wenigstens die Anschaulichkeit der Erzählung unter dem Mangel einer solchen Angabe erheblich zu leiden scheint? Man beachte, daß die Zahl jener Söhne des Phanes jedenfalls eine beträchtliche war (darauf weisen die Ausdrücke *διὰ πάντων δὲ διεξελθόντες* und *κατὰ ἕνα ἕκαστον τῶν παίδων* unverkennbar hin), und daß es sich um das Schicksal eines Halikarnassiers handelt, in betreff dessen unserem Historiker gewiß die genauesten Informationen zu Gebote standen. Durch den Ausfall eines oder mehrerer Zahlzeichen erklärt sich auch am leichtesten die Lücke, die ich (mit Dobree) IV, 153, 6 annehmen zu müssen glaube.

64 [582]

IV, 119, 14: *ἢν μέντοι ἐπίῃ καὶ ἐπὶ τὴν ἡμετέρην ἄρξῃ τε ἀδικέων, καὶ ἡμεῖς οὐ πεισόμεθα* —. Da die Konjekturenflut, die sich von alters her (schon der Sancroftianus, aber freilich weder V — der *οὐ πεισώμεθα* hat — noch R, bietet *οὐκ οἰσόμεθα*) über diese Worte ergossen hat, noch immer anschwillt, so scheint es nötig darauf hinzuweisen, daß

---

denn Krügers gewundene Erklärung billigen: „die bestehende organisierte Schar, die er sich wählte, nicht einzeln, sondern im ganzen"), vielleicht aus eben jenem Kompendium entsprungen sein, welches diesmal seine richtige Auflösung gleichsam überlebt hätte?

[1] Täuscht mich nicht alles, so hilft dieselbe Annahme eine auch vom jüngsten Herausgeber nicht geheilte Korruptel bei Marc Aurel (Comment. IV, 33 fin.) beseitigen: — *καὶ διάθεσις ἀσπαζομένη πᾶν τὸ συμβαῖνον, ὡς ἀναγκαῖον, ὡς γνώριμον, ὡς ἀπ' ἀρχῆς τοι πρώτης* (statt *τοιαύτης*) *καὶ πηγῆς ῥέον*. Vgl. insbesondere VIII, 23: *συμβαίνει τί μοι; δέχομαι, ἐπὶ τοὺς θεοὺς ἀναφέρων, καὶ τὴν πάντων πηγήν, ἀφ' ἧς πάντα τὰ γινόμενα συμμηρύεται*. Oder auch VI, 36: *πάντα ἐκεῖθεν ἔρχεται — καὶ τὸ χάσμα οὖν τὸ λέοντος — καὶ πᾶσα κακουργία — ἐκείνων ἐπιγεννήματα τῶν σεμνῶν καὶ καλῶν. μὴ οὖν αὐτὰ ἀλλότρια τούτου, οὗ σέβεις, φαντάζου· ἀλλὰ τὴν πάντων πηγὴν ἐπιλογίζου.*

Letronne[1] (Journ. des sav. 1817, p. 90) sie bereits vollkommen ausreichend erklärt hat als *„une tournure négative qui équivaut . . . à une affirmation énergique“*. = *ἐναντιωθησόμεθα* oder *μαχεσόμεθα*. Ich verweise außer auf die von Letronne angeführten schlagenden Parallelen im Heliasteneid bei Demosth. 24, 149; Xenoph. Cyropaed. IV, 5, 22; VII, 4, 1; VII, 4, 10 — auch auf die allbekannte analoge Gebrauchsweise von *οὐκ ἐᾶν, οὐκ ἐπιτρέπειν* (im Sinne von „verhindern, verbieten“), *οὔ φημι = nego, οὐχ ὑπισχνοῦμαι* „ich schlage ab“ usw. (s. Krüger 67, 1, 2).

Ich berühre im folgenden nur mehr eine Anzahl wichtigerer Stellen aus den letzten drei Büchern.[2]

[1] Bähr hat bereits auf Letronne hingewiesen und seine Ansicht gebilligt. Da er jedoch die zuerst erwähnte, vielleicht überzeugendste Parallelstelle aus Xenophon (*ἤτοι μαχουμένους γε ἢ πεισομένους*) übergangen und jedenfalls keinerlei Wirkung erzielt hat, so schien es nötig, dem eingewurzelten Irrtum von neuem entgegenzutreten. Beiläufig, Eltz hat nicht, wie Stein berichtet, *„vel οἱ ἐποισόμεθα vel ἐπεισόμεθα“* zur Auswahl vorgelegt, sondern die letztere Konjektur nur als eine solche vorgebracht, *„quae quidem in proclivis est, sed probari non potest“*. Das *πρῶτον ψεῦδος* seiner langwierigen, aber diesmal unfruchtbaren Erörterung war die wohl von den meisten Kritikern stillschweigend geteilte Voraussetzung, daß *πείσομαι* hier das Futur von *πάσχω*, nicht von *πείθομαι* sei. [Auch Cobet, Mnemosyne[2] XII, 99 hat die Richtigkeit der Überlieferung irrigerweise bestritten.]

[2] Über die Bücher V und VI habe ich einst (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1859, 824—829) ausführlich gehandelt. An der großen Mehrzahl meiner damaligen Vorschläge halte ich noch heute fest, obgleich die Herausgeber selbst die evidentesten derselben, wie zu V, 113 in.: *μαχομένων δὲ καὶ τῶν ἄλλων ⟨εὖ⟩ Στησήνωρ κτέ.* (vgl. auch II, 169 in.) nicht einmal einer Erwähnung wert erachtet haben. Die Jugend ist vertrauensvoll, und so glaubte ich damals, was mir nach reiflichster Überlegung als zweifellos sicher erschien, nicht erst weitläufig begründen zu müssen. Es schien mir genügend, die Aufmerksamkeit der Interpreten auf einen von denselben nicht wahrgenommenen Anstoß zu lenken und ihn in plausibler Weise zu beseitigen. Ebensowenig ahnte ich zu jener Zeit, daß die selbstverständlichsten Besserungen seit Jahrhunderten gefunden und doch für moderne Herausgeber so gut als nicht vorhanden sein können. Gelang mir eine Emendation, von der die neueren Ausgaben, die ich zur Hand hatte, nichts wußten, so schloß ich eben hieraus,

65 [583] Xerxes spendet bei seinem Besuche von Akanthos den Bewohnern der Stadt Lob, Anerkennung und Geschenke, *ὁρέων αὐτοὺς προθύμους ἐόντας ἐς τὸν πόλεμον καὶ τὸ ὄρυγμα ⟨σπεύδοντας⟩ ἀκούων* (VII, 116). So glaube ich den Satz, dessen Lückenhaftigkeit schon von Valla erkannt ward, am leichtesten und sinngemäßesten vervollständigen zu können. Krügers Vorschlag, *ἀκούων* zu tilgen, macht die Rede *μύουρος*, während Stein (der, nebenbei, die treffliche Lesart *αὐτοὺς* — so SVR — in *καὶ* verwandelt, welches er aus dem *καὶ τοὺς* der anderen Handschriften entnimmt) der Ergänzungskraft des Lesers Unmögliches zumutet. Daß uns dieses Supplement auch von einer völlig vereinzelten sprachlichen Singularität befreit, kann nur zu ihren Gunsten sprechen; die sämtlichen angeblichen Parallelen zu *τὸ ὄρυγμα ἀκούων*, auf welche Stein verweist, sind nämlich unzutreffend; es sind ausnahmslos Verba [66] [584] des Fragens, Forschens, Nichtwissens, die mit derartigen Akkusativen verbunden erscheinen.

Eine der merkwürdigsten Stellen unseres Werkes, die uns in die theologischen Ansichten des Geschichtschreibers

daß niemand vor mir auf sie verfallen war. So war denn meine damalige Literaturkenntnis eine recht unvollständige und benütze ich diesen Anlaß gern um zu bemerken, daß meine Athetese zu V, 55, 6 von Jacobs (nach Abichts Angabe in letzter Auflage) [, nicht minder die Athetese von *δωρεήν* — V, 23 — von Dobree nach Holders Angabe,] ebenso mein Vorschlag VI, 35, 15 aus dem *τέ* der schlechteren Handschriftenfamilie *γέ* zu gewinnen, schon von Reiske vorweggenommen war, gleichwie derselbe das von mir aus dem Vindobonensis entnommene *πρώτων* statt *πρῶτον* (VI, 57, 3) bereits vermutet und ebenso die Richtigkeit der Überlieferung in VI, 75, 8—9 angezweifelt, aber die Stelle in anderer (ich denke, minder überzeugender) Weise zu ordnen versucht hatte. Ebenso übersah ich es, daß schon Jac. Gronov die Echtheit von VI, 98, 4—6 bezweifelt und daß jedenfalls Kiepert (wenn nicht auch andere) vor mir die Unhaltbarkeit des überlieferten Textes in V, 52, 1 erkannt und zum mindesten in ähnlicher Weise zu berichtigen versucht hat (siehe Hermes VI, 454). Mich von derartigen Versehen frei zu halten, ist mir angesichts der Unübersehbarkeit insbesondere der Adversarien-Literatur, des Mangels einer neueren Ausgabe *cum notis variorum* und der in diesem Betracht wenig zulänglichen Beschaffenheit der Steinschen Ausgabe auch diesmal schwerlich vollständig gelungen.

den tiefsten und überraschendsten Einblick eröffnet, ist noch von einer kleinen interpolatorischen Zutat zu befreien, die den im übrigen (was auch Stein sagen mag) sonnenhellen Gedanken in bedauerlichster Weise verdunkelt hat. Zwei vornehme Spartaner, Bulis und Sperthias, hatten sich als freiwillige Opfer dargeboten, um den einstmals an den Abgesandten des Darius verübten Frevel ihres Volkes zu sühnen und so endlich die unablässig fortwirkende μῆνις des Talthybios, des Ahnherrn der lakedämonischen Herolde, zu beschwichtigen. Xerxes weigerte sich das Sühnopfer anzunehmen und so die Spartaner von ihrer Schuld und deren nachwirkender Strafe zu erlösen. Allein die Söhne jener Männer erlitten im zweiten Jahre des Peloponnesischen Krieges, infolge des Verrats des thrakischen Königs Sitalkes, der sie an die Athener auslieferte, von der Hand der letzteren den schon von ihren Vätern erstrebten Opfertod. Hier zeigt sich, so ruft Herodot aus, das unverkennbare Walten der strafenden Gottheit! Er unterscheidet nämlich in der Gesamtheit dieser Vorgänge einen gewissermaßen natürlichen und einen (wie er meint) zweifellos übernatürlichen Teil. Die göttliche Gerechtigkeit, die keinen Frevel ungeahnt läßt, gilt ihm als ein Bestandteil der natürlichen Ordnung der Dinge, so sehr, daß er sich verwundert fragt, was denn den Athenern als Entgelt für die gleiche Missetat „Unerfreuliches zuteil ward“ (VII, 133). Gleichwie es dem Griechen in ähnlichen Fällen nur wie eine natürliche und unvermeidliche Wirkung der Übeltat erscheint, daß die Opfer nicht gelingen (c. 134), daß die Frauen, die Herden, das Land selbst ihre Fruchtbarkeit einbüßen, so findet auch unser Historiker es „nur recht und natürlich“ (*τὸ δίκαιον οὕτω ἔφερε*), daß der Zorn des Talthybios nicht zur Ruhe kam, ehe er seine Opfer gefordert hatte, und desgleichen, daß er sich, da es einen an „Boten“ begangenen Frevel zu rächen galt, wieder auf „Boten“ entlud. Allein, daß dies gerade die Söhne jener zwei Männer waren, die, ohne dem Geschlecht der Herolde anzugehören, freiwillig den Opfertod gesucht hatten, daß die Spartaner eben sie, 67 [585] Nikolas und Aneristos, als „Boten“ nach Asien sandten, daß

der Thrakerkönig wieder eben sie an den Feind verriet — darin, daß alle diese zu ganz anderen Zwecken unternommenen menschlichen Willenshandlungen sich als Glieder in der Kette des göttlichen Strafgerichtes erwiesen, in diesem wunderbaren Zusammentreffen (*τὸ δὲ συμπεσεῖν*), in dieser über die Massen kunst- und planvollen Veranstaltung nimmt der gläubige Sinn des Geschichtschreibers den „Finger der Vorsehung" so deutlich wahr wie nur in wenigen anderen Begebenheiten (*τοῦτό μοι ἐν τοῖσι θειότατον φαίνεται γενέσθαι*). (Man vergleiche den verwandten, wenn auch schwächeren Ausdruck bei ähnlichem Anlaß IX, 100: *δῆλα δὴ πολλοῖσι τεκμηρίοισί ἐστι τὰ θεῖα τῶν πρηγμάτων, εἰ καὶ τότε τῆς αὐτῆς ἡμέρης συμπίπτοντος* — so, zweifellos richtig, Reiske — *κτέ.*) Und so faßt er denn schließlich (VII, 137, 25) seinen Glauben an ein unmittelbares absichtliches Eingreifen der Gottheit in den Ausruf zusammen: *δῆλον*[1] *ὦν μοι, ὅτι θεῖον τὸ πρῆγμα ἐγένετο.* (Diese vortreffliche Wortstellung, statt *ἐγένετο τὸ πρῆγμα*, bieten V und S dar.) — Die nunmehr folgenden Worte *ἐκ τῆς μήνιος* aber tilge ich als ein sinnstörendes, den Gedanken gründlich verderbendes Einschiebsel: denn nicht der erst wenige Zeilen vorher (*διὰ τὴν μῆνιν*) erwähnte Zorn des Talthybios, der unserem Autor vielmehr als eine Art von Naturkraft gilt, kann ihm als das allwissende und allvermögende, jeder Berechnung spottende, menschliche Pläne und Absichten in seinen Dienst zwingende, strafende und rächende Prinzip erscheinen, dessen Walten er hier ehrfürchtig bewundert.

Den Orakelspruch von der „hölzernen Mauer" deuteten manche ältere Leute auf die athenische Akropolis: *ἡ γὰρ ἀκρόπολις τὸ πάλαι τῶν Ἀθηναίων ῥηχῷ ἐπέφρακτο· οἱ μὲν δὴ [κατὰ τὸν φραγμὸν] συνεβάλλοντο τοῦτο τὸ ξύλινον τεῖχος εἶναι* (VII, 142). Mir wenigstens erscheint diese Athetese ungleich weniger gewaltsam als die Interpretationskünste,

[1] Die leichte Anakoluthie erklärt sich vollständig aus der Gemütsbewegung des Schriftstellers. Wer diese mitempfindet, müßte es fast verwunderlich finden, wenn er mit kahler und kalter Korrektheit gesagt hätte: *τὸ δὲ συμπεσεῖν — τεκμήριόν μοι κτέ.*

welche hier Stein zur Anwendung bringt: „dieser Ausdruck, hölzerne Mauer, beziehe sich auf die Umzäunung“. 68 [586] (Krüger und Abicht wollen nur *κατά* tilgen.) Zwei Zeilen später heißt es: *τοὺς ὦν δὴ τὰς νέας λέγοντας εἶναι τὸ ξύλινον τεῖχος.*

VII, 143 fin. schreibe ich *τὸ δὲ σύμπαν εἶπαι* (statt *εἶναι*). Denn die nur hier erscheinende Phrase, in deren Auffassung die Erklärer weit auseinander gehen (vgl. z. B. Kühners handgreiflich unmögliche Auslegung: „*summam rei in eo verti aiebant*“), läßt sich durch keinerlei zutreffende Analogien stützen, da die bekannten Verbindungen *τὸ νῦν εἶναι, τὴν πρώτην εἶναι, ἑκὼν εἶναι, κατὰ τοῦτο εἶναι* durchaus einschränkende Kraft besitzen (vgl. Ast, Lex. plat. I, 625 oder Dobree, Adv. 25). Der Gedankenzusammenhang heischt hier vielmehr einen Ausdruck wie *ὡς συλλήβδην εἰπεῖν, ἐνὶ δὲ ἔπεϊ συλλαβόντα εἰπεῖν* (dies III, 82, 6) u. dgl. Nun lesen wir II, 91 in.: *τὸ δὲ σύμπαν εἰπεῖν*, gerade wie bei Thukyd. I, 138 *καὶ τὸ ξύμπαν εἰπεῖν*. Ferner hat genau dieselbe Korruptel VI, 37, 22 (wo mir Abicht zuvorgekommen ist) in der Phrase *τὸ θέλει τὸ ἔπος εἶπαι* stattgefunden (vgl. Steins Zusammenstellung zu VII, 162); und wenn endlich die Form *εἶπαι* in den Handschriften seltener begegnet — die sie jedoch mitunter, wie VII, 133, 14 oder VIII, 118, 13, fast einstimmig darbieten (gleich darauf Z. 16 zum mindesten SR, und V zu *εἶπε* entstellt) — so mochte sie eben darum Irrungen veranlassen (s. unsere Erörterung zu I, 31 in.).

VII, 220, 12: *ταύτῃ καὶ μᾶλλον τῇ γνώμῃ πλεῖστός εἰμι.* — Valckenaers Vorschlag, nach der Analogie von I, 120, 14: *καὶ αὐτὸς ὦ Μάγοι ταύτῃ πλεῖστος γνώμην εἰμί*, auch hier den Akkusativ mit oder ohne Artikel an Stelle des Dativs zu setzen, hätte vielleicht überzeugender gewirkt, wäre man sich der in derartigen Fällen fast mit der Stärke eines Naturgesetzes waltenden Assimilierungstendenz bewußt gewesen. Man vergleiche die Lesart der Aldina: *τῇ γνώμῃ*, auch an der zweitgenannten Stelle; desgleichen die handschriftliche Überlieferung von Sophocl. Philoct. 1448: *κἀγὼ γνώμῃ ταύτῃ τίθεμαι*, oder Aristoph. Eccles. 658: *κἀγὼ*

ταύτην γνώμην τίθεμαι. Beide Male hat Toup das allein mögliche *γνώμην ταύτῃ* und *ταύτῃ γνώμην* hergestellt. S. die erschöpfende Erörterung des Gegenstandes bei Bonitz, „Beiträge zur Erklärung des Sophokles“ (Wien 1856), I, 66—68. Zu den daselbst angeführten elliptischen Wendungen ist noch hinzuzufügen Plato Theaet. 202 C: *ἀρέσκει οὖν σε καὶ τίθεσαι ταύτῃ* (sc. *ψῆφον* oder *γνώμην*), — eine Stelle, an welcher seltsamerweise auch Stallbaums wortreicher Kommentar stillschweigend vorübergeht, desgleichen Asts Lexic. Platonicum.[1] 69 [587]

VII, 237 fin.: *οὕτω ὦν [περὶ] κακολογίης τῆς ἐς Δημάρητον, ἐόντος ἐμοῦ ξείνου πέρι, ἔχεσθαί τινα τοῦ λοιποῦ κελεύω.* Die wunderbar krause Redeweise entstammt nur Steins Wunsch, keinen Brosam von der Überlieferung der zweiten Handschriftenklasse unter den Tisch fallen zu lassen. Die treffliche, von Krüger adoptierte, Lesart *ἔχεσθαι* (in SVR, nicht in R allein!) sollte nicht angenommen werden, *περιέχεσθαι* war und blieb unverständlich; so kam es denn zu jener kritischen Mißgeburt! Tiefer Sinn läge übrigens in Steins Verweisung auf VIII, 77 fin. *ἀντιλογίης χρησμῶν πέρι*, wenn sie besagen sollte, daß hier wie dort die Hand eines Fälschers gewaltet hat. Angesichts der Langmut jedoch, die der neueste Herodot-Herausgeber gegen jene von Krüger ausgeschiedenen Abschnitte: VII, 238, VIII, 77, IX, 83—84 an den Tag legt, will ich nur meine Überzeugung aussprechen, daß der letztgenannte Kritiker im ganzen wie im einzelnen vollkommen richtig geurteilt hat, und daß die das herrliche Geschichtswerk geradezu schändenden, teils blödsinnigen, teils arglistigen Fälschungen schleunigst aus demselben zu entfernen sind. Auch an einer anderen Stelle ist die Präposition *περί* aus dem Texte auszuschließen, VIII, 26 fin. in dem Satze: *παπαὶ Μαρδόνιε, κοίους ἐπ' ἄνδρας ἥμας ἤγαγες, οἳ οὐ περὶ*

[1] Ein schwer zu lösendes Rätsel gibt uns übrigens hier die Lesart der ersten Handschriftenklasse auf (*ὄχλος* nach *εἰμί* SVR). Sollte darin ein mit *μᾶλλον* zu verbindendes *πολλός* stecken, welches durch *πλεῖστος* verdrängt ward? Auch der Komparativ begegnet in derselben Redensart bei Lucian. Demosth. encom. § 4: *εἰ καὶ πλείων εἰμὶ τὴν γνώμην* (worauf Valckenaer verwiesen hat).

χρημάτων τὸν ἀγῶνα ποιεῦνται ἀλλὰ περὶ ἀρετῆς. Denn obgleich diese Verbindung weder sinn- noch sprachwidrig ist (vgl. Thukyd. V, 101: *οὐ γὰρ περὶ ἀνδραγαθίας ὁ ἀγὼν κτέ.*), so wird man doch der Autorität der ersten Handschriftenklasse Folge leisten müssen (*περὶ* om. SVR): zu dieser Wendung bieten die Verse der sophokleischen Elektra 1491—1492 eine genau zutreffende Parallele: *λόγων γὰρ οὐ ‖ νῦν ἐστιν ἀγών, ἀλλὰ σῆς ψυχῆς πέρι.* Irre ich nicht, so ist einige Zeilen vorher das Wort *αἰεί* einzusetzen und zu schreiben: *οἱ δ' εἶπον τῆς ἐλαίης τὸν ⟨αἰεὶ⟩ διδόμενον στέφανον.* Den Ausfall desselben Wortes vor derselben Silbe hat Valckenaer (mit 70 vollem Rechte, wie ich denke) IV, 162, 4 vermutet: *ἡ δὲ* [588] *λαμβάνουσα τὸ ⟨αἰεὶ⟩ διδόμενον καλὸν μὲν ἔφη κτέ.*

VIII, 53 in: — *χρόνῳ δ' ἐκ τῶν ἀπόρων ἐφάνη δή τις ἔσοδος τοῖσι βαρβάροισι κτέ.* Hier liegt, wenn mich nicht alles täuscht, dieselbe uralte Buchstabenverwechslung vor (von Σ und Ξ), vermöge welcher VII, 130, 12 *ἔσω*, wie Schäfer erkannte, in *ἔξω* oder bei Sophokles Oed. R. 1483 (Nauck) *προυσέλησαν* in *προυξένησαν* verwandelt ward. Denn wenngleich im folgenden die Entdeckung und Benützung eines unbewachten Zuganges zur Akropolis erzählt wird, so kann dies doch nicht mit einem ganz verschiedenen Gedanken: der Befreiung der Belagerer aus den Nöten und Verlegenheiten, die sie ringsum wie ein Wall oder eine hemmende Fessel umgaben, in der Weise verschmolzen werden, wie es durch die gegenwärtige Textgestalt geschieht. Man vergleiche das unmittelbar Vorangehende: — *Ξέρξην ἐπὶ χρόνον συχνὸν ἀπορίῃσι ἐνέχεσθαι, οὐ δυνάμενόν σφεας ἑλεῖν* mit der unbildlichen Anwendung desselben Ausdrucks IV, 43, 22: *τὸ πλοῖον τὸ πρόσω οὐ δυνατὸν ἔτι εἶναι προβαίνειν, ἀλλ' ἐνίσχεσθαι,* oder mit den verwandten Stellen: IV, 131 in.: *τέλος Δαρεῖός τε ἐν ἀπορίῃσι εἴχετο* und I, 190 fin.: *Κῦρος δὲ ἀπορίῃσι ἐνείχετο χρόνου τε ἐγγινομένου συχνοῦ ἀνωτέρω τε οὐδὲν τῶν πρηγμάτων προκοπτομένων* — (auch I, 24, 8: *ἀπειληθέντα δὲ τὸν Ἀρίονα ἐς ἀπορίην*). Mit dem von uns vermuteten: — *ἐκ τῶν ἀπόρων ἐφάνη δή τις ἔξοδος κτέ.* vergleiche man aber Eurip. Helen. 1022 (Nauck): *αὐτοὶ μὲν*

οὐν τιν' ἔξοδόν γ' εὑρίσκετε (= *μηχανὴν σωτηρίας* 1034) oder auch Aeschyl. Prometh. 59 (Dind.): *δεινὸς γὰρ εὑρεῖν κἀξ ἀμηχάνων πόρους.*

[Zu VIII, 79, 15. Solange nicht jemand den Beweis liefert, daß *καιρός* in alter Sprache genau so viel wie *χρόνος* bedeutet, wird man statt *ἔν τε τῷ ἄλλῳ καιρῷ* zu lesen haben: *ἔν τέ τεῳ ἄλλῳ καιρῷ.*]

VIII, 83, 24 ff. glaube ich, wie folgt schreiben zu müssen: — *προηγόρευε εὖ ἔχοντα μὲν ἐκ πάντων Θεμιστοκλέης. τὰ δὲ ἔπεα ἦν πάντα ⟨τὰ⟩ κρέσσω τοῖσι ἥσσοσι ἀντιτιθέμενα, ὅσα [δὴ][1] ἐν ἀνθρώπου φύσι καὶ καταστάσι ἐγγίνεται· παραινέσας δὴ τούτων τὰ κρέσσω αἱρέεσθαι κτέ.*

Den Inhalt der Rede bildete die erschöpfende Gegenüberstellung aller besseren und aller schlechteren Motive, die auf den zu fassenden Entschluß einzuwirken vermochten. Zum besseren Verständnis der vielfach (auch von Rawlinson, der ein *αἰεὶ* vor *αἱρέεσθαι* einschieben zu wollen scheint) nicht richtig gedeuteten Worte dient vielleicht die Anführung einer bisher nicht beachteten Parallele aus Demosthenes: *ἐν δὲ τῇ τῶν καθημένων ὑμῶν ἑνὸς ἑκάστου γνώμῃ φιλανθρωπία πρὸς φθόνον καὶ δικαιοσύνη πρὸς κακίαν καὶ πάντα τὰ χρηστὰ πρὸς τὰ πονηρότατ' ἀντιτάττεται. ὧν τοῖς βελτίοσι πειθόμενοι κτέ.* (adv. Leptin. 165 und 166).

71 [589]

IX, 15, 16: *ἐνθαῦτα δὲ τῶν Θηβαίων καίπερ μηδιζόντων ἔκειρε τοὺς χώρους, οὔτι κατὰ ἔχθος αὐτῶν ἀλλ' ὑπ' ἀναγκαίης μεγάλης ἐχόμενος ἔρυμά τε τῷ στρατοπέδῳ ποιήσασθαι, καὶ ἢν συμβαλόντι οἱ μὴ ἐκβαίνῃ ὁκοῖόν τι ἐθέλοι, κρησφύγετον ⟨τὠυτὸ⟩ τοῦτο ἐποιέετο.* Diese Ergänzung dürfte sich ohne weitere Befürwortung von selbst empfehlen.[2]

[1] Die, von der zweiten Hand des Mediceus abgesehen, einstimmige Überlieferung der Handschriften bietet hier *δέ*, das aus falscher Auffassung des Zusammenhanges entsprungen scheint und mithin besser getilgt als verändert wird. Das *δή* nach *παραινέσας* aber mit dem Passion. und Florent. in *δέ* zu verwandeln und hierdurch das eng Verbundene zu trennen, scheint keineswegs rätlich. *τὰ* nach *πάντα* setzt, wie ich nachträglich sehe, auch Dobree ein (Advers. 41), der im übrigen die Stelle meines Erachtens nicht richtig verstanden hat.

[2] Ähnlich Krüger: „Oder *τὠυτό* ohne *ἐποιέετο*?“

IX, 17, 10: — *ἐμήδιζον γὰρ δὴ σφόδρα καὶ οὗτοι, οὐκ ἑκόντες ἀλλ' ὑπ' ἀναγκαίης.* Den Widersinn dieser Überlieferung, an sich und im Verhältnis zum vorangehenden (*μοῦνοι δὲ Φωκέες οὐ συνεσέβαλον*) sowohl als zu dem, was c. 31 erzählt wird, hat bereits Schweighäuser gebührend hervorgehoben. Doch ist die Heilung des Schadens sicherlich nicht in der Tilgung von *σφόδρα*, sondern in der Beseitigung von *ἑκόντες* zu suchen: *ἐμήδιζον γὰρ δὴ καὶ οὗτοι, οὐ*[1] *σφόδρα ἀλλ' ὑπ' ἀναγκαίης.* Was man notgedrungen tut, das geschieht eben mit Lässigkeit, nicht mit Eifer. So heißt es auch VII, 172: *Θεσσαλοὶ δὲ ὑπ' ἀναγκαίης τὸ πρῶτον ἐμήδισαν*, weiterhin aber (174): *Θεσσαλοὶ δὲ ἐρημωθέντες συμμάχων οὕτω δὴ ἐμήδισαν προθύμως, οὐδ' ἔτι ἐνδοιαστῶς.* — Was Wunder aber, daß ein pedantischer Korrektor der, wie er denken mochte, unzureichenden logischen Strenge dieses Gegensatzes in seiner Weise zu Hilfe kam, wobei es ihm jedoch glücklicherweise nicht gelungen ist, das Ursprüngliche (*σφόδρα*) ganz und gar aus dem Texte zu verdrängen.

72 [590] IX, 79, 24 schreibe und interpungiere man wie folgt: *Λεωνίδῃ δέ, τῷ με κελεύεις τιμωρῆσαι, φημὶ μεγάλως τετιμωρῆσθαι· ψυχῇσί γε* (*τε* die Hss.) *τῇσι τῶνδε ἀναριθμήτοισι τετίμηται κτέ.* Verwunderlicherweise haben die Herausgeber, so viel ich sehen kann, an der überlieferten Fassung des Satzes keinen Anstoß genommen, die Übersetzer hingegen die Verbindungspartikel entweder ignoriert (Stein), oder durch „denn" „*nam*", Rawlinson sogar durch „*surely*" wiedergegeben. Ebenso ist IX, 42, 22 das von SVR dargebotene *τέ* in *γέ* zu verwandeln: *αὐτός γε Μαρδόνιος ἔλεγε* (vgl. was Eltz a. a. O. 128 und 129 zusammengestellt hat).

---

[1] Die Verneinungspartikel vor *σφόδρα* einzusetzen, aber auch nur dies, empfahl schon Letronne (Journ. des sav. 1817, p. 92) mit dem Bemerken: „*Ce dernier passage paroît inintelligible, si l'on n'insère pas la négation* (*οὐ*); *la ressemblance de* ȣ *et de σ aura causé l'omission: οὐ σφόδρα est, à la lettre, notre pas beaucoup, qui signifie très-peu.*" Doch ist damit weder die Stelle verständlich gemacht, noch die Entstehung der Korruptel in glaubhafter Weise erklärt.

IX, 82, 8: *Παυσανίην ὦν ὁρέοντα κελεῦσαι τούς τε ἀρτοκόπους καὶ τοὺς ὀψοποιοὺς κατὰ ταὐτὰ [καθὼς] Μαρδονίῳ δεῖπνον παρασκευάζειν.* Das der herodoteischen Sprache fremde *καθώς* haben Schäfer, Bredow, Stein in verschiedener Art zu emendieren versucht. Rätlicher scheint es, die Partikel (mit Abicht) zu tilgen und die Verbindung *κατὰ ταὐτὰ Μαρδονίῳ* in der bekannten brachylogischen Weise zu verstehen, in der man auch von einem *δεῖπνον ὅμοιον Μαρδονίῳ* oder *κρεῖσσον Μαρδονίου* sprechen konnte. Vgl. Krüger 48, 13, 9; 47, 27, 5 und 28, 7, wozu sich eben aus Herodot noch gar manches beibringen ließe, wie z. B. IV, 46 in.: *χωρέων πασέων παρέχεται ἔθνεα ἀμαθέστατα* oder ebenda *σοφώτατα πάντων ἐξεύρηται τῶν ἡμεῖς ἴδμεν.* (Vgl. auch unsere Erklärung von III, 65, 15 oder Steins Nachweise zu I, 172 und II, 127.)

IX, 94, 8: — *οἱ δὲ Ἀπολλωνιῆται ἀπόρρητα ποιησάμενοι προέθεσαν τῶν ἀστῶν ἀνδράσι ⟨τρισὶ⟩ διαπρῆξαι.* — Eine quantitative Bestimmung ist hier schwerlich zu entbehren, während eine größere Zahl durch den geheimen Betrieb der Angelegenheit unwahrscheinlich gemacht und durch den Fortgang der Erzählung (*ἐλθόντες οἱ παρίζοντο* und *οἱ δὲ πάρεδροι*) ausgeschlossen wird. Vgl. IV, 68 in. *τῶν μαντίων ἄνδρας τρεῖς* oder VIII, 135, 2—3: *τῶν ἀστῶν αἱρετοὺς ἄνδρας τρεῖς* —.

IX, 99, 14—15: *ἐποίευν δὲ τούτου εἵνεκεν, ἵνα ἐκτὸς τοῦ στρατοπέδου ἔωσι.* Der durch die Unvollständigkeit und Ärmlichkeit des Ausdrucks gleichwie durch den ganz unmotivierten Subjektswechsel auffällige Satz erweist sich nicht nur als völlig entbehrlich (zwischen *ὡς ἐπισταμένοισι δῆθεν μάλιστα τὴν χώρην* und *τούτους μὲν Ἰώνων — προεφυλάσσοντο οἱ Πέρσαι!*), sondern er widerspricht auch dem, was Kap. 104 gesagt wird: *ἐτάχθησαν μέν νυν ἐπὶ τοῦτο τὸ πρῆγμα οἱ Μιλήσιοι τούτου τε εἵνεκεν καὶ ἵνα μή, παρεόντες τῷ στρατοπέδῳ τι νεοχμὸν ποιέοιεν.* Ich halte ihn für einen erklärenden Zusatz, der aus dem Rande in den Text gedrungen ist.[1]

73 [591]

[1] Im Beginn des folgenden Kapitels ist die unpersönliche Konstruktion *ὡς δὲ ἄρα παρεσκεύαστο τοῖσι Ἕλλησι* (so, wenngleich zweifelnd, Reiske und Bekker) vor alters mißverstanden und durch das zum

Ebendort (Kap. 104) begegnet uns m. E. eine andere derartige Zutat in dem Satze: *καὶ τέλος αὐτοί σφι ἐγίνοντο [κτείνοντες] πολεμιώτατοι.* Das eingeklammerte Wort ist, wenn es nur erklären soll, zu viel und, wenn es anschaulich schildern soll, zu wenig. Mich dünkt es rätlicher, dasselbe zu tilgen, als etwa (denn auch daran könnte man denken) zu schreiben: — *πολεμιώτατοι κτείνοντες ⟨καὶ διώκοντες⟩.*

Im folgenden: *μὴ καὶ πρὶν κατεικαζούσῃ* (*κατεικάζουσα* die Hss.) *τὰ γινόμενα οὕτω ἐπενορεθῇ ποιήσσων*, halte ich es nicht für zulässig, mit der Aldina und der Mehrzahl der neueren Herausgeber (worunter Bekker, Stein, Krüger, Abicht, Dindorf, aber nicht Gaisford) ein Anakoluth wegzuemendieren, welches nicht erstaunlicher ist als jenes, das III, 16, 6—7 von den Handschriften dargeboten und von den Interpreten nicht mehr angefochten wird: *Πέρσησι μὲν δι' ὅπερ εἴρηται, θεῷ οὐ δίκαιον εἶναι λέγοντες* (wo die Aldina gleichfalls *λέγουσι* herstellte; vgl. daselbst Steins

74 [592]

Behufe der Erklärung beigeschriebene *παρεσκευάδατο* (sc. *οἱ Ἕλληνες*) verdrängt worden. Daß dies der tatsächliche Hergang war, erhellt aus der von keinem Herausgeber, wohl aber von Miklosich (Subjektlose Sätze, 61) angeführten Parallele aus Thukydides I, 46, 1 (siehe daselbst Krüger): *ἐπειδὴ αὐτοῖς παρεσκεύαστο.* Stein glaubt die Überlieferung dadurch retten zu können, daß er auf den Plural — nicht des Verbum, sondern der Adjektiva in ähnlicher Konstruktion (Thukyd. II, 3 *ἐπεὶ δὲ — ἑτοῖμα ἦν*) hinweist! Wie oft subjektlose Sätze von den Interpreten noch heute mißverstanden werden, dies können Steins Anmerkungen zu III, 80 in. oder zu III, 113 in. lehren, wonach in dem Satze: *ἀπόζει δὲ τῆς χώρης — θεσπέσιον ὡς ἡδύ* das letzte Wort das Subjekt sein soll! — IX, 33 in. lesen wir: *ὡς δὲ ἄρα πάντες οἱ ἐτετάχατο κατά* (*τε* SVR) *ἔθνεα καὶ τέλεα.* In SVR fehlt jedoch *πάντες*, was den Gedanken nahe legt, es möge auch hier eine subjektlose Konstruktion zuerst mißverstanden, dann verdrängt und schließlich in der zweiten Handschriftenklasse bis auf die letzte Spur verwischt worden sein, genau so, wie dies an der oben besprochenen Stelle geschehen wäre, wenn etwa Reiskes Alternativvorschlag, *πάντα* einzusetzen, von einem alten Korrektor antizipiert und ausgeführt worden wäre. Ist diese Kombination richtig, so fehlt dem also gewonnenen: *ὡς δὲ ἄρα οἱ ἐτέτακτο* auch nicht eine genau zutreffende Parallele in dem (gleichfalls von Miklosich ebendas. angeführten) Satze: *ὡς δέ σφι διετέτακτο* — (VI, 112 in.). Man erinnere sich auch unseres Besserungsvorschlages zu III, 82.

und Krügers Hinweise, insbesondere auf IV. 132. 15 und VIII. 74, 19—20).

Artayktes setzt sich durch betrügerische Vorspiegelungen in den Besitz des schätzereichen Heroon des Protesilaos (IX, 116, 19): *λέγων δὲ τοιάδε Ξέρξην διεβάλετο.* „*δέσποτα, ἔστι οἶκος ἀνδρὸς Ἕλληνος ἐνθαῦτα, ὃς ἐπὶ γῆν σὴν στρατευσάμενος δίκης κυρήσας ἀπέθανε· τούτου μοι δὸς τὸν οἶκον, ἵνα καί τις μάθῃ ἐπὶ γῆν τὴν σὴν μὴ στρατεύεσθαι*“. *ταῦτα λέγων εὐπετέως ἔμελλε ἀναπείσειν Ξέρξην [δοῦναι ἀνδρὸς οἶκον], οὐδὲν ὑποτοπηθέντα τῶν ἐκεῖνος ἐφρόνεε.* Wer den bisherigen Ausführungen nicht ohne Billigung gefolgt ist, für den bedarf es keines Beweises, daß dieser Stelle durch unsere Athetese und nicht durch irgend welche Anwendung kritischer Kleinkunst („*δοῦναί οἱ τοῦ ἀνδρὸς?*“ Stein) aufzuhelfen ist.

IX, 119: *Οἰόβαζον μέν νυν ἐκφεύγοντα* (l. *ἐκφυγόντα* mit SVR, Schäfer u. A.) *ἐς τὴν Θρηίκην Θρήικες Ἀψίνθιοι λαβόντες ἔθυσαν Πλειστώρῳ ἐπιχωρίῳ θεῷ τρόπῳ τῷ σφετέρῳ, τοὺς δὲ μετ' ἐκείνου ἄλλῳ τρόπῳ ἐφόνευσαν.*

Man fragt sich hier zunächst, warum denn die Gefangenen, die nicht geopfert wurden, alle auf gleiche Weise sollen getötet worden sein; und ferner, weshalb Herodot diese Art der Hinrichtung nicht, wenn sie kein besonderes Interesse darbot, unerwähnt ließ, andernfalls aber, wenn sie durch ihre Grausamkeit oder irgend einen anderen Umstand bemerkenswert war, nicht klar und deutlich bezeichnet hat (durch *τοὺς δὲ μετ' ἐκείνου ἀνεσκολόπισαν* oder etwas Ähnliches). Die zwei Worte entstammen meines Erachtens dem Ergänzungsbestreben eines Lesers, der den wahren Sinn der Stelle nicht verstand: „die Thraker opferten den persischen Flüchtling einem einheimischen Gotte, und zwar nach den Bräuchen ihres Volkes, seine Begleiter aber töteten sie (schlechtweg)“.[1]

[1] Daß im folgenden *καὶ* vor *ὡς κατελαμβάνοντο* zu tilgen ist, scheint mir selbstverständlich; der die Konstruktion störende Zusatz ist hier eben bereits in den Archetypus eingedrungen, wie V, 87, 17 in den Stammkodex der schlechteren Familie, vgl. Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 826. Auch bei Abicht fehlt die Partikel im Texte, man weiß nicht, ob absichtlich oder zufällig, da das Variantenverzeichnis darüber schweigt.

75 [593] IX. 122 in. spricht Artembares zu Cyrus: „ἐπεὶ Ζεὺς Πέρσῃσι ἡγεμονίην διδοῖ, ἀνδρῶν δὲ σοὶ Κῦρε, κατελὼν Ἀστυάγην, φέρε, γῆν γὰρ ἐκτήμεθα ὀλίγην κτέ." Der Schicksalsumschwung, welcher die Perser zum führenden und herrschenden Volk erhoben hat, wird begreiflicherweise der Gottheit oder dem obersten Gotte zugeschrieben: daß aber auch der Sturz des Astyages nicht dem Cyrus als dem unmittelbaren Urheber dieses speziellen Ereignisses, sondern der entfernten obersten Ursache aller irdischen Vorgänge beigelegt wird, dünkt mich in hohem Maße befremdend. Dieser Anstoß würde beseitigt, wenn wir mit S und einem Palatinus (denen Abicht folgt) σὺ an die Stelle von σοὶ setzen dürften. Und in der Tat scheint uns nur die Wahl zu bleiben zwischen der Annahme dieser alten Konjektur (denn etwas anderes ist sie nicht) und der Athetese jener zwei Worte, die sehr wohl von einem *male sedulus lector* (mit oder ohne Rücksicht auf VII, 8 α: ἐπείτε παρελάβομεν τὴν ἡγεμονίην τήνδε παρὰ Μήδων, Κύρου κατελόντος Ἀστυάγην) an den Rand geschrieben sein können. Ich ziehe die letztere Alternative vor, weil es dem Sprechenden, der von Cyrus nichts Geringeres verlangt, als daß er den Persern neue Wohnsitze anweise, mehr darum zu tun sein muß, die Größe seiner Macht als jene seines Verdienstes hervorzuheben.[1] Statt ἔχωμεν und σχόντες im folgenden bieten SVR σχῶμεν und ἔχοντες dar, zwei sinngemäßere Lesarten, von denen auffälligerweise nur die erstere bisher (bei Krüger und vormals bei Stein) Billigung gefunden hat.

[1] Sprachlich ist die eine Auffassung und Schreibung so zulässig wie die andere; denn durch ἀνδρῶν können ebensowohl die Einzelnen im Gegensatze zur Nation wie die Menschen im Unterschiede von Göttern bezeichnet werden. Vgl. Herod. IV, 46, 19—20: οὔτε γὰρ ἔθνος — οὔτε ἄνδρα κτέ. VIII, 93 in.: — ἤκουσαν Ἑλλήνων ἄριστα Αἰγινῆται, ἐπὶ δὲ Ἀθηναῖοι, ἀνδρῶν δὲ Πολύκριτός τε κτέ. IX, 71 in.: Ἠρίστευσε δὲ τῶν βαρβάρων πεζὸς μὲν ὁ Περσέων, ἵππος δὲ Σακέων, ἀνὴρ δὲ λέγεται Μαρδόνιος. Hingegen Λ 761: πάντες δ' εὐχετόωντο θεῶν Διί, Νέστορί τ' ἀνδρῶν.

Exkurs I.

76 [594]

Δέ in apodosi bei Homer.

Bei der Behandlung derartiger Probleme ist die sachgemäße Klassifizierung der Einzelfälle mehr als die halbe Lösung. Ich glaube, das bei Lahmeyer (s. oben S. 80) vollständig zusammengestellte Material nach großenteils verschiedenen Gesichtspunkten wie folgt gruppieren zu müssen.

Ilias.

I. *Δέ* im Nachsatz als Wiederholung derselben oder einer anderen Adversativpartikel des Vordersatzes: *Α* 58, 137, 324 (= 137); *Β* 718; *Δ* 212 (vorher mittels *δέ* angereihter Zwischensatz, nach Nikanors wohl richtiger Auffassung); *Ε* 439; *Ζ* 475; *Η* 149, 314; *Ι* 167 (gehört kaum hierher, wie denn Bekker die Stelle parataktisch auffaßt und interpungiert; ist nicht *ἄν* in *μέν* zu verändern: *εἰ δ' ἄγε, τοὺς μὲν ἐγὼν ἐπιόψομαι· οἱ δὲ πιθέσθων?*), 301; *Δ* 268, 409, 714; *Μ* 145 (wenn nicht vielmehr *ἀτάρ* — als Wiederholung von *αὐτάρ* der Protasis — den Nachsatz beginnt); *Ο* 321 (vorher mit *δέ* angereihtes Satzglied), 745; *Π* 199, 264, 706; *Ρ* 733; *Σ* 545; *Τ* 55; *Υ* 448; *Φ* 560; *Ψ* 858; *Ω* 15, 445 (vorher Zwischensatz mit *δέ*).

II. Temporale Perioden: *Α* 194 (vorher mittels *δέ* angereihter Schluß der Protasis); *Δ* 221 (wo Nauck in den Addend. ändern will); *Κ* 507 (nahezu = *Α* 193—194 und *Ρ* 106—107); *Μ* 375 (vorher Zwischensatz mit *δέ*); *Ν* 779 (wenn anders nicht *τοῦδ'* [Wolf, Nauck] zu lesen ist); *Ο* 343 (wo Nauck ändern will), 540; *Ρ* 107 (106 = *Α* 193 und 107 = *Δ* 221); *Σ* 258 (wo Nauck gleichfalls ändern will); *Ψ* 65 (nach längerem Zwischensatz).

III. Temporale und relative Doppelperioden: *Β* 189; *Ι* 509, 511; *Κ* 419 (die Doppelperiode zwar verschrumpft, aber als einziger Fall einer Relativperiode doch wohl besser hierher als unter *II* zu stellen), 490; *Μ* 12; *Τ* 42 (falls die Lesart *τόφρα δ'* die richtige ist), 48.

IV. Gleichnisse oder analoge Wendungen: *Ζ* 146;[1] *Ψ* 91 (wenn nicht etwa Bekkers Interpunktion den Vorzug verdient).

V. Eigentliches Anakoluth, durch begrifflichen Gegensatz (*δέ* = *ἀλλά*) oder die Konstruktion störende Zwischensätze veranlaßt: *Δ* 161

77 [595]

[1] Die Schreibung *τοίῃ δέ*, welche Lahmeyer p. 36 n. „*pro vulgato hucusque τοιῇδε*" empfiehlt, steht schon in Bekkers erster Ausgabe: es war, wie die Scholien lehren, Aristarchs Lesart. Befremdlich ist es, daß Lahmeyer ebendaselbst (p. 37) die lange Reihe der mit *αὐτὰρ ἐπεί* beginnenden Stellen anführt, ohne zu erkennen, daß das apodotische *δέ* durch *αὐτάρ* bedingt ist.

(δέ = ἀλλά, nach εἴπερ, wenn anders die Konjektur δέ statt τέ begründet ist), 262 (gleichfalls nach εἴπερ, vgl. ἀλλά anakoluthisch nach εἰ oder εἴπερ, z. B. Α 82 oder Μ 349); Μ 246 (desgleichen); Φ 53 (scheint eher hierher als unter I zu gehören); Ψ 463.

VI. Zweifelhafte oder doch völlig vereinzelte Fälle: Β 322 (fällt weg, wenn Nauck 321 mit Recht athetiert hat); Ε 261 (mag reine Parataxis sein, nach αἰ); Χ 381 (gehört δ' jedenfalls nicht zum Nachsatz, auch wenn man es nicht mit uns für unerläßlich hält zu schreiben εἶα ἄγετ', wie δ 832, s. S. 80); Ψ 321 (würde unter III gehören, wenn nicht der Sinn, wie ich denke, Naucks Änderung: ἄλλος μὲν erheischte), 559 (s. ebend.).

Odyssee.

I. γ 474; ε 444 (falls nicht Bekkers und Naucks Interpunktion Billigung verdient); ζ 100 (wenn ταὶ δ' ἄρ' — gegen Bekker und Nauck — zu lesen ist); η 47, 185, 341 (falls ὤτρυνον δ' — wieder gegen die zwei letzten Herausgeber — zu lesen ist); θ 25; ι 182, 311 = 344; κ 112, 366, 571; λ 35, 387 (falls die Stelle in Ordnung, s. S. 80); μ 54 (kann auch zu V gezogen werden), 164 (mit 54 fast identisch), 182; ν 144; ο 304, 439, 502; π 274 (läßt sich auch zu V ziehen); σ 60 (falls nicht mit Nauck und einem Teil der Handschriften δ' oder mit Bekker die Protasis zu tilgen ist); φ 255, 261, 274; χ 458 (wenn nicht δέ mit Nauck zu beseitigen ist; ich möchte den Nachsatz erst mit 461 beginnen lassen); ω 205, 422, 490.

II. γ 10 (nach δέ im letzten Teile der Protasis); δ 121 (120 = Α 193); ε 366 (365 = Α 193), 425 (424 = Α 193); θ 540 (wenn nicht, mit Nauck, τοῦδ' zu schreiben ist); κ 126; ρ 359 (wenn die Verse nicht mit Nauck zu athetieren sind); υ 57 (υ 56 = Ψ 62; der Gegensatz der Personen und der Handlung kommt vielleicht gleichfalls in Betracht), 77 (wo auch der Zwischensatz nicht wirkungslos sein mag).

III. ι 57; λ 148, 149; τ 330 (wenn nicht τῷδε mit Nauck zu lesen ist).

IV. η 109.

V. λ 592 (Ausdruck getäuschter Erwartung); ξ 178 (desgleichen), 405; ο 546 (erinnert an die herodoteische Gebrauchsweise); σ 62; χ 187 (ließe sich auch unter II stellen, doch entscheidend wirkten wohl die Zwischensätze), 217.

VI. δ 832 (s. S. 80); μ 42 (vielleicht τῷδ' zu lesen, sonst τῷ δ' nach ὅστις, wie sonst nur in Doppelperioden).

Man sieht, wie sehr nach Ausscheidung unserer Klasse I die Zahl der Fälle zusammenschwindet, wie viel auch von dem Rest auf formelhaft wiederholte Wendungen fällt und wie zahlreich die speziellen Entschuldigungen, insbesondere bei den Instanzen unserer (vielleicht mindest feststehenden) Nr. II sind. Doch diesen Gegenstand hier weiter zu verfolgen, liegt mir ferne. Nur gegenüber Lahmeyers mir völlig

unglaubhafter Annahme „*δέ particulam in apodosi positam respondere particulae μέν in protasi*" (p. 13) möchte ich darauf hinweisen, daß in vier von den sechs Fällen, die dieser namhaft macht — über die zwei rätselhaften, auch durch die Verwendung anderer Partikeln aus dem Rahmen der Normalfälle heraustretenden Instanzen s. S. 80 — dem *μέν* der Protasis sicherlich nicht das *δέ* der Apodosis, sondern ein nachfolgendes *ἀλλ' ὅτε δὴ* (*Ι* 553), *αὐτὰρ ἐπεὶ* (*Μ* 13), *νῦν δέ* (*Σ* 261) und *ἦμος δ'* (*ι* 57) entspricht. Daß dies sich wirklich so verhält und die Aufeinanderfolge keine zufällige ist, kann das Fehlen jenes *μέν* in den sonst genau analogen Temporalperioden lehren. Und verlangt endlich jemand nach einer geradezu entscheidenden Kruzialinstanz, so findet er auch diese in *Λ* 84 ff.:

> *ὄφρα μὲν ἠὼς ἦν καὶ ἀέξετο ἱερὸν ἦμαρ,*
> *τόφρα μάλ' ἀμφοτέρων βέλε' ἥπτετο, πῖπτε δὲ λαός·*
> *ἦμος δὲ δρυτόμος περ ἀνὴρ ὁπλίσσατο δεῖπνον κτέ.*

verglichen mit *ι* 56 ff.:

> *ὄφρα μὲν ἠὼς ἦν καὶ ἀέξετο ἱερὸν ἦμαρ,*
> *τόφρα δ' ἀλεξάμενοι μένομεν πλέονάς περ ἐόντας·*
> *ἦμος δ' ἠέλιος μετενίσσετο βουλυτόνδε κτέ.*

Von den zehn hesiodeischen Stellen, die Lahmeyer gesammelt hat, fallen sechs (*θ* 58, 609, 800; *ἐκή* 284, 333, 363) unter unsere Rubrik I, eine (*θ* 600) unter IV, eine (*ἐκή* 681) unter V — indem, wie ich meine, die zu einer Periode erweiterte Protasis das Fallenlassen der subordinierten Konstruktion veranlaßt hat — zwei endlich (*θ* 155 und *ἐκή* 323) sind in kritischer Beziehung ebenso anfechtbar wie angefochten. Die zwei gesicherten Instanzen aus Elegikern und Jambikern endlich verteilen sich auf I (Tyrtaeus 12, 27) und IV (Theogn. 357 — wo die Wiederholung des *δέ* aus der Protasis gerade wie bei Hesiod die altertümliche Kühnheit mildern hilft —): dahin gehört schließlich auch Archiloch. 32, falls die Anführung bei Athenäus X, 447 b ein abgeschlossenes Satzgebilde darbietet.

Exkurs II.

Ermangelt Herodots Werk einer abschließenden Redaktion?[1]

Über diese im Laufe der letzten Jahre viel behandelte Kontroverse mögen hier noch einige kurze Bemerkungen Raum finden. Es kommen hierbei insbesondere die nachfolgenden Punkte in Frage:

[1] Ich fasse hier Kirchhoffs stillschweigende Voraussetzung, das nicht zum Abschluß gediehene Geschichtswerk entbehre auch der letzten stilistischen Feile, und Heinrich Steins ungleich anspruchsvolleren Versuch, Spuren des ursprünglichen Werdeprozesses oder einer begonnenen Neubearbeitung des Werkes aufzuweisen, in eine Besprechung zusammen.

1. Die Wiederholung von I, 75 in. in VIII, 104 (S. Rawlinson I[3], 33). Die meines Erachtens richtige und endgültige Lösung dieser Schwierigkeit hat schon Valckenaer gegeben: die letztere Stelle ist interpoliert. Zu den diesmal wohlbegründeten Bemerkungen Steins (zu VIII, 104 komm. Ausg.) tritt noch als vielleicht entscheidendstes Argument die Tatsache, daß die bessere Überlieferung (SVR) statt
79 συμφέρεται das bloße φέρεται bietet (= *fertur*), eine Gebrauchsweise,
[597] die — nach dem Ausweis der Wörterbücher wenigstens und soweit auch meine Kenntnis reicht — der älteren Sprache durchaus fremd ist.

2. Kirchhoffs Folgerungen (Abfassungszeit[2], 3ff.) aus I, 106 und I, 184: Herodot soll infolge einer längeren Unterbrechung der Arbeit seine dort gegebenen Versprechungen einzulösen vergessen und — wie wir hinzufügen müssen — diesen Widerspruch niemals bemerkt und berichtigt haben. Hier wünschte man zu wissen, wie sich Kirchhoff mit einem Einwurf abgefunden hat, der viel zu naheliegend ist, als daß er einem so scharfsinnigen Forscher hätte entgehen können. Wenn wir eine liegen gelassene Arbeit wieder aufnehmen, pflegen wir doch zumeist das vorher Geschriebene durchzulesen; wie konnte der Verfasser eines Geschichtswerkes, dessen Komposition eine so überaus verschlungene ist, dies zu tun unterlassen? Und wenn er sich wunderbarerweise dieser Unterlassungssünde schuldig gemacht hatte, wie kann das noch größere Wunder glaubhaft werden, daß er in seiner ganzen weiteren Lebenszeit nicht dazu gelangt ist, jene Partie seines Werkes anzusehen und sein voreilig gegebenes Versprechen mit einem Federstrich zu tilgen? Anstatt diese und andere kaum geringere Unwahrscheinlichkeiten hinzunehmen, glaube ich vielmehr mit Stein (Einleitung[4], S. XLV—XLVI) und anderen, insbesondere mit Rawlinson (zu I, 106) an die Abfassung und selbständige Existenz der Ἀσσύριοι λόγοι.

3. Nicht haltbarer erscheinen mir die Konsequenzen, die Kirchhoff a. a. O. aus I, 130 ableitet. Denn es heißt, wie ich meine, nicht, „den Geschichtschreiber . . . einer törichten und durch nichts gerechtfertigten Willkür zeihen", wenn wir annehmen, er habe den Aufstand der Meder gegen den ersten Darius zwar einer beiläufigen Erwähnung, nicht aber einer ausführlichen Schilderung wert erachtet. Beruht doch der ganze Plan seines Werkes auf einer fortwährend mit vollem Bewußtsein (vgl. VII, 96 und 99) geübten strengen Sonderung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen, auf sorgfältiger Auslese des Wichtigsten und Wissenswürdigsten aus der unübersehbaren Fülle des ihm unaufhörlich zuströmenden Stoffes. Hat er doch beispielsweise — und dies ist, wenn ich nicht irre, schon längst bemerkt worden — aus den vielen Kriegszügen des Cyrus nur drei zu eingehender Schilderung ausgewählt.

4. Weit berechtigter ist die Verwunderung darüber, daß der Historiker es unterlassen hat, die VII, 213 in Aussicht gestellte genauere Belehrung über die Tötung des Ephialtes durch den Trachinier Athenades seinen

Lesern zu erteilen. Es ist dies, so viel ich sehen kann, der einzige Punkt, der die Aufwerfung jener Redaktions- oder Revisionsfrage überhaupt ermöglicht. Allein ehe wir aus solch einem ganz vereinzelten Vorkommnisse so weitgehende Schlüsse ziehen, werden wir gut daran tun, der Möglichkeit zu gedenken, daß eine Lücke des Geschichtswerkes jene wahrscheinlich sehr kurze Mitteilung verschlungen hat. Und eine solche Lücke zum mindesten (im Ausmaß von zwanzig Zeilen) ist VIII, 120 handschriftlich bezeugt, worauf Stein in diesem Zusammenhang verständigerweise hingewiesen hat.

5. Dennoch hat eben derselbe Gelehrte — und nach ihm andere, wie Röse in einem Gießener Gymnasialprogramm vom Jahre 1879: Hat Herodot sein Werk selbst herausgegeben? — von jener auf so schwanker [80] [598] Grundlage ruhenden Hypothese einen Gebrauch gemacht, gegen den man nicht entschieden genug Einsprache erheben kann. Ich will mich die Mühe nicht verdrießen lassen, zum mindesten die sämtlichen von Stein selbst vorgebrachten und zu IX, 83 zusammengestellten Behauptungen einer, wenngleich summarischen, Beurteilung zu unterziehen. Derselbe glaubt nämlich nachträgliche Zusätze Herodots zu seinem Geschichtswerke an folgenden Stellen zu erkennen:

I, 18, 4 (komment. Ausg.), wo die Worte *τὰ μέν νυν — προσεῖχε ἐντεταμένως* einen „der nicht wenigen Zusätze" bilden sollen, „womit der Autor den fertigen Text seines Werkes nachträglich berichtigte oder ergänzte". Der unbefangene Leser möge selbst entscheiden, ob meine in weit engere Grenzen eingeschlossene Athetese (s. hier S. 24) nicht ausreicht, jeden wirklichen Anstoß zu entfernen, und ob andererseits die von mir hervorgehobenen Anstöße durch Steins Voraussetzung wirklich beseitigt werden. Ich frage hier nur: angenommen, jener Prozeß habe wirklich stattgefunden, wie kann es möglich sein, ihn mit einiger Sicherheit zu erkennen? Denn Herodot wollte (falls Steins Annahme überhaupt richtig ist) diesen Zusatz mit dem Texte verschmelzen — man beachte die Anfügung mit *τὰ μὲν νυν* und ferner die Worte *ὡς καὶ πρότερόν μοι δεδήλωται* — und doch soll ihm das so wenig gelungen sein, daß der Kritiker seinen Finger auf jene Zutaten legen und von ihnen sagen kann: sie „heben in überraschender Weise das bisher ... Erzählte zum Teil wieder auf und unterbrechen überdies" usw. usw. — Und damit haben wir wohl den wundesten Fleck dieser ganzen Hypothese berührt. In der Tat: bloße Marginalzusätze lassen sich oft genug als solche erkennen (und mögen in einzelnen, wenngleich seltenen Fällen auch ihren Urheber verraten), desgleichen doppelte Rezensionen und andererseits eigentliche, absichtliche Interpolationen. Doch von alledem ist hier nicht die Rede; vielmehr gilt es in der Mehrzahl der Fälle, von der Hand des Verfassers herrührende Überarbeitungen herauszufinden, womit dem menschlichen Scharfsinn eine, so viel ich sehen kann, schier unlösbare Aufgabe zugemutet wird. Müßten doch dergleichen Stücke des

Befremdlichen eben genug enthalten, um nicht für ursprüngliche Aufzeichnungen des Autors, und nicht genug, um für Interpolationen zu gelten! Wo ist der Kritiker, dessen Luchsauge diese haarscharfe Linie mit Gewißheit oder auch nur mit annähernder Wahrscheinlichkeit zu erspähen vermöchte? In Wahrheit entpuppen sich denn auch alle diese angeblich nachträglichen Zusätze zum Teil als verderbte oder interpolierte Stellen, zum andern Teil aber als völlig unverdächtige Stücke, deren Verknüpfung mit dem Vorangehenden oder Nachfolgenden nur bisweilen einen Anstrich von Gewaltsamkeit besitzt, — ein Eindruck, der in der Gesamtanlage des herodoteischen Werkes tief begründet ist und bei der scheinbar absichtslosen Verbindung so vielartiger Stoffe nicht leicht ganz zu vermeiden war. Man erinnere sich doch der so häufig wiederkehrenden, auf Abschweifungen von dem ins Auge gefaßten Ziele und auf die Rückkehr zu demselben bezüglichen 81 Wendungen (*ἐπάνειμι δὲ ἐπὶ τὸν πρότερον ᾔια λέξων λόγον* u. dgl. m.) und [599] auch des prinzipiellen Ausspruchs unseres Autors (IV, 30): *προσθήκας γὰρ δή μοι ὁ λόγος ἐξ ἀρχῆς ἐδίζητο*, den doch kaum irgend jemand mit einem neueren Herodotforscher so verstehen wird, als wollte der Halikarnassier sagen: ich bin von Anfang an darauf ausgegangen, mein Werk durch nachträgliche Zusätze zu erweitern!

I, 125 hat Stein das Verdienst, die Stelle *ἔστι δὲ Περσέων — Σαγάρτιοι* als anstößig bezeichnet zu haben. Allein den bedeutendsten Anstoß, der für mich wenigstens in der Phrase *ἔστι δὲ τάδε* liegt (was heißen soll: die von Cyrus berufenen Stämme waren diese), insbesondere nach dem sprachlich so gleichartigen und sachlich so verschiedenen Satze *ἔστι δὲ — γένεα*, räumt die Vermutung nicht hinweg, der Autor habe diese Bemerkungen „erst später“, „ohne strenge Rücksicht auf den Zusammenhang des Textes“ hinzugefügt. Auch der übel gewählte Aorist *ἀνέπεισε* — als ob der weiterhin erzählte Erfolg hier schon bekannt wäre — bleibt auf diese Weise unerklärt. Die Stelle gilt mir als das Machwerk eines nicht kenntnislosen, aber wenig sprachkundigen Interpolators.

II, 58 wird zu IX, 83 mit aufgeführt; doch unterläßt es Stein, zur Stelle selbst etwas Derartiges zu bemerken. Man sieht: wenn nicht das Werk des Historikers, so scheint doch jenes seines Herausgebers einer endgültigen und einheitlichen Redaktion zu ermangeln.

II, 127 hätte schon das in jenem Fall ganz bezuglose *γάρ* in *οὔτε γὰρ ὕπεστι* Stein vor der Anwendung seiner Lieblingshypothese bewahren sollen. Nur die Annahme einer kleinen Lücke (mit Abicht), etwa *⟨ἄλλως δὲ ἐνδεεστέρην⟩*, nach *ταῦτα — ἐμετρήσαμεν*, tut den Bedingungen des Falles ein volles Genüge.

II, 156 fin. wird das Zusammengehörige nicht erst „durch die später eingefügte Bemerkung über Äschylos“, sondern bereits durch die zwei, auf die Verwandtschaftsverhältnisse und Benennungen ägyptischer Gott-

heiten bezüglichen Sätze getrennt. Sollen auch diese auf späterer Zutat beruhen? Man kann das Eine so gut wie das Andere behaupten: nur dürfte es einigermaßen schwierig sein, auf dieser abschüssigen Bahn rechtzeitig inne zu halten.

III, 89 mag man einen Augenblick darüber stutzig werden, daß die Ankündigung *κατὰ τάδε διεῖλε* erst nach mehr als zehn Zeilen zu ihrem Rechte gelangt. Allein wie sollten die Mitteilungen über die Höhe der persischen Tribute dem griechischen Leser verständlich werden, ehe er über die Bedeutung der dabei angewandten Maßgewichte aufgeklärt ist? Und da nun die Darstellung einmal — notwendigerweise, wie auch Stein anzuerkennen scheint — aus ihrem Geleise gekommen ist, was Wunder, daß der Geschichtschreiber nicht sofort wieder in die gerade Straße einbiegt, sondern eine Bemerkung hier einschaltet, für die er sonst nicht leicht eine angemessene Stelle gefunden hätte? Das mag nicht übermäßig kunstvoll sein, aber es ist der echte und rechte Herodot. Nicht viel anders steht es um

III, 98, eine Stelle, die auf den ersten Blick mehr als irgend eine andere zugunsten der Steinschen Hypothese zu sprechen scheint. Hier wird die Ankündigung einer Schilderung (*τρόπῳ τοιῷδε κτῶνται*) von dieser selbst durch nahezu fünfzig Zeilen getrennt. Aber der Übergang von einem Thema zum anderen ist jedesmal ein völlig sach- und naturgemäßer, und während der Historiker von seinem Gegenstande abzuschweifen scheint, liest er unterwegs alle Elemente seiner späteren Darstellung wie zufällig auf: die Sandwüste an den Grenzen Indiens, die „streitbarsten“ Inder, welche eben die goldgewinnenden sind (im Unterschied von und im Zusammenhang mit den übrigen Stämmen des weiten Landes, ihren Sitten und Bräuchen), endlich jene Riesenameisen, die bei der Gewinnung des Goldes in der Sandwüste eine so bedeutende Rolle spielen. Wer hier etwas als „späteren Zusatz“ ausscheiden will, kann wieder nicht einfache Randbemerkungen ausschalten, sondern er muß eine vollständige Umarbeitung der Stelle voraussetzen, beziehungsweise vornehmen. Und welche unübersteigliche Hindernisse solch einem Beginnen entgegenstehen, glauben wir bereits sattsam gezeigt zu haben. Bei

III, 131, 12—15 brauchen wir uns um so weniger aufzuhalten, da Steins eigene Bemerkungen: „eine gelehrte chronologische Notiz“, „ohne klaren Bezug zum Vorhergehenden“ (aber doch an dieses geknüpft, daher keine bloße Marginalglosse, können wir hinzufügen!), „eine unleidliche Tautologie“ usw., nur dazu dienen können, die Stelle als Interpolation zu kennzeichnen (so schon Abicht), womit wir von Herzen einverstanden sind. Zur Zeit, da Herodot, „jedenfalls erst nach Vollendung des Ganzen“, diese und ähnliche Stellen seinem Werke einfügte (was übrigens Herr Stein diesmal nicht mit voller Zuversicht behaupten will), muß seine Geisteskraft bereits erheblich gelitten haben.

IV, 2 überhebt uns der Wortlaut von Steins Anmerkung jeder Entgegnung. „Das sowohl seinem Inhalte nach sehr problematische, als in den Zusammenhang schlecht passende Kapitel scheint erst nachträglich vom Verfasser eingesetzt zu sein.“ Man lese: scheint interpoliert zu sein, und man hat aus den diesmal sehr wohlbegründeten Prämissen den allein angemessenen Schluß gezogen. (Krüger und Abicht halten die Stelle für lückenhaft.)

IV, 14 und 15 „werden erst nachträglich hinzugekommen sein“, weil — nun, weil Herodots Herausgeber es verwunderlich findet, daß dieser nach Abschluß einer Episode mittels der in diesem Falle ganz gewöhnlichen Redewendungen (*Ἀριστέω μέν νυν πέρι τοσαῦτα εἰρήσθω. τῆς δὲ γῆς τῆς πέρι ὅδε ὁ λόγος ὥρμηται λέγεσθαι κτέ.* c. 15—16) zu seinem Hauptthema zurückkehrt. Die zuversichtliche Diagnose, vermöge welcher

IV, 86 fin. der parenthetische Satz *παρέχεται δὲ καὶ — μήτηρ τοῦ Πόντου* für „eine nachträglich zugefügte Notiz“ erklärt wird, darf mit Fug unser Staunen erregen. Wieder handelt es sich nicht etwa um eine abgerissene, unverbundene Randbemerkung, sondern um einen Satz, der echt oder unecht sein mag, dem aber wahrlich niemand die nachträgliche Hinzufügung vom Gesichte ablesen kann. Doch was soll man erst zu jener Musterleistung kritischer Mantik sagen, die uns zu

V, 27 begegnet? In dieser allerdings schwer beschädigten Stelle (die jedenfalls zugleich lückenhaft und interpoliert ist) erkennt Stein nicht weniger als vier verschiedene Schichten: den ursprünglichen Text, eine nachträgliche „Randnote“ des Autors, welche dieser „später mit dem Kontext zu verschmelzen“ beabsichtigte, die aber eine ungeschickte Hand „unpassend“ in den Text „eingefügt“ hat, und endlich die Zutat eines noch Späteren, der „den hierdurch zerstörten Zusammenhang“ wieder „herzustellen“ bemüht war. Tut es wirklich not, über diese Art von Textesgeologie ein Wort zu verlieren?

83 [601]

VI, 59 und 60 (zwei auf die Übereinstimmung einiger spartanischer mit persischen und ägyptischen Einrichtungen bezügliche Kapitel) sollen, „wenn sie auch vom Verfasser herrühren, doch wohl erst nachträglich in den Text gekommen“ sein. Warum? Weil sie „nebensächliche Bemerkungen“ enthalten. Herr Stein scheint also von der nicht eben gewöhnlichen Voraussetzung auszugehen, daß ein Autor bei der ersten Abfassung seines Werkes kritischer und wählerischer verfährt als bei der Revision oder Neubearbeitung desselben. Nebenbei wird ein formales Bedenken, nicht gegen die beiden Abschnitte, sondern gegen die letzten zwei Zeilen des zweiten derselben erhoben, welches mir wenig begründet scheint. Es ist von der Erblichkeit gewisser Berufszweige in Sparta die Rede, und da scheint es denn Herodot besonders bemerkenswert, daß über die Wahl von Herolden nicht, wie anderwärts, die Stimmbegabung, sondern nur die Abstammung entscheidet. Ich kann nicht im entferntesten finden, daß in den Worten *οὐ κατὰ λαμπροφωνίην ἐπιτιθέμενοι ἄλλοι σφέας*

παρακληΐουσι, ἀλλὰ κατὰ τὰ πάτρια ἐπιτελέουσι „das Asyndeton" (an der Spitze des das Vorangehende weiter ausführenden Satzes) oder „der lose" (soll wohl heißen ausschließliche) „Bezug auf den einen Stand der Herolde" (mit οἱ κήρυκες begann die Aufzählung jener Stände, mit κῆρυξ κήρυκος schließt sie wieder ab) „den flüchtigen Anmerker" verraten. Die zwei Kapitel geben meines Erachtens zu kritischen Anfechtungen irgend welcher Art nicht den allermindesten Anlaß.

VI, 79. Die parenthetische, auf die Höhe des im Peloponnes üblichen Lösegeldes für Gefangene bezügliche Notiz mag man als nicht zur Sache gehörig immerhin beanstanden und demgemäß athetieren. Allein Steins Lieblingsauskunft ist unbedingt unanwendbar; denn die Art der Anknüpfung ist die beste, welche die Sache irgend zuließ, und Herodot hätte die Notiz, falls er sie vom Rande in den Text zu verpflanzen beabsichtigte, wieder genau so fassen müssen, wie wir sie bereits jetzt in diesem lesen.

Zu VI, 98 fin. (dem Versuch einer Wiedergabe dreier persischer Königsnamen) lesen wir: „Die Stelle ist verdächtig, nicht ihres Inhaltes oder ihrer Sprache wegen, sondern weil sie nur einen zufälligen Zusammenhang mit dem vorangehenden hat und wie eine gelehrte Randnote aussieht. Dennoch mag sie von Herodot herrühren." Wenn freilich unser Historiker die leidige Gewohnheit hatte, den Rand seines Handexemplars mit allerhand ungehörigen Auslassungen anzufüllen, so ist die Aufgabe seiner Herausgeber eine recht mißliche geworden. Weniger konservative und zugleich minder phantasievolle Kritiker werden allerdings Wesselings Athetese mit beiden Händen unterschreiben und sich auch des Umstandes erinnern, daß die unmittelbar vorangehenden, in einem Teil der Handschriften fehlenden, Zeilen einmütig verurteilt werden. Die Bemerkung zu

VII, 20, 5 scheint uns so vollständig aus der Luft gegriffen, daß man sich wohl der Mühe enthoben erachten kann, sie eingehend zu widerlegen. Wo konnte wohl Herodot diesen „Exkurs über das Verhältnis des Xerxeszuges zu früheren Expeditionen" besser unterbringen, als an der Stelle, wo er von den riesigen, vier volle Jahre in Anspruch nehmenden Vorbereitungen zu diesem Kriegszuge gesprochen hatte? Wie man hier von einem „losen sachlichen Verbande" sprechen kann, ist mir ein Rätsel, und auch die sprachliche Anknüpfung: „Xerxes zog *ingenti copiarum manu* (Steins eigene Übertragung) ins Feld: denn fürwahr einen gewaltigeren Kriegszug hat es nie gegeben" usw., bedarf keiner Rechtfertigung.

84 [602]

VII, 96 in. soll das Sätzchen ἐπεβάτευον — Σάκαι „später nachgefügt" sein. Daß eine auf die gesamte Flotte bezügliche Angabe nirgends besser am Platze ist als am Ende der Aufzählung der einzelnen Schiffskontingente, dürfte niemand leugnen. Doch ist ein Mangel an Konzinnität hier sowohl wie in den nächsten Sätzen (τούτων δὲ — τούτοισι πᾶσι —), die auch Stein nicht für spätere Zutaten hält, nicht

zu verkennen. Der Grund dieses stilistischen Mangels ist meines Erachtens ein sachlicher: er liegt in der Schwierigkeit, mehrere voneinander unabhängige tatsächliche Einzelangaben in angemessener Weise zu verbinden.

VII, 106, 4. Die auf diese Stelle bezügliche Bemerkung (zu Z. 11) habe ich zu wiederholten Malen gelesen, ohne mich doch des Verständnisses völlig sicher zu fühlen. Es mag mir daher erlaubt sein, dies eine Mal, wo ein mißbilligendes Urteil so leicht einem Mißverständnis entspringen könnte, Stillschweigen zu üben.

VII, 113, 4 nennt Stein die Worte *ἔτι ζωὸς ἐών* nicht mit Unrecht „für das Verständnis mehr als entbehrlich“. Da nun in demselben Satze auch eine sprachliche Absonderlichkeit sich findet: *λόγον ποιεῖσθαι*, wo Herodot sonst *μνήμην ποιεῖσθαι* zu sagen pflegt, so liegt die Annahme nahe, diese anstößigen Worte seien eingeschoben und des Geschichtschreibers einfache Angabe *τῆς ἦρχε Βόγης* sei von einem übereifrigen Leser, der sich des vorher erzählten Todes jenes Persers (c. 107) und zugleich einer ähnlichen, aber doch auch verschiedenen Wendung (IV, 16) erinnerte, zu dem wenig geschickten Satz erweitert worden, der uns jetzt vor Augen liegt. Warum aber der sein Werk revidierende Autor das an den Rand geschrieben haben soll, was „für das Verständnis mehr als entbehrlich ist“, dies ist mir mindestens wenig begreiflich. Zu

VII, 137, 12 wird der den Aneristos, Sohn des Sperthias, näher bezeichnende Satz *ὃς εἷλε — πλήρεϊ ἀνδρῶν* als ein „überflüssiger, notizenartiger Zusatz“ bezeichnet. Dieser Einwand kann sich nur gegen den Inhalt des Satzes richten und müßte, falls er (was meine Meinung nicht ist) begründet wäre, seine Tilgung zur Folge haben. Die Form ist völlig anstandslos: sie ist eben diejenige, in welcher Herodot ihn schließlich in den Text zu setzen gewillt sein mußte; wozu kann also die Mutmaßung dienen, daß er ihn vorerst am Rand verzeichnet habe? Zu

VII, 162, 7 nennt Herr Stein die Worte *τὸ ἐθέλει λέγειν* (mit Eltz, p. 332—333) „die erklärende Randnote eines Lesers“. So hat denn
85 offenbar nur ein lapsus memoriae die Anführung dieser Stelle zu IX, 83
[603] veranlaßt und somit den Schein erzeugt, als halte Herr Stein den sein Werk revidierenden Autor selbst für eben den Leser, der die Worte *οὗτος δὲ ὁ νόος τοῦ ῥήματος* durch die am Rand verzeichnete Phrase *τὸ ἐθέλει λέγειν* zu glossieren für gut befunden hat. Bei

VII, 191 jedoch gibt es keine derartige Zweideutigkeit. Hier erfahren wir, daß die Sätze ursprünglich anders und besser zusammenhingen und daß — dies wird uns mit einer Zuversicht mitgeteilt, die uns füglich verblüffen darf — „erst nachträglich Herodot die Episode von Ameinokles eingeschoben und jenen Zusammenhang gelockert“ hat. Mit anderen Worten: der Herausgeber findet eine Stelle nicht in wünschenswerter Ordnung und weiß dafür keine glaubhaftere Erklärung als die Annahme, daß der Verfasser sein eigenes

Werk nachträglich verdorben hat! Warum freilich der treffliche Schriftsteller ein so linkischer Revisor gewesen sein soll, dieses Rätsel bleibt hier und anderwärts ungelöst. Denn, wohlgemerkt, nicht den Mangel einer letzten Redaktion, sondern eine vom Autor selbst verschuldete Verballhornung seines Textes meint Herr Stein und muß er meinen; sieht doch jene Episode einem bloßen vorläufigen Marginalzusatz so unähnlich, daß sie weit eher ein Zuviel als ein Zuwenig von Ausarbeitung aufweist und durch einen — von der Umgebung sich merklich abhebenden — eigentümlich gespreizten und prätentiösen Ton den Verdacht einer, freilich uralten, Interpolation wachruft. Und dieser Argwohn wird allerdings dadurch erheblich verstärkt, daß die Ausscheidung des Stückes eng Zusammengehöriges näher aneinander rückt. Ganz ebensowenig wird Herr Stein behaupten wollen, daß

VII, 193 der von ihm anstößig gefundene Partizipialsatz *Ποσειδέωνος — νομίζοντες* eine Randnotiz des Autors sei. „Der Zusatz ist wohl erst später vom Autor nachgetragen", — diese Bemerkung kann auch hier nur besagen wollen, daß Herodot sein Werk mit so beispiellosem Ungeschick revidiert hat, daß wir auf Schritt und Tritt seine nicht bessernde, sondern verschlechternde Hand erkennen. Wem der brachylogische Ausdruck für sprachwidrig gilt, dem bleibt nichts übrig als die Auskunft der Athetese; uns freilich scheint der Umstand, daß der Subjektbegriff des Partizipialsatzes ein einigermaßen weiterer ist als jener des Hauptsatzes („sie benannten und man benennt noch heute"), keinerlei kritischen Eingriff zu rechtfertigen (vgl. Krüger 57, 9, 1—2). — Zu

VII, 210 macht Stein mit vollem Recht darauf aufmerksam, daß der herbe Tadel der Untüchtigkeit der persischen Truppen (*δῆλον δ' ἐποίευν — ὀλίγοι δὲ ἄνδρες*) zur „Schilderung des rastlosen Angriffs" derselben durchaus nicht stimmen will. Allein heißt es diese Schwierigkeit hinwegräumen, wenn wir annehmen, daß der Autor die Worte „wohl erst später eingefügt" hat, „an nicht eben passender Stelle"? Ich kann nur mein Unvermögen eingestehen, dieser Bemerkung irgend einen verständlichen Sinn abzugewinnen; denn (so bemerkt dies eine Mal auch Herr Tournier, Exercices critiques p. 140) *„comment il a pu échapper à Hérodote que cette addition le mettait en contradiction avec lui-même, c'est ce qu'il n'eût pas été superflu d'expliquer"*. 86 [604]
Das kritische Hilfsmittel, zu welchem wir immer dann greifen müssen, wenn ein an sich vortrefflicher Satz „an nicht eben passender Stelle" erscheint, ist die Transposition; und so darf man wohl vermuten, daß die Darstellung des erfolglosen Kampfes der feindlichen Überzahl mit dem wunderbar tapferen Häuflein der Griechen durch eben diesen emphatischen Ausspruch abgeschlossen wurde. Am Schluß des c. 212 (unmittelbar vor den Worten: *ἀπορέοντος δὲ βασιλέος κτέ.*) dürfte seine ursprüngliche Stelle gewesen sein. (Dazwischen liegen 29 Zeilen der Steinschen Ausgabe, das Vierfache des Zwischenraumes, den wir bei

der einzigen anderen von uns als nötig erachteten Umstellung — III, 143 — annehmen mußten. Darf man hierin einen auf die Einrichtung des Archetypus bezüglichen Wink erblicken?)

VII, 223 liegt ohne Zweifel ein Textesschaden vor. Mit der Verlegung des Kampfplatzes auf den freieren Raum vor der Paßenge (*ἐς τὸ εὐρύτερον τοῦ αὐχένος*) mußten die Verluste auf beiden Seiten wachsen. Allein während der Geschichtschreiber den Vorgang im einzelnen auch tatsächlich so darstellt, so gilt doch seine darauf bezügliche allgemeine Bemerkung (*ἔπιπτον πλήθεϊ πολλοὶ τῶν βαρβάρων*) nur dem einen Teil, und zwar demjenigen, auf welchen sie jedenfalls geringere Anwendung fand. Da nun ferner in den Worten *πολλοὶ μὲν δὴ — ὑπ᾽ ἀλλήλων* noch von den Barbaren die Rede ist, die unmittelbar folgenden *ἦν δὲ λόγος οὐδεὶς τοῦ ἀπολλυμένου* aber (wie die Begründung *ἅτε γὰρ κτέ.* zeigt) sich auf die Griechen beziehen und es an jedem vermittelnden Übergange fehlt, so läßt sich — wie Dobree (Advers. p. 40) einsah — kaum an dem Ausfall eines Sätzchens zweifeln, welches dieser zwiefachen Anforderung Genüge leistete, und das, wie der soeben genannte Kritiker vermutet hat, etwa also lautete: *⟨ἔπιπτον δὲ κάρτα πολλοὶ καὶ τῶν Ἑλλήνων⟩*. Diese Annahme erledigt alle Schwierigkeiten; denn in dem Subjektswechsel: *τότε δὲ συμμίσγοντες — ἔπιπτον κτέ.* vermag ich keine solche zu erblicken; bereits das Partizip bezeichnet ja eine beiden Teilen gemeinsame Handlung, und ist es doch, als ob Herodot sagen wollte: *τότε δὲ συμμίσγοντες — ἔπιπτον ἀμφότεροι πλήθεϊ πολλοί*, eine Ausdrucksweise, die nur um des bequemeren Überganges zur Einzeldarstellung willen in ihre beiden einander folgenden Bestandteile zerlegt wird. (Vgl. auch die Zusammenstellungen der Herausgeber zu I, 33 und was wir zu I, 31 bemerkt haben.) Steins Vermutung einer nachträglichen Abfassung von Z. 10—16 aber unterliegt nicht nur unseren nunmehr bereits so oft wiederholten Einwendungen, sondern überdies noch einem speziellen, an sich kaum abzuweisenden Einwurf: wie über alle Maßen unwahrscheinlich ist es doch, daß der Historiker den integrierenden Teil eines Gesamtvorganges — und zwar an einem Höhepunkte seiner Geschichtsdarstellung! — erst nachträglich erfahren, oder wenn er ihn schon früher kannte, nicht sofort in die Erzählung verwoben hat! — Doch es ist nicht immer leicht, über diese Willkürannahmen mit ernster Miene zu verhandeln, am allerschwersten vielleicht zu

VII, 238. Xerxes läßt dem toten Leonidas den Kopf abschlagen und der Geschichtschreiber bemerkt dazu, dieser an einem Leichnam verübte Frevel sei wohl der stärkste Beweis dafür, daß der Perserkönig keinen anderen Menschen so sehr gehaßt habe als den heldenhaften Verteidiger der Thermopylen. Was kann wohl besser zusammenhängen? Weil aber nach *δῆλα* (in *δῆλά μοι πολλοῖσι μὲν κτέ.*) die zu erwartende Verbindungspartikel *ὦν*, *νυν* oder dgl. fehlt (Krüger will *δὲ* einschalten), — so soll — nicht etwa eine solche ausgefallen, sondern „die Bemerkung

87 [605]

wohl später nachgefügt sein"! Wer, der nicht schon von der Wahrheit jener Hypothese überzeugt ist, wird sie auf solche Gründe hin annehmen wollen, und selbst welcher Adept der Lehre wird diese ihre Anwendung billigen können? Setzt sie doch voraus, daß Herodot jenen Satz, der ganz und gar in seiner gewohnten Manier geschrieben ist (*πολλοῖσι μὲν καὶ ἄλλοισι τεκμηρίοισι, ἐν δὲ καὶ τῷδε*!) und einer provisorischen Randnotiz so wenig gleicht wie irgend ein Kunstprodukt seinem Rohstoff, zur Aufnahme in sein Werk völlig fertig gestellt und nur eben die Einschaltung jener Partikel — wir müssen wohl sagen, einer zweiten Revision vorbehalten hat! — Zu

VII, 239 verwickelt sich Herr Stein in einen Widerspruch, dessen Auflösung wir ihm selbst überlassen müssen. Er findet „das Geschichtchen von Demaratos' Brief", welches den Inhalt des Kapitels bildet, „hier um so passender untergebracht, als" usw. Er erhebt auch gegen „die ganze Übergangsformel", welche den Abschnitt an das früher Erzählte anknüpft und die er eingehend erläutert, nicht den mindesten Einspruch, ebensowenig gegen darin enthaltene sprachliche oder sachliche Einzelheiten. Dennoch wird derselbe zu IX, 83 unter den „Nachträgen" angeführt. Warum, wissen wir nicht; uns freilich gilt Krügers Nachweis, daß „dies ganze Kapitel ein ungehöriges Einschiebsel" ist, für vollständig gelungen und gesichert.

IX, 73 soll wieder Herodot den Satz: *οὕτω ὥστε — ἀπέχεσθαι* mit so argem Ungeschick interpoliert oder, wie Herr Stein dies ausdrückt „wohl erst nachträglich eingesetzt" haben, daß wir die Fuge ohne weiteres als solche erkennen. Der Satz gewinnt jedoch alsbald den vermißten „passenden Anschluß an das Vorhergehende", wenn wir die Einzelvorstellungen der „Proedrie" und „Atelie" zum Gesamtbegriff der „ehrenden Auszeichnung" oder (wie der Zusammenhang es erheischt) der „Betätigung der Dankbarkeit" erweitern. Doch wozu viele Worte? Wie mag nur Herr Stein selbst die Stelle übersetzen? „Von diesem Dienste her" (so lautet seine Übertragung) „genießen die Dekeleer in Sparta Freiheit von Steuern und Ehrensitz bei den Spielen noch bis auf diesen Tag, dergestalt, daß selbst noch in dem Kriege . . . die Lakedämonier . . . allein Dekeleas verschonten." Eine Freiheit der Anknüpfung also, die der deutsche Übersetzer sich unbedenklich gestattet, sollte dem Autor verwehrt sein, der griechisch schrieb, d. h. in einer Sprache, die von aller pedantischen Wortgerechtigkeit freier ist als vielleicht jede andere!! Herr Stein bemerkt freilich noch: „Wäre, wie vermutet worden, dieser Abschnitt der Erzählung erst zur Zeit des Krieges geschrieben, so wäre die ganze Aufzählung der Ehrenrechte, die doch nur im Frieden galten, recht seltsam." Was soll man, da es nicht als höflich gilt, ein gegnerisches Argument zu ignorieren, darauf erwidern? Doch wohl nur, daß der Ausbruch eines Krieges nicht jede Erinnerung an die vorhergegangene Friedenszeit auszulöschen pflegt. 88 [606]

und daß der Kriegszustand stets als eine zeitweilige Unterbrechung der normalen Friedensbeziehungen gegolten hat. Zu

IX, 83 endlich genügt es glücklicherweise, auf Krüger zu verweisen, mit dessen Verwerfungsurteil ich vollständig übereinstimme. Steins Annahme, daß der nichtssagende Notizenkram, der dieses Kapitel ausfüllt, „nicht bei der ersten Verfassung geschrieben" sei, erscheint diesmal wie immer als ein ebenso beweisloser wie unzulänglicher Notbehelf. Kann jener Kleinkram überhaupt von Herodot selbst herrühren, so mag er ihn ganz ebensowohl sogleich in den Text, als vorerst an den Rand geschrieben haben (wenn letzteres Steins Meinung ist); ja in solchem Falle wäre, wie wir schon einmal bemerken mußten, eine nachträgliche Ausmerzung weit eher zu erwarten als eine nachträgliche Hinzufügung. So darf man denn dieser ganzen, so unbegründeten als unergiebigen, kein Problem lösenden oder auch nur vereinfachenden, Schwierigkeiten nicht hinwegräumenden, sondern häufenden Hypothese gegenüber wohl an den alten Grundsatz der Scholastiker erinnern: *entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem.*

16. Über den Abschluß des herodoteischen Geschichtswerkes.[1]

Ich habe aus dem Studium des herodoteischen Geschichtswerkes vor langen Jahren die Überzeugung geschöpft, daß dasselbe innerlich und äußerlich abgeschlossen vor uns liegt. Dieser Überzeugung habe ich zu wiederholten Malen Ausdruck gegeben, mehr beiläufig und gelegentlich in einer Besprechung der Rawlinsonschen Übersetzung (Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 820), eingehend und mit ausführlichster Begründung in meinen „Herodoteischen Studien" (hier 1—12 und 129 ff.). Daß diese meine Ausführungen nicht jedermann überzeugen würden, daß gegen das eine oder das andere der von mir, zum Teil im Anschluß an Rawlinson, Grote und Otfried Müller vorgebrachten Argumente[2] ein mehr oder minder begründeter Einspruch laut werden könne — darauf durfte ich gefaßt sein. Worauf ich aber nicht gefaßt war, das ist die Art und Weise, in welcher es Adolph Kirchhoff gefallen hat, die von mir vertretene These zu beurteilen und zu verurteilen („Über ein Selbstzitat Herodots",

3 [507]

[1] Wien 1886, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

[2] Wenn ich eines anderen Vorgängers, Otto Nitzsch (des Verfassers zweier hierher gehöriger — Bielefelder — Gymnasialprogramme von 1873 und 1882) hier nicht gedacht habe, so mag meine bisherige Unbekanntschaft mit seinen Schriften, von denen ich nur durch Bursians Jahresberichte eine mittelbare und nicht sehr genaue Kunde besaß, dieses Stillschweigen entschuldigen. Doch darf ich mich nachträglich der Übereinstimmung mit jenem hochachtbaren Vorgänger, dessen Argumente meine Beweisführung in erwünschtester Weise ergänzen, aufrichtig freuen.

Sonderdruck aus den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, 1885, S. 301—320). Zunächst mußte mich die Form dieser Polemik überraschen. Denn selbst die großen und wohlverdienten Erfolge, welche dieser hervorragende Gelehrte in seiner langen Forscherlaufbahn errungen hat, berechtigen ihn schwerlich dazu, seine eigene subjektive Ansicht im Tone selbstsicherster Unfehlbarkeit der objektiven Wahrheit gleichzusetzen, einen Mitforscher hingegen, der zu einem anderen Ergebnis als er selbst gelangt ist, schon eben darum — denn nach einem anderen Grunde 4 [508] würde man vergebens suchen — der Unbelehrbarkeit durch Gründe und des rechthaberischen Eigensinns zu zeihen. Oder was sonst sollen jene unaufhörlich wiederkehrenden Wendungen besagen, mittels deren Herr Kirchhoff es sogleich im Eingang der Abhandlung für ein „völlig aussichtsloses und vergebliches Unterfangen" erklärt, den Schreiber dieser Zeilen und solche, „welche in den gleichen Anschauungen wie er befangen sind", zur Anerkennung des wahren Sachverhaltes zu vermögen, oder in denen er am Schluß seiner Darlegung auf die Hoffnung verzichtet, durch sie „irgend jemand überzeugt zu haben oder überzeugen zu können, der aus irgend einem Grunde von dem Wunsche beseelt ist, daß die Dinge sich anders verhalten möchten". Ich war bisher des Glaubens, man müsse bei jedem als rechtschaffen und vorurteilsfrei bekannten Forscher, er mag uns nun beipflichten oder widersprechen, keinen anderen „Wunsch" voraussetzen als jenen, die Dinge so zu erkennen, wie sie sich in Wirklichkeit verhalten, und meinte, hierin ein Gebot edler Gelehrtensitte nicht minder als gewöhnlicher Höflichkeit erblicken zu dürfen.

Doch nicht nur die Form, auch der Inhalt von Herrn Kirchhoffs Streitschrift durfte mich befremden. Zunächst durch ihre Beschränkung auf ein kleines Teilgebiet der in Verhandlung stehenden Frage. Denn während seine Behauptungen sich nach wie vor auf den ganzen Umfang derselben erstrecken, umfaßt seine Beweisführung nur einen geringen Bruchteil dieses Feldes. Mit unverminderter Zu-

versicht wird uns sofort in den Eingangsworten die Lehre verkündet, „daß Herodot sein Geschichtswerk nicht vollendet, im besonderen die Darstellung der Ereignisse nicht bis zu dem Punkte herabgeführt hat, wo zu schließen er im Sinne seines ursprünglichen und bis zuletzt festgehaltenen Planes beabsichtigte —". Fragen wir aber nach den Gründen dieses Glaubens, zumal nach den Merkmalen, aus welchen wir jenen vermeintlichen Plan zu erschließen berechtigt sind, so wird uns keinerlei Antwort zuteil, es wäre denn die Berufung auf Dahlmann als eine solche anzusehen, der „zuerst" auf diese „Tatsache hingewiesen" habe. Was finden wir jedoch bei Dahlmann? In betreff jenes Planes ganz und gar nichts, in Ansehung des Punktes, bis zu welchem Herodot seine Erzählung herabzuführen beabsichtigt haben soll, nichts als Mutmaßungen, 5 welche der treffliche Geschichtsforscher selbst nur als solche [509] ausspricht und die gegenwärtig niemand (auch Herr Kirchhoff nicht) in ihrem vollen Umfange aufrecht erhält, — in Rücksicht der angeblichen Unfertigkeit des Werkes endlich die Kundgebung eines subjektiven Eindrucks, welcher sich bloß nebenher und wie nachträglich auch auf ein bestimmtes, der Erörterung zugängliches Anzeichen stützt.[1]

[1] Die zwei Stellen, in welchen Dahlmann (Herodot. Aus seinem Buche sein Leben, Altona, 1823) unsere Frage berührt, lauten wie folgt: „Wir sehen vielmehr ein augenscheinlich in frischer Arbeit durch äußere Umstände unterbrochenes Werk vor uns; es findet sich, zum bestimmteren Beweise hiervon, sogar eine Stelle (VII, 213 Ende), wo der Geschichtschreiber eine Nachricht verspricht, die aber in der Folge gar nicht vorkommt" (S. 48). — „Dagegen gibt er durchaus keinen Anlaß zu der insgemein angenommenen Vorstellung, als habe er nicht über die Perserkriege, welche unter Darius und seinem Sohne Xerxes geführt sind, hinausgehen wollen. Er würde, meines Vermutens, auch Kimons Züge, den großen ägyptischen Krieg der Athener, er möchte selbst das Eingreifen Persiens in den Peloponnesischen Krieg geschildert haben, wenn das Leben ausgereicht hätte. Die Alexandriner teilten in neun Musenbücher ein, was sie ausgearbeitet vorfanden, seitdem gilt die unvollendete Schrift für ein in allen Gliedern abgerundetes, mit Bedacht geschlossenes Kunstwerk" (S. 137—138). — Die Annahme, Herodot sei inmitten seiner Arbeit vom Tode überrascht worden, lag übrigens für

Der also begründeten „Tatsache“ gegenüber, „von der zu hoffen und zu wünschen steht, daß ihr endlich diejenige allgemeine und ausnahmslose Anerkennung zuteil werde, auf welche sie zweifellos berechtigten Anspruch hat“, soll das ganze Aufgebot von Argumenten, welche ich und andere dagegen ins Feld geführt haben, nichts besagen und einer Bestreitung nicht bedürfen. Auf dieses Urteil war ich allerdings weder durch die Wertschätzung, welche den Ansichten der Männer, die in dieser Frage meine Vorgänger sind, bisher entgegengebracht ward, noch auch durch die Aufnahme genügend vorbereitet, welche meine „Herodoteischen Studien“ anderwärts gefunden haben. Aber nicht für die Frage, ob diese Geringachtung meiner „Ausführungen“, deren Widerlegung „von allen . . ., welche die richtige Ansicht hegen, mit Recht für unnötig und gänzlich überflüssig erachtet werden dürfte“, eine verdiente ist oder nicht, wünsche ich die Aufmerksamkeit meiner Leser zu beanspruchen. Ich wollte nur den gegenwärtigen Stand der Kontroverse mit wenig Worten kennzeichnen. Auf der einen Seite stehen Gründe und Beweise, sie mögen nun anfechtbar sein oder nicht: auf der anderen eine schroffe und kurz angebundene Ablehnung jeder Erörterung, vereinigt mit der Berufung auf einen Eindruck, welcher der argumentativen Begründung nahezu gänzlich entraten zu können vorgibt, mit anderen

Dahlmann, infolge seiner anerkannt falschen chronologischen Voraussetzungen, ungemein nahe. Läßt er ihn doch — durch die Mißdeutung der Stelle I, 130 verführt, die er auf den Mederaufstand des Jahres 408 bezieht — erst in hohem Greisenalter seine Geschichte schreiben. („Als er diese Stelle seines ersten Buches schrieb, zählte also Herodot mindestens 77 Jahre und sogar noch einige mehr; weil wahrscheinlich geraume Zeit hinging, ehe man in Thurium diese Begebenheit erfuhr“ S. 47.) Und nicht nur in den fundamentalen Voraussetzungen, auch in den Schlußfolgerungen stimmt Herr Kirchhoff mit seinem Vorgänger keineswegs überein. Denn der erstere ist „der Überzeugung“, Herodot habe „die Darstellung des Kampfes zwischen Barbaren und Hellenen bis zur Schlacht am Eurymedon oder bis zum Tode Kimons herabzuführen und diese Darstellung in einer Verherrlichung Athens und seines großen Staatsmannes auslaufen zu lassen“ beabsichtigt. (Über die Entstehungszeit des herodotischen Geschichtswerkes[2] 28.)

Worten: auf ein *intuitives* Urteil. In solcher Lage erlischt, wie leicht begreiflich, jede Möglichkeit einer Verständigung.

Allein nicht nur um meine auf die vorliegende Frage bezüglichen Darlegungen in Bausch und Bogen zu verwerfen hat der ausgezeichnete Berliner Gelehrte die Feder ergriffen. Er entschädigt uns vielmehr für seine Wortkargheit in jenem Betracht durch ein reiches, vielleicht ein überreiches Maß von Ausführlichkeit in der Erörterung einer einzelnen Detailfrage. An diesen einen Punkt wird der Faden einer deduktiven Erörterung geknüpft, die das Streben nach strammster [6 510] Geschlossenheit sicherlich nicht verkennen läßt. Weit eher wird im Geiste des Nachprüfenden der Zweifel wach, ob hierin nicht des Guten zu viel geschehe, ob die starre Konsequenz in der Verfolgung eines einzigen Gesichtspunktes nicht zur Konsequenzmacherei werde, ob der Faden dieser Deduktion nicht vom Hause aus allzu dünn gesponnen, allzu lang gedehnt und allzu straff gespannt sei, um an sein Ziel zu gelangen ohne zu zerreißen — ja ob schließlich solch ein, man möchte sagen geometrisches Verfahren überhaupt der geeignete Weg sei zur Lösung eines historischen, das will sagen eines zusammengesetzten und vielseitigen Problems.

Herodot erwähnt VII, 213 die Tötung des Verräters Ephialtes, auf dessen Kopf die Amphiktionen einen Preis gesetzt hatten, durch einen Trachinier namens Athenades, und fährt wie folgt fort: *ὁ δὲ Ἀθηνάδης οὗτος ἀπέκτεινε μὲν Ἐπιάλτην δι' ἄλλην αἰτίην, τὴν ἐγὼ ἐν τοῖς ὄπισθε λόγοισι σημανέω, ἐτιμήθη μέντοι ὑπὸ Λακεδαιμονίων οὐδὲν ἧσσον.* Dieses von Dahlmann in gleichem Sinne verwertete Sätzchen ist der Punkt, von dem aus der Bau meiner Beweisführung aus den Angeln gehoben werden soll. Denn da der Geschichtschreiber in dem Texte seines Werkes, wie dieser uns vorliegt, die hier erteilte Zusage nicht einlöst, so folge hieraus „mit Notwendigkeit, daß Herodot, als er jenes Versprechen niederschrieb, seine Darstellung über denjenigen Zeitpunkt hinauszuführen beabsichtigte, bei dem sie aus

irgendwelchen Gründen tatsächlich zum Abschlusse gelangt ist —". (S. 302 = S. 2 des Sonderdruckes.) Wer gleich uns in betreff dieser Frage wesentlich anders denkt, wer aus „dem Inhalt der Schlußkapitel, der Anlage des Werkes, der Neigung und Begabung seines Urhebers" (hier S. 11f.) den entgegengesetzten Schluß gezogen hat, wer die Überzeugung hegt, daß die Schilderung des Xerxeszuges und seiner Abwehr, daß die Darstellung der Großtaten von Thermopylae und Salamis, von Platää und Mykale, „die Vollendung" (um mit Grote[1] zu sprechen) „des historischen Planes" unseres Autors zu bilden bestimmt war, daß sich zum Abschluß seines Werkes kein Zeitpunkt geeigneter erwies als eben derjenige, wo dasselbe tatsächlich endet, daß auf diesen und keinen anderen Schluß die Anforderungen künstlerischer Ökonomie, die Rücksichten der ethisch-politischen Tendenz und nicht zum mindesten auch die Winke des Prooemiums hinweisen — diesen und allen ähnlich Denkenden wird jenes Sätzchen als versteinerndes Schreckbild entgegengehalten. Auch wird uns jeder rettende Ausweg sorgsam verschlossen. So mag jemand etwa meinen, die Nichteinlösung jenes Versprechens beweise nicht mehr, als daß Herodot in einem an sich geringfügigen Punkte seine Disposition aus uns unbekannten Gründen verändert und infolge eines zwar nicht unauffälligen, aber keineswegs beispiellosen Versehens jene Änderung namhaft zu machen unterlassen habe. Allein ihm wird mit schärfster Betonung erwidert, daß er durch diese Annahme „dem Schriftsteller eine durch nichts entschuldbare Nachlässigkeit zur Last" lege. Noch schlimmer ergeht es demjenigen, der in einem ganz anderen Zusammenhange, und zwar ins Maßlose angewachsenen Verkehrtheiten gegenüber, die lediglich an dieser einen Stelle mindestens einen Schein von Halt und Stütze gewinnen, auch der „Möglichkeit" gedenken zu sollen glaubte (hier S. 130), daß eine Texteslücke — wie deren eine zu VIII, 120 urkundlich bezeugt sei — jenen vermißten

7 [511]

[1] Hist. of Greece V², 7.

Bericht verschlungen haben könne.[1] Die bloße Aufforderung, auch dieser „Möglichkeit" nicht völlig zu vergessen, ehe man sich immer weiter in freilich auch sonst haltlose und abenteuerliche Folgerungen einspinne, wird sofort zu einer „Hypothese" gesteigert und derselben jeder Anspruch auf Beachtung versagt, ehe nicht „der doppelte Beweis" erbracht sei: einmal, daß an irgend einer Stelle solch eine Lücke anzunehmen „zur unausweichlichen Notwendigkeit" werde, dann aber, daß in derselben „die vermißte Erzählung gestanden haben müsse oder zum mindesten gestanden haben könne" (S. 3—4). Der Sinn dieser letzten Worte, die uns zunächst einigermaßen verblüffen, wird uns erst klar, sobald wir zu dem Haupttrumpf gelangt sind, den unser Gegner (S. 6) gegen uns ausspielt. Allen Zweiflern nämlich, die sich durch die bisher vorgebrachten Argumente noch nicht davon überzeugen ließen, daß die VII, 213 enthaltene Ankündigung[2] über den Rahmen des herodoteischen Werkes,

[1] Vgl. hier S. 130. Herr Kirchhoff hat mich durch seine Erwiderung auf diesen Hinweis nicht wenig überrascht. Er nennt es „reine Willkür oder Unüberlegtheit", wenn man jene dem Schlußwort des 120. Kapitels des achten Buches beigefügte Notiz des Codex Angelicanus: *λείπουσι στίχοι κ* ohne weiteres in dem angegebenen Sinne verstanden wissen und nicht auch der Möglichkeit Raum geben wolle, daß der Verfasser derselben gemeint habe: „die hinter" dem Schlußwort des Kapitels „folgenden zwanzig Zeilen fehlten in einem anderen Exemplar, das ich verglichen habe" (S. 5). Nun ist zwar Abschreibern und Korrektoren zu allen Zeiten von Philologen, die sich in einer Klemme befanden, gar viel Ungebührliches aufgebürdet worden; aber die Voraussetzung, daß irgend ein solcher jemals sich in so völlig unverständlicher Weise ausgedrückt habe, scheint doch die Schranken des irgend Zulässigen — so weit wir dieselben auch ziehen mögen — um ein Beträchtliches zu übersteigen.

[2] Hier sei in Kürze eines Einwands gedacht, der manchen Leser beirren könnte, obgleich kein Kenner unseres Autors jemals auf denselben verfiele. Weisen nicht die Worte *ἐν τοῖς ὄπισθε λόγοισι* — so mag jemand fragen — allein schon auf eine recht weit entfernte Stelle und somit wahrscheinlich über den Rahmen des uns vorliegenden Werkes hinaus? Ganz und gar nicht, so lautet unsere Antwort; denn in dem einzigen genauen Parallelfall bei Herodot folgt dem in fast völlig identische Worte gekleideten Versprechen die Erfüllung in geradezu überraschend

wie uns dieses vorliegt, hinausweist und somit seine Unfertigkeit außer Frage stellt, soll der Mund geschlossen werden „durch den strikten Nachweis, daß ... ein Bericht des gewünschten Inhalts im Bereich des achten und des neunten Buches einen Platz gar nicht hätte finden können —". Diesen Nachweis kennen zu lernen dürften unsere Leser einigermaßen begierig sein; und da dieser, falls er gelungen sein sollte, die obschwebende Frage in Wahrheit endgültig entschiede, so erscheint es angemessen, die den Kern des Problems treffende Beweisführung zunächst ins Auge zu fassen.

8 [512]

Wie Herrn Kirchhoffs systematische Denkgewohnheiten im Vereine mit der Bedeutung der Sache es erwarten lassen, ist diese Erörterung in ebenso tief- als weitgreifender Weise geführt worden. Sollte ihr Ergebnis sich demungeachtet nicht als stichhältig erweisen, dann dürfen wir diesen Mißerfolg getrost der Sache selbst und nicht dem Anwalt, der sie vertreten hat, zur Last legen.

Den Anfang macht eine umfassende Umschau über die Gesamtheit der hierher gehörigen Erscheinungen. Es werden alle die Fälle aufgezählt und durchmustert, in denen Herodot „seine Leser auf eine Stelle seiner späteren Darstellung verweist". Daß in zweien dieser Fälle das erteilte Versprechen vom Geschichtschreiber nicht eingelöst wird (I, 106 und 184), dieser Umstand soll uns später noch beschäftigen. Hier haben wir es vorerst mit jener Anzahl derselben, und es ist dies die große Mehrheit, zu tun, in denen solch eine Einlösung stattgefunden hat. Diese wurden von Herrn Kirchhoff vollständig gesammelt, sorgfältig verglichen und eingehend zergliedert. Und sicherlich ist dies eine Art von Untersuchung, an der die Literaturforschung zwar keinen Mangel leidet, von der sie aber niemals zu viel besitzen

kurzer Frist, man möchte sagen auf dem Fuße nach. Es ist dies I, 75: *τοῦτον δὴ ὦν τὸν Ἀστυάγεα Κῦρος ἐόντα ἑωυτοῦ μητροπάτορα καταστρεψάμενος ἔσχε δι' αἰτίην, τὴν ἐγὼ ἐν τοῖς ὀπίσω λόγοισι σημανέω* —. Nur 31 Kapitel trennen die Ankündigung von dem Angekündigten, welches wir I, 107 lesen.

kann. Gleichartige Erscheinungen zusammenstellen, sie unter einen einheitlichen Gesichtspunkt rücken und ihnen gewissermaßen ihr (wenngleich nur empirisches) Gesetz abfragen — das ist der Prozeß, durch dessen unaufhörlich wiederholte und vermannigfachte Anwendung es allein gelingen kann, dem literar-historischen wie jedem sonstigen geschichtlichen Tatsachenbestande die ganze Summe von Belehrung zu entlocken, die in ihm verborgen ist. Diese stets erneute Durchpflügung des geschichtlichen Ackers mit ihren sich hundertfach kreuzenden Furchenzügen ist es, die seine Ertragfähigkeit unablässig und oft in ungeahnter Weise steigert. Die Methode ist dieselbe, es mag sich nun um die bedeutungsvollsten Eigentümlichkeiten einer ganzen Sprach-, Kultur- und Literaturepoche oder um die Einsicht in jene unscheinbaren Züge handeln, aus denen sich die Einzelphysiognomie eines besonderen Schriftstellers zusammensetzt. Reihen verwandter Phänomene vergleichen und immer wieder vergleichen, ihre Übereinstimmungen und ihre Unterschiede ermitteln — dies heißt in Wahrheit zugleich den geschichtlichen Rohstoff für die höchsten Verallgemeinerungen vorbereiten und das Einzelne stets schärfer und bestimmter in seiner Eigenart erkennen. Beides liegt dem geschichtlichen Forscher ob, mag er sich nun Historiker oder Philologe nennen; und darum muß die vergleichende Methode, der nichts Großes zu groß und kaum etwas Kleines allzu klein dünken darf, mit Fug als das Rüstzeug gelten, dessen er sich mit nie ermüdender Hand zu bedienen hat. Allein so wertvoll die Methode, so erwünscht ihre immer weiter ausgedehnte Anwendung ist, von so ungleichem Werte sind, wie leicht begreiflich, die durch sie erzielten Ergebnisse. Und da kann ich denn nicht umhin zu denken, daß das Fazit der vorliegenden Untersuchung eine ganz ausnehmend tiefe Stelle der Wertskala bezeichnet — freilich nicht infolge seiner Unhaltbarkeit, sondern infolge seiner Selbstverständlichkeit. Auch erscheint die zuletzt genannte Eigenschaft nicht allezeit mit Recht im Lichte völliger Harmlosigkeit. Dient doch — wie häufig! — der Überschuß an Evidenz im Beginn eines Beweisverfahrens

9 [513]

dazu, einen im weiteren Verlaufe sich ergebenden Abgang zu decken. Man schenkt der Hand, die eben erst eine sonnenklare Wahrheit festgestellt hatte, nur allzuleicht das Vertrauen, sie werde diese nunmehr auch fehllos anzuwenden wissen. Und wenn jemand sich die Mühe nicht verdrießen ließ, das zu beweisen, was keines Beweises bedurfte, wie sollte man besorgen, er werde im nächsten Augenblicke das als bewiesen annehmen, was nicht nur unbewiesen, was seiner Natur nach ganz und gar unbeweisbar ist? In eben dieser Art verfährt aber unser geehrter Gegner im vorliegenden Falle.

Das Ziel jener induktiven Untersuchung wird nämlich wie folgt bezeichnet. Es gelte „zu konstatieren, daß“ Herodot bei jenen Verweisungen und Aufsparungen „nicht willkürlich, sondern wie ein vernünftiger Mensch nach Grundsätzen verfährt, die in der Natur der Dinge begründet sind“ (S. 7). Mit anderen Worten: der Vater der Geschichte ist kein 10 törichter Skribler, sondern ein guter Schriftsteller, *qui nil* [514] *molitur inepte,* der auch in der Disposition seines Stoffes durchweg von verständigen Erwägungen und (so dürfen wir hinzufügen) von künstlerischem Takt geleitet und bestimmt wird. Sicherlich! Und so viel war uns vor jener induktiven Studie genau so zweifellos wie nach derselben. Allein was wird aus dieser Prämisse (deren „Selbstverständlichkeit“ Herr Kirchhoff selbst durch die gebotene Rücksicht auf die „Voreingenommenheit“ entschuldigen zu müssen glaubt, der gegenüber man „nicht vorsichtig genug sein“ könne) nunmehr gefolgert? Die Antwort oder doch den Anfang der Antwort liefert uns der nachstehende Satz, den wir vollinhaltlich mitteilen zu müssen glauben:

„Somit gelangen wir“ (so heißt es S. 13) „zu der letzten dieser Verweisungen, der des siebenten Buches, welche uns zu dieser Durchmusterung der vorangehenden veranlaßt hat, wie ich hoffe, mit der wohlbegründeten Überzeugung, daß auch hier von willkürlichem Belieben nicht die Rede sein kann, sondern, wenn wir dem Schriftsteller gerecht werden wollen, wir verpflichtet sind, bei ihm bewußte Überlegung

und bestimmt *erkennbare* Gründe des von ihm eingehaltenen Verfahrens vorauszusetzen."

Hier ist nahezu alles unbestreitbar wahr, ja durch sich selbst einleuchtend. Nur *ein* Wort, welches wir durch den Druck hervorgehoben haben,[1] erregt unser Bedenken. Unglücklicherweise bildet aber eben dieses eine Wort die Grundlage und die alleinige Grundlage der ganzen nachfolgenden Beweisführung fast bis ans Ende von Herrn *Kirchhoffs* Streitschrift. Da muß es uns denn wohl freistehen — denn auch die „Voreingenommenheit" kann diesmal „nicht vorsichtig genug sein" — jenen Satz und jenes Wort unter die Lupe einer geschärfteren Betrachtung zu legen. Wir sollen — so verlangt man von uns — auch in diesem Falle bei Herodot nicht willkürliches Belieben, sondern „bewußte Überlegung" voraussetzen? Ohne Zweifel. Aber auch „bestimmt erkennbare Gründe?" *Ja und nein*, je nachdem darunter *an sich* erkennbare oder *für uns* erkennbare Gründe verstanden werden. Denn nur wenn wir die Worte im ersteren Sinne verstehen, ergibt sich der Satz als ein berechtigter Schluß aus der vorangehenden Erörterung: aber freilich ist er dann unvermögend, irgendwelche von den Folgerungen zu tragen, die demnächst an ihn geknüpft werden. 11 [515] Verstehen wir hingegen die Worte im zweiten Sinne, dann vermag der Satz zwar jene Folgerungen zu tragen, aber er fließt in keiner Weise aus seinen angeblichen Prämissen. Im letzteren Falle ist der Satz nicht bewiesen, im ersteren ist er unfähig, irgend etwas anderes zu beweisen. Nur auf dem Geleise der einen Wortbedeutung gelangen wir zu dem Satze selbst, nur auf dem Geleise der anderen gelangen wir von ihm aus zu irgend etwas weiterem. Solch eine Vertauschung zweier Begriffsgeleise nennt man aber eine Äquivokation und den darauf gebauten Schluß einen Trugschluß. Und zwar stehen wir hier vor einem scharf charakterisierten Falle jenes Fehlschlusses, den die Scholastiker als *fallacia*

[1] Auch sonst sind die aus den Schriften unseres Gegners angeführten Worte, die wir hervorheben zu müssen glaubten, in dieser Weise durch den Druck ausgezeichnet worden.

accidentis, einige Neuere (unter Anlehnung an einen altbekannten verwandten Ausdruck) als Übergang ***a dicto simpliciter ad dictum secundum quid*** bezeichnet haben.

Doch es bedarf nicht des Appells an die Kunstregeln, nicht der Einkleidung in das Wortgewand der formalen Logik, damit die Fehlerhaftigkeit des hier angebahnten und im folgenden weiter ausgeführten Räsonnements jedem Auge sichtbar werde. In so und so vielen Fällen hat unser Geschichtschreiber einen Bericht oder eine Ausführung, die er an einer früheren Stelle geben konnte, für eine spätere aufgespart und auf diese vorgreifend verwiesen. So oft uns der Inhalt jenes Berichtes oder jener Ausführung bekannt ist und desgleichen der Zusammenhang, in dem sie erscheinen, vermögen wir, wie von vornherein zu erwarten war, die Zweckgemäßheit des Verfahrens oder (anders ausgedrückt) die Gründe zu erkennen, die den Autor so und nicht anders vorgehen ließen. Darum — so zu folgern wird uns zugemutet — sollen solche Gründe nicht nur an sich erkennbar, d. h. objektiv vorhanden, sondern auch für uns erkennbar sein in einem Falle, in welchem jene Voraussetzung nicht zutrifft, in dem uns der Inhalt des Berichtes so gut als völlig und der Zusammenhang mit seiner Umgebung ganz und gar unbekannt ist. Und weil wir unter diesen Umständen nicht die Gründe aufzufinden imstande sind, die den Historiker bestimmt haben mögen, einen uns im wesentlichen unbekannten Bericht an dieser oder jener Stelle der letzten zwei Bücher seines Werkes anzubringen oder anbringen zu wollen, darum soll die Möglichkeit als widerlegt gelten, daß er irgend etwas Derartiges zu tun beabsichtigt hat! So steht es um die Basis jenes strikten Nachweises, „daß in dem vorliegenden Falle ein Bericht des gewünschten Inhalts im Bereiche des achten und neunten Buches einen Platz gar nicht hätte finden können —".

12 [516]

In alle Einzelheiten dieser angeblichen Beweisführung einzugehen mag man uns erlassen. Immer und immer wird dabei der Tatsache vergessen, daß wir über den Inhalt jenes Berichtes und daher auch über die Art seiner An-

knüpfung an die Geschichtserzählung ganz und gar im unklaren sind. Wer war der Trachinier Athenades, dessen Name nur hier und nirgendwo sonst erscheint? Was gab es sonst von ihm zu melden? In welche Ereignisse war er verflochten? Welches war das Streitobjekt zwischen ihm und Ephialtes? Mit welchen anderen Vorgängen war diese Fehde verknüpft? Auf alle diese Fragen fehlt uns die Antwort; über den ganzen Gegenstand ist eine Wolke tiefsten Dunkels gebreitet. Wie kann man uns unter diesen Umständen eine Auskunft darüber abverlangen, welche Stelle der letzten Bücher sich wohl zur Einschaltung jenes Berichtes von der Tötung des Ephialtes durch Athenades geeignet haben mag, und aus unserer Unfähigkeit, diesem Verlangen zu entsprechen, den Schluß ziehen, daß jene Einschaltung überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit war? Und von den unerfüllbaren Forderungen abgesehen, die an unser tatsächliches Wissen gestellt werden, wie überspannt sind auch die Ansprüche an den Geschichtschreiber und an die bewußte Planmäßigkeit seines Vorgehens! Da Herodot die näheren Umstände jenes VII, 213 erwähnten Ereignisses weder sofort ebendaselbst, „und alsdann selbstverständlich in aller Kürze, mitteilen", noch auch „als für die Sache, um die es sich handelte, unwesentlich übergehen wollte" .... „so folgt daraus (so heißt es S. 14), daß die Disposition des zu behandelnden Stoffes, nach welcher er arbeitete, ihm ohnehin die Notwendigkeit auferlegte, an einer späteren Stelle der Darstellung auf den Gegenstand in einem anderen Zusammenhange zurückkommen zu müssen, und daß diese später sich bietende Gelegenheit sich nach seinem Urteile besser dazu eignete, ausführlicher auf die Sache einzugehen als die vorliegende, offenbar, weil der Punkt, um den es sich handelt, für den Zusammenhang an der späteren Stelle so wesentlich und darum unumgänglich, wie an der vorliegenden gleichgültig und nebensächlich war?" Urteilten wir anders, so würden wir dem Geschichtschreiber „unentschuldbares Unrecht" tun ... „Wir müßten selbst Willkür üben, um ihn der Willkür zeihen zu können." — Doch nicht

13 [517]

nur überspannt sind die Forderungen, die an dieser Stelle — die mir als Muster der deduktiven Behandlung eines Gegenstandes gilt, der eine solche nicht gestattet — ausgesprochen werden, sie sind auch in sich widersprechend. Oder genügt nicht die eine dieser Annahmen, daß nämlich jene „später sich bietende Gelegenheit sich nach seinem Urteile" zur ausführlicheren Behandlung der Sache „besser" eignete „als die vorliegende", um Herodots Vorgehen ausreichend zu erklären? Und fällt nicht die vermeintlich erschlossene „Notwendigkeit", „auf den Gegenstand" späterhin „zurückkommen zu müssen", und was sonst noch mit so wenig gerechtfertigter Emphase behauptet und weiterhin daraus abgeleitet wird, daneben zu Boden? Halten wir aber Herrn Kirchhoff an diesem Zugeständnisse fest, das er sich in einem unbewachten Augenblick entschlüpfen ließ, zu wie viel bescheideneren Verhältnissen schrumpft dann nicht das so maßlos aufgebauschte Problem zusammen! Oder was ließe sich wohl ernstlich dagegen erinnern, wenn jemand etwa die nachfolgende Lösung des Rätsels in Vorschlag brächte? Herodot wollte auf einem Höhepunkte seiner Geschichtserzählung — und eine solche bildet doch wahrlich die Schilderung der Thermopylenkämpfe — nicht länger, als es sein unmittelbarer Zweck, den durch Ephialtes geübten Verrat als tatsächlich stattgehabt zu erweisen, unbedingt erforderte, bei diesem Nebenpunkte der Darstellung verweilen. Dazu genügte der knappe Hinweis auf die späterhin erfolgte Tötung des Verräters und die von dem Totschläger dafür eingeheimsten Ehren. Der Anlaß (die *αἰτίη*) jener Gewalttat aber mochte sich nicht mit so wenigen Worten oder Sätzen mitteilen lassen, als der Historiker an dieser Stelle darauf zu wenden als angemessen erachtete. So wäre es denn eine Rücksicht der künstlerischen Ökonomie gewesen, die ihn dazu bewog, die Haupterzählung von diesem Beiwerk zu entlasten und dieses einer späteren Stelle vorzubehalten. Dort mußte allerdings die Möglichkeit einer Anknüpfung gegeben sein; allein worin diese bestand, dies wissen wir weder, noch können wir in Anbetracht unserer Unkenntnis

14 [518]

der einschlägigen Personen und Vorgänge es zu wissen irgendwie beanspruchen. Auch sage niemand, wir müßten den Ausfall jener Meldung (falls ein solcher Ausfall stattgefunden hat) an einer Störung oder Lockerung des Zusammenhangs zu erkennen vermögen. Wer würde denn etwas vermissen, wenn einer oder der andere jener kleinen Abschnitte wegfiele, die bei unserem Historiker mit Wendungen eingeführt werden, wie „Dieses Mannes Vorfahr war es, welcher" usw., oder „In dieser Schlacht tat sich N. N. hervor, welcher" usw.? Der Zusammenhang des einzuschaltenden Berichtes mit irgendwelchen im achten oder neunten Buche erzählten Begebenheiten mochte ein sehr enger, er mochte aber auch von recht loser Art sein. Denn in lässiger Bequemlichkeit seines Weges zu ziehen und lockende Seitenpfade nicht zu meiden, sondern aufzusuchen, dies ist die Weise des Halikarnassiers, welche dieser nicht nur übt, zu der er sich vielmehr ausdrücklich bekennt (*προσθήκας γὰρ δή μοι ὁ λόγος ἐξ ἀρχῆς ἐδίζητο* IV, 30). Und wer möchte wohl, nebenbei bemerkt, des anmutigen Joniers behaglich nachlässigen Gang, der die Jahrhunderte entzückt hat, gegen einen ängstlich abgezirkelten, steifen Paradeschritt vertauscht sehen? Wer beides stetig im Auge behält: unsere t o t a l e U n k e n n t n i s des Inhalts jenes in Aussicht genommenen Berichtes und unseres Autors ausgesprochene V o r l i e b e f ü r A b s c h w e i f u n g e n u n d E i n s c h a l t u n g e n aller Art, wobei er sich, wie wir hinzufügen dürfen, um die Zwanglosigkeit der Übergänge keineswegs ängstlich bekümmert zeigt — der wird wohl von der Zuversicht einigermaßen betroffen sein, mit der Herr K i r c h h o f f uns immer von neuem versichert, es sei unmöglich und undenkbar, daß Herodot jene Meldung an irgend einem Punkte der letzten zwei Bücher einzufügen jemals beabsichtigt haben konnte (S. 15—18).[1]

[1] „Ebenso unbestreitbar ist dagegen, daß nicht ein einziger Abschnitt der Erzählung des achten und neunten Buches sich nachweisen läßt, welchem eine Episode dieses Inhalts" (d. h. eines uns im wesentlichen völlig unbekannten Inhalts!) „denkbarerweise je hätte eingefügt werden können —" (S. 27). — „Ist dem aber so, so folgt, daß die ver-

Gern scheide ich von diesen Kraftsprüchen und Machtgeboten, um mich der Schlußpartie der Abhandlung zuzuwenden (S. 19—20), in der uns eine sehr erfreuliche Veränderung des Tones und der Methode entgegentritt. Aus den Höhen jenes anspruchsvollen, angeblich apodeiktischen Verfahrens steigt der Verfasser herab in die Niederungen maßvoller und nüchterner Wahrscheinlichkeitserwägungen. Freilich, die Art, 15 in der sich dieser Wechsel des Kampfterrains vollzieht, [519] ist dazu angetan, unser lebhaftes Erstaunen zu erregen. Meine Leser haben sicherlich gleich mir den Eindruck empfangen, jener von Herrn Kirchhoff aufgerichtete argumentative Bau solle seine schließliche Krönung empfangen durch den Nachweis einer für den Geschichtschreiber bestehenden Nötigung, an einem jenseits des jetzigen Schlusses seines Werkes liegenden Punkte auf den Anlaß zur Tat des Athenades oder auf diese selbst zurückzukommen.[1] Allein

mißte Erzählung im Bereiche des achten und neunten Buches nicht nur nie wirklich gestanden hat, sondern auch von Herodot nicht bestimmt gewesen sein kann, innerhalb derselben untergebracht zu werden —" (S. 18).

[1] Dieser Eindruck beruht nicht auf einer einzelnen Stelle, sondern auf der ganzen Anlage des Beweisganges. Aber leugnen will ich nicht, daß meine oben ausgedrückte Erwartung insbesondere durch einen Satz erregt worden ist, welchen mißverstanden zu haben ich nunmehr bekennen muß. Ich meine den bereits S. 152f. angeführten Satz aus S. 14: „Wenn er nun weder das eine noch das andere getan, sondern auf eine später zu gebende Darstellung verwiesen hat, so folgt daraus, daß die Disposition des zu behandelnden Stoffes, nach welcher er arbeitete, ihm ohnehin die Notwendigkeit auferlegte, an einer späteren Stelle der Darstellung auf den Gegenstand in einem anderen Zusammenhang zurückkommen zu müssen —." Ich verstand diese Äußerung dahin, daß hier von einer äußeren, im geschichtlichen Stoffe liegenden Nötigung die Rede sei, und diese Auffassung war wohl durch die Worte „des zu behandelnden Stoffes" nahe genug gelegt; auch glaubte ich in jenen volltönenden Worten einen einigermaßen entsprechenden und nicht den allerkärglichsten Inhalt suchen zu müssen. Allein der grelle Widerspruch, der sich alsdann mit dem oben (aus S. 19) angeführten Satze ergibt, wo nicht von irgendwelcher Notwendigkeit, sondern von einer bloßen Möglichkeit gesprochen wird, läßt mich meinen Irrtum erkennen. Mit der „Disposition des zu behandelnden Stoffes" ist offenbar nichts anderes gemeint als die von dem willkürlichen Belieben des

unsere Erwartung wird vollständig getäuscht. Nichts Derartiges wird auch nur versucht. Mit löblichster Offenheit, aber in schneidendem Gegensatz zu der deduktiven Strenge der polemischen Erörterungen wird uns nunmehr, da der Verfasser selbst zu positiven Aufstellungen übergeht, erklärt: „Was er freilich beabsichtigt hat und was nicht, können wir nicht wissen; zu konstatieren aber ist, daß, wenn er es wollte und für angemessen erachtete, er in einem noch heute erkennbaren Zusammenhange vom Tode des Ephialtes sehr wohl handeln konnte“ (S. 19).

Wäre nun der Nachweis dieses „erkennbaren“ Zusammenhanges, in welchem von dem Tode des Ephialtes gehandelt werden „konnte“, aufs vollständigste geglückt, so würde damit für die These unseres Gegners immer nur blutwenig

---

Autors abhängige Stoffauswahl und Anordnung. Und besagen sollen die Worte einfach dies: „Als Herodot auf die Ursache der Tat des Athenades zurückzukommen versprach, mußte er die Absicht hegen, an jener späteren Stelle irgend einen Vorgang zu erzählen, der damit im engsten Zusammenhange stand“, wobei Herr Kirchhoff an keinen anderen Vorgang denkt als — an die Tat des Athenades selbst. Diese ist ja übrigens bereits einmal in Kürze erzählt, und ihre nochmalige ausführlichere Wiedererzählung wäre zwar nicht etwas Unerhörtes, aber doch auch wieder nicht etwas so Gewöhnliches, daß wir solch eine Wiederholung von vornherein vorauszusetzen uns befugt erachten könnten. „Allerdings würde so“, bemerkt Herr Kirchhoff selbst (S. 20), . . . „das vollendete Geschichtswerk zwei Darstellungen derselben Ereignisse gebracht haben, eine vorläufige und bloß andeutende im jetzigen siebenten Buche und eine ausführliche und eingehende in einem späteren Zusammenhange, zu welchem sie zeitlich in unmittelbarer Beziehung standen. Allein dergleichen begegnet bei Herodot auch sonst“, worauf in der Tat ein Beispiel solchen Verfahrens beigebracht wird. Dieselbe Annahme wird ebendaselbst auch in betreff des VI, 72 vorgreifend erzählten Zuges des Leotychides nach Thessalien gemacht, mit welchem „Ephialtes' letzte Lebensschicksale“ angeblich „in ersichtlichem Zusammenhange standen“. Sollte es nicht richtiger sein, da wir bei unserem Historiker doch nicht wohl eine besondere Vorliebe für Wiederholungen voraussetzen dürfen, in dieser gleichwie in anderen vorgreifenden Mitteilungen ein Anzeichen mehr dafür zu erblicken, daß er nicht die Absicht hatte, die zusammenhängende Geschichtserzählung über die Grenzen des Werkes, wie es uns vorliegt, hinauszuführen?

gewonnen sein. Denn dieser einen mit unseren Mitteln erkennbaren Möglichkeit stehen, wie selbstverständlich, alle jene Möglichkeiten gegenüber, die für uns notwendig unerkennbar bleiben müssen, weil sie mit uns unbekannten Tatsachen, nämlich mit den Lebensschicksalen des Athenades und mit jenem Vorfall oder jenen „Ereignissen" verknüpft sind, welche die Grundlage des Zerwürfnisses zwischen den beiden gebildet haben und die — wie Herr Kirchhoff selbst zuzugeben kein Bedenken trägt — „sich an sich sehr wohl in dem oben bezeichneten Zeitraume von 480—478 zugetragen haben" können (S. 16). So ist es uns denn im besten Falle nicht vergönnt, diese verschiedenen Möglichkeiten gegeneinander abwägen und eine auf Wahrscheinlichkeitsgründen ruhende Auswahl zwischen ihnen treffen zu können. Unter diesen Umständen ist es für mich ein Gegenstand wahrhaften Bedauerns, diese ermüdende Erörterung nicht hier beschließen zu dürfen, sondern der Vollständigkeit halber noch die Blößen 16 aufdecken zu müssen, welche auch dieser so bescheiden be- [520] ginnende und so zuversichtlich abschließende[1] Teil der gegnerischen Abhandlung dem nachprüfenden Leser darbietet. Wohl aber darf ich mich bei dieser für unseren Hauptzweck

[1] „Ich glaube durch die vorstehende Auseinandersetzung klargestellt zu haben, in welcher Weise die Tatsachen, um die es sich handelt, meiner Ansicht nach aufzufassen und zu erklären sind. Obwohl ich die Auffassung, welche ich vertrete, für die allein richtige und einzig mögliche immer gehalten habe und noch halte, so bilde ich mir doch nicht ein, durch meine Darlegung irgend jemand überzeugt zu haben oder überzeugen zu können, der aus irgend einem Grunde von dem Wunsche beseelt ist, daß die Dinge sich anders verhalten möchten; aber ich beanspruche das Zugeständnis, daß, wenn er sich und anderen die Dinge in einer Weise zurechtlegen will, bei welcher seinen Wünschen Befriedigung wird, er verpflichtet ist, entweder seine Ansicht solider zu begründen, als bisher geschehen, oder auf eine Beachtung derselben durch andere ein- für allemal zu verzichten." Ich will auf diese herausfordernde Sprache nicht im gleichen Tone erwidern und stelle es getrost dem Urteil aller billig Denkenden anheim, zu entscheiden, wen und wen nicht in diesem Falle der Vorwurf mit Recht trifft, sich „die Dinge in einer" vorgefaßten Meinungen entsprechenden „Weise zurechtlegen" zu wollen.

minder belangreichen Diskussion so großer Kürze befleißen. als die Sache nur irgend zuläßt. Nach Herrn Kirchhoffs Darlegung ward Ephialtes durch die Amphiktionen „frühestens in der Frühlingspylaea 478“ geächtet und „das klägliche Scheitern der Expedition des“ spartanischen Königs „Leotychides gegen Thessalien“, welche fast sicherlich „im Jahre 476—475 stattgefunden“ und „Spartas Einfluß in Mittelgriechenland“ gebrochen hat, soll auch dem Verräter den erforderlichen Mut eingeflößt haben, um in seine Heimat zurückzukehren. Dies sei der historische Zusammenhang, für welchen „Herodot sehr wohl den Bericht von“ Ephialtes' Ende aufsparen und auf den er „bei Gelegenheit einer beiläufigen und vorgreifenden Erwähnung im siebenten Buche in Ansehung der näheren Details verweisen konnte“. Diese Möglichkeit auch nur für eine irgendwie in Rechnung zu ziehende Wahrscheinlichkeit zu halten, daran hindern mich zwei nicht allzu fern liegende Erwägungen. Erstens und vornehmlich: allerdings ist der Verderber des Leonidas und seiner Schar „aus Besorgnis vor der Rache der Lakedämonier“ (*δείσας τοὺς Λακεδαιμονίους*) nach Thessalien entwichen: allein, sobald er von dem Amphiktionenrat für vogelfrei erklärt war, hatte er ja keineswegs nur mehr diese seine erbittertsten Feinde zu fürchten, sondern die Bürger jeder griechischen Bundesstadt, ja selbst außerhalb dieses Kreises jeden einzelnen, sei es vaterländisch gesinnten, sei es gewinnsüchtigen Griechen, welcher Willens und vermögend war, das Gebot des Bundesrates zu vollstrecken und den von diesem ausgesetzten Preis zu erringen. Ferner aber: die eigenen Worte Herodots, *χρόνῳ ὕστερον*, weisen auf eine längere Zwischenzeit hin, die zwischen der Missetat und der durch die Pylagoren verhängten Ächtung des Missetäters einerseits und seiner Rückkehr nach Antikyra andererseits verflossen war. [Vgl. VI, 72—73 und IX, 64.] Und noch weit entscheidender weist darauf die Natur der Sache selbst hin. Die Zeit breitet ja über alles Geschehene ihre dämpfenden und verhüllenden Schleier: das Feuer des bestbegründeten nationalen und patriotischen Zornes mag erlöschen: selbst ein so feierlicher

Akt wie jene Achtserklärung kann in halbe Vergessenheit
17 geraten. Aber auch schon nach so kurzer Frist? Vier Jahre
[521] nach einer Tat, welche die Gemüter der Zeit- und Volksgenossen im tiefsten Innern erregen mußte — zwei Jahre nachdem die höchste Autorität der hellenischen Nation die gebührende Strafe über den Verräter verhängt hatte? Nimmermehr! Derlei auch nur im eingeschränktesten Maße annehmen, es für irgend wahrscheinlich halten zu sollen, daß der „klägliche" Mißerfolg des spartanischen Kriegszuges gegen Thessalien — wenn anders von solch einem kläglichen Mißerfolg die Rede sein kann[1] — allein ausreichte, um dem

[1] Über diese Expedition sind wir äußerst unzulänglich unterrichtet. Als mehr oder minder erfolgreich erscheint sie in der Schrift De malign. Herodoti c. 21, 2: *τὴν δ' ἐν Θετταλοῖς δυναστείαν ἔπαυσαν* (die Lakedämonier), *Ἀριστομήδη καὶ Ἄγγελον καταλύσαντες διὰ Λεωτυχίδου τοῦ βασιλέως* —, wobei man freilich zunächst nicht weiß, ob das Vertrauen, das die Bestimmtheit dieser Angaben an sich erwecken kann, das Mißtrauen überwiegen soll, das uns die tendenziöse Natur der ganzen Schrift einflößt. Nach Herodot und Pausanias, unseren alleinigen sonstigen Gewährsmännern — deren letzterer vom ersteren teilweise, aber nicht vollständig abhängt (s. Wernicke, De Pausan. studiis Herodot., p. 64) — war Leotychides im Felde siegreich, hat aber seine Erfolge nicht ausreichend ausgenützt. Das Gold der Aleuaden verdarb, was das spartaniche Eisen gewonnen hatte, — ein Beleg mehr für die Wahrheit des alten Spruches: *ἁ φιλοχρηματία Σπάρταν ὀλεῖ, ἄλλο γὰρ οὐδέν.* Trugen sich die Dinge genau so zu, wie Herodot und Pausanias (VI, 72) sie darstellen, so ist jedenfalls an einen schmählichen, fluchtartigen Rückzug der Spartaner nicht zu denken. Denn wenn der verräterische König mitten im Feindesland, im Heerlager selbst (*αὐτοῦ ἐν τῷ στρατοπέδῳ*) der Bestechung überführt ward, so muß das durch Kommissarien geschehen sein, welche den Willen und nach den vorangegangenen Siegen (*ὅτε* — l. *ἅτε* — *ἀεὶ νικῶντι ἐν ταῖς μάχαις* Pausan. III, 7, 9) auch die Macht besaßen, solch einen „kläglichen Mißerfolg" hintanzuhalten. Allerdings mag Leotychides Vorteile aufgegeben haben, die nicht mehr in vollem Maße zurückzuerringen waren. So vereinigt sich alles, uns an einen halben oder teilweisen Erfolg des Kriegszuges glauben zu lassen, der freilich hinter den hochfliegenden Erwartungen, welche sein Beginn erregen konnte (*παρεὸν δέ οἱ ὑποχείρια πάντα ποιήσασθαι* Herod. l. l., *καί οἱ καταστρέψασθαι Θεσσαλίαν πᾶσαν ἐξὸν* Pausan. l. l.), weit genug zurückgeblieben sein mag. Und diese Auffassung wird nicht dadurch widerlegt, daß das Geschlecht der Aleuaden in Pharsalos die

Landflüchtigen die Heimkehr bereits nach so knapper Frist als rätlich oder gefahrlos erscheinen zu lassen — das sind

---

Herrschaft beibehielt und das Land überhaupt im Laufe der nächsten Jahrzehnte mehr und mehr dem athenischen Machtkreis anheimfiel (vgl. Duncker, Gesch. d. Altert. VIII, 64 Anm.).

Anders scheint Herr Kirchhoff diese Dinge anzusehen. Seine auf jenes Spartanerkönigs Ende zu Tegea bezüglichen Worte: „wohin er sich zurückgezogen hatte, um sich der Verantwortung für den Mißerfolg der thessalischen Expedition, welche man ihm in Sparta zur Last legte, zu entziehen" (S. 19), machen im Vereine mit dem, was er über „das klägliche Scheitern" des Feldzuges und von „dem weichenden Heere der Peloponnesier" (ebend.) zu erzählen weiß, den Eindruck, als weigerte er unseren Zeugen den Glauben, die einerseits den Leotychides der Bestechung überführt sein lassen, andererseits keinen derartigen totalen Mißerfolg melden. Er scheint in jenen Berichten die von nationalem Dünkel und dem Glauben an die eigene Unbesiegbarkeit eingegebene spartanische Version dieser Vorgänge zu erblicken, — einen jener Versuche, eine erlittene Niederlage dadurch zu beschönigen, daß man sie auf einen Sündenbock abwälzt, deren die Geschichte alter und neuer Zeit so viele kennt. Allein etwas Derartiges auch im vorliegenden Falle nicht nur für möglich, sondern für wahrscheinlich oder gar für gewiß zu halten, davon scheint doch gar manches abzumahnen. Einmal war unser Hauptzeuge keineswegs — um das Geringste zu sagen — so voreingenommen oder so parteiisch für Sparta, um an solch einem Vertuschungswerk als Täuschender oder auch als Getäuschter teilzunehmen; ferner aber und vornehmlich: erhebliche Niederlagen lakonischer Streitkräfte waren in jener Zeit — ein Jahrhundert vor Leuktra — keineswegs ein so häufiges Vorkommnis, daß man derlei ohne dringende Not im Widerspruch mit allen Quellen anzunehmen berechtigt wäre. Wie unwahrscheinlich auch, selbst bei aller Kärglichkeit der Nachrichten über jene Epoche, daß uns von solch einem Ereignis keinerlei Kunde sollte zugekommen sein, — von einem Begebnis, welches ebensosehr durch seine Seltenheit die Einbildungskraft zu beschäftigen als durch seine Beschaffenheit die späterhin so schreiblustigen Gegner und Rivalen Spartas mit Genugtuung zu erfüllen geeignet war. Ich hoffe daher, nicht der Unkritik geziehen zu werden, wenn ich heute noch die Worte unterschreibe, in welche der doch auch nicht eben von blindem Vertrauen in die Wahrhaftigkeit unserer Quellen erfüllte Grote vor mehr als einem Menschenalter sein Wissen von diesen Begebenheiten zusammenfaßte: „*Successful in this expedition, he (Leotychides) suffered himself to be bribed and was even detected with a large sum of money on his person*" (Hist. of Greece V², 352).

Zumutungen an unsere Glaubenskraft, welchen diese sich nicht gewachsen zeigt.

Herrn Kirchhoffs Streitschrift beläßt, wie man sieht, die Kontroverse, welche sie zu schlichten vorgibt, genau dort, wo sie diese gefunden hat. Der Versuch, die Entscheidung lediglich aus der einen vielerörterten Stelle zu schöpfen, darf als gescheitert gelten. Die Frage ist nach wie vor aus allgemeinen Gesichtspunkten zu beurteilen. Wer von solchen ausgehend zu der Ansicht gelangt ist, daß uns in Herodots Werk ein „Torso“ vor Augen liegt, der darf in jenem uneingelösten Versprechen mit Fug ein dieses Ergebnis verstärkendes Moment erblicken. Anders derjenige, der auf Grund der Beschaffenheit des tatsächlich vorhandenen Schlusses gleichwie sonstiger mannigfacher und schwerwiegender Indizien die entgegengesetzte Überzeugung gewonnen hat. Dieser wird die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, daß uns die Erfüllung jener Verheißung durch eine geringfügige Dispositionsveränderung und eine hinzutretende Achtlosigkeit des Autors[1]

[1] Ich meine natürlich die unterlassene Tilgung des Versprechens, auf dessen Erfüllung der Geschichtschreiber verzichtet hatte (falls diese Auffassung der Sache die richtige und nicht vielmehr eine Lücke anzunehmen ist). Diese Versäumnis ist gewiß auffällig, aber sie wäre es in noch weit höherem Maße, wenn das Vorkommnis einem frühen und nicht vielmehr einem der letzten Bücher angehörte. Tatsächlich findet es sich an der Schwelle des letzten Sechstels des Werkes (S. 494 der Bekkerschen, im ganzen 604 Seiten zählenden Textausgabe). Und daß der Autor diese seinem Lebensende näher, möglicherweise sehr nahe liegende Schlußpartie minder häufig wiedergelesen und daher minder eindringlich revidiert hat als die älteren Teile, die kein derartiges Versehen aufzuweisen haben, ist dies eine jeder Wahrscheinlichkeit entbehrende Annahme? — Wie harmlos erscheint doch auch diese unsere Voraussetzung im Vergleich mit den Hypothesen, zu welchen Herr Kirchhoff zu greifen sich genötigt sieht, um die I, 106 und I, 184 vorkommenden, im Laufe des Werkes nicht eingelösten Zusagen unter gleichzeitiger Leugnung der einstigen selbständigen Existenz der „assyrischen Geschichten“ erklären zu können. Dort sind es zwei Fälle, in betreff deren dem Historiker eine Vergeßlichkeit schuld gegeben wird, hier nur einer; dort bezieht sich das uneingelöste wiederholte Versprechen auf eine ganze gewichtige Partie des Geschichtswerkes, hier auf einen

oder auch nur durch einen Zufall der Überlieferung vorenthalten sei, für weit geringer halten dürfen als die zahl-

vereinzelten, vergleichsweise belanglosen Vorfall; dort mußte der Autor (wie auch Herr Kirchhoff bereitwillig einräumt) schon vor Abschluß des dritten Buches erkennen, daß sich zur Einschaltung der in Aussicht gestellten Mitteilungen keine geeignete Stelle mehr finden werde, hier mochte seine Sinnesänderung erst bei der Abfassung eines (möglicherweise sehr späten) Abschnittes der letzten zwei Bücher Platz greifen; dort begegnen jene zwei Fälle innerhalb des ersten Siebentels (vor S. 80 der Bekkerschen Ausgabe), hier der eine Fall (wie bereits bemerkt) innerhalb des letzten Sechstels des Gesamtwerkes. Allerdings versucht es Herr Kirchhoff, jene Hypothese mittels einer Hilfshypothese zu stützen und abzurunden, — mittels der Voraussetzung nämlich, „daß durch eine längere Unterbrechung der Arbeit Herodot in etwas aus dem Zusammenhange gekommen war“ (Über die Entstehungszeit usw.[2] 6). Allein daß diese Annahme — welche, nebenbei bemerkt, aus zwei Unwahrscheinlichkeiten eine Wahrscheinlichkeit zu erzeugen bemüht ist, etwa gleichwie zwei Verneinungen eine Bejahung ergeben — ganz und gar nichts besagt und das Unerklärliche nicht um ein Haar breit erklärlicher macht, dies habe ich bereits einmal (hier S. 130 f.) ausreichend hervorgehoben. Oder vielmehr nicht ausreichend. Denn ob, wie oft oder wie lange die Lebensarbeit des Halikarnassiers unterbrochen ward, das werden wir niemals auch nur mit annähernder Sicherheit zu sagen wissen; so viel aber ist völlig gewiß, daß er trotz aller Störungen und Unterbrechungen, welche die Ausarbeitung des Musenwerkes erleiden mochte, die vielfach durcheinandergeschlagenen Fäden stets in fester und sicherer Hand hielt, mag nun seine Gedächtniskraft sich dazu genügend erwiesen oder er (was ungleich glaublicher scheint) zum mindesten bei jeder Wiederaufnahme der Arbeit das bis dahin Geschriebene mit aufmerksamster Sorgfalt wieder und wieder gelesen haben. Denn daß jener Kirchhoffsche Erklärungsversuch nicht nur anfechtbar, daß er vielmehr unbedingt unzulässig ist, dies erhellt (von der so kunstvoll verflochtenen, vom Hauptthema, insbesondere in den ersten Büchern, fortwährend abschweifenden und oft auf verschlungenen Wegen wieder zu ihm zurückkehrenden Komposition abgesehen) sofort, sobald man sich der vielen Vor- und auch Rückverweisungen erinnert, von welchen letzteren meines Wissens in diesem Zusammenhange befremdlicherweise noch nicht die Rede gewesen ist.* Ich will aus der Zahl dieser Fälle

* Hierin irrte ich. Ernst Bachof hat in seinem vortrefflichen Aufsatze „Die Ἀσσύριοι λόγοι des Herodotos“ (Jahrbücher für klass. Philol. 1877) bereits von diesem entscheidenden Beweisgrunde Gebrauch gemacht. (Korrekturnote.)

reichen Unwahrscheinlichkeiten der nur auf dieser einen Stütze ruhenden gegnerischen These. Den Umstand endlich.

(man vergleiche VI, 19 mit I, 92 und V, 36; V, 36 mit I, 92; V, 4 mit IV, 94) nur einen speziell namhaft machen, der von geradezu ausschlaggebender Bedeutung ist. Ich meine VII, 94, wo es von den Karern heißt: *οὗτοι δὲ οἵτινες πρότερον ἐκαλέοντο, ἐν τοῖς πρώτοισι τῶν λόγων εἴρηται*, womit auf I, 171 zurückgewiesen wird: *τὸ γὰρ παλαιὸν ἐόντες Μίνω τε κατήκοοι καὶ καλεόμενοι Λέλεγες εἶχον τὰς νήσους* —. Derselbe Schriftsteller also, der sich des Vorkommens einer so geringfügigen Angabe in einem der frühesten Abschnitte seines Werkes — einer Angabe überdies, auf welche zurückzugreifen keinerlei Notwendigkeit vorlag — an so später Stelle mit Sicherheit erinnert, soll zugleich vergessen haben, eine in eben jenen Abschnitten (ist doch das Kap. 171 zwischen 106 und 184 gelegen!) enthaltene belangreiche und, so lange sie ungetilgt blieb, im höchsten Maße irreleitende Doppelzusage zu tilgen? So launenhaft wirkende Faktoren, wie es unter solchen Voraussetzungen das Erinnerungsvermögen oder die Arbeitsweise Herodots wären, kann, so meine ich, die historische Kritik so wenig in Betracht ziehen, als etwa die Physik das Dasein intermittierender Naturkräfte anerkennt. Die etwaige Erwiderung aber, nicht ein Vergessen oder Übersehen, sondern der Mangel eines redaktionellen Abschlusses habe jene Anomalien verschuldet, ist mit genau demselben Grundgebrechen behaftet, — so lange wenigstens, als es nicht gelingt, andere Wirkungen der vorausgesetzten Ursache, d. h. andere derartige Verstöße in größerer Zahl und von einigermaßen annäherndem Gewichte nachzuweisen. Ein dahin zielender Versuch ist von Herrn Stein unternommen und von uns mit Gründen zurückgewiesen worden, die (so viel ich weiß) ziemlich allgemein als entscheidende gelten. Jedenfalls hat sich Herr Kirchhoff, mit welchem wir es hier allein zu tun haben, jenen Beweisversuch niemals angeeignet, und es ist wohl wenig Aussicht vorhanden, daß er dies in Zukunft noch tun werde.

Nicht nur unternimmt es somit unser Gegner nicht, das Dasein jener Ursache durch die Stetigkeit der ihr zugeschriebenen Wirkungen zu erhärten: er macht von ihr vielmehr geradezu als von einer unstet wirkenden Ursache Gebrauch. Oder wäre dies ein zu starker Ausdruck für ein Verfahren, wie es das folgende ist? Die unterlassene Tilgung jener auf die *Ἀσσύριοι λόγοι* bezüglichen Zusagen wird durch den vermeintlichen Mangel eines redaktionellen Abschlusses gerechtfertigt, und zwar in Worten, die von völlig allgemeiner Anwendbarkeit sind und nicht etwa von dieser oder jener Partie des Werkes allein gelten. Sie bedeuten entweder überhaupt nichts oder sie bedeuten eine Eigenschaft des Ganzen: „Da er nun nicht einmal dazu gelangt ist, die Arbeit nach dem ursprünglichen Plane zu Ende zu führen, so ist es natürlich, voraus-

daß die Rückkehr und Tötung des Ephialtes fast sicherlich jenseits der Zeitgrenzen der zusammenhängenden Geschichtserzählung unseres Schriftstellers gelegen, d. h. nach 478 erfolgt ist, würde man mit Unrecht zugunsten jener Ansicht verwerten wollen. Denn einmal konnte (wie wir bereits 18 bemerken mußten) das Zerwürfnis zwischen Athenades und [522] Ephialtes, jener den Todschlag begründende Vorfall (die αἰτίη, welche Herodot eigentlich allein mitzuteilen verspricht) sehr wohl vor jene Zeitgrenzen — ja auch vor 480 — fallen. Dann aber hat es ja von vornherein nur geringe Wahrscheinlichkeit für sich, daß jener Privathandel in den Zusammenhang der großen geschichtlichen Begebenheiten als ein integrierender Bestandteil derselben verwoben werden sollte, während andererseits die Einschaltung chronologisch weit vor- und auch über jene Zeitgrenzen hinausgreifender episodischer Mitteilungen bei unserem Historiker nichts weniger als selten ist.

---

zusetzen, daß er auch die ausgearbeiteten Teile keiner abschließenden und ausgleichenden Revision unterworfen hat, und so erklärt es sich zur Genüge, warum Unfertigkeiten so auffälliger Art, wie die bemerkten, nicht von dem Verfasser selbst bemerkt und ausgeglichen worden sind." (Über die Entstehungszeit usw.[2] 6.)

Nun denke man, es gebe jemand, der zwar weder die voranstehende Behauptung noch ihre Begründung für richtig hält, der sich jedoch der Wahrnehmung nicht verschließen zu können glaubte, daß auch dem Vater der Geschichte gleich so vielen großen Schriftstellern ein vereinzeltes redaktionelles Versehen begegnet sei, von genau derselben Art wie jene Verstöße, welche Herr Kirchhoff ihm beimißt, aber von unvergleichlich geringerer Bedeutung und überdies durch mildernde Umstände mehrfacher Art entschuldigt und erklärlich gemacht. Er mochte hierin irren, er mochte auch, falls er nicht irrte, auf manche Einwendung gefaßt sein, nur nicht auf einen Widerspruch von eben jener Seite, von welcher der obige Satz ausgegangen ist, dessen umfassende Weite zwar weit mehr, als hier erfordert wird, aber darum doch auch dieses Wenige in sich schließt. Allein weit gefehlt! Er ist mit seinem Schluß vom Größeren auf das Kleinere übel angekommen; er hat sich nur den rauhen Bescheid geholt, daß seine vergleichsweise (wie ihm deuchte) so glimpfliche Voraussetzung dem Geschichtschreiber eine „durch nichts entschuldbare Nachlässigkeit" aufbürde. Wer gedächte hier nicht des Bibelwortes vom Splitter und vom Balken?

Noch ein Wort, ehe ich schließe und den Gegenstand dieser Betrachtungen, voraussichtlich für immer, verlasse. Die Scheu vor Wiederholungen hat der Wirksamkeit dieser Darlegungen ohne Zweifel erheblichen Eintrag getan. Denn während mein Gegner alles, was zugunsten seiner Ansicht sprechen konnte, in breitester Deutlichkeit entwickelt und seine früheren Andeutungen diesmal vollständig ausgeführt hat, glaubte ich mich eben in Ansehung der belangreichsten Beweisgründe mit bloßen Hindeutungen auf vordem gegebene Ausführungen begnügen zu sollen. Doch darf diese Enthaltsamkeit nicht so weit gehen, daß der Streitpunkt dadurch verschoben und in eine falsche Beleuchtung gerückt wird. Darum mag hier noch in kurzen Worten die Zurückweisung eines naheliegenden Irrtums erfolgen, auf dessen Abwehr ich bisher nicht ausreichend bedacht war. Die in Verhandlung stehende Streitfrage ist keineswegs als eine von vornherein offene zu betrachten. Wir sind nicht etwa darauf angewiesen, Herodots auf die Ausdehnung seines Werkes bezügliche Absichten nur aus inneren Gründen zu erschließen, bloß aus Merkmalen abzunehmen, über deren Tragweite und Bedeutung Verschiedene verschieden urteilen können. So stünde es in der Tat, wenn der Griffel der Hand des Historikers entsunken wäre, wenn die Erzählung inmitten eines Satzes abbräche, oder inmitten eines Abschnittes oder auch nur in der Mitte einer Geschichtspartie. Allein nichts von alledem findet in Wahrheit statt. Europas Befreiung von der drohenden Fremdherrschaft ist endgültig vollendet; der Kampf gegen Persien wird nur mehr von 19 einzelnen Gliedern des Griechenvolkes fortgeführt, er hat [523] aufgehört ein panhellenisches Unternehmen zu sein;[1] die Geschichtserzählung schließt mit der ausdrücklichen Versicherung, daß sich in jenem Jahre — dem Jahre der entscheidenden, wunderbaren Siege — nichts Weiteres begeben habe. An diesen Erzählungsabschluß wird mittels eines ganz

[1] Auf diesen Gesichtspunkt hat O. Nitzsch in jenen zwei Abhandlungen (s. hier 141 Anm.) hingewiesen, die nicht früher gekannt zu haben ich lebhaft bedauern muß.

und gar nicht naheliegenden und darum unverkennbar plan- und absichtsvollen Überganges nur mehr jener bedeutsame Ausspruch gereiht, der keinem Geringeren als dem Gründer des Perserreiches selbst als eine vielsagende Mahnung in den Mund gelegt wird und in welchem ein Grundthema der ganzen herzergreifenden Epopöe, der Gegensatz bedürfnisloser Freiheit und üppiger Knechtschaft, wie in einem mächtigen Akkorde ausklingt. Man mag immerhin darüber streiten (wenn ich gleich zu solchem Streit und Zweifel keinen Grund sehe), ob dies das von allem Anfang an ins Auge gefaßte Endziel ist oder ob der Werkmeister seinen Bau unter einem Notdach geborgen hat, als er sich durch irgendwelche Umstände verhindert sah, ihn dem ursprünglichen Grundriß gemäß zu vollenden.[1] Auch darüber mag eine Meinungsverschiedenheit möglich sein, ob das Werk seinen vollen redaktionellen Abschluß gefunden, d. h. ob sein Verfasser es selbst herausgegeben oder doch gleichsam druckfertig gemacht hat. Allein daß ein Abschluß — es sei nun ein endgültiger oder ein nur vorläufiger — vorhanden ist, dies kann kein Sehender leugnen. Daraus aber darf selbst, wer sich der äußersten Behutsamkeit im Folgern zu befleißen gelernt hat, sicherlich den Schluß ziehen, daß für die von uns vertretene These zum mindesten eine starke Präsumtion spricht, daß demjenigen, welcher den Historiker in einem bestimmten Zeitpunkte die „Feder fortwerfen" läßt,[2] der das „ganze großartig angelegte Werk" für einen „Torso" erklärt, die Last des Beweises in vollem Maße zufällt, daß es ihm

[1] Das war augenscheinlich die Meinung Otfried Müllers (Gr. Lit.-Gesch. I², 490), über welche ich vormals (hier S. 8 f.) nicht ganz billig geurteilt habe. Ich halte sie auch jetzt für nichts weniger als richtig; aber sie enthält nicht notwendig den inneren Widerspruch, den ich in ihr zu finden glaubte.

[2] „Wer der Überzeugung ist, welche auch ich teile, daß es die Absicht Herodots war, ..., begreift leicht, daß es andere Dinge als der Tod sein konnten, welche ihn, wenn nicht nötigten, doch veranlaßten mit dem Ende des Jahres 428 die Feder fortzuwerfen" (Über die Entstehungszeit usw. S. 28). — „Der Rest desselben wurde wohl noch vor Ende des Jahres 428 fertig, dann aber die Arbeit für immer abgebrochen;

nicht freisteht, die zur weiteren Verstärkung jener Vorvermutung beigebrachten Beweisgründe zu ignorieren, er vielmehr gehalten ist, ihnen andere und schwerer wiegende Argumente entgegenzustellen. Ob und inwieweit unser Gegner diesen aus der Natur der Sache fließenden Forderungen gerecht geworden ist, darüber mag nunmehr der unbefangene und einsichtige Leser entscheiden.

---

die ursprüngliche Disposition kam nicht zur Ausführung und das ganze großartig angelegte Werk blieb ein Torso" (ebend. S. 27).

[Von Gelehrten, die neuerlich die hier erörterte Frage behandelt haben, kommt der hier vertretenen Ansicht am nächsten Ed. Meyer in dem kleinen Aufsatz: „Ist Herodots Geschichte vollendet?" (Rhein. Mus. XLII, 146f.) und Evelyn Abbot im Journal of Philology vol. XV, Nr. 29, p. 86ff. U. v. Wilamowitz (Aristoteles und Athen I, 26f.) entfernt sich von der Kirchhoffschen Ansicht, ohne der unserigen sehr nahe zu kommen.]

17. Hérodote et Sophocle.[1]

Nous sommes assez mal informés sur la vie d'Hérodote. 141 La chronologie nous fait presque entièrement défaut. On est parvenu, il est vrai, à en fixer quelques points d'une importance mineure. Ainsi nous savons que l'historien voyageur a visité l'Egypte certainement après 460 (date de la bataille de Paprémis) et probablement après 455 ou même après 449, puisqu'il a vu le pays entier, y compris le Delta, jouissant d'une paix profonde. Nous savons, de plus, qu'il a commencé son grand travail à Athènes ou au moins après un séjour assez prolongé dans cette ville, qu'il l'a continué à Thurioi après 443, et que, pendant les trois ou quatre premières années de la guerre du Péloponèse, il a encore été occupé de l'œuvre qui l'a rendu immortel. Mais nous ignorons complètement l'époque de sa mort, et nous ne possédons sur celle de sa naissance aucune donnée à la fois précise et bien autorisée.

Je crois devoir appeler l'attention des érudits sur un petit document littéraire que l'on a indûment négligé jusqu'ici. Sophocle a adressé à Hérodote un poème dont Plutarque nous a préservé un vers et demi (*An seni respublica sit gerenda*, chap. III):

> *ᾨδὴν Ἡροδότῳ τεῦξεν Σοφοκλῆς ἐτέων ὢν*
> *πέντ' ἐπὶ πεντήκοντα.*

Tout mince qu'il est, ce fragment me semble suffisant à décider la question chronologique la plus importante, celle qui concerne la date de la naissance de l'historien d'Halicarnasse. Le raisonnement sur lequel je m'appuie forme une petite chaîne qui se compose de deux anneaux. Quiconque 142 voudra bien y réfléchir un instant m'accordera volontiers

[1] Mélanges Henri Weil, . . . Paris 1898.

que l'auteur du poème n'a pu, sans un manque absolu de tact et de goût, le commencer par les mots: „Moi, Sophocle, j'adresse ces vers à Hérodote à l'âge de cinquante-cinq ans“: sans mentionner en même temps l'âge de l'ami qu'il veut réjouir et honorer par cette épître poétique. Renfermer ces deux chiffres dans le cadre serré d'un seul vers élégiaque, lutter avec les difficultés inhérentes à cette tâche, en triompher avec aisance, c'était un jeu spirituel et gracieux: procéder autrement, c'eût été faire preuve d'une fatuité, sinon d'une arrogance tout à fait étrangère à celui qui, avant tout, a été „aimable ici et aimable là-bas“. Mais, si ce raisonnement est juste, si la fin mutilée du second vers a en effet contenu ce que nous y cherchons, il en résulte une conséquence assez grave. L'antiquité possédait des données précises sur la vie de Sophocle. Supposez que l'on était moins heureux à l'égard d'Hérodote; alors le distique du grand poète tragique était tout à fait propre à combler cette lacune, et les chronologistes éminents, l'opiniâtre Apollodore à leur tête, n'étaient pas gens à faire fi d'un témoignage aussi précieux. L'on disposait donc de moyens parfaitement suffisants pour déterminer l'époque de la naissance d'Hérodote, et une notice relative à ce sujet, que nous rencontrons dans les écrits d'un auteur quelconque, qui a pu et dû utiliser les travaux des chronologistes, a toutes les chances d'être vraie.

Or une pareille notice nous est en effet parvenue. Je parle du passage des *Hypomnemata* de Pamphilé, cité et traduit par Aulu-Gelle (XV, 23, 2), qui traite du synchronisme des trois historiens célèbres du Ve siècle. Selon Pamphilé, Hellanicus comptait, au moment où la guerre du Péloponèse éclata, soixante-cinq ans; Hérodote en comptait cinquante-trois: Thucydide quarante. Ce passage fameux a été le sujet de bien des commentaires. Quant à nous, nous nous rangeons sans hésiter à l'avis de M. Diels (*Rheinisches Museum* XXXI, 49), que, ici comme ailleurs, la chronique d'Apollodore est la source où le bas-bleu du temps de Néron a puisé son érudition chronologique. Nous n'insistons pas sur le caractère authentique de la notice en tant qu'elle concerne Thucydide. Nous

admettons même volontiers qu'elle ne reproduit probablement qu'un calcul basé sur ce que les anciens ont appelé *l'acmé*. Le grand historien déclare, au début de son œuvre, qu'il a suivi attentivement dès l'origine les événements de la guerre: on pouvait donc supposer qu'il avait atteint à cette époque l'âge de pleine maturité, fréquemment identifié avec l'âge de quarante ans. Cette argumentation de M. Diels est plus que spécieuse, parce qu'on a de bonnes raisons pour supposer que l'antiquité manquait de données précises sur l'année de naissance de Thucydide. Nous nous refusons, à vrai dire, absolument à croire qu'Apollodore, qui a donné tant de preuves d'une méthode sûre et consciencieuse, ait osé présenter une pareille conjecture comme un fait avéré. Ici encore, nous nous trouvons en plein accord avec M. Diels, sinon avec ses successeurs plus hardis que lui. 143

Quant à Hellanicus, personne n'a jusqu'ici tenté de rattacher la notice de Pamphilé à une conjecture quelconque, à une combinaison plus ou moins arbitraire. Mais on a émis des doutes, peu fondés selon nous, sur la verité objective de cette notice. L'argument principal de ceux qui prétendent qu'Hellanicus était plus jeune qu'Hérodote dérive de ce qu'il semble avoir une ou deux fois mis à profit l'histoire d'Hérodote. Cette manière de conclure nous paraît en général assez hasardée. De deux auteurs contemporains, l'un achève son œuvre principale à l'âge de trente-cinq ans, l'autre n'a fait que l'ébaucher à l'âge de soixante-cinq ans. Le cas qui nous occupe présente des circonstances particulières. Le livre d'Hérodote n'a certainement pas été publié après 425. Non seulement aucun indice ne nous mène au-delà des premières années de la guerre, mais puisqu'Hérodote recherche plutôt qu'il n'évite des allusions aux événements contemporains, l'argument *ex silentio* acquiert cette fois-ci, — on l'a dit il y a longtemps, — une force exceptionnelle. Or Hellanicus a été remarquable par sa longévité, et rien ne s'oppose à la supposition qu'il ait utilisé dans un de ses écrits nombreux un ou deux passages de l'œuvre de celui qui a été son cadet de douze ou treize ans.

Mais c'est de celui-ci que nous avons à nous occuper. L'âge que Pamphilé lui assigne pourrait très bien être le résultat d'une combinaison de même genre que celle à laquelle on a ramené la notice qui a trait à Thucydide. La colonie de Thurioi a été fondée en 444—443. Hérodote a pris part à la fondation de la colonie, ou au moins il est devenu peu 144 après citoyen de cette ville: l'époque de Thurioi a joué un certain rôle dans la chronologie d'Apollodore. Étant dépourvu de données précises sur la naissance d'Hérodote, celui-ci pouvait très bien profiter de cette date pour y rattacher l'âge de l'historien: 444 + 40 = 484. Tel est le raisonnement de M. Diels, excellent en soi, et auquel nous nous rendrions volontiers, n'était le distique de Sophocle. Certes, on a pu fixer la naissance d'Hérodote par une conjecture relative à l'âge auquel il a pu émigrer à Thurioi, et Apollodore a pu émettre une pareille conjecture. Mais il n'y a pas de bonne raison pour contester l'authenticité de la notice de Pamphilé ou plutôt d'Apollodore, — inattaquable du reste en elle-même et en parfaite harmonie avec les renseignements de deux bons auteurs,[1] — dès qu'il est démontré que l'antiquité a disposé de moyens sûrs pour fixer la date en question, non pas par une combinaison plus ou moins conjecturale, mais par un simple calcul.

Platon naquit en 427; il a fondé son école en 387; il a donc accompli l'acte principal de sa vie à l'âge de quarante ans. Mais personne ne songe plus à révoquer en doute ces données par la raison qu'elles pourraient être le fruit d'un calcul basé sur *l'acmé*, bien que jadis de pareils scrupules aient été exprimés par un critique par trop adonné au scepticisme littéraire et historique.

---

[1] Diodore (II, 32) dit qu'Hérodote est né *κατὰ Ξέρξην*, c'est-à-dire pas avant 485. Denys d'Halicarnasse (*Du Caractère de Thucydide*, ch. V) dit qu'il naquit *ὀλίγῳ πρότερον τῶν Περσικῶν*, c'est-à-dire, selon l'usage constant des écrivains grecs, peu avant la grande campagne des guerres médiques, ou avant 480. On a prétendu que ces deux renseignements sont également dérivés de la chronique d'Apollodore et ne possèdent, par conséquent, aucune valeur indépendante. C'est possible, mais ce n'est ni démontré, ni démontrable.

Reste à savoir comment il faut compléter le distique de Sophocle. Celui-ci naquit dans la première partie de l'année 497—496 (avant janvier 496, cf. Ritschl, *Acta societatis philologae Lipsiensis* II, 194, et Haigh, *The tragic drama of the Greeks*, p. 126). Si Hérodote a réellement atteint l'âge de cinquante-trois ans au printemps de 431, il était né entre le printemps de 485 et celui de 484. Si nous ne tenons compte que des années en question du calendrier grec, les élements de notre comput sont formés par les années 497—496 et 432—431; la naissance d'Hérodote est fixée à 485—484 et la différence des deux âges devrait s'évaluer à douze ans. Dans ce cas une restitution du vers élégiaque à la fois élégante et s'accordant exactement avec la notice de Pamphilé, serait à peine possible. Mais non seulement l'inadvertance qui confond les années accomplies et les années qui ne sont qu'entamées est fréquente chez les anciens: c'est même la règle pour Apollodore d'entendre par les années dont il parle des années en train de s'écouler (cf. Diels, *l. c.* p. 17, n. 2). Il est donc parfaitement licite de traduire, comme on le fait généralement, les mots d'Aulu-Gelle: (*annos tres et quinquaginta natus,* par *dans sa cinquante-troisième année* alors la différence des deux âges monte de douze à treize ans. Même resultat si nous supposons qu'Apollodore a voulu parler cette fois-ci d'un nombre d'années accomplies, mais que la naissance d'Hérodote appartient à la seconde moitié de l'année grecque (entre janvier et juillet), que Sophocle tint compte de cette circonstance et qu'il composa son poème entre son jour de naissance à lui et celui de son ami. En tout cas nous nous croyons autorisé à restituer le distique transmis par Plutarque de la manière suivante:

Ὠιδὴν Ἡροδότῳ τεῦξεν Σοφοκλῆς ἐτέων ὢν
πέντ' ἐπὶ πεντήκονθ' ἑξάκις ἑπταέτει.[1]

[1] Il convient de dire que Théodore Bergk avait d'abord voulu compléter le vers mutilé par les mots *ἄρθμιος ἠδὲ φίλος*, et qu'étant revenu de cette conjecture peu probable, il a fini par s'exprimer ainsi (*Poetae lyrici* II⁴, 245): „Poeta cum ipse, quot annos tunc fuerit natus, testificetur, fortasse etiam Herodoti amici aetatem indicaverat, ac possis

versum in hunc modum redintegrare *πέντ᾽ ἐπὶ πεντήκοντ᾽ ὄντι δὶς εἴκοσ᾽ ἐτῶν.*"

Il convient également de dire que le passage de Plutarque renferme une difficulté à laquelle la discussion qui précède n'a pas touché. Le moraliste de Chéronée parle ici d'ouvrages que les poètes les plus célèbres ont composés dans leur grand âge. Or la mention de l'âge de cinquante-cinq ans est faite pour nous surprendre. Faut-il donc supposer que le texte est altéré, que l'on doit substituer à *πέντ᾽ ἐπὶ πεντήκοντ᾽* ou *πέντε καὶ ἑξήκοντ᾽* ou *ἓξ τε καὶ ἑξήκοντ᾽*, ou quelque chose semblable? Ce serait tomber dans l'arbitraire pur et simple. Ou faut il chercher l'augmentation du chiffre dans ce qui suivait? Des difficultés sérieuses s'opposent à cette hypothèse. Plutarque a très bien pu retrancher du second vers tout ce qui ne se rapportait pas à l'âge de Sophocle lui-même; il n'a pas pu omettre des mots qui formaient le complément du chiffre qu'il désirait présenter à ses lecteurs. L'on aurait donc besoin d'une hypothèse auxiliaire. Il faudrait soupçonner un copiste d'avoir volontairement ou involontairement mutilé le vers de manière à en dénaturer complète-
146 ment le sens. Cette hypothèse est peu probable en elle-même. Elle devient moins probable encore quand on cherche à se rendre compte du complément omis par la prétendue inadvertance d'un copiste. L'on pourrait penser à *πέντ᾽ ἐπὶ πεντήκοντα καὶ εἴκοσι.* Mais alors le second vers de ce que Plutarque appelle un *ἐπιγραμμάτιον* aurait été un hexamètre au lieu de ce que l'on est en droit d'attendre, un vers élégiaque. Imaginer, d'autre part, un pareil vers propre à satisfaire à l'hypothèse en question, nous semble chose bien difficile, sinon impossible. Tout considéré, je préfère donc écarter ces hypothèses plus ou moins aventureuses et supposer plutôt que Plutarque n'a pas su résister à la tentation de citer „l'epigrammation" de Sophocle, encore que cette citation ne rentrât pas tout à fait dans le cadre qu'il s'était tracé.

18. Zu Herodot II, 16.[1]

Textesfehler besitzen mitunter ein erstaunlich zähes Leben. Es sind 25 Jahre vergangen, seitdem ich einen solchen an der oben genannten Stelle befindlichen berichtigt habe, und der erste Blick in die soeben erschienene verdienstvolle Herodot-Ausgabe Karl Hudes (Oxford 1908) zeigt mir, daß die alte Irrung noch immer das Feld behauptet. Ich spreche so zuversichtlich, weil jene kleine Emendation zu denjenigen gehört, über deren Richtigkeit nicht der so fehlbare subjektive Geschmack entscheidet, sondern einzig und allein das logische Denken, dessen Regeln für alle, allerwärts und zu allen Zeiten, dieselben sind.

Der naive Vater der Geschichte liebt es bisweilen, eine Spitzfindigkeit an den Tag zu legen, die der großen Sophisten, seiner Zeitgenossen, nicht unwürdig wäre. Solch ein subtiles Räsonnement stellt er gern in den Dienst jener Polemik, die er gegen seine Vorgänger, vor allem gegen Hekatäos, zu richten liebt. So will er denn diesmal den Griechen und selbst den scharfsinnigen Joniern beweisen, daß sie nicht zu rechnen verstehen. Ihre Doppelbehauptung nämlich, es gebe drei Erdteile: Europa, Asien und Libyen, und es sei der Nil, der die Grenze zwischen Asien und Libyen bildet, leide an einem inneren Widerspruch. Sie müßten vielmehr einen vierten Erdteil hinzufügen, und zwar das ägyptische Delta, da der Nil es mit seinen beiden Hauptarmen, dem pelusischen und dem kanobischen, umspanne. Dieser übermütige dialektische Scherz hat nur dann Sinn und Verstand, wenn wir die vorwitzige Besserung eines Lesers beseitigen, der die

[1] Rhein. Mus. LXIII, 621 f. (1908).

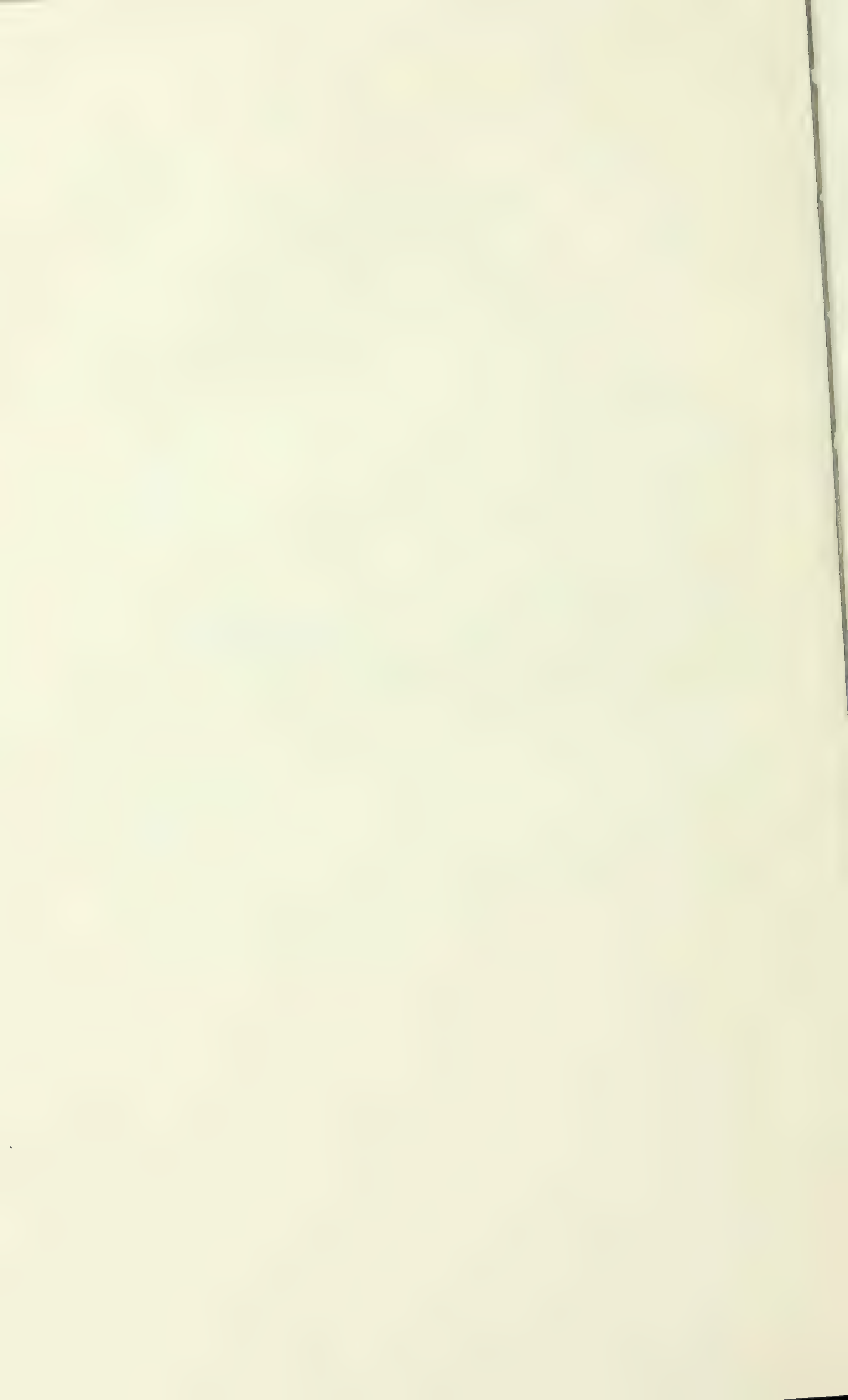
Konklusion: der Nil scheidet nicht die beiden Weltteile, in den Obersatz des Schlusses hineinlesen wollte, indem er die Negation dort einführte, wo sie ganz und gar nicht an ihrem Platze ist. Die Stelle hat unweigerlich also zu lauten: *τέταρτον γὰρ δή σφεας προσλογίζεσθαι ⟨χρῆν⟩ Αἰγύπτου τὸ Δέλτα, εἰ μήτε γέ ἐστι τῆς Ἀσίης μήτε τῆς Λιβύης· ἢ* (statt *οὐ*) *γὰρ δὴ ὁ Νεῖλός γέ ἐστι κατὰ τοῦτον τὸν λόγον ὁ τὴν Ἀσίην οὐρίζων τῆς Λιβύης. τοῦ Δέλτα δὲ τούτου κατὰ τὸ ὀξὺ περιρρήγνυται ὁ Νεῖλος, ὥστε ἐν τῷ μεταξὺ Ἀσίης τε καὶ Λιβύης γίνοιτ' ἄν.* Ich füge eine Übersetzung bei: „Denn sie hätten noch einen vierten Erdteil hinzurechnen müssen, nämlich das ägyptische Delta, wenn es doch weder zu Asien noch zu Libyen gehört. Denn es ist ja der Nil, der nach dieser Ansicht Asien von Libyen scheidet; nun spaltet sich aber der Strom an der Spitze des Delta, so daß dieses zwischen Asien und Libyen mitteninne zu liegen käme.“

Noch sei bemerkt, daß ich ⟨*χρῆν*⟩ einzusetzen vorschlug, da in der besseren Handschriftenklasse *δεῖ*, das Krüger in *ἔδει* ändern wollte, fehlt. Demselben Gelehrten wird in Steins Ausgabe (1884) die Änderung von *οὐ* in *ἢ* zugeschrieben, meines Wissens mit Unrecht. Ich habe sie in Vorschlag gebracht (vgl. oben S. 51 f.). Die Hauptsache aber ist, daß alle neueren Herausgeber, so Holder, Herwerden und jetzt Hude, den Vorschlag völlig unberücksichtigt lassen; auch Stein hat ihn nur erwähnt, nicht verwertet. So schien es denn angemessen, von neuem an ihn zu erinnern und ihn eingehender zu begründen.

V.

Zu griechischen Inschriften,

insbesondere poetischen Inhalts.



19. Epigrammata graeca ex lapidibus conlecta edidit Georgius Kaibel.

Berlin. G. Reimer 1878, XXIV, 703 S.[1]

429

„Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt."

Das Uhlandsche Wort sollte diesem Buche voranstehen, welches alle nicht auf dem Wege literarischer Überlieferung erhaltenen griechischen Verse umfassen soll und von kaum nennenswerten Ausnahmen abgesehen wohl auch wirklich umfaßt. — Stimmen von gottbegnadeten Dichtern gleichwie von Gelegenheitspoeten und Dilettanten, wie sie in gleicher Menge und Mannigfaltigkeit kaum jemals von dem Rahmen eines Bandes umschlossen wurden. Denn nicht nur das alte Hellas, auch der durch Alexander gräzisierte Orient und das von griechischer Bildung durchtränkte römische Weltreich, ein jedes hat sein Teil beigesteuert: mehr als ein Jahrtausend — von rund 600 vor bis 600 nach Chr. Geb. — umspannen die zeitlichen, vom Rheinland bis Nubien und von Spanien bis Arabien dehnen sich die räumlichen Grenzen, innerhalb deren das Material unserer Sammlung erwachsen ist. Und wie vielgestaltig ist der Inhalt, wie ungleich der Kunstwert dieser Stücke, wie überreich die Einblicke, die sie uns in das Leben, Denken, Fühlen erloschener Geschlechter eröffnen. Vor allem die Grabinschriften! Das ergreifendste Pathos neben dem kältesten Wortpomp, echt attische Formvollendung neben barbarischer Verwilderung, die frömmste Andacht neben unverhohlenem Unglauben! Und welche bunte Fülle von Gestalten tummelt sich vor unseren Blicken:

430

[1] Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien 1878, S. 429 ff.

Hundertjährige und Neugeborene, Königssöhne und Sklaven, abenteuernde Schauspieler und gelehrte Ärzte, Weltweise und Wagenlenker, Christen und Baalsdiener, Prokonsuln und Kunstreiter, Bauern und Redekünstler, Hierophanten und Ballettmeister, Soldaten und Priesterinnen, Blaustrümpfe und Buhlerinnen, Gladiatoren und Matronen, sogar Mißgeburten, Nachtigallen, Rennpferde und Lieblingshunde, — all das wirbelt hier durcheinander, gleichwie in den Kreisen eines Holbeinschen Totentanzes oder in den farbenprächtigen Dichtungen, die Orcagnas Pinsel auf die Kirchhofwände von Pisa gezaubert hat. Doch der bestrickende Reiz dieses Themas, das einer besonderen Erörterung ebenso würdig als bedürftig ist, darf uns an dieser Stelle nicht gefangen nehmen.

Durch sieben Jahre (seit dem Erscheinen seiner vielversprechenden Doktorschrift — „De monumentorum aliquot graecorum carminibus“, Bonn 1871 —) ist Herr Kaibel seiner selbst- und wohlgewählten Aufgabe obgelegen, zu der ihn Naturanlage und Vorstudien, darunter auch zwei Wanderjahre in Griechenland und Italien, in hervorragender Weise befähigt haben. Seinem Sammeleifer war von Vorgängern und Mitforschern nicht allzuviel übrig gelassen; der Schwerpunkt seiner Leistung liegt in der Kritik und Erklärung; und wie groß hier sein Verdienst ist, das lehrt am besten ein Vergleich, nicht mit Welckers „Sylloge“ oder mit den älteren Bänden des „Corpus Inscriptionum“, sondern mit jener Sammlung attischer Grabinschriften, die der treffliche Kumanudes vor kaum sieben Jahren veröffentlicht hat. Wie gewaltig ist die Zahl der wahrscheinlichen, wie ansehnlich jene der sicheren Vermutungen, durch welche der dort aufgespeicherte Rohstoff seine Verarbeitung gefunden hat. Der Segen der Arbeitsteilung hat sich wieder einmal glänzend bewährt. Ergebnisse, die eine desultorische Forschung niemals erzielen konnte, haben sich der stetigen Vertiefung in ein zwar weit ausgedehntes, aber doch fest umschriebenes Literaturgebiet wie von selbst erschlossen. Die Vereinigung des zerstreuten Stoffes allein mußte Wunder wirken; springt doch — wie oft! — der erleuchtende Funke von einem

Denkmal auf das andere über, sobald es diesem nur nahe gebracht wird. Und wer vollends den Staub der Monumente an den Fingern, die Anthologie im Kopfe und freilich auch ein wenig Poesie im Herzen an das Geschäft der Ergänzung und Berichtigung herantrat, dem mußte ein verschlungener 431 Knoten nach dem anderen sich lösen. Auch an vortrefflichen Helfern hat es unserem Herausgeber nicht gefehlt. Adolf Kirchhoff und vor allem Theodor Mommsen haben manche Hilfe gewährt, die nur diese Meister zu bieten vermochten: Usener und in noch höherem Maße Bücheler (denen das Buch gewidmet ist) spendeten allezeit kundigen Rat; an v. Wilamowitz-Moellendorff endlich hat Herr Kaibel einen nie ermüdenden Arbeitsgenossen gefunden, von anderen jüngeren Freunden, wie Belger, Diels, Leo, Lüders, Robert nicht zu sprechen, denen mancher wertvolle Beitrag verdankt wird, Herstellungsversuche sowohl als neue Kopien und Abklatsche auch altbekannter Inschriften.

Mehr als die Hälfte des Bandes gehört der Friedhofspoesie, deren Überfülle eine mehrfache Teilung notwendig gemacht hat, zunächst nach geographischen Gesichtspunkten und, diesen untergeordnet, nach chronologischen, religiösen, ästhetischen Kriterien, wobei auch innerhalb jeder Sektion das Gleichartige nach Möglichkeit zu kleineren Gruppen vereinigt ward. Den zweiten Hauptabschnitt nehmen die nach sachlichen und zum Teil nach zeitlichen Unterschieden vielfach gegliederten „Epigrammata dedicatoria", den dritten die in ähnlicher Weise geordneten „Epigrammata varia" ein. Nachträgliche Verbesserungen und Zusätze bieten die Vorrede und die „Addenda", denen sich ungemein reichhaltige, auch sachliche und sprachliche „Indices" anschließen. Die Ausstattung des Buches ist eine würdige; über die mangelhafte Korrektheit des Druckes äußert der Her. selbst (Praef. VII) sein lebhaftes Bedauern. Uns soll auch die Herbigkeit des Tones, mit der bisweilen über wirkliche oder vermeintliche Mißgriffe anderer Forscher geurteilt wird, keine allzu ernste Klage entlocken. Entspringt diese doch augenscheinlich ungezügeltem Jugendmute weit mehr als

eigentlicher Tadel- oder gar Parteisucht. Immerhin wäre es nicht vom Übel, wenn die jüngere Philologengeneration die Wahrheit des alten „*emollit mores nec sinit esse feros*“ ein wenig deutlicher durch die Tat bekunden wollte.

Ich gehe nunmehr zur kurzgefaßten Besprechung einzelner Stellen über; was ich biete ist nicht viel, nicht mehr als mir die rasche Durchsicht des Buches zu gewähren vermocht hat.

Χαῖρε, τάφος Μελίτης· χρηστὴ γυνὴ ἐνθάδε κεῖται·
φιλοῦντ' ἀντιφιλοῦσα τὸν ἄνδρα Ὀνήσιμον ἦσθα κρατίστη.

Diese Verse (Nr. 79, 1—2) führen uns in eine anziehende, vom Her. vielleicht nicht erschöpfend behandelte Frage ein, die Abhängigkeit der Gelegenheitsdichter von älteren und besseren Vorbildern. An der Tatsache selbst ist, wie von vornherein zu erwarten — man denke an die gleiche Erscheinung auf dem Gebiet der Kunst und des Kunsthandwerks —, nicht im mindesten zu zweifeln. Einen schlagenden Beleg bietet Nr. 679, 3—4:

αὐτὴ ἡ γεννήσασα καὶ κηδεύσασα ἐπέγραψα
ἄχθος ἔχουσα κραδίης πένθεος οὐκ ὀλίγου —

432 zwei Verse, deren zahlreiche metrische Fehler sofort beseitigt sind, sobald die Mutter durch den Vater (*αὐτὸς ὁ γεννήσας κτέ.*) ersetzt wird. Darauf wie auf die Varianten und Verschlechterungen von 198 (vgl. 300, 373), auf zahlreiche Entlehnungen aus der Anthologie und umgekehrt u. dgl. m. hat der Her. aufmerksam gemacht. Doch gestattet derselbe kritische Grundsatz noch manche Anwendung. Wer kann daran zweifeln, daß in 368, 1—2:

Ἐνθάδε γῆ κατέχει Θεοδώραν τὴν περί[βωτον
καὶ κάλλι καὶ μεγέθει καὶ [σω]φροσύνῃ δὲ μάλιστα

der spottschlechte zweite Vers die elende Kopie eines guten Originals ist, das etwa diese Gestalt besaß:

κάλλεϊ καὶ μεγέθει τε σαοφροσύνῃ δὲ μάλιστα?

Der Skeptiker würde jedenfalls durch den zweitnächsten Vers sofort zum Schweigen gebracht:

ἄνθεα πάντα φύουσιν, κάλλος δὲ τὸ σὸν μεμάρανται.

wo mit dem metrischen Anstoß zugleich ein sprachlicher verschwindet, sobald wir das *φύει* der Vorlage erkannt haben. ... Oft haben Eigennamen, bisweilen Zahlenbestimmungen das Versmaß des Archetypon verdorben (vgl. zu 586, 3 und Praef. zu 625, 3), manchmal hat das Streben nach Deutlichkeit oder nach Steigerung des Lobes handgreifliche Interpolationen veranlaßt (vgl. zu 60; 646, 4, wozu sicherlich auch 621, 5 — **τούτῳ** — gehört): daneben finden sich, genau wie bei der handschriftlichen Fortpflanzung eines Textes, tiefer greifende Korruptelen, die man nur durch kühnere Mutmaßungen zu heilen hoffen kann. So vermag ich mich nicht des Gedankens zu erwehren, daß an der Stelle, von der wir ausgingen, das Ursprüngliche nicht, wie der Her. annimmt, eine Verkürzung, sondern eine völlige Umschmelzung erfahren und ungefähr also gelautet hat:

ἀντιφιλοῦσα φιλοῦνθ' ὃν πόσιν ἐνδυκέως (oder *Ἀντίοχον*, *Ἀμφίλοχον* oder dgl.).

101, 3 wird der Rhapsode Nikomedes *Μουσάων θεράπων* genannt nach Hesiods Theogonie V. 100 (danach und nach V. 94 ist Margites frg. I, 2 Kinkel gebildet). Demgemäß wird auch der *Φοίβου καὶ Μουσῶν ὁ θέραψ* (415, 3) mit dem Zusatz *παντώνυμος ἤμην* als schauspielernder Rhapsode anzusehen sein.

205 kann Trennung der Ehe oder irgend ein Vergehen des Gatten der Grund sein, weshalb sein Name verschwiegen wird. Das „*caelebs partum edidisse videtur*" des Her. scheint nicht genügend begründet; desgleichen möchte ich glauben, daß 225 mit den *ἀξυνέτων βουλαὶ ἀνθρώπων* ganz einfach törichte Ratschläge gemeint sind, die den Unglücklichen ins Verderben gestürzt und dadurch zum Selbstmorde getrieben haben. 433

Zu 226 hat der Her. sehr wohl daran getan, sich eines Urteils über die „*indoles epigrammatis*" zu enthalten, eine Reserve, die er der Nr. 149 gegenüber nicht geübt zu haben wohl bedauert (vgl. Praef.). Gewiß ist die Erwähnung der Eltern nahe am Schluß der Grabschrift „*omnino mira etsi certa*". Noch verwunderlicher aber ist es ohne Zweifel, daß sich

noch niemand die Frage vorgelegt hat, wie denn der Dichter die Leser auffordern kann den Namen des Verstorbenen zu suchen (*τοὔνομα διζόμενος*) ohne ihnen bei dieser Suche irgendwie behilflich zu sein. Es liegt uns ein Akrostichon vor Augen! Da einige Versanfänge beschädigt sind, so eröffnen sich zunächst verschiedene Möglichkeiten. Ich habe an Alexamenos gedacht, einen am Fundorte (zu Teos) heimischen Namen .... Doch bin ich schließlich bei Alexandros stehen geblieben (an der Vertretung des ξ durch σκ wird man keinen Anstoß nehmen [vgl. Kühner, Griech. Gramm. I, 1², § 32, S. 129]) und möchte die Verse mit Benützung der Vorschläge von Kaibel und v. Wilamowitz, vornehmlich aber von Boeckh also ordnen:

Ἀλκείδου με τραφέντα φίλοις [ἐνὶ γυ]μνασίοισιν
λυπηρὸς δαίμων ἥρπασεν αἰφ[νίδι]ος·
εἴκοσι γὰρ καὶ πέντε μόνου[ς] λυκάβαντας ὁδεύσας
σκῆνος νῦν κεῖμαι Πλουτέος ἐμ μελ[ά]θροις.
5 *ἀ]φθάρτοις Μούσαισ[ιν] ἐπίσ[τι]ον αὐτὸς ἔμ' [ἀστῶν*
νεῖμ'] ὁ λεώς· [ἔ]ν[θ]εν νυμφίος οὐ [γ]ε[ν]ό[μ]ην·
δει]νῶν γὰρ κληδοῦχ[ον Ἔρως φύγεν οὐκ] ἐθέ[λ]οντα,
Ῥήμιος (?) μητρὸς καὶ πατρὸς ἐκ [Θαλάμου (?),
οἳ νῦν οὐκέτ' ἔχουσ[ιν] ἐμὸν [θάλ]ος· ἀλλὰ πα[ρέ]ρχο[υ
10 *σῶς παρ]οδ[ο]ιπόρε πᾶς, τοὔνομα διζόμενος.*[1]

[1] [In V. 2 rät Wilhelm *αἰφνιδίως* zu schreiben; die zu O ergänzte Rundung könne ebensowohl zu einem Ω gehören. — Große Schwierigkeiten bereiten die Verse 7—8. Ich hatte mit Boeckh, wenn auch nicht ohne jedes Bedenken, *Θαλάμου* geschrieben und den auch sonst nachgewiesenen Personennamen mit *πατρὸς* verbunden. Wilhelm wendet ein, daß die Abschrift ΟΜΜΑΩΝ zeigt und darum die Herstellung *θαλάμων* kaum zu umgehen sei. Danach scheint die Verbindung *μητρὸς καὶ πατρὸς ἐκ θαλάμων* so gut als gesichert. Kaibels Ergänzung des Verses 7 wird hinfällig. Nicht daß Eros den Unvermählten geflohen, sondern daß ihn der Tod aus dem Elternhaus gerissen hat, das muß der Sinn des Verses sein, dessen sichere Ergänzung schwerlich erreichbar ist. Nur um zu zeigen, daß der erforderte Gedanke in der Lücke Raum gefunden haben kann, verschweige ich den nachstehenden Versuch nicht: *δει]νῶν γὰρ κληδοῦχ[ον ἄγες, Χάρον, οὐκ] ἐθέλοντα* —. Solch eine Anrufung Charons und zugleich diese Vokativform begegnet Anthol. Pal. VII, 365.

Der unerhörte und unerklärbare Frauenname *Ῥῆμις* ist vielleicht

Mit Unrecht, wie ich denke, will der Her. unter den *ἄφθαρτοι Μοῦσαι* nicht „*the immortal Nine*", sondern „*carmina*" verstehen, „*e quibus ille saeculorum laudem sibi fore sperat*". . . . . Es ist sicherlich mit Boeckh an ein Amt im Heiligtum der zu Teos verehrten Musen zu denken, das vom Volke verliehen ward (vgl. z. B. 870, 6—7) und wohl Ehelosigkeit erheischte. Zu *ἀστῶν ὁ λεώς* (5—6) vgl. Pindar, Olymp. V, 14: *τόνδε δᾶμον ἀστῶν*. Meine Ergänzung von V. 10 halte ich auch ganz unabhängig vom Akrostichon für unerläßlich. Denn der Wanderer erhält immer einen Wunsch mit auf den Weg, wenn er nicht aufgefordert wird, dem Toten eine Ehre zu erweisen. Niemals heißt es so kahl, wie man hier ergänzen wollte: „lieber Wanderer, gehe vorüber".

233, 5 hat Herr Kaibel Boeckhs Änderung *πυκινῷ*, ich denke mit Unrecht, verschmäht. Denn *πινυτόν* ist nicht nur an sich ein gar befremdliches Prädikat des *ἄλγος*, in der Verbindung *πινυτῷ δεδμημένος ἄλγει* wird es zum Widersinn, da der „*prudens dolor*" doch ein gebändigter Schmerz sein müßte und nicht ein solcher, von dem man gebändigt wird. Und zwei Verse später heißt es zum Überfluß *αἰάζας δ' ἄπληστα*! — Kaum glaublich scheint es mir ferner, daß der am Grabe seiner Lieben trauernde Protarchos zwar den Sohn (Protarchos) und die Tochter (Isias), nicht aber die zuletzt verstorbene Gattin namentlich bezeichnet hat. Ist nicht V. 8 statt *γαμετὴν γὰρ στενάχησε λίην* (woran schon Reiske Anstoß nahm) vielmehr zu lesen: *στενάχησ' Ἑλί⟨κ⟩ην*? [Gelinder ist, was Wilhelm vorschlägt: *στενάχησε Δίην*.] Der Stein ist gleich dem zuletzt besprochenen nur durch ältere Kopien bekannt. 434

Sollte 241, 2 in der Klage über die zwei früh verstorbenen Brüder nicht ein Versehen, wenn nicht der Kopisten, so doch

aus *Ῥῆνις* verlesen, eine freilich gleichfalls nicht nachweisbare, aber durch *Ῥήνη, Ῥήνεια, Πολυρρηνία* gestützte Namensform. (Papes Verweisung auf ein Appellativ *ῥηνίς* in antiken Wörterbüchern kann ich nicht bewahrheiten; ich finde nur *ῥήνικες = ἀραχνίδες* bei Hesychius.) Daß die Mutter, nicht aber der Vater genannt wird, diese Seltsamkeit mag dem akrostichischen Zwang zur Last fallen.]

des Steinmetzen vorliegen und *ἄψαυστοι λέκτρων* (oder *λεχέων*) *κείμεθα κουριδίων* zu schreiben sein? Zu dem überlieferten *τέκνων* will weder *ἄψαυστοι* stimmen noch *κουριδίων*, noch endlich der Fortgang der Grabschrift. Vgl. *ἄψαυστος* und *ἄθικτος* im Thesaurus, desgleichen Eurip. Hippol. 14: *ἀναίνεται δὲ λέκτρα κοὐ ψαύει γάμων*. An *κουρίδιον λέχος*, *κουρίδιοι θάλαμοι* bei Homer und anderen Dichtern brauchen wir kaum zu erinnern.

Das „*non expedio*" zu 243, 32 soll wohl nur besagen, daß der Her. keine vollkommen sichere Ergänzung des Versschlusses gefunden hat. Mir scheint kaum etwas anderes möglich als *μελάθρου* [oder etwa *δόμοιο*?]:

> *αἴ κ[ε] θα[νών, ὡς ζῶν] σοι ἐκοινώνησ[α μελάθρου,*
> *ὧδε δὲ κα[ὶ ξ]υνὴν γαῖαν ἐφεσσάμενος.*[1]

Vgl. 386 und insbesondere 590, 9—10:

> *ὡς πρὶν δ' ἐν [ζ]ωοῖσιν ὁμὸ[ς] δόμος ἄμμι τέτυκτο,*
> *ὣς καὶ τεθνειῶτας ὁμὴ σορὸς ἀμφικ[αλύψει.*

261, 18 schlage ich vor:

> *τῇ ψυχῇ με[τ]α[δὸ]ς καλ[ῶ]ν τέ[ως] εἶς,*[2]
> *καὶ τὸν βίον τρυφῇ παρηγόρησον,*
> *εἰδὼς ἢν καταβῇς ἐς πῶμα λήθης κτέ.*

Ein Attiker hätte *ἕως εἶ* oder *ἕως ζῇς* geschrieben: die Korruptel ΤЄΧΘЄΙϹ aus ΤЄΩϹЄΙϹ ist nicht schlimmer als einige andere Lese- oder Schreibfehler dieses Epigrammes. Man vgl. übrigens zum Ausdruck wie zum Gedanken 646a (Praef.). [Ich halte meine Vermutung aufrecht und ziehe sie Dittenbergers, von Wilamowitz halb gebilligter Schreibung (Mélanges H. Weil p. 456) *τί ἔχθεις* vor. Das sinnlose ΤЄΧΘЄΙϹ hat auch Wilhelm auf dem Stein gesehen.]

310, ein „Epigramma satis elegans I vel II saeculi" aus Smyrna, dessen Herstellung von Waddington schön be-

[1] [Anders behandelt die Inschrift Fränkel, Inschriften von Pergamon 576 B, und Wilhelm, Bulletin de Correspondance Hellénique XXV, 416.]

[2] [Gebilligt von Röhl in Bursians Jahresberichten 1882, S. 134.]

gonnen, vom Her. erheblich gefördert worden ist, möchte ich — in einigen Punkten von beiden abweichend — also schreiben:

Πολλὰ πονησάμενος βιότου [καὶ πόλλ' ἀπολαύσας
σὺν γαμετῆι ἀλόχῳ Λαοδ[ίκῃ ἔθανον·
κεῖμαι δ' εἰν Ἀΐδῃ ζοφερὴν ἐπιει[μένος ἀχλύν,
μητρὶ λιπὼν πένθος λυγρὸν [ὀδυρομένῃ.
5 *ἀλλά γ' ἐμαὶ ψυχαὶ δύ' ἀδελφι[δ]έ[οι συνέριθοι*[1] 435
χαίροιτ' εὐσε[β]ίης εἵνεκεν εἰ[ς φθίμενον.
στήλῃ τειμήσαντες ἐμὸν τά[φον ἀθανάτοις τε
Πειερίσιν· πάπποι δ' ἔλθετ' ἐπ' [ἄκρα βίου.

V. 1 schrieb Waddington *τάδε τέρματ' ἀφῖγμαι*, Kaibel *πρὸς τέρμαθ' ὁδεύσας*. Ersteres scheint mir leer, letzteres nicht eben viel gehaltreicher ... Schlecht stimmt auch zu dem keineswegs düsteren Ton der Grabschrift die ausschließliche Betonung der Lebensmühen. Jetzt erst tritt, wenn ich nicht irre, zu dem von ernster Arbeit, aber auch von frohem Genuß erfüllten Erdendasein die Unterwelt und ihr schauriges Dunkel in wirksamen Gegensatz: Licht und Schatten sind nunmehr richtig verteilt. Für die bei Dichtern keineswegs seltene Nachstellung von *καί* (über die unsere Grammatiken erstaunlich schweigsam sind) vgl. hier Nr. 618 epigr. 7 und was im Thesaurus IV, 807c—d zusammengestellt ist.[2] V. 5 wollte Waddington die Lücke durch *συνόμαιμοι*, v. Wilamowitz durch *δύο κοῦροι* ausfüllen: beides mißfällt mir nicht minder als dem Her., der auf die Herstellung verzichtet hat. V. 8 hat letzterer den Gedanken

[1] [Bemerkenswerter Anklang an Theokrit 24, 8: *εὕδετ' ἐμὰ ψυχά, δύ' ἀδελφεώ, εὔσοα τέκνα.*]

[2] Von Prosaikern liebt der jüngere Philostratus diese Nachstellung der Verbindungspartikel: *ἐν σπαργάνοις ὂν καὶ ταῦτα* („und zwar in den Windeln"), *ἐπισπερχόντων αὐτοὺς καὶ ταῦτα τῶν νομέων* (Imag. c. 5 init. und c. 10 [II, 410, 2 Kayser, ed. min.]. So sind auch bei dem älteren Philostratus de gymnast. § 45 die Worte — *Ἰσθμοῖ καὶ ταῦτα κατ' ὀφθαλμοὺς τῆς Ἑλλάδος* zu verstehen: „und zwar auf dem Isthmus, vor den Augen von ganz Griechenland", nicht etwa (wie Volckmar übersetzt): „*jurabat autem in Isthmo idque in conspectu Graeciae.*"

nach Anthol. Pal. VII, 164: *ἔλθοι ἐς ὀλβίστην πόλιν τρίχα* ohne Zweifel richtig erkannt, aber durch das viel zu allgemeine *ἐπ' [εὐτυχίην]* nicht zutreffend wiedergegeben. Zu meinem Supplement vergleiche man etwa Eurip. frg. 169: *ἐπ' ἄκραν ἥκομεν γραμμὴν κακῶν.*

335, 15—16 scheinen mir nicht glücklich behandelt. Vor allem konnte der „Großvater" (*πάππωι* V. 9) in den Zeichen *ΥΞΩΝΟΥ* den „Enkel" (*υἱωνοῦ*) erkennen lassen; andererseits war die Änderung von ЄΙΚΩΙ in *εἶχον* nicht eben rätlich. Ich gedachte, hoffentlich nicht zur Unzeit, des Verses (311, 5): *τοῦτό ποτ' ὢν γέγονα στήλλη, τύμβος, λίθος, εἰκών* und vermute:

ἀνθ' υἱοῦ γὰρ νῦν ὀσ[τᾶ, τύμβος], σ[φ]έ[λ]ας, εἰκώ[ν·
ἀν[τ]ὶ [δ' αὖ] υ[ἱ]ωνοῦ οὐ τέκνον, ἀλλ[ὰ λί]θο[ς.

Freilich würde diese Mutmaßung hinfällig, falls eine erneute Prüfung des Steines ergeben sollte, daß CЄBAC in Wahrheit unzweideutig darauf geschrieben steht.

. . . .

436 473, 7—8 wirkt die Klage des spartanischen Arztes um vieles ergreifender, wenn wir statt Kirchhoffs *ὅς* den Schmerzensausruf *οἴ* einsetzen und somit, dem Gewicht des Gedankens entsprechend, einen selbständigen Satz statt eines Relativsatzes gewinnen:

Πᾶσιν ἰητορίης ἀπ' ἐμῆς Ἕλλησιν ἀμύνων,
ὑφ' ἐπαρκέ(σ)σαι ο[ἴ[1] *μό]νον ο[ὐ δυνάμην.*

480, 3 scheint in ΑΓЄΙЄΝ nichts anderes zu suchen als *ἄγιον* und demnach zu schreiben:

α[ἰ]εὶ γὰρ τὰ δοκοῦντα θεοῖς ἅγι[ο]ν κατὰ μάντιν.

533, eine Grabschrift aus Perinthos, hat der Her. nach Alb. Dumont (Inscriptions de la Thrace, Nr. 71 [jetzt

---

[1] [Vgl. das ebenso dazwischen gestellte *αἰαῖ* Nr. 697 oder *φεῦ* Nr. 706. *οἴ* begegnet auch Nr. 565, 5.]

Dumont-Homolle. Mélanges d'Archéologie p. 380, Nr. 71 b also geordnet:

....ὦ φίλε μ[ὴ ... τ]αχύ, μή με [παρ]ρ[έλθῃς·
γνῶθι] βίου τὸ τέλος, χαῖρε [λ]έ[γων.
Ῥαγέδ[α]φνος Μάρωνι ἐκ τῶν Μάρωνος
μνείας χάριν.

Sämtliche Ergänzungen und Berichtigungen scheinen mir, so weit sie reichen, vollkommen sicher. Allein warum sollte dem Pentameter sein Ende, dem Gedanken sein Abschluß fehlen? Es muß nach *χαῖρε λέγων* ein *πάριθι* oder *πάραγε* (vgl. 217, 1; 536 fin.; 627, 1) ausgefallen sein. Doch nein! das Vermißte ist vorhanden, sobald wir uns entschließen den wahrlich keines besseren Loses würdigen, barbarischen Eigennamen um einen Kopf kürzer zu machen. Ich schreibe:

Χαίροις] ὦ φίλε, μ[ὴ οὕτω τ]αχύ, μή με [παρ]ρ[έλθῃς·
γνῶθι] βίου τὸ τέλος, χαῖρε [λ]ε[γων πά]ραγε.
Δ[ά]φνος Μάρωνι κτέ.

Der einschmeichelnde Ton der Aufforderung mahnt mich an ein paar Verse, die ich einst auf der Höhe eines Gebirgsjoches unter einem Madonnenbilde gelesen habe:

Herzliebstes Kind, wo eilst du hin?
Gedenk', daß ich dein' Mutter bin.
Weil ich dich lieb' herzinniglich,
Drum bleibe stehn und grüße mich.

Beiläufig, bei Dumont a. a. O. Nr. 28 findet sich ein, von diesem selbst (wie es scheint) nicht als solcher erkannter, bis auf einen Fuß ganz wohl gebauter, Vers, der in unserer Sammlung fehlt. Es ist der katalektische anapästische Trimeter:

Ἀντιοχέος τῆς πρὸς Δάφνην τόδε δῶρον.

Auch will ich das Buch nicht aus der Hand legen ohne zu bemerken, daß Nr. 61 a wahrscheinlich zu lesen ist: *αὐγάζων* (statt *Αὐγα? ζῶν*) *ὑπὲρ αὐτοῦ καὶ τῶν ἰδίων εὐχήν.* Es ist

ein poetischer Ausdruck statt des gewöhnlichen *ζῶν* oder *ζῶν καὶ φρονῶν.*[1]

537 habe ich im Rhein. Mus. XXXII, 475 behandelt,[2] in einem Aufsatz, der Herrn Kaibel zur Zeit, da dieser Teil seines Buches gedruckt ward, noch nicht vorlag. Meine Herstellung des zweiten Verses halte ich entschieden aufrecht: daß er es in 437 den „Addenda“ unterlassen hat, mir die Priorität der Ergänzung von V. 3 zuzuerkennen, erwähne ich nur darum, weil ich Grund zu der Annahme habe, daß Herr Kaibel geradezu die Geltung des Grundsatzes bestreitet, vermöge dessen eine Entdeckung — sie sei nun groß oder klein — ausschließlich demjenigen zuzuschreiben ist, der sie zuerst veröffentlicht hat. Ein anderes Mal hat der Her. mir gegenüber einen auffallenden Mangel an Billigkeit bekundet. Oder wer könnte aus seiner abfälligen Nachtragsbemerkung zu Nr. 40 (S. 518) die Tatsache entnehmen, daß ich das für die Restitution von V. 6 entscheidende *ἐσθλός* nicht nur vor dem Her., sondern im Widerspruch mit dem gefunden habe, was er auf dem Stein zu sehen vermeint hatte?

572, 3—4 [jetzt I. G. XIV, 1935] lautet:

καί μοι ἀδελφειὴ κεῖται νέη ἐγγὺς Ὑγείη
ἑπταέτης· τῆς δ' ἦν οὔτι γλυκειότερον.

Der Her. bemerkt mit Recht zu 4 „*pulcerrime hoc dictum*“. Ich denke, die zwanglose Lässigkeit und damit die Schönheit des Ausdrucks gewinnt noch durch das Asyndeton: *τῆσ δ' ἦν κτέ.*

Zwei erstaunliche Mißverständnisse begegnen uns in der Erklärung von 615. Die Worte *κύτος κόσμοιο πέδησα* können weder an sich bedeuten „*vitae monstrum superavi*“ noch paßt dieser Gedanke im mindesten zu dem Zusammenhang, in dem er auftritt, oder zu dem heiter sorglosen Tone, in welchem die Grabschrift des leichtblütigen Schulmeisters abgefaßt ist. Die Phrase *κύτος κόσμου* wird (s. v. *κύτος*) in

[1] [Ich ziehe es jetzt vor, in *Αὐγάζων* den Eigennamen zu erkennen, der in einer Grabinschrift — Bulletin de Corr. Hell. III, 260 — begegnet. So auch Dumont-Homolle a. a. O. p. 346, Nr. 61a.]

[2] [Seither auf Grund einer neuen und genaueren Kopie in Archäolog.-epigraph. Mitteil. VI, 38f.]

mannigfachen Variationen im Thesaurus nachgewiesen und besagt nichts anderes als den „Umfang der Welt". Hier ist sicherlich von geometrischer oder geographischer Forschung und Lehre die Rede. Zu *εἴτ' ἤμην πρότερον εἴτε χρόνοις ἔσομαι* ist notwendig ein „gleichviel", *„non curo"*, *οὔ μοι φροντίς* zu denken. Gleichwie Platon aus der vermeintlichen Präexistenz der Seele auf ihre Postexistenz schloß, zogen die Bestreiter des Unsterblichkeitsglaubens aus unserem Nichtwissen von einem früheren Dasein den entgegengesetzten Schluß. *„Non fueras: nunc es iterum: nunc (tunc?) desines esse"* (Renier, Inscr. de l'Algérie 717, nebst vielem ähnlichen angeführt von Friedländer, Sittengesch. III[1], 617 = IV[6], 363). Vgl. außerdem — worauf mich Otto Hirschfeld aufmerksam macht und was sich durch die Abkürzungen als formelhaft erweist — Henzen 7387: n(on) f(ui), f(ui), n(on) s(um), n(on) c(uro) und C. I. L. V, 1813: n(on) f(ui), n(on) s(um), n(on) c(uro). An einen Anhänger *„disciplinae . . . Pythagoricae"* zu denken, ist mithin nicht der leiseste Grund vorhanden.[1]

633 [jetzt I. G. XIV, 1505] hatte der Her. unzweifelhaft Recht aus den überlieferten Zeichen ΔΥCCΟΡΟC oder ΔΥCΩΡΟC nicht mit Franz *δύσμορος* sondern ΔΥCΦΟΡΟC zu gewinnen. Allein warum soll dies ein Eigenname und nicht vielmehr ein Appellativ sein? Die lakonische Grabschrift lautet:

Βάσσος ἐγὼν ὅδ' ἐκεῖνος ὃν ἔκτανε δύσφορος ἀνήρ.

Das Prädikat scheint mir ausnehmend wohl gewählt um einen gewalttätigen, vielleicht mächtigen, jedenfalls gefürchteten 438 Mann zu bezeichnen, den man durch den Ausdruck schwererer Verdammnis zu reizen nicht wagte. Auch mag es sich hier um einen Totschlag, nicht um einen — grausamen — Mord handeln wie 685:

Τύμβον ὁρᾷς, παροδεῖτα, περικλειτῆς Ῥοδογούνης,
ἣν κτάνεν οὐχ ὁσίως λάεσι δεινὸς ἀνήρ· κτέ.

[1] Vgl. auch 1117 Kaibel und Anthol. Pal. VII, 339: *Οὐδὲν ἐὼν γενόμην· πάλιν ἔσσομαι, ὡς πάρος, οὐδέν.* — Später von Kaibel unter Rücksichtnahme auf die obige Darlegung doch etwas verschieden erklärt I. G. XIV, Nr. 2068: *„veni abii sine labe nec quod quaerere nefas erat quaerebam num antea fuissem vel postea futurus essem".*

689. die Grabschrift eines hoffnungsvollen syrischen Knaben, hat der Her. aus zwei getrennten Stücken (C. I. 6316 und 6318) kunstvoll zusammengesetzt. Von V. 2 abgesehen, wo der syrische Eigenname jedes Herstellungsversuches zu spotten scheint (auch [*μη*]*τ*[*ρ*]*ός* halte ich für verfehlt, da man den Namen des Verstorbenen selbst erwartet), läßt sich das Stück vollständig ergänzen. V. 3—5 möchte ich nämlich, den Spuren des Her. folgend, also ordnen:

ἔνδεχ' ἔτη [*πλή*]*σας,*[1] *δωδ*[*εκ*]*άτου δ' ἐπιβάς·*
μηδὲν ἐν ἀνθρώποισι [*κ*]*ακὸν γνούς, μηδὲ βι*[*α*]*ί*[*ου*
μικροτάτου [*μ*]*ύστης, ἄ*[*νθινον*] *ἔρνος ἔτι* —

μύστης ist eigentlich so gut als überliefert, da das *M* auf diesem Steine eine Gestalt hat, die von ЄI nicht ganz leicht zu unterscheiden ist (vgl. C. I. G.). Das AN von *ἄνθινον* glaubten die früheren Herausgeber wenigstens zu erkennen, und ich wüßte nicht, welches andere Wort den Bedingungen der Aufgabe so vollständig genügte. „Nicht in das kleinste Unrecht eingeweiht" und ein „Blütenreis" (nicht ein Zweig, der schon Früchte getragen hat) so heißt der früh verstorbene, unschuldvolle Knabe ebenso angemessen als poetisch.[2]

Der Rätsel von 724 wird kaum irgend jemand völlig Herr werden. Nur daß der Her. V. 1 mißverstanden hat („*qui omnibus amicus*"), möchte ich mit Zuversicht behaupten. Die ersten drei Verse lauteten etwa (zum Anfang vgl. 287, 1 — *τοῖς Πρασίνοις* rührt von Franz her):

κεῖμαι πᾶσι φίλ[*οις ἐχθρὰς ὀδύνας καταλ*]*είψας,*
ἐν κλειτῇ [*Ῥώμῃ τοῖς Πρ*]*ασίνοις ἀρέσας,*
. . . . . *λαβὼν*] *θαλερὸν στέφος Ἡρακλῆο*[*ς* —

[1] Vgl. z. B. 236, 2—3; 480a, 3; 694, 3. Minder gewählt ist der Ausdruck in 680, 1 und 702, 3. [Vgl. auch das auf dem Buchumschlag von Cesnolas Salaminia mitgeteilte Epigramm.]

[2] [In der Neubehandlung des Epigramms (I. G. XIV, Nr. 1728) hat Kaibel mein (*πλή*)*σας* durch (*τελέ*)*σας* zu ersetzen vorgeschlagen, *μύστης* fand er zweifellos auf dem Stein geschrieben, desgleichen aber *ἄλλ*(*ο*), dann (*ἀ*)*κέραιος ἔτι*.]

[Der Anfang des 3. Verses enthielt wohl eine Zahlenbestimmung. beispielsweise ἐννεάκις oder εἰκοσάκις δέ.[1]]

Die in 727 und 729 so stark betonte treuliche Befolgung und Kenntnis heiliger Gesetze (*νομίμοις δὲ θεοῦ παρεγείνατο πᾶσιν — οὐδὲν ὅλως παρέβαινε — ἁγίων τε νόμων σοφίης τε συνίστωρ*) scheint weit eher auf jüdischen als auf christlichen Ursprung hinzuweisen. (Vgl. *φιλέντολος* C. I. G. 9904 und *μαθητὴς σοφῶν* 9908.) Auch nur an Judenchristen zu denken ist, meine ich, kein Anlaß vorhanden. [Zugestimmt hat mir Kaibel a. a. O. Nr. 1839.]

835, 3 möchte ich auf Grund der *praescripta* die [bis auf *φέρων* neue] Ergänzung wagen:

> *εὐχήν σοι τελέσας, Ὕψιστε, φέ]ρων ἀνέθηκα*
> *τ]ηλόθεν ἐκ νήσοιο Ῥόδου τέχνασμα ποθινόν κτέ.*

Mögen die ersten Verse von 847 immerhin (was mir keineswegs ausgemacht scheint) eine Anspielung auf den angeblichen Selbstmord des Aristoteles enthalten, wie Boeckh und Welcker meinten, — nimmermehr darf man (so denke ich) die Lücke des V. 3 in der Weise ergänzen, wie der Her. vorschlägt: „*tale quid supplendum χεροῖν ἰδίαιν*". Oder sollte der Stagirit nur darum göttlicher Ehren teilhaft werden, weil er Alexanders Lehrer war und weil er einen — nicht weiter motivierten — Selbstmord begangen hat? Als ob der Selbstmord an sich jemals für ruhmwürdig gegolten hätte und als ob an Aristoteles sonst nichts zu rühmen gewesen wäre! Da das Wort *σοφία* wenigstens V. 5 erscheint, so dürfte V. 3 eine Erwähnung der *ἀρετή*

439

[1] [Meine Auffassung des ersten Verses und die Ergänzung *Ῥώμη* hat Kaibel angenommen I. G. XIV, Nr. 1604. Hingegen hat er an den Anfang des 1. Verses ein [*Ἐνθάδε*] gestellt und mein *ἐχθρὰς ὀδύνας* durch *στοναχάς* ersetzt. Für jenen Zusatz ist allerdings, da der Stein am linken Rand beschädigt ist, Raum vorhanden. Doch möchte ich den Rhythmus des Verses nicht ohne Not verschlechtern. Mein *ἐχθρὰς ὀδύνας* war natürlich nur beispielsweise eingesetzt; es kann ebensowohl *πικρὰς ὀδύνας*, *πικρὰς στοναχάς* oder etwas Gleichbedeutendes dagestanden haben.]

am Platze sein, und ich möchte die Lücke beispielsweise also ausfüllen:

ἤ σε τέλος θανάτοιο [γέμοντ' ἀρετῆς ἐ]κίχανεν
ὡς παύρους προτέρων ἀνέρας ἀγχιθέων.
5 *τῷ ῥα καὶ ἀζόμενος σοφίης ἐὸν ἡγητῆρα*
σ]τῆσεν Ἀλέξανδρο[ς] κλεινὸν ἅπασι θεόν.

Natürlich wäre dann *ὡς παύρους* an *γέμοντ' ἀρετῆς* aufs engste anzuschließen, wodurch sich auch der Anstoß erledigte, den Boeckh empfand ohne ihn in plausibler Weise beseitigen zu können: „*sed offendit tamen in hac sententia illud τῷ* vs. 5, *nisi scripseris τόν.*“ (C. I. G. I, 911).[1]

Die Lücke in 874, 7 läßt sich, denk ich, mit Sicherheit ergänzen und der Schluß der Weihinschrift demnach wie folgt schreiben:

5 *ταύτῃ καὶ γένος ἔσχες ἐτήτυμον, Ἡράκλεια,*
Ἡρακλέους, Φοίβου πρὸς δ' ἔτ' [ἀπ' Ἰα]μ[ι]δῶν·
οἵ σ' Ἑκάτ[ης κουρ]αῖσιν ἀνηρείψα[ντο θυέλλα]ις,
αὐτοκασιγ[νήτην], θᾶκον ἐς [ἀ]θ[ά]ν[ατον.

[Ähnlich hat Arthur Ludwich, Rhein. Mus. XLI, 617 (1886) den Vers ergänzt: *οἵ σε κατε[ρχομέν]αισιν ἀνηρείψα[ντο θυέλλ]αις.*] Vgl. Od. *δ*, 726: *ἀνηρείψαντο — θύελλαι*; *α*, 241: *νῦν δέ μιν ἀκλειῶς Ἅρπυιαι ἀνηρείψαντο.* Den Harpyien ähnliche Sturmgeister, welche in der Windsbraut dahinrasen und sich ihr Opfer holen, fürchten noch die heutigen Griechen (Bernhard Schmidt, Volksleben der Neugriechen, I, 124); über die wilde Jagd der Artemis-Hekate handelt K. Dilthey im Rhein. Mus. XXV, 232—234. Auch in unserer Sammlung 376d erscheinen

[1] [Ganz anders v. Wilamowitz, Antigonos von Karystos 183, 5. Danach soll Alexander „der militärische Führer“ eines Theon gewesen sein, dessen Name in ΘΕΟΝ gefunden wird. Eine Anspielung auf den angeblichen Selbstmord des Aristoteles wollte auch ich in den Anfangsversen nicht finden. Allein der Überschwang des Lobes erklärt sich doch weit besser, wenn man mit den Herausgebern an den Welteroberer und seinen weltberühmten Lehrer denkt. Die Eingangsworte beziehe ich auf des Aristoteles Flucht aus Athen. Daß es sich um eine „*ficta dedicatio*“ handelt, hat schon Welcker erkannt, dem Kaibel zustimmt. Übrigens schreibt Dittenberger V. 3 *πολυκλαύτοιο.*]

Dämonen der Hekate, und die Harpyien als Würgerinnen kennt die Grabschrift der Regilla (1046, 14—15: *οὕνεκά οἱ παῖδας μὲν — Ἅρπυιαι κλωθῶες ἀνηρείψαντο μέλαιναι*).

Zu dem vielbehandelten 1042 habe ich mich der Schluß- 440 worte von 108 erinnert, wonach auch hier zu schreiben sein könnte:

Ἐν μ]έσ(σ)[ωι Κ]ε[φαλ]ῆς τε καὶ ἄστεως [λάινος]
[Ἑ]ρμῆς.

[Vgl. Wilhelm in Österr. Jahresheften II, 229.]

— — — — — — — — — — — — — —

877 a (p. 534) möchte ich anders als der Her. (bei dessen Deutung *πρῶτον* V. 1 und *πρώτῳ δὲ* V. 3 in völlig verschiedenem Sinne gebraucht wären) also verstehen. „Ich" — so spricht Soteros — „bin der erste Sophist, den die Ephesier zweimal (und zwar von Athen) berufen haben, desgleichen der erste, dem sie usw." Dann wäre die Ehreninschrift ein Beitrag zur Geschichte antiker „Berufungen".

Und damit scheiden wir von einem Buche, dem wir ebensoviel Genuß als Belehrung verdanken.

[Beim Wiederabdruck des vor einem Menschenalter veröffentlichten Aufsatzes habe ich einiges getilgt, vornehmlich dort, wo seither angefertigte Abklatsche oder Kopien der Inschriften die vorher versuchten Ergänzungen als unhaltbar erwiesen haben.]

20. Ein Weihgedicht aus Dodona.[1]

Der Ährenlese sollte der Erntekranz nicht fehlen. Seine Stelle mag ein kleines Weihgedicht einnehmen, das einzige, welches dem Boden des alten Dodona bisher entstiegen ist. Die wenigen Verse haben mich lange und viel beschäftigt; wenn sie nunmehr dem Leser in teilweise gesicherter Gestalt geboten werden, so verdankt er dies der überaus großen Freundlichkeit des Herrn Karapanos und der unerschöpflichen Güte des Herrn Alfred Schöne zu Paris. Ersterer hat die wiederholte Prüfung des durch Rost arg beschädigten Originals bereitwilligst gestattet und bei derselben mitgewirkt, letzterer keine Mühe gescheut, um der Wissenschaft diesen Dienst zu leisten.

Auf dem Griff der XXVI, 8 bei Karapanos (Dodone et ses ruines) abgebildeten eisernen Badestriegel sind vier Verse eingegraben. Der erste und dritte lassen sich mit annähernder Sicherheit, der zweite (dessen unrhythmischer Bau befremdlich, aber vielleicht doch nicht ganz unmöglich ist) mit weit geringerer Wahrscheinlichkeit herstellen, der vierte gibt sich als eine an den Beschauer gerichtete Ansprache zu erkennen, im übrigen entzieht er sich annoch jeder irgend

---

[1] Archäolog.-epigraph. Mitteilungen aus Österr.-Ung. V, 137 ff. (1881). — [Es ist der Schluß des Aufsatzes „Dodonäische Ährenlese II", den ich ebenso wie seinen Vorgänger „Dodonäische Ährenlese I" (Archäolog.-epigraph. Mitteilungen IV, 59 ff.) und ein demselben Bereich angehöriges Stück: „Eine Orakelantwort aus Dodona" (Berliner philol. Wochenschrift 2./2. 1884) darum nicht wieder veröffentliche, weil all das seither bei Collitz, „Sammlung der griechischen Dialektinschriften" Bd. II, also an einem allgemein zugänglichen Orte, reproduziert worden ist.]

sicheren Deutung. Ich schreibe, die von Karapanos (Texte p. 107) vorgeschlagene Lesung ergänzend und berichtigend:

Ζηνικέτη⟨ι⟩ βασιλεῖ χ[ρ]ησμ[ῳ]δία [ἦλθε Διώ]νας·
„χρῆμα καὶ ἐργασία σᾶ πᾶσ[α]ν [ἀν' Ἑλλάδα λάμψει“.
αὐτὸς ἐπισταμένα⟨ι⟩ τελέσας χ[ερὶ θεοῖς μ' ἀνέθηκεν
. . . . *ὦ ξένε* . . . .

Z. 1 las Karapanos zuerst Χ·ΗΣΑΙΜ-ΑΔΙΟΣΝ, was weder einen passenden Sinn ergab (er schrieb: *Χρῆσαι μ·α Διὸς Ν[άου καὶ Διώ]νας*), noch zu seiner richtigen Wahrnehmung, daß uns hier Verse vorliegen, irgend stimmen wollte. Herr Alfred Schöne fand bei seiner ersten Untersuchung des schwer zu entziffernden Originals, daß „sicher ΣΜ“ zu lesen ist, „welcher Lesung Karapanos jetzt auch beipflichtet“. Bei erneuter Prüfung des Objekts las Herr Schöne ΣΜ.ΧΙΑ und bemerkte ferner: „Die Stelle ist sehr verrostet, aber die Schriftreste sind der Art, daß sie ein Omega (natürlich ohne Jota adscr.) gestatten. Einmal habe ich es sogar zu erkennen geglaubt.“ (Ich hatte nämlich angefragt, ob nicht *χρησμῶι* zu lesen sei, was ich mit *Διὸς ἠδὲ Διώνας* verbinden wollte.)

Z. 2 gibt die Zeichnung bei Karapanos: ΧΡΗΜΑΚΑΙΕΡΓΑΣΙΑΣΑΓΑΣ.Ν, was im Text als *χρῆμα καὶ ἐργασίας ἅπασ[ιν]* . . . . erscheint. Hier belehrte mich Herr Schöne darüber, daß das Γ, an dessen Richtigkeit ich gezweifelt hatte, „unverkennbar ist, und Karapanos bestätigt diesen meinen Eindruck“.

Z. 3 hatte Karapanos auf eine Herstellung verzichtet und sich damit begnügt, *αὐτὸς ἐπιστάμενα τελέσας χ* . . . . . in in den Text zu setzen.

Z. 4 gibt Karapanos: .ΕΧΩΣ·Δ . . . ΕΥΝ . . . . ΣΩΞΕΝΕΣΙ. Schöne (der fast in jeder Zeile einige Buchstaben weniger wahrnahm als Karapanos, aber freilich überzeugt war, daß sich bei oft erneuter Besichtigung, mit wechselndem Licht usw., noch manches würde erkennen lassen) las: „.ΧΙ . . . . . . VΕ . . Σ . Ν . . . ΣΩΞLΝΕ . ∠ . ⊠ (kann Μ oder Σ gewesen sein).“

Die Buchstabenformen erscheinen bei Schöne etwas weniger altertümlich als bei Karapanos, indem die Sigma nicht weit geöffnet, sondern fast ausnahmslos mit horizontalen Ober- und Unterstrichen gebildet sind. („Die Sigma sind so wie ich sie gemacht habe.“) Statt NI im Eigennamen V. 1 gibt Schöne ΛX und will diesen Querbalken nicht mit Karapanos als zufällige Beschädigung gelten lassen.

Eines scheint mir unwidersprechlich: das Weihgeschenk rührt von der Hand des Weihenden selbst her. Nur so erklärt sich V. 3; denn welchem Künstler oder Kunsthandwerker (auch wenn man den Namen eines solchen in V. 2 unterbringen könnte) hätte man es wohl nachgerühmt, daß „er selbst mit kunstverständiger Hand“ — eine einfache, jedes Schmuckes entbehrende, eiserne Badestriegel angefertigt habe?! Und nur so löst sich auch der sonst unbegreifliche Widerspruch zwischen der Geringfügigkeit der Gabe und dem fürstlichen Range des Gebers. Nicht der — wertlose — Stoff, nicht die — alltägliche — Arbeit verlieh diesem Weihgeschenk seine Bedeutung, sondern einzig und allein die vornehme Werkstatt, aus der es hervorgegangen. (Über den dilettantischen Kunstbetrieb griechischer Fürsten vgl. Plutarch, Demetrius c. 20.) Wer aber war dieser „König“ und was bot ihm den Anlaß zu solch befremdlicher Widmung?

Die Antwort auf die zweite Frage enthält, wenn wir nicht irren, das Wort *χρησμῳδία* des ersten Verses und unsere — dadurch gebotene, im wesentlichen doch wohl nicht unrichtige — Herstellung von V. 2, der natürlich als Glied einer längeren Reihe zu betrachten ist. Das Orakel selbst hatte eine Arbeit des fürstlichen Metallarbeiters verlangt und zugleich seine Kunstfertigkeit mit jener Überschwänglichkeit gepriesen, die dilettierenden Potentaten und Potentätchen gegenüber allezeit im Schwange war. Auf die Wahl des absonderlichen Vorwurfs konnte die im Wort *ἐργασία* liegende Zweideutigkeit Einfluß üben; vielleicht war dieser „Herrscher“ gleich einem Hermias von Atarneus aus dem Sklavenstande emporgestiegen und glaubte er dem Geheiß der Gottheit nur dann vollständig zu genügen, wenn nicht nur ein „Werk

seiner Hand" sondern auch ein Denkmal seiner einstigen „Hantierung" die Orakelstätte zierte.

Unsere gesamte Überlieferung kennt bisher nur einen Zeniketes (die Namensbildung gleicht jener von *Ἀπολλωνικέτης* und *Ἰσμεινικέτας*) und dies war in der Tat ein Fürst, wenngleich nur ein kleinasiatischer Raubfürst, der einen Teil Lykiens und Pamphyliens beherrschte und, von Servilius Isauricus nach tapferer Gegenwehr besiegt (78 v. Chr.), den Flammentod der Gefangenschaft vorzog (Strabo 14, 671). Ist dies der Unsrige? Ich möchte die Frage nicht mit Sicherheit bejahen, noch weniger mit Entschiedenheit verneinen. Das dodonäische Heiligtum war in jener Zeit verarmt und tief gesunken (s. Karapanos, Texte p. 170 ff.): allein es konnte vielleicht eben darum in der Wahl seiner Gönner wenig wählerisch sein und mochte sich auch zweifelhaften fürstlichen Existenzen gegenüber nichts weniger als spröde erweisen.[1] Die ausnahmslose Auslassung des stummen Jota spricht für die vorausgesetzte Epoche (vgl. Franz, Elem. epigr. gr. p. 233 und Köhler, C. I. A. II, 1 p. 420), während die Buchstabenformen nur in zwei Punkten — Γ statt Π and Ƙ statt K — altertümlicher sind als z. B. jene der in die Jahre 39—32 v. Chr. gehörigen Urkunde bei Köhler a. a. O. Nr. 482. [Wilhelm erinnert, daß die Urkunde nach Kirchner wahrscheinlich in das Jahr 35/4 gehört.]

Die endgültige Lösung des Rätsels schlummert wohl in den verrosteten Schriftzügen von V. 4, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine geographische Angabe oder sonstige nähere Bestimmung enthalten.

---

[1] An unsere Weihinschrift anknüpfend handelt über diesen lykischen Raubfürsten Benndorf in der Festschrift für O. Hirschfeld S. 81 ff.]

91

21. Eine archaische Inschrift.[1]

Der Güte des Herrn Comparetti verdanke ich die Kenntnis seines im jüngsten Hefte der Rivista di filologia (XI in.) veröffentlichten Aufsatzes „Due epigrafi greche arcaiche“. Die höchst originelle Behandlung, welche der hochverehrte Kollege dem zweiten dieser Stücke angedeihen läßt — es ist dies das alte Sphinxrätsel C. I. G. I, Nr. 5 = Inscript. antiquiss. 550 — hat auch mich zu einigen kritischen Bemerkungen angeregt. Derselbe liest jene Gefäßumschrift wie folgt:

Δὶς πέπ⟨ν⟩υτ' ἰδώς (= εἰδώς), τῶι ὄννυε πά[μ]ατ' ὀχή⟨σ⟩ειν.

Die Erklärung und Rechtfertigung dieser Lesung will ich so weit als möglich mit den Worten ihres Urhebers anführen. *Δίς* gilt ihm auf Grund bekannter Grammatikerzeugnisse als eine Nebenform von *Ζεύς*. Der Ausdruck *πέπνυτ(αι) εἰδώς* sei eine „*espressione opportuna a significare l'onnisciente sapienza di Zeus*“. Über *ὄννυε* heißt es, niemand werde von der „*volgare assimilazione ὄννυε per ὄμνυε*“ überrascht sein. Wie *ὀχήσειν* zu verstehen ist, erhellt aus der Paraphrase des ganzen Verses, welche — mit Rücksicht auf die bildliche Darstellung des Gefäßes — also lautet: „*Duo uomini in luogo deserto assaltano un viandante e minacciando colla spada sguainata gl'ingiugnono di giurare per Zeus che è profondo conoscitore di ogni cosa, di portar loco degli averi. Forse si tratta di una rivendicazione violenta, poichè parebbe strano, che predoni invocassero Dio come testimone e conscio di ogni cosa.*“

[1] Archäolog.-epigraph. Mitteilungen VI, 91 (1882).

Dagegen habe ich — um von jenen Einwänden, die sich nicht wenigen Lesern wohl von selbst aufdrängen, und auch von der Häufung so vieler Singularitäten abzusehen — folgendes zu erinnern:

1. Die zur Restitution aufgewendeten kritischen Hilfsmittel sind keineswegs gelinder Art. Zwei Buchstaben werden eingeschoben und ein dritter (M = μ in πάμματ'), wofür M = σ überliefert ist) wird verändert, obgleich er nicht nur in Tischbeins Faksimile (unserer einzigen Quelle, da das Original verschollen ist) klar und deutlich erscheint — genau so gebildet wie noch zweimal in dieser kurzen Inschrift —, sondern sich auch mit seiner Umgebung zu einem sprachlich und metrisch tadellosen Worte zusammenschließt.

2. Es scheint gewagt, die bildliche Darstellung auch nur als „Gegenprobe" herbeizuziehen, da ihre Deutung keineswegs feststeht. Otto Jahn und Birch, auf welche Herr Comparetti selbst verweist, haben in der Mittelfigur nicht einen Angegriffenen und Bedrohten, sondern 92 einen Vermittler erblickt, der zwei Streitende zu trennen bemüht ist. Ich darf hinzufügen, daß ein genauer Kenner dieser Dinge, dem ich Tischbeins Abbildung vorwies (Collect. of engravings of anc. vases I, Taf. 23), sofort dieselbe Auffassung und zugleich die Überzeugung kundgab, jeder Spezialgelehrte werde in dieser Darstellung denselben, vielfach nachweisbaren Typus erkennen, der jetzt (nach W. Kleins und Brunns einschlägigen Erörterungen, Verhandlungen der 29. Philologen-Versammlung zu Innsbruck — 1874 — S. 152ff.) einstimmig auf den Waffenstreit des Aias und Odysseus bezogen wird.

Angesichts dieser Sachlage empfiehlt es sich, von jedem Zusammenhang zwischen Bild und Schrift vorläufig (und wegen der graffito-artigen, auf nachträgliche Einritzung hindeutenden Beschaffenheit der letzteren auch wohl endgültig) abzusehen und die überlieferten Züge noch einmal völlig unbefangen zu betrachten. Vielleicht verraten sie uns also befragt ihr bisher sorglich gehütetes Geheimnis.

Die Inschrift lautet, ihres archaischen Charakters entkleidet, wie folgt:

ΔΙΣΠΕΠΥΤΙ.ΟΣΤΟΙΟΝΝΥΕΠΑΣΑΤΟΧΕΕΝ

Zweierlei ist hier zu bemerken: das achte Zeichen ist nicht ein vollständiges T (Ͳ), sondern ein bloßer Vertikalstrich, der — wenn er nicht als γ gedeutet werden soll, was nicht zum Ziel zu führen scheint — Änderung oder Ergänzung heischt. Im letzteren, hier von vornherein wahrscheinlicheren Falle bietet sich zunächst die auch von Herrn Comparetti beliebte Vervollständigung zu T dar. Das zehnte Zeichen hingegen ist das einzige, welches von Verschiedenen verschieden, von den einen als ρ, von den anderen als δ gelesen worden ist; es scheint daher methodisch geboten, dieses zweifelhafte Element vorerst von der Untersuchung auszuschließen. Und mehr als dies: es ist a priori nicht wahrscheinlich, daß in diesem einen Falle eine unrichtige Wiedergabe stattgefunden hat; denn das Zeichen ist dem Anfangs-Δ zu ähnlich, um füglich einen anderen Laut vertreten, nicht ähnlich genug, um mit ihm identisch sein zu können. Dies die einfachen Voraussetzungen, auf Grund deren eine Lesung zu suchen ist, vorbehaltlich der Umkehr von diesem Wege, falls er sich als ein Irrweg erweisen sollte. Dessen bedarf es aber nicht, wenn wir anders lesen dürfen:

Δίψη Πύτινος· τοῖόν νυ ἐπάσατο χῆειν.

„Flaschner litt Durst; da hat er sich denn solch ein (handliches) Ding zum Eingießen angeschafft."

93 Davon ist weitaus das meiste, nämlich die letzten vier Worte, schon von Boeckh (*τοῖόν νυ*[1] *ἐπάσατο*) und von

[1] Der Hiat samt der *τομὴ κατὰ τέταρτον τροχαῖον* soll uns so wenig kümmern, wie er Boeckh gekümmert hat (C. I. G. I, p. 869). Mag dieser Anstoß schwerer oder leichter wiegen (vgl. Christ, Metrik[2] § 54 und Hermanns Orphica p. 693, [F. D. Allen, Papers of the American School ... at Athens IV, 54]) als jener, welchen der illegitime Hiat nach τῷ in Herrn Comparettis Herstellung bietet (Christ § 232): kein Einsichtiger wird von dem „Gelegenheitsvers eines Unbekannten" (um mit Boeckh zu sprechen) technische Vollendung heischen.

Röhl (*χήειν = χείειν*, vgl. Curtius, Verbum I², 305)[1] gefunden worden. Nur die beiden ersten Worte schienen unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten. Ich versuche sie durch zwei Annahmen zu lösen, die man schwerlich gewaltsame schelten wird. *Πύτινος* ist als Appellativ (Flaschenfisch) neben *πυτίνη* (Flasche) nachgewiesen; ich setze voraus, daß das Wort auch als Eigenname entweder wirklich galt oder doch in scherzhafter Absicht (zur Bezeichnung eines Zechers) verwendet werden konnte. Desgleichen gestatte ich mir die Voraussetzung, daß der Doppellaut *ψ* hier durch *σπ* statt durch *πσ* oder *φσ* ausgedrückt ward, gleichwie der Vasenmaler Epiktet regelmäßig *ἔγρασφεν* schrieb (C. I. G. IV, 8161 ff.) oder in einer akrostichischen Grabschrift (226 Kaib. vgl. österr. Gymn.-Zeitschr. 1878, 433 [hier S. 183 ff.]) *ξ* durch *σκ* vertreten wird, um von den dorischen und äolischen Formen *σπαλίς, σπέλιον, σκίφος* samt Derivaten (Ahrens I, 48—49) nicht zu sprechen oder auch von der Schreibung *εὐσχάμενος* auf einer attischen Inschrift (C. I. A. I Add. zu Nr. 353 [= I. G. II p. 222]); man darf übrigens in solchen Fällen wohl auch an individuelle Verschiedenheiten der Aussprache denken, etwa wie bei dem analogen *Καλιτράστη* statt *Καλλιστράτη* auf einer Vase bei Brunn, Gr. Künstl. II, 699, oder bei *Θρεσπωτῶν* statt *Θεσπρωτῶν* in einer dodonäischen Inschrift, Taf. 27, 2 Karap., um wieder von den dialektischen Anomalien dieser Art wie *δρίφος, ὄλχος* usw. abzusehen (Kühner I², 224, 3). [Vgl. auch Kretschmer, Hermes XXVI, 119 f. A. W.] Dem konsekutiven Infinitiv in *ἐπάσατο χεῖν* entspricht am genauesten wohl das homerische (*Θ* 44): *τῷ γάρ . . . θεὸς δῶκεν ἀοιδὴν | τέρπειν* „um damit zu erfreuen". Durch das dorische Imperfekt *δίνη* endlich (vgl. z. B. *νίκη* C. I. G. I, 17 [I. G. IV, 561 A. W.]) erhält die Inschrift festes dialektisches Gepräge und reiht sich nunmehr wie im Alphabet so auch in der Sprache der kleinen Zahl von Denkmälern an, welche die dorische Mundart der achäischen Kolonien in Unteritalien vertreten (G. Meyer, Gr. Gramm.² XXIV f.).

[1] Die Vokalisation ist natürlich unsicher, da auch andere Möglichkeiten vorhanden sind (Ahrens II, 303).

94 Schließlich sei noch bemerkt, daß die Form des Vasenbildes (eine Nachbildung der Vase als solcher gibt es leider nicht) allerdings auf ein Trinkgefäß hinweist und daß die einzige von mir supponierte falsche Lesung, jene des zehnten Zeichens, am leichtesten erklärbar wird, wenn N, das auf unserer Inschrift in zwei verschiedenen Formen erscheint, hier jene dritte Gestalt besaß, die Inscript. antiquiss. 123 . . . begegnet; dann brauchte der Buchstabe nur gleich jenem T verstümmelt gewesen, nicht eigentlich verlesen zu sein. [Wilhelm verweist auf die von der meinigen abweichende Ergänzung der Inschrift, die O. Hoffmann in Griechischen Dialektinschriften Nr. 1657 in Vorschlag gebracht hat. Danach hätten die ersten 4 Worte zu lauten: *Δίς πῃ, Πύρρι, δός*, was mir als wenig wahrscheinlich gilt.]

22. Zu griechischen Inschriften.[1]

148

1. Eines Wortes der Erklärung scheint das viel behandelte älteste Votivepigramm aus Delos noch zu bedürfen (Inscript. antiquiss. 407):

Νικάνδρη μ' ἀνέθηκεν ἐκηβόλῳ ἰοχεαίρῃ,
Κούρη Δεινοδίκεω τοῦ Ναξίου, ἔξοχος ἀλ[λ]έων.
Δεινομένεος δὲ κασιγνήτη, Φράξου δ' ἄλοχός μ[ε.

Die Wiederkehr des Personalpronomen am Schluß des Gedichtchens soll dieses (freilich nicht ohne altertümliche Unbeholfenheit) abrunden helfen, vornehmlich aber der Nennung (149) des Gatten, der sonst hinter dem Vater und Bruder allzusehr zurückstünde, den erforderlichen Nachdruck verleihen: „Nikandre hat mich geweiht — mich die Gemahlin des Phraxos.“ Man darf daher sicherlich das Schlußwort weder (wie Homolle und Jebb wollten) mit einem etwa folgenden *ὁ δεῖνα ἐποίησεν* verbinden, noch es (wie Fränkel und Röhl vorschlugen) durch den Lückenbüßer *μήν* ersetzen, oder gar dieses Füllsel (mit dem Letztgenannten) weiblichem Ungeschick beimessen, da doch der Spender eines Weihgeschenks nicht in der Regel auch Verfasser des Weihgedichtes ist.[2]

---

[1] Archäolog.-epigraph. Mitteilungen VII, 148f. (1883).

[2] Die Figur der *ἀναδίπλωσις* ist gewiß oft verkannt worden, schwerlich jemals seltsamer als in den Worten einer vor kaum zwei Jahrzehnten zum ersten Male veröffentlichten Rede (deren Gegenstand an die Arginusenschlacht erinnert): *ἦν τις ἄρα, ἦν ἐν αὐτοῖς καὶ τετρωμένος μόνον καὶ ἡμιθνής· μηδεμίαν αὐτῶν φροντίδα ἐποιήσατο ὁ στρατηγός* — wo der Herausgeber das erste HN für *ἤν = ἐάν* hielt und den demungeachtet nachfolgenden Indikativ (*ἦν*) unter jene „*graves incorrections*“ rechnete, „*qui sont évidemment de véritables lapsus calami*“!

2. Eine neue Variation eines in griechischen und lateinischen Grabschriften mehrfach wiederkehrenden, durch die unverhohlene Leugnung des Unsterblichkeitsglaubens bemerkenswerten Ausspruchs hat Herr Ramsay kürzlich in Phrygien entdeckt und im Bull. de corresp. hellén. VI, 516 bekannt gemacht. Der Vers — denn ein solcher ist augenscheinlich beabsichtigt — lautet also:

Οὐκ ἤμην (ἐ)γενόμην· οὐκ ἔσομ'(αι), οὐ μέλι (sic) *μοι*

woran sich der prosaische Stoßseufzer reiht: *ὁ βίος ταῦτα.* Der Verseschmied hatte wahrscheinlich ein besseres Original vor Augen, das mit den Worten *οὐκ ἔσομ', οὐκ ἀλέγω* oder mit *οὐκ ἔσομαι· τί πλέον*; abgeschlossen haben wird. (Vgl. die lateinische Formulierung desselben Satzes: *non fui, fui; non sum, non curo* und worauf sonst Zeitschr. f. österr. Gymn. 1878, 437 [hier S. 191] und in diesen Blättern VI, 31 verwiesen worden ist.) [Hierzu bemerkt Ad. Wilhelm: 1. Statt *με:νῦν* Blaß, Jahrbücher f. klass. Philol. 1891, 135; *με* beibehalten von Solmsen, Inscr. gr. sel.³ 53. — 2. *οὐκ ἤμην* — Indices zu IG. XIV p. 763. *ὁ βίος ταῦτα,* vgl. Beiträge z. griech. Inschriftenkunde S. 201, J. Keil und v. Premerstein. Reiseberichte in Wiener Denkschriften 1911, Nr. 84, S. 45.]

23. Zu attischen Grabepigrammen.[1]

41

Ulrich Köhler hat kürzlich (Ath. Mitteil. X, 405) ein neu aufgefundenes attisches Grabepigramm („nicht viel jünger als die Mitte des vierten Jahrhunderts"), an welches er lehrreiche Betrachtungen knüpft, bekannt gemacht:

Γηραιὰν ἄνοσον παῖδας παίδων ἐπιδοῦσαν
Λυσίλλαν κατέχει κοινοταφὴς θάλαμος.

Es ist vielleicht nicht unnütz, dem für griechische Lebensanschauung so charakteristischen Hauptvers zwei gleichfalls attische und demselben Zeitalter (viertes . . . . Jahrhundert) angehörige Grabverse gegenüberzustellen, zunächst nämlich seinen Doppelgänger 44, 4 Kaibel:

φῶς δ' ἔλιπ' εὐδαίμων παῖδας παίδων ἐπιδοῦσα,

eine in ihrer runden Gedrungenheit geradezu unvergleichliche Schilderung eines schlichten Frauenglücks. (Vgl. auch Kaibel 67; 81; 279 und 43 mit den Zusätzen bei Löwy, Inschr. griech. Bildhauer Nr. 64.)

Allein auch die ersten zwei Worte jenes Hexameters erinnern an eine vielleicht noch bezeichnendere und mit der herodoteischen Glücks- und Güterschätzung, an welche auch Köhler durch den obigen Doppelvers gemahnt ward, sich noch genauer berührende Darstellung. Das ungemein merkwürdige Epigramm, auf dessen weitergehende Restitution Kaibel verzichtet hat (Nr. 68), mag etwa wie folgt gelautet haben:

Ὄλβιον, εὔγηρων ἄνο[σον καλὸν εὔτεκνον ἐσθλόν, 42
τύμβος ὅδ' εὐθάν[ατον κρύπτει Ἀριστόβιον.

Dieser Herstellung liegt die Erwägung zugrunde, daß das nachdrücklich vorangestellte *ὄλβιος* (das höchste Glücks-

[1] Archäolog.-epigraph. Mitteilungen X, 41 f. (1886). [Die Inschrift jetzt I. G. II, 4301 A. W.]

prädikat, über welches die griechische Sprache verfügt) eine Gesamtbezeichnung ist, deren Inhalt sich aus mehreren Elementen zusammensetzt, die wie mit häufender Hast angereihten Adjektive aber (hierin anders als in Nr. 67) eine vollständige Aufzählung der Glückseligkeitselemente erwarten lassen. Es empfahl sich daher der Versuch, in dem Rest des Verses die übrigen Glückserfordernisse aus griechischer Lebensauffassung und Güterschätzung heraus zu suchen und zu finden. Nun vergleiche man hiermit Solons Darlegung bei Herodot (I. 32), wie ich diese [hier S. 28ff.] zu berichtigen und zu erläutern versucht habe: *ταῦτα δὲ ἡ εὐτυχίη οἱ ἀπερύκει· ἄπηρός ἐστιν ἄνουσος ἀπαθὴς κακῶν, εὔπαις εὐειδής· εἰ δὲ πρὸς τούτοισιν ἔτι τελευτήσει τὸν βίον εὖ, οὗτος ἐκεῖνος τὸν σὺ ζητέεις, ὄλβιος κεκλῆσθαι ἄξιός ἐστιν.* Man beachte wohl, daß das glückliche Lebensende beide Male nicht nur wie natürlich den Schluß der Reihe bildet, sondern auch von den übrigen Elementen der Glückseligkeit scharf gesondert, gleichsam als ihr krönender Gipfel mit Nachdruck hervorgehoben wird; desgleichen daß auch der Beginn der Aufzählung hier und dort, wenn nicht den Worten, so doch der Sache nach der gleiche ist. Denn der *εὔγηρως*, zumal wenn er vom *ἄνοσος* unterschieden wird, ist ja eben derjenige, der bis ins Greisenalter von Gebrechen jeder Art verschont bleibt, der sich „im Vollbesitz seiner Gliedmaßen und im Vollgenuß seiner geistigen und leiblichen Fähigkeiten“ befindet, d. h. der *ἄπηρος* (= *ὁλόκληρος*) ist bis ans Ende. So darf denn, gleichwie meiner Auslegung der herodoteischen Stelle (soweit diese einer Auslegung bedarf) aus dem Epigramm eine erwünschte Bekräftigung erwächst, so auch die Ergänzung des letzteren als durch die erstere im wesentlichen gesichert gelten — bis auf den Eigennamen, der selbstverständlich nur eine unter mehreren Möglichkeiten darstellt, aber freilich eine solche, die, wenn sie zufällig Wirklichkeit war, zur Abfassung des Gedichtchens den entscheidenden Anstoß zu geben geeignet war, auf Grund der Erwägung: der Verstorbene trug seinen Namen mit Recht.

24. Zu den neu entdeckten Grabinschriften der jüdischen Katakomben nächst der Via Appia.[1]

(Mitteilungen des Kais. deutschen archäolog. Instituts, röm. Abt. I, 1 S. 56.)

„Wie verstehen Sie *κιτοῦντε*? Wie läßt sich die mittlere Inschrift ergänzen?“ Auf diese jüngst an mich gelangte Anfrage eines Orientalisten darf ich vielleicht öffentlich wie folgt antworten.

Die Worte *ὧδε κιτοῦντε* mit nachfolgendem Plural können am Eingang einer Grabschrift der Natur der Sache nach und angesichts der in den gleichartigen Inschriften unablässig wiederkehrenden Wendungen *ὧδε κεῖτε, ἐνθάδε κῖτε* und dergleichen mehr unmöglich etwas anderes bedeuten als „hier ruhen“. Der verwahrloste Vokalismus dieser Grabschriften aber, in denen nicht nur der Itazismus fast unbedingt herrscht, sondern auch kurze und lange Vokale und nicht minder der O- und U-Laut einer festen Abgrenzung entbehren (vgl. z. B. C. I. G. 9918: *ἐνθάδε κῖτεν Ἰούδας νήπιους ἐν εἴρνε κύμυσες ἀοτοῦ*), gestattet und gebietet zugleich in *κιτοῦντε* nichts anderes zu erblicken als *κοιτῶνται*. Es ist das ein Verbum, das bisher freilich nur aus Glossen und aus byzantinischer Zeit nachzuweisen war, von dessen Seitensprossen aber mindestens einer bereits in der Septuaginta erscheint (Levit. 20, 15: *καὶ ὃς ἂν δῷ κοιτασίαν αὐτοῦ κτέ*).

Jene „mittlere“, von Herrn N. Müller a. a. O. mitgeteilte, aber nur in ihrer letzten Hälfte ergänzte Grabschrift eines Oberhauptes der jüdischen Gemeinde der Subura läßt sich in plausibler Weise also lesen und vervollständigen: *Ἐνθάδε κῖτε Μαρῶνις ὁ κὲ [Φίλ]ητος, ἔγγων(ος)* (sic) *Ἀλεξάνδρο[υ το]ῦ*

[1] Archäolog.-epigraph. Mitteilungen X, 231 f. (1886).

κε Μα[θ]ίου, ἄρχων Σ[ιβου]ρησίων, ἐτῶ[ν] κδ καὶ μηνῶν γ. ἐν [εἰρήν]ῃ ἡ κ[οί]μη[σις αὐτοῦ].

Zu bemerken ist hierüber folgendes. *Μαρῶνις* ist augenscheinlich die verkürzte Vulgärform des C. I. G. 8829 (auf einer dem Libanon angehörigen christlichen Grabschrift) vorkommenden männlichen Personennamens *Μαρώνιος*. Man vergleiche, um in diesem Kreise zu bleiben, *Σαββάτις* = *Σαββάτιος*, oder *Ἀλῦπις* = *Ἀλύπιος* (C. I. G. 9910 und 9922). Für den Doppelnamen aber und seine Einführung durch *ὁ καὶ* sei allenfalls auf Dittenbergers Index zu C. I. A. III. 2. 388 oder auf Reinachs Traité d'Épigraphie p. 507 verwiesen. [Vgl. M. Lambertz, Zur Doppelnamigkeit in Ägypten. Wiener Gymnasialprogramm 1911. A. W.] Die Namensform *Μαθίος* 232 — in unserer Inschrift liest man ein Є, welches ich zu Θ ergänzte — begegnet in einer palästinensischen Inschrift, C. I. G. 4593. Das einigermaßen anspruchsvolle *ἔγγονος* (= *ἔκγονος*) statt *υἱός* erscheint mehrfach in jüdischen Grabschriften, nämlich C. I. G. 9912, 9919 und 9900 = C. I. A. III, 3547, während die Ersetzung von *ο* durch *ω* nicht selten begegnet; so *ἡρηνοποιώς* und *υἱώς* C. I. G. 9897, *τάφως* und *υἱώς* auch bei Ascoli, Iscrizioni di sepolcri giudaici p. 52 und 57. Nicht unmöglich, aber minder wahrscheinlich wäre die Deutung ΕΓ ΓΩΝ = *ἐκ τῶν*, etwa wie *Μάρωνι ἐκ τῶν Μάρωνος* bei Dumont, Inscript. de la Thrace p. 36 (= Kaibel Nr. 533). Das jugendliche Alter des Synagogenvorstandes ist auffallend und läßt wohl auf relativ vornehme Abkunft oder auf einen regelmäßigen Turnus unter den Gemeindegliedern schließen; auf letzteres könnte C. I. G. 9910 zu weisen scheinen, wo ein im Alter von 35 Jahren Verstorbener *δὶς ἄρχων* genannt wird.

25. Zu griechischen Inschriften.[1] 91

Im Aprilhefte des Bull. de corr. hell. (XI, 252 ff.) hat Herr G. Fougères eine von ihm auf Delos gefundene Weihinschrift veröffentlicht. welche auf der Basis einer nicht mehr vorhandenen Statue des Simalos von Salamis eingegraben ist. Das prosaische Präskript gleichwie ein Teil der hierauf 92 folgenden Distichen ist vom Herausgeber aufs beste hergestellt und eingehend erklärt worden. Da jedoch ein Teil der Verse eine weitergehende. und zumal V. 6 und 11 eine sichere Herstellung gestatten, so will ich den poetischen Teil der Inschrift hier wiederholen und mit den erforderlichen Erläuterungen versehen, wobei ich Herrn Fougères' Ergänzungen in eckige. die von mir herrührenden in runde Klammern einschließe:

Ἀλκινόου μελάθροισι προ[σείκ]ελα δώματα ναίων,
Σίμαλε, τᾶς ἀφελοῦς δ[εῖγμα] φιλοξενίας.
Ἁπλόε καὶ ἐμ μύθοισι καὶ (ἐμ βιότῳ) περικαλλεῖ,
Προσφιλὲς Αἰγύπτου κ[οιραν]ίαις ἔρυμα,
5 *Καὶ Ῥώμας ὑπάτοισι καὶ ἁ[γνῇ Κέ]κροπος αἴῃ*
Καὶ Δάλου ναέτα⟨ι⟩ς πλε[ῖστα] (χαρ)ιζόμενε·

Εἴθε χρόνοις κείνοις (ὅτε θεσ)πεσίησ(ιν ἀοιδαῖς?)
Τρώων καὶ Δαναῶν ἀ(θανάτιζε) [μ]άχας.
Μαιονίδας τὰν σὰν ἶνι[ν] (θεοειδέ᾽ ἔκ)λεισ(εν.
10 *Χρύσεον ἐμ βύβλοις (μνᾶμ᾽ ἀνεγειράμ)ενος.*
Οὐκ ἂν ὁ Φαιάκων γά(ρ ἀγὸς τόσον ἤρατο κῦ)δος
Ὡς σύ, δόμον ξέν[ιον] (πᾶσι παρασχόμενος).

[1] Archäolog.-epigraph. Mitteilungen XI, 91 ff. (1887).

V. 3 schrieb Herr Fougères: *καὶ [ἐν κόσμῳ] περικαλλεῖ* und paraphrasiert den ganzen Vers wie folgt: „*sans prétention dans tes récits comme dans l'éclat de ta haute situation*". Er nimmt hierbei an, daß Simalos „*des récits versifiés*" verfaßt habe. Ich ward vielmehr an das homerische *μύθων τε ῥητῆρ' ἔμεναι πρηκτῆρά τε ἔργων* gemahnt und glaube an nichts anderes denken zu müssen, als an den so gewöhnlichen Gegensatz von Wort und Tat, *λόγῳ καὶ ἔργῳ*. Ist *βιότῳ* richtig, so gestattet die zwischen Lebensführung und Lebensumständen schillernde Bedeutung die Gegenüberstellung zu *μύθοισι* sowohl als die Hinzufügung des Beiwortes *περικαλλής*.

V. 7 sind die von Herrn Fougères mitgeteilten Zeichen am Schluß: ΓΕΣΙΗΣ.ΑΝΝΑ, mit den Erfordernissen des Versmaßes nicht zu vereinbaren. Einer endgültigen Herstellung müßte eine Nachprüfung des Originals oder eines Abklatsches vorhergehen. Ich setzte zunächst ein, was dem Sinn und Zusammenhang gemäß schien.

V. 9 hat der Her. *τὰν σὰν ἶνι[ν]* zweifellos richtig geschrieben, aber diesen samt dem vorhergehenden und dem nachfolgenden Vers, auf deren weitergehende Restitution er durchweg verzichtete, in freier Übertragung also wiedergegeben: „*plût au ciel que, dans ces temps où il raconte les combats des Troyens et des Grecs, Homère eût à célébrer ta magnificence, déroulant dans ses vers le flot d'or de sa poésie*". Meine Auffassung ist eine andere. Wenn der Gefeierte mit Alkinoos, so wird seine Tochter mit Nausikaa verglichen: daher der Wunsch des Dichters: hätte doch Homer deine Tochter statt jener des Phäakenkönigs verherrlicht. *ἔκλεισεν* schrieb ich, obgleich ΛΕΙΣΟΙ als überliefert erscheint. Das Supplement *θεοειδέα* soll natürlich nur eine unter mehreren Möglichkeiten darstellen. Vielleicht weilte des Simalos Tochter nicht mehr unter den Lebenden: dann war *πολύκλαυτον* das angemessenste Beiwort. In

V. 10 meinte ich weniger einen Hinweis auf den Goldstrom homerischer Dichtung als eine Ausführung des Inhalts von V. 9 suchen zu sollen. Zu

V. 11 bedarf es kaum der Erinnerung an homerische Phrasen wie *κῦδος ἀρέσθαι, ἠράμεθα μέγα κῦδος, ἄσπετον ἤρατο κῦδος.* [Die Weihinschrift, nicht die Distichen, jetzt bei Dittenberger, Orientis Graecae Inscriptiones 173. Des Simalos Vater ist durch den athenischen Beschluß O. G. I. 118 (aus der Zeit um 170 v. Chr.) bekannt. (Dittenberger, zu den beiden Inschriften.) Noch nicht bemerkt ist, daß der Ephebe *Τίμαρχος Σιμάλου Φλυεύς* I. G. II, 470 unter Archon Agathokles (106—105 v. Chr. nach W. Kolbe) der Sohn dieses Simalos ist, der, wie das Gedicht lehrt, ja auch in Athen eine große Rolle gespielt haben muß (Z. 5) und Bürger war, sein Vater auch *πρόξενος* und *εὐεργέτης*. A. W.]

188

26. Ein Grabepigramm aus Lydien[1]

von sehr eigenartiger, frisch-heiterer Färbung, auf dessen Restitution der Herausgeber (G. Radet im Bull. de corr. hell. XI. 477) verzichtet hat, läßt sich zum Teil wie folgt herstellen:

ἰ(κ)οστὸν πρῶτον πληρ(ῶν ἔ)τος ἤμασιν ἑπτὰ
τὰς (ἀφ)ανεῖς ἀτράπους εἰς Ἀίδ(ην κα)τέ(β)ην.
εἰμὶ δέ τις Μακ(εδ)ὼν πάντων φίλος, οὐδεν(ὸς ἐχθ)ρός,
πρῶτα παλαιστρε(ίτη)ς, εἶτα καὶ εὐτ(ρ)άπελο(ς).
5 *σο)ὶ(?) πάσαις Μούσαις πεφ(ιλη)μέν⟨ω⟩ι οὐ(δενὸς) εὐχὴν*

. . . .

. . . .

. . . .

τῆς)(?) ἀγαθῆς ψυχῆ(ς μ)ε(μ)ν(ημ)ένοι ὡς ἐν ὀνείροις·
10 *κ)οινὸ(ς γ)ὰ(ρ θ)νη(τ)ῶν ἐστι (θε)ὸς Θάνατος.*

Zu V. 4 sei bemerkt, daß dieselbe Verbindung bei Plutarch, Quaest. rom. 40 [= Mor. 338, 37 Dübn.] vorkommt: *ὑφ' ὧν ἔλαθον ἐκρυέντες τῶν ὅπλων καὶ ἀγαπήσαντες ... εὐτράπελοι* 189 *καὶ παλαιστρῖται καὶ καλοὶ λέγεσθαι.* — V. 5 schimmert der Gedanke durch, daß der Verstorbene durch seinen Tod niemandes Wunsch erfüllt hat. Ob *σοὶ — πεφιλημέν⟨ω⟩ι*, oder *οἱ — πεφιλημένι* (= *πεφιλημένοι*) oder endlich mit unstatthaftem Hiatus *καὶ — πεφιλημέν(ε)* zu schreiben ist, wird sich schwerlich entscheiden lassen. In der lückenhaften Partie sind einzelne Worte wie *μέντοι, μηδὲ, (ἐ)στήσαντ(ο)* erkennbar, das letztere zweifellos auf die Errichtung des Grabdenkmals bezüglich.

V. 9 drückt im Zusammenhang mit dem nicht mehr zu enträtselnden V. 8 offenbar den Wunsch aus, die zurück-

---

[1] **Archäolog.-epigraph. Mitteilungen XI, 188f. (1887).**

bleibenden Kameraden mögen der ehrlichen Haut, des frohen Turn- und Zechgenossen treu, aber ohne heftige Trauer gedenken, sich von seinem Bild heiter umschweben lassen, wie man von Traumbildern umgaukelt wird. Steckt in ΚΑΙΣ V. 8 etwa *κὰσ(πασίως)*? V. 10 ist vom Her. also wiedergegeben worden:

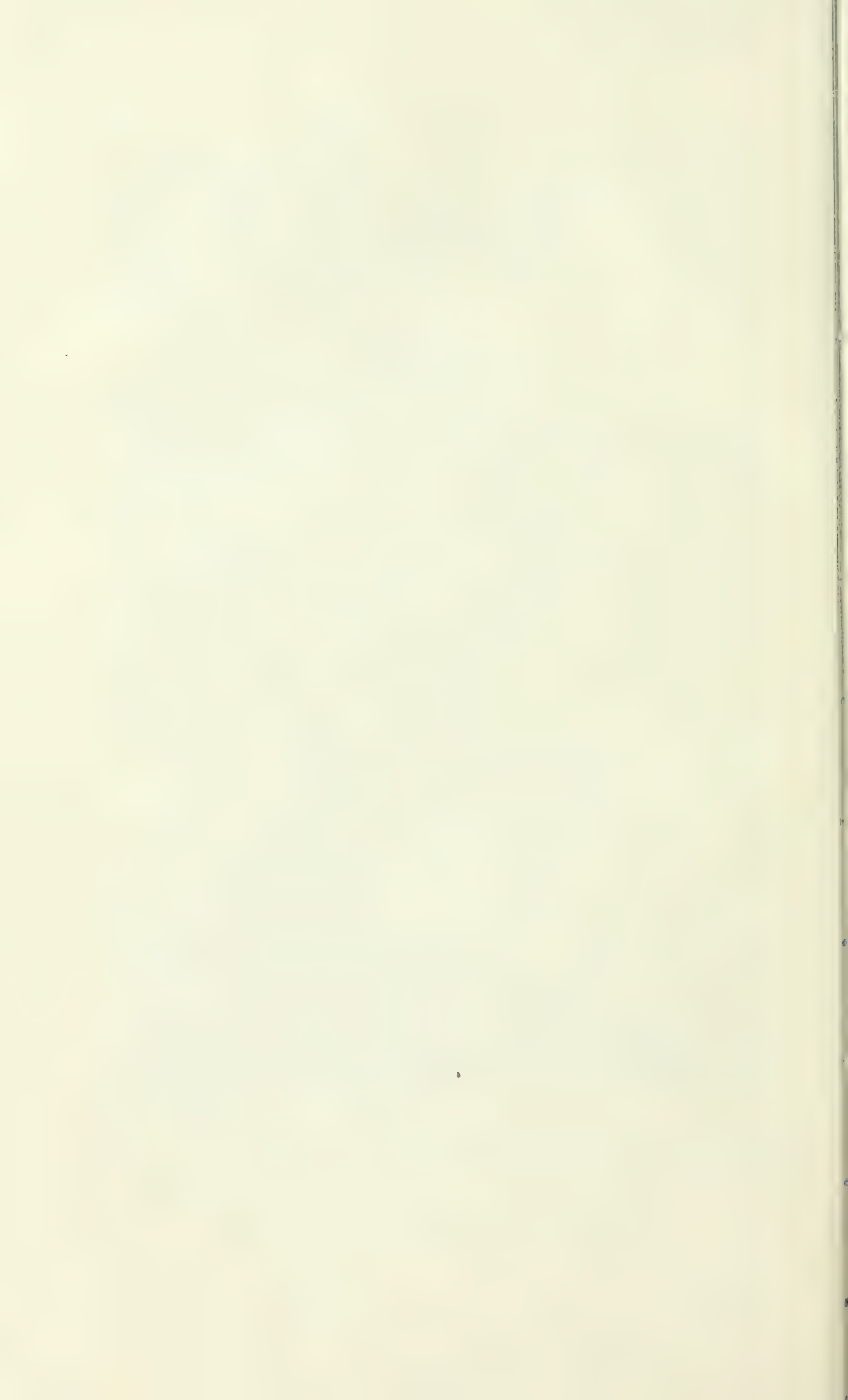
ΟΙΝΟ.ΤΑΦΟΝΗΙΩΝΕΣΤΙΟ
ΟΣΘΑΝΑΤΟΣ

Zu dem Vers vgl. Kaibel Nr. 35, 6: *κοινὸς — ταμίας*; 404, 2: *κοινὸς — δαίμων* u. a. (Ist nicht, nebenbei, Nr. 266, 1 der Abklatsch eines besseren Originals: *κοινὸν ἰδοῦσα φάος κοινὸν ἔχω τὸ τέλος*?)

Einer zwiefachen Nachhilfe bedarf das ebendas. p. 461 mitgeteilte Epigramm. Am Ende von Z. 5 ist nämlich ohne Zweifel ein Τ unlesbar geworden und nicht *οὔνομ'* sondern *τοὔνομ'* zu schreiben, wodurch der Hiat beseitigt und die Phrase sprachrichtig wird (vgl. z. B. 563, 1 Kaibel: *τοὔνομα Θὐήραν*). Desgleichen war das Schlußwort sicherlich *ἔβη*, nicht *ἔση(ι)*, mag nun Σ statt Β verlesen oder irrtümlich eingemeißelt sein. So haben denn die von Herrn Radet im übrigen richtig behandelten vier Verse also zu lauten:

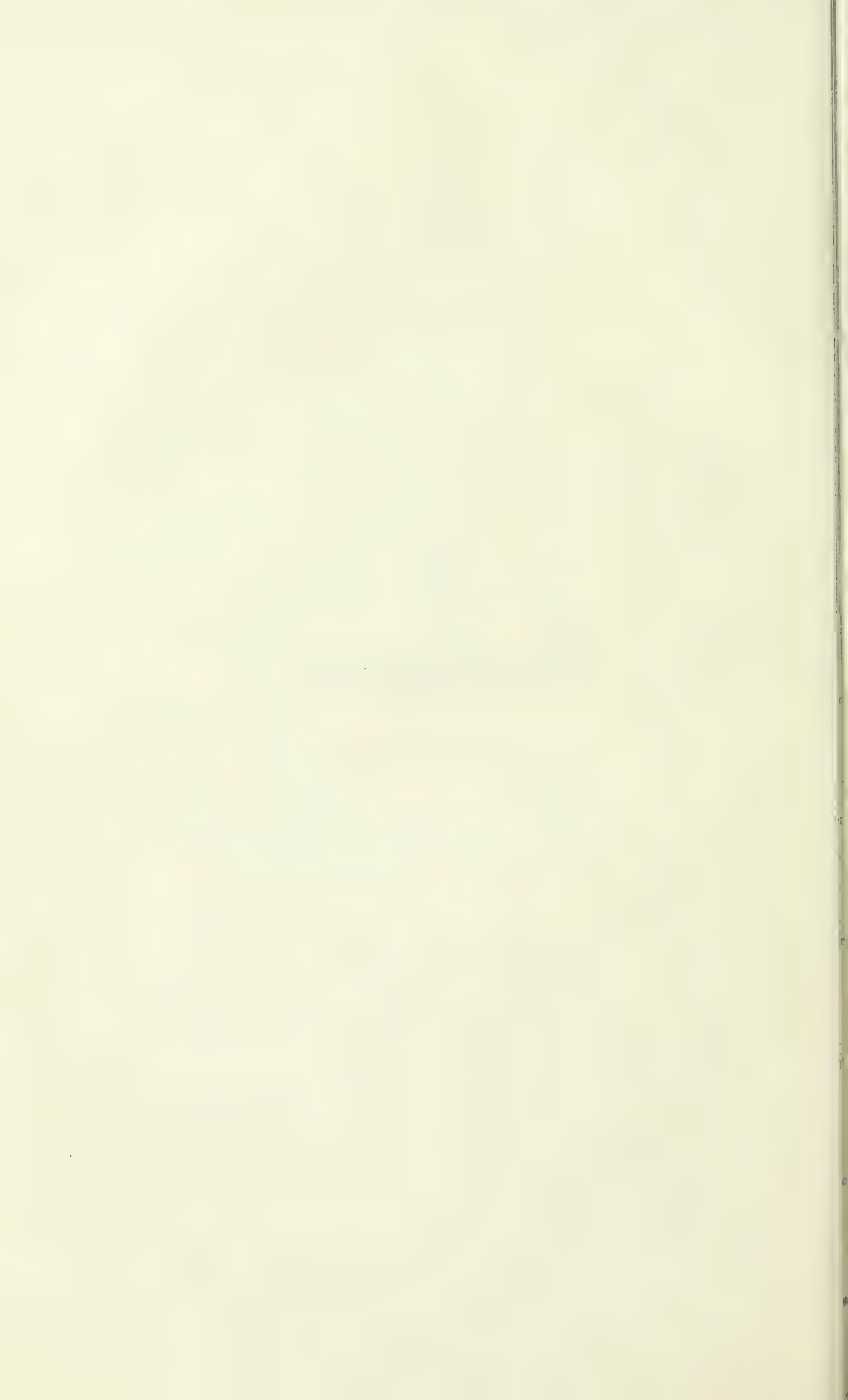
Πατρὸς μὲν Ἀρτάμωνος ἰμὶ Λυκιδέως
καὶ ματρὸς Ἀμμίοιο, (τ)οὔνομ' Ἀρτέμων·
θάψεν δ' ἀδελφὸς Ἀρχέλαος σῶμ' ἐμόν,
ψ)υχὰ δέ μευ πρὸς ἄστρα καὶ θεοὺς ἔ(β)η.

[Der Stein, jetzt die unterste Stufe einer Treppe, ist seither (im Sommer 1911) von Keil und v. Premerstein neu untersucht worden. Die Zeichnung ward Wilhelm mitgeteilt, dessen Güte ich ihre Kenntnis verdanke. Das erforderliche Τ von *τοὔνομα* scheint schon der Steinmetz ausgelassen zu haben. Das Schlußwort entspricht meiner Ergänzung: es steht ΕΒΑ auf dem Stein, also die dorische Form, die *ψυχὰ* erwarten ließ.]



VI.

Miscellanea.



27. Zu den griechischen Kriegsschriftstellern.[1]

Ich versuche im folgenden ein in ionischer Mundart geschriebenes Bruchstück des Historikers Eusebios lesbar zu machen, das C. Wescher in seiner „Poliorcétique des Grecs“ (Paris 1867 p. 343—346) nach einer Handschrift des 10. Jahrhunderts (p. XIX) veröffentlicht hat. Über Eusebios, dem das Fragment nach des Herausgebers unzweifelhaft richtiger Bemerkung angehört, vergleiche man Müller, Fragm. hist. graec. III, 728. Er schrieb wahrscheinlich unter Diocletian, und ist somit wohl der jüngste uns bekannte Autor, der in der Mundart des Vaters der Geschichte gestammelt hat. An solche späte Reminiszenzensprache darf die Kritik natürlich weder in stilistischer noch in dialektischer Hinsicht strenge Forderungen stellen, und mein Restitutionsversuch, dem ich baldige Nachfolge wünsche, soll nur durch das Gestrüpp dieses Textes einen Weg bahnen, der uns sein Verständnis erschließt. Daß Herr Wescher nur in geringem Maße solche Pionierarbeit verrichtet hat, soll ihm nicht zum Vorwurf gereichen: was er sicher gebessert hat, nehme ich dankbar, wenn auch stillschweigend auf; befremdlich ist nur seine Unkenntnis des ionischen Dialekts, die ihn z. B. verleitet hat, bei einem zum mindesten doch ionisierenden Schriftsteller *μέζον* in *μεῖζον* oder *ἔογοντο* in *εἴογοντο* zu ändern, oder die Schreibung der Handschrift *κατοικημένων* statt durch die dialektische Eigentümlichkeit durch die Bemerkung zu erklären: „*more inscriptionum veterum, in quibus οι = ῳ*“. Derartige Versehen habe ich nach der Urkunde berichtigt und dies ebensowenig ausdrücklich angemerkt, wie Veränderungen der Interpunktion. Die Annahme einer Lücke, die mir an

[1] Zeitschr. für die österr. Gymnasien 1868, 101 ff.

mehreren Stellen unvermeidlich scheint, bezeichne ich durch ein Sternchen.

Das zu Anfang und zu Ende verstümmelte Bruchstück füllt ein Blatt der Handschrift und gehört ohne Zweifel gleich dem aus demselben Kodex nach einer Abschrift des Mynas schon früher publizierten, nur aus wenigen Zeilen bestehenden zweiten Fragment des Eusebios dem neunten Buche seiner Geschichte an. Es handelt im Beginn gleich diesem von einer Belagerung der Stadt Thessalonike (*πολιορκία*
102 *Θεσσαλονίκης ὑπὸ Σκυθῶν* ist die Aufschrift jenes Bruchstückes), wie die ersten Worte des c. 3 zu beweisen scheinen.

1\. . . . . *τὴν ὄψιν αὐτὴν* (l. *οὔτε*) *τοῦ πολέμου οὔτε τῶν ἀντιπολεμίων* (*ἀντιπολέμων*? cf. Thes. gr. l.) *ἀπορρηθῆναι* (l. *ἀπορηθῆναι*), *καὶ ἐς τὰ ἀρήια, τοῖς* (l. *ὡς*) *ἐν τοῖς παιδηίοις ἀθύρμασι εὑρίσκεε* (l. *εὑρίσκεθ'*), *ἑωυτῷ παρεούσης εὐστοχίης** *καὶ τοξεύσαντα οὐκ ἁμαρτεῖν, κατὰ δὲ τεῖναι ἀνδρὶ* (l. *κτεῖναι ἄνδρα*) *πολέμιον. καὶ ἐπὶ τῷ ἔργῳ τούτῳ μεγαλόφρονες ἔμενον* (l. *μεγαλοφρονούμενον*)[1] *προσθεῖναι καὶ δεύτερον· τῷ γὰρ κεκλημένῳ* (l. *βεβλημένῳ*) *τῶν πολεμίων τινὸς παραστάντος καὶ τὸ βέλος ἐξειουμένου* (l. *ἐξειομένου* = *ἐκσειομένου*), *τοξεῦσαι αὖτις καὶ τυχόντα ἐπὶ τῷ προτέρῳ καὶ τοῦτον κατακτεῖναι. τοῦτο ἰδομένους τοῦ παιδὸς τὸ ἔργον τοὺς μὲν πολεμίους θώματι ἐνέχεσθαι μυρίῳ, τοὺς δὲ πολιήτας καὶ ἐπὶ μέζον αὐτοῦ τῇ προθυμίῃ προσερχομένους* (l. *προερχομένου*) *ἐπισχεῖν καὶ ἀναρπάσαι μιν, φόβῳ σχομένους μή τινι ἄρα πάλιν κότῳ* (l. *παλινκότῳ*) *ἐπὶ παραδόξοις οὕτως ἐκ φθόνου δαίμονος ἐγκυρήσῃ.*

2\. *ταῦτα μὲν δὴ οὕτως ἐγίνετο. πρὸς δὲ τὰ ἐπιφερόμενα ἐκ τῶν μηχανημάτων καὶ πολλὰ ἀντιτεχνησαμένων τῶν ἀπὸ τοῦ τείχεος, τὰ μάλιστα λόγου ἄξια καὶ ἀφηγήσιος ἐπυθόμην γενέσθαι τουτῶσε* (l. *τούτοισι*), *ταῦτα σημανέω. τῇ μὲν ὦν ἀπὸ τῶν πυρφόρων βελέων ἐλπιζομένῃ ὠφελίῃ κατὰ πάντων ὁμοίως τῶν μηχανημάτων ἐχρέοντο. τὰ δὲ πυρφόρα ταῦτα βέλεα ἦν τοιάδε· ἀντὶ τῆς ἄρδιος τῆς πρὸς τῷ ἄκρῳ τοῦ ὀιστοῦ εἶχε ταῦτα* (?)[2] *τάπερ δὴ μεμηχάνητο ὥστε τὸ πῦρ αὐτὸ*

---

[1] [Vielmehr *μεγαλοφρονεύμενον*.]

[2] [Doch wohl *καυτὰ* = *καυστὰ*.]

ἐπιφέρειν· ταῦτα δὲ ἦν σιδήρεα ἔχοντα ἔνερθεν ἐκ τοῦ πυθμένος κεραίας ἐπεκκεκλιμένας (*ἐπι-* oder *ἐπενκεκλιμένας*? *ἐπεκκεκλημένας* cod.)· *αἵδε* (l. *αἱ δὲ*) *κεραῖαι χωρὶς ἐπ' ἑωυτέων ἐλαυνόμεναι ἐπὶ τὰ καμπτόμενα* (l. *ἔπειτα καμπτόμεναι*) *κατὰ κορυφὴν πρὸς ἀλλήλας ξυνήγοντο· συναφθεισέων δὲ τούτων ἐς ἄκρον ἀκὶς ἰθείη καὶ ὀξυτάτη ἀπὸ πασέων ἐξήιε· τῆσδε δὲ μεμηχανημένης οὕτως ἔργον ἦν κατοτέω ἀνενειχθείη* (l. *κατ' ὅτευ ἂν ἐνειχθῇ*),[1] *πρὸς πεπερονημένην* (l. *προσπεπερονημένην*) *μιν ἐνεστάναι. ταύτης μὲν τῆς ἀκίδος ἔργον ἦν τοῦτο, τὸ δ' ἐπὶ τῷ πυρὶ σπουδαζόμενον ὧδε ἐνηργέετο· καμπτόμεναι αἱ κεραῖαι κόλπον κοῖλον κατὰ τὸν* (l. *κατ' ὅσον*) *διεστεῶσαι ἦσαν ἀπ' ἀλληλέων ἐποίεον, οἷον δὴ καὶ ⟨αἱ⟩ τῶν οὕτως* (*ἱστοὺς*?) *ἐχουσέων γυναικῶν ἠλακάται, περὶ ἃς δὴ στρέφεται τὸ εἴριον ἔξωθεν περιβαλλόμενον, ἀπ' ὧν δὴ τὸν στήμονα κατάγουσι· μεταξὺ τούτου τοῦ κόλπου εἴσω στυππίον ἢ καὶ ξύλα λεπτὰ θείου αὐτοῖσι προσπλασσομένου ἢ καὶ τῷ Μηδείῳ ἐλαίῳ καλεομένῳ αὐτὰ χρείσαντες ἐνετίθεσαν. τοῦ δ' ὧν ἀτράκτου τοξευομένου ἤτοι ὑπὸ μηχανῆς ἢ καὶ τοξοτέων τὰ ἐνεχόμενα ὑπὸ τῆς ῥύμης ἐξήφθη τε καὶ ἀφθέντα φλόγας ἐποίεε* (l. *φλόγα ἐποίεε*: *φλογας ποιεε* cod.). *τοιούτοισι μὲν δὴ κατὰ πάντων τῶν μηχανημάτων ἐχρέοντο, καὶ ἀπὸ τούτων πολλῶν ἅμα ἐκπεμπομένων ὠφελείη* (l. *ὠφελίη*) *τις ἐγείνετο· ἀπό γε ὀλίγων ἢ σμικρὴ ἢ οὐκ ὤν δή τις τοσαύτη προσείη* (l. *προσήιε*)· *ἢ γὰρ ὑπὸ τῶν βυρσέων ἔργοντο ἢ καὶ ἀπὸ σβεστηρίων πολλῶν μηχανημάτων.* 103

3. *τόδε δὲ παρὰ μὲν Μακεδόνων αὐτῶν οὐκ ἤκουσα, ἐν δ' ἑτέρῃ πολιορκίῃ ἔμαθον ἀντιτεχνηθῆναι πρὸς τὰ πυρφόρα ταῦτα βέλεα, Κελτῶν προσκαθημένων πόλει Τυρρηνῶν*[2] *καλεομένῃ. ἔστιν δὲ αὕτη χώρης τῆς Γαλατίης τῶν ἐν τῇ Ἑσπέρῃ κατοικημένων ἔθνεος τοῦ Λουγδονοσίου. χρόνος, δέκατον ἔτος*

[1] Eusebios schrieb wohl *ἐνειχθέῃ*, eine jetzt verworfene Form. So wollte auch **Bekker** bei Herod. IV, 154, 14 aus der Schreibung *δεηθειη* in dem Zitate des Suidas (s. v. *Βάττος*) *δεηθέῃ* gewinnen. — 1. Z. 4 stand wohl, was ich vermutet habe, *εὑρίσκεθ'*, im Archetypus, doch dürfte Eusebios selbst konsequent genug gewesen sein um hier *εὑρίσκει* oder *εὑρίσκετο* und 2. Z. 3 *ἀπηγήσιος* zu schreiben. Nutzlos und gewagt aber wäre der Versuch, bei dem Werk eines so späten Schriftstellers den strengen Kanon des Ionismus durchzuführen.

[2] [Der Name der Stadt ist wohl ausgefallen.]

προσεκατέατο τῇ πολιορκίῃ, ἦν (*χρόνος δὲ κατ' ὃν* [*ἔτος*] *προσεκατέατο τῇ πολιορκίῃ ἦν?*) *ἐν τῷ δὴ Γαλατίῃ πᾶσα καὶ τὰ ταύτῃ προσεχέα ἔθνεα ἀρχῇ τῇ Ῥωμαίων οὐ πιθέσκετο, ἀλλὰ ἐπεστήκεε τοῖς ἐς παρεστηκόσι ⟨καὶ* W.⟩ *συνεφρόνεε* (l. *ἀλλ' ἀπεστήκεε ⟨καὶ⟩ τοῖσι ἐπανεστηκόσι συνεφρόνεε: τοισεεπανεστηκοσι* cod.). *τότε γὰρ τῶν Κελτῶν τῶν πέρην Ῥήνου ἐπιστρατευσαμένων, μοίρη* (*μοῖρα? μοριη* cod.) *ἀπὸ τούτων ἀποσχισθεῖσα καὶ προσκαθημένη τῇ πόλει τῇ λελεγμένῃ· κατεφλεχθεισέων σφι πολλέων μηχανήσασθαι· ἐξόπισθεν τῶν μηχανέων ἔλυτρα ὀρύξαντες, πλέα ὕδατος ταῦτα ἐποίεον, ἔπειτα μολυβδίνους στεγανοὺς ἀγωγοὺς τοὺς ὑποδεξομένους καὶ παρράξοντας το ὕδωρ* — so ergänzt Wescher den verstümmelten Schluß des hier abbrechenden Bruchstücks).

28. Zu E. Millers Mélanges de littérature grecque.[1]

Über Emanuel Millers Mélanges de littérature grecque (Paris 1868) hat A. Nauck in den Mélanges gréco-romains t. III p. 103—185 einen überaus wertvollen und fast erschöpfenden Bericht erstattet. Ein paar Textverbesserungen, zu denen das Studium dieser zwei Schriften den Anstoß gegeben hat, mögen hier einen Platz finden.

Im Recueil de proverbes bei Miller sind nicht wenige Stellen auf Grund anderweitiger Überlieferung mit Sicherheit zu heilen. z. B. S. 353, 1 *σὺν Ἀθηνᾷ καὶ χεῖρα κίνει· ἡ παροιμία εἴρηται ἐπὶ τῶν παρὰ τοῦ θείου προσδεχομένων βοήθειαν καὶ διὰ τοῦτο αἰτούντων*. Man sieht sofort, daß statt *αἰτούντων* zu schreiben ist *ἀργούντων*, und dies bestätigt Zenobios V, 93 (Paroemiogr. I, 157 f.) *παροιμία ἐπὶ τοῦ μὴ χρῆναι ἐπὶ ταῖς τῶν θεῶν ἐλπίσι καθημένους ἀργεῖν*. Häufiger aber sind die Fälle, in denen der neue Text dem ursprünglichen näher steht, z. B. S. 359, 10 *μανία δ' οὐ πᾶσιν ὁμοία· τῶν μανιῶν, ὥς φησιν ὁ Πλάτων, αἱ μέν εἰσιν ἄτοποι, ὡς αἱ τῶν παραπαιόντων, αἱ δὲ ἀρεταὶ αἱ* (lies *αἱρεταὶ*) *καὶ εὐχῆς ἄξιαι*, während bei Diogenian (Par. I, 276, 9) der Schade schon tiefer gedrungen ist: *αἱ δ' ἀρετῆς καὶ εὐχῆς ἄξιαι*. (Dies erinnert mich an eine sehr grobe Korruptel in Demokritos fragm. mor. 6 bei — Mullach I, 340 —, die auch Zeller, Phil. der Gr. I^3, S. 733, Anm. 5 ungebessert gelassen hat: *ὁ τὰ ψυχῆς ἀγαθὰ ἐρεόμενος* [lies *αἱρεόμενος*] *τὰ θειότερα ἐρέεται* [lies *αἱρέεται*], *ὁ δὲ τὰ σκήνεος τἀνθρωπήϊα*.)[2] Eine überaus schwierige Stelle, an der die bei Miller erhaltene voll-

[1] Aus den Jahrbüchern f. klass. Philologie 1871, S. 327 ff.

[2] [Nach Diels, Vorsokratiker II^2, 1, 720, Z. 5 v. u. hat schon Orelli die Besserung vorweggenommen.]

ständigere Fassung allein die Möglichkeit der Restitution zu gewähren scheint, soll später erörtert werden.

Zu dem von Nauck (S. 145—147) so trefflich hergestellten, gegen Ehebrecher gebrauchten Ausruf *ὦ Λακιάδαι καὶ στειλέαι* (Miller S. 357 f.) sei nur bemerkt, daß in den Zeichen *αἱ Κλαζομεναὶ ἐκ διζωπυριῶν* gewiß nichts anderes zu suchen ist als *ὦ Κλαζομεναὶ καὶ Ζωπυρίων*, wohl das aus der Tragödie stammende, wenn auch für uns durchaus rätselhafte Original jener Parodie des Poseidippos in der *Ἀποκλῃομένη* [bei Kock III, 337 frg. 3].

358, 5 v. u. *φασὶ δ' ὅτι Καρπάθιοι νῆσον οἰκοῦντες ἐπηγάγοντο λαγών* (lies *λαγώς*),[1] *οὐκ ἔχοντες ἐν τῇ χώρᾳ, οἱ* (lies *οἵ*) *πολλοὶ γενόμενοι* [*οἱ λαγοὶ*] *τὰς γεωργίας αὐτῶν ἐλυμήναντο.* Vgl. S. 376, 7 ff.

360, 7 v. u. *πάντα λίθον κίνει· Ἱπποκράτης, ὥς φασιν, ὁ Θηβαῖος τὸν τόπον οὗ ἐσκήνωσε Μαρδόνιος ὁ σατράπης ἀποβαλὼν* (lies *ἀπολαβὼν*) *ἐζήτει θησαυρόν* —. Bei Zenobios V, 63 (Par. I, 146, 7) ist der Schatzgräber ein Käufer (*πριάμενος .... τὸν τόπον*), hier der in seinen Besitz wieder eingesetzte Eigentümer der Örtlichkeit.

362, 4 v. u. *οὐδὲ ἐν σελίνοις· εἴρηται ἡ παροιμία ἐπὶ τῶν μακρὰν τοῦ τέλους ἀπεχόντων, πρὸς ὧν* (lies *παρόσον*) *οἱ κηπωροὶ* (lies *κηπουροὶ*) *σέλινα καὶ τὰ ἄλλα ἐπισπόρια* (lies *ἐπίσπορα*) *παρὰ ταῖς ἀρχαῖς τῶν πράσεων ποιοῦνται* (lies *προτίθενται*). 328

367, 6 v. u. ist statt *προσούρουν καὶ ἐπάτουν* selbstverständlich zu schreiben *προσούρουν κἀπεπάτουν* (vgl. Par. I, 406, 17. 18 *προσουρεῖν καὶ ... ἀφοδεύειν*) und Z. 2 v. u. in *τῶν ἐπὶ μηδενὶ δεινῶς δακρυόντων* ebenso selbstverständlich *δεινῷ* herzustellen.

Daß die sprichwörtliche Redensart *τὸν αὐλητὴν αὐλεῖν* S. 368, 13 v. u. und Par. I, 456, 19 nach Philyllios *Πόλεις* fr. 2 zu verbessern sei in *τὸν αὐλητὴν πληγὰς λαβεῖν*, davon haben mich Nauck S. 143 f. und Meineke, Com. fr. II, 862 nicht zu überzeugen vermocht. Die Überlieferung scheint

[1] [So 1878 aus einer Eskurialhandschrift Charles Graux in Revue de Philologie II, 226.]

eher auf eine leichte Variation jenes Scherzes zu führen: *τὸν αὐλητὴν κλάειν* (ΑΥΛΕΙΝ aus ΚΛΑΕΙΝ), und es fällt hiermit die Notwendigkeit weg, *Φιλήμων* bei Miller in *Φιλύλλιος* zu ändern. [Vgl. Nauck, Bemerkungen zu Kocks Fragmenta Comicorum S. 115f.]

369, 1 *ἡ Περγαία Ἄρτεμις· αὕτη τάττεται κατὰ τῶν ἀγυρτῶν καὶ πλανητῶν, παρόσον καὶ ἡ θεὸς αὕτη τις* (lies *τοιαύτη τις*) *νομίζεται ⟨καὶ⟩ ἀγείρειν ἀεὶ καὶ πλανᾶσθαι ⟨λέγεται⟩, ὡς ἱστορεῖ Μνασέας.* Die Ergänzungen nach Par. I, 250, 1; II, 171, 20; 448, 5.

379, 13 *ἄλλα μὲν Λεύκων λέγει, ἄλλα δὲ Λεύκωνος ὄνος φέρει· ἐπὶ τῶν ἀσυμφώνως* (lies *ἀσυμφώνους*, Par. I, 198, 18) *τοὺς λόγους τοῖς ἰδίοις ἔργοις παρεχομένων, παρόσον οὗτος μέλι τὸν ὅλον* (lies *μέλιτι ὄνον*) *φορτώσας κτέ.*

In der Erklärung des Sprichwortes *ἀνὴρ δὲ φεύγων οὐ μένει λύρας κτύπον* ist der übel zugerichtete Schluß S. 380, 4 v. u. wohl also herzustellen: *παρόσον οἱ φεύγοντες μόνης ἐχόμενοι τῆς φυγῆς οὔτε λύρᾳ οὔτε ⟨ἄλλοις⟩ τισὶν ὀργάνοις προς⟨έχοντες οὐδὲ πρὸς⟩ ὀλίγον*[1] *ἱστῶσι τὸν δρόμον.*

382, 1 *Ἀδράστεια· ἑταίρα* (lies *ἑτέρα*) *τῆς Νεμέσεως.* Es folgt ein von Nauck (S. 145) hergestelltes Zitat aus der *Μέθη* des Menandros, worin Adrasteia und Nemesis nebeneinander erscheinen, also nicht identifiziert werden, wie öfter, z. B. Par. I, 9, 14; 189, 7. Vgl. Bekker, Anecd. 342, 17 *ἔνιοι μέντοι ὡς διαφέρουσαν συγκαταλέγουσιν αὐτὴν τῇ Νεμέσει, ὡς Μένανδρος καὶ Νικόστρατος,* wiederholt von Suidas, der den Artikel *Ἀδράστεια* mit den Worten beginnt: *οἱ μὲν τὴν αὐτὴν τῇ Νεμέσει λέγουσι.* [Vgl. Nauck a. a. O. S. 111.]

382, 6 v. u. *ἀπ' ὄνου καταπεσών· παροιμία ἐπὶ τῶν ἱππικῶν* (lies *ἱππικῇ*, Par. I, 299, 4) *ἐπιχειρούντων, μὴ δυναμένων δὲ μηδὲ ὄνοις χρῆσθαι.* Auch bei Zenobios II, 57 (Par. I, 47, 5) ist in der Erklärung des Sprichwortes ein Fehler zu beseitigen: *ἡ παροιμία τέτακται ἐπὶ τῶν μειζόνων* (lies *ἀλαζόνων*) *καὶ ἀδυνάτων.*

[1] Das hierauf bei Miller folgende *γοῦν* ist entweder als Wiederholung der letzten Silbe von *ὀλίγον* einfach zu tilgen oder (minder wahrscheinlich) in *χρόνον* zu ändern.

Den Schluß mag ein ziemlich gewagter Restitutionsversuch bilden. Aus Diogenian VI, 22 (Par. I, 273, 8) und Apostolios X, 52 (Par. II, 500, 6) kannten wir das Sprichwort: *λευκώλενον λίνον κερδογαμεῖς* (die Hss. schwanken zwischen 329 *κερδῶν γαμεῖς, κερδῷ γαμεῖν, κερδῷ γαμεῖς* und *κέρδει γαμεῖς*) mit der Erklärung *ἐπὶ τῶν αἰσχρὰς ἐπὶ κέρδει γαμούντων* oder *κατὰ τῶν ἐπὶ κέρδει γαμούντων τὰς αἰσχρὰς ἢ τὰς γεγηρακυίας*. Hierein Sinn und Verstand zu bringen ermöglicht uns, glaube ich, die vollständigere Überlieferung bei Miller S. 365, 1:

Millers Text:

λευκώλενον λίνον κερδῷ γαμεῖς. κατὰ παροιμίαν αὗται τοῦ λευκοῦ καὶ τοῦ κερδαίνειν λέγονται· ἡ μὲν γὰρ κατὰ τὸ κερδαίνειν κατὰ τῶν ἐπὶ κέρδει γαμούντων τὰς αἰσχρὰς γυναῖκας ἢ τὰς γεγηρακυίας λέγεται· τὸ δὲ κερδῶν οὐκ ἐντέτακται.

Restitutionsversuch:

λευκώλενον λύκον· κερδὼ· γαμεῖς· κατὰ παροιμίαν (ἀντὶ τοῦ „λύκον“ καὶ τὸ „κερδὼ“ λέγεται· ἡ μὲν γὰρ παρὰ τὸ κερδαίνειν) κατὰ τῶν ἐπὶ κέρδει γαμούντων τὰς αἰσχρὰς γυναῖκας ἢ τὰς γεγηρακυίας λέγεται· τὸ δὲ „κερδὼ“ οὐκ ἐντέτακται.

Ich unterscheide in diesem Text einen älteren wertvolleren Teil, den ich durch die Schrift hervorgehoben habe, von späterer, auf verkehrter Auffassung beruhender Zutat. Danach liegen uns zwei Varianten eines (wohl aus der Komödie stammenden) Sprichwortes vor: *λευκώλενον λύκον γαμεῖς* und *λευκώλενον κερδὼ γαμεῖς*. Die schöne aber schlechte Braut ward einmal mit Isegrimm, ein andermal mit Reineke verglichen (vgl. Simonides von Amorgos 7, 7 ff. bei Bergk [P. L. G.⁴ 446]). Die Verschmelzung beider Varianten, vor der das aus guter alter Quelle stammende Sätzchen *τὸ δὲ „κερδὼ“ οὐκ ἐντέτακται* ausdrücklich warnt, verdarb den Text wie das Verständnis; sie gab Anlaß *κερδὼ* für das Subjekt zu halten und erzeugte dadurch die ganz falsche Erklärung des Sprichwortes. Wird dieser Versuch als richtig befunden, so hat auch das Verbum *κερδογαμέω* seinen Platz im Thesaurus l. gr. zu räumen.

Aus dem von Miller benutzten vortrefflichen Florentiner Codex des Etym. magnum stammt folgendes *ἀδέσποτον* S. 285, 11: *ὁ δ' ἄκρατος ὑπολαβὼν τοῖς ἀσελγεστάτοις τῶν Ἀθήνησι ⟨παρέβαλε⟩ Τριβαλλῶν, ὧν ἕκαστος οὐδ' ἂν τῆς αὑτοῦ μητρὸς ἀπόσχοιτ' οἰνωμένος.* Nauck (S. 132) hat hier *αὑτοῦ* und *ἀπόσχοιτο* aus *αὐτοῦ* und *ἀνάσχοιτο* hergestellt: er vermutet noch weitere Fehler, während ich nur eine Lücke wahrnehme, die ich durch die Einschaltung von *παρέβαλε* vor *Τριβαλλῶν* in probabler Weise ausfüllen zu können glaube. Mich mahnt Ton und Art der Darstellung auffallend an Theopompos: vgl. insbesondere fr. 249 bei C. Müller, Fragm. hist. gr. I, S. 320 f.

Den neu gewonnenen Vers des Pherekrates (S. 159, 3 — Nauck S. 116) hat Dübner in seinen Notes bei Miller (S. 462, 2 v. u.) zu heilen versucht, indem er schreibt: *Κάλλαισχρον* (statt *μάλ' αἰσχρὸν*) *ἐν τῷ Θησείῳ καθήμενος*. Da ein Eigenname *Κάλλαισχρον* nicht nachgewiesen ist, so ist wohl 330 ohne Zweifel *Κάλλαισχρος* (oder aber *Κάλλαισχρον — καθήμενον*) zu schreiben. Jedenfalls ist von einem Sklaven die Rede — der Vers stammt aus der Komödie *Δουλοδιδάσκαλος* — der vor den Mißhandlungen seines Herrn in das Theseusheiligtum flüchtet und dort sein Recht geltend macht, den Besitzer zu wechseln (vgl. Hermann, Gr. Staatsalt. I^4, § 114, Anm. 8).

Derselben Quelle S. 210, 14 verdanken wir ein neues komisches Bruchstück:

> *βίος δ' ἀπράγμων τοῖς γέρουσι συμφέρει,*
> *μάλιστα δ' εἰ τύχοιεν ἁπλοῖ τοῖς τρόποις*
> *ἢ μακκοᾶν μέλλοιεν ἢ ληρεῖν ὅλως,*
> *ὅπερ γερόντων ἐστίν.*

Nauck nimmt (S. 130) aus Gründen des Sinnes wie des Metrums mit Recht Anstoß an *ἁπλοῖ*: es ist ohne Zweifel *ἁπαλοὶ* zu schreiben.[1]

[1] Zu dem ebendort von **Nauck** wieder berührten Bruchstück des Archilochos (Frg. 69 bei Bergk [P. L. G., II^4, 401]) möchte ich zwei kleine Nachbesserungen vorschlagen:

> *νῦν δὲ Λεώφιλος μὲν ἄρχει, Λεώφιλος δ' ἐπιστατεῖ,*
> *Λεωφίλου δὲ πάντ' ἀκούει, Λεώφιλος δὲ μακκοᾷ.*

29. Marginalien.[1]

1. [behandelte die Grabschrift, die jetzt in Kaibels Epigrammata Graeca als Nr. 537 erscheint und auf die ich Archäolog.-epigraph. Mitteil. VI, 38f. zurückgekommen bin. Ich habe ihr dort auf Grund der von Herrn Tocilescu vorgenommenen neuen Vergleichung des Steines die folgende Gestalt gegeben und dem Text die nachstehenden Bemerkungen folgen lassen:

αἴ] τις ἐμὰν μετὰ μοῖραν ἐμὸν βίον ἐξερεείνῃ,
χ]ὤττις ἔην τί τ' ἔρεξα καὶ οὔνομα πατρίδο[ς ἁμῆς,
μ]ανύσει λίθος ἅδε καὶ ἐσσομένοισιν ἀκούην·
πάτρα μοι πέλεται ματρόπτολις Εὐξείνοιο,
5 *ἄστυ περικλήιστον εὐμμελίαο Τομή[του,*
οὔνομα δ' ἦς Κλάδαιος, τέχναν δ' ἐδάημ[εν] ἄνακτ[ο]ς,
Ἱπποκράτευς θείοιο καὶ ἐσσομένο[ισιν] ἀκούην.

Die Abweichungen von meiner (früheren) Herstellung, mit welcher diejenige Kaibels im wesentlichen übereinstimmt, sind die folgenden:

V. 2 erscheint jetzt die Form des strengeren Dorismus *ὄττις* (Ahrens I, 68 und II, 278), während ich *ὅστις*, Kaibel *χὥστις* geschrieben hatte. Des letzteren *δ'* vor *ἔρεξα* ist nunmehr urkundlich widerlegt, sein *καί* hingegen (während ich *τί τ' ἔρεξ', ἅμα τοὔνομα* schreiben wollte) urkundlich bestätigt.

V. 6 löst sich das Rätsel des vorher unverständlichen, von Kaibel wie von mir in der Schwebe gelassenen Eigennamens in der einfachsten Weise. Nicht *ἦν*, sondern streng dorisch *ἦς* schrieb der Verf. des Epigramms (vgl. Ahrens II, 326), und *Κλάδαιος* erweist sich als eine Nebenform von *Κλάδαος* oder *Κλάδεος* (s. Pape-Benseler s. v.). Zur Aussprache und Messung *Κλάδαjος* bieten die inschriftlichen Poesien zahlreiche Parallelen. Es sind dies, von prosodisch fehlerhaften Stücken abgesehen, die folgenden: 212, 8; 359, 1:

[1] Rhein. Mus. XXXII, 475 (1877).

442, 2; 465, 9; 560, 6; 664, 7; 666, 3; 667, 1 (Trimeter); 674, 2; 870, 2; 833, 1 und 3; 917, 3; 930, 1; 950, 3. Kaibel hat nur 560, 6 wegen des dreisilbig zu messenden *συμφωνίαν* im Index (p. 684b) namhaft gemacht: wollte er die Eigennamen ausschließen, so war doch noch 664, 7 (*χηρίαν*) und 833, 1 (*κεραιοῦ*) anzuführen.

Ich bemerke bei diesem Anlaß, daß ich zahlreiche epigraphische Beiträge, die ich den Reiseberichten der Herren Točilescu, Jireček u. a. in den „Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn" einverleibt hatte, in dieser Sammlung nicht wiederholt habe.]

2. Daß auch ein *ὀξυδερκέστατος* gelegentlich *σπάλακος τυφλότερος* sein kann, diese für minder Luchsäugige so tröstliche Gewißheit bietet uns der Leydner Kritiker an einer Stelle seines vorletzten großen Werkes. Zu Strabo IV, 4, p. 199: *καὶ τοῦτο δὲ τῶν θρυλουμένων ἐστὶν ὅτι πάντες Κελτοὶ* ΦΙΛΟΝΕΙΚΟΙΤΕ *εἰσὶ καὶ οὐ νομίζεται παρ' αὐτοῖς αἰσχρὸν τὸ τῆς ἀκμῆς ἀφειδεῖν τοὺς νέους* klagt nämlich Cobet (Miscell. crit. p. 125—126): „*diu et multum me hic locus torsit ..... quid latet ergo in φιλονεικοιτε? frustra equidem quaesivi; quaerat alius, nam quod Meineke conjecit* Vind. p. 45 *ἡδονικοί nemini placiturum opinor.*" Gewiß ist die auch in Meinekes Text figurierende Vermutung eine verfehlte; das zweifellos richtige schäme ich mich fast hierherzusetzen: *φιλομειράκιοί τε* —.

3. „Im vierten Buche der Rhetorik des Philodemos 7, 15 Gros ergänzt Kiessling mit schlagender Evidenz: *ὥστ)ε μηδὲ Περικλέ(α μηδὲ τὸν) Στεφάνου Θουκυδίδην κτέ.*" So bemerkt v. Wilamowitz-Moellendorf in einem Postskriptum zu seinem anregenden Aufsatz „Die Thukydideslegende" (Hermes XII, 367). Genau so ergänzten schon im Jahre 1855 die Academici ercolanesi (Coll. pr. XI, med. p. 59), deren Leistungen ich so selten zu rühmen Veranlassung finde, daß ich es fast als Pflicht erachte ihr Verdienst diesmal vor Schmälerung zu bewahren. Auch brauchten sie nur Leonhard Spengel zu folgen, der in seiner (1836 erschienenen) Bearbeitung des Buches im wesentlichen dasselbe geboten und Philodems Irrtum bereits ausreichend beleuchtet

476

hatte. Im übrigen erscheint die Stelle in der Neapler Ausgabe wohl geordnet bis auf *π(ε)ρι(ξ)* Z. 10, wofür *πρὶ(ν ἢ)* zu setzen ist, während der Schluß der Kolumne zu lauten hat: *ἰσχυκέναι δὲ οὐδεὶς μὴ τελ(έ)ω(ς) ἀναισχυντῶν.* [Vgl. Philodemi volumina rhetorica ed. S. Sudhaus I, 188.]

4. Ingram Bywaters neue Sammlung der heraklitischen Bruchstücke befriedigt ein dringendes literarisches Bedürfnis in ebenso anspruchsloser als ausgezeichneter Weise. Meinen Dank für die schöne Gabe sollen ein paar vorläufige Bemerkungen bekunden. Zunächst ist dem englischen Herausgeber gleichwie seinem deutschen Rezensenten (H. Diels in Jen. Lit.-Ztg. Nr. 25, 394b) ein — freilich kleines, aber zumal in chronologischer Rücksicht keineswegs unwichtiges — Fragment entgangen, das ich in der Zeitschr. f. österr. Gymn. (1866, S. 698) ans Licht gezogen habe. Philodem teilt nämlich, wahrscheinlich in einem Zitat aus der Schrift seines Gegners, des Stoikers Diogenes (a. a. O. 699), an zwei Stellen fast gleichlautend folgendes mit:

περὶ ῥητορικῆς col. 57 (C. A. III, 154):

— *π)αρεισ(άγομ)εν, τοῖς δ' ὅπλοις οὐ(κ ἔο)ικεν· τὰ μὲ(ν) γὰρ οὐθὲν εὐφυὲς προσφέρεται πρὸς ἀπάτην μεμηχανημένον, ἡ δ(ὲ) τῶν ῥη(τόρ)ων εἰσαγω(γ)ὴ πάντα (τ)ὰ θεωρήματα πρὸ(ς) τοῦτ' ἔχει τείνο(ντα) καὶ κατὰ τὸν Ἡράκλειτον κοπίδων ἐστὶν ἀρχη(γός* —

ib. col. 62 (ib. III, 159):

— *ε)ὐφυὲς ἔχε(ι πρὸς ἀπάτ)ην μεμηχα(νη)μέν(ον, ἡ) δὲ τῶν ῥητόρων (ε)ἰσ(α)γωγὴ πάντα τὰ θεωρήματα πρὸς τοῦτ' ἔχει τείνοντα καὶ κατὰ τὸν Ἡράκλειτον κοπίδων ἀρχηγός. πῶς [γ]οῦν ἔστ(ι)ν χωρὶς τοῦ πάντ' ἐπιδεῖξαι τὰ θεωρήματα πρὸς ὃ λέγει τείνοντα . . . . . μηθὲν ἁπλῶς εἰπεῖν; ἢ τίς α(ὐτ)ὸ π(ρ)ότερον τοῦτ' ἂν (φαίη) ἀπὸ τοῦ ῥη(θ)ησομένου κα(ὶ λ)εγο(μέ)νου* —

Daß Philodem das (aus Platons Gorgias 456d stammende) Waffengleichnis und somit den sittlich-neutralen Charakter der Redekunst aufrecht erhält, geht noch deutlicher als aus

dem augenscheinlich polemischen Schluß des zweiten Bruchstücks aus Coll. 63—64 hervor, wozu jetzt noch kommt C. A. VI, f. 198: — *οὔτε τὴν ῥητορικὴν ἡμεῖς γέ φαμεν* (ν) *τὸν* (l. *τὸ* oder *τό γε*) *ἐφ' αὑτῇ πονηρὸν εἶναι διδάσκαλον, εἰ καὶ* 477 *δίδωσιν ξίφη τοῖς πονηροῖς, ἀλλὰ μόνον οὐχ ὑπογράφουσαν, εἰς* (*τί*) *δεῖ χρῆσθαι ταῖς δυνάμεσιν.* Von Heraklits Schmähung der Rhetorik aber, die er die oberste der Lügen- und Schwindelkünste nannte (a. a. O. 698—699), hat sich ein verdunkelter Nachhall nicht nur im Etym. magn. s. v. *κοπίς* erhalten, sondern (worauf mich Nauck brieflich aufmerksam machte) desgleichen in den Scholien zu Euripides Hecuba. [Vgl. Bywater p. 52. Das neue Bruchstück jetzt in Diels' Sammlung frg. 81. Die Stellen aus Philodems Rhetorik bei Sudhaus I, 351 und 354, desgleichen II, 142.]

Das von Plato Hipp. maj. 289 a aufbewahrte Bruchstück (99 Bywater [= 82 Diels]) wird wohl gelautet haben: *πιθήκων ὁ κάλλιστος αἰσχρὸς ἀνδρῶν* [statt *ἄλλῳ*] *γένει συμβάλλειν.* Die Änderung ist zum mindesten leichter als irgend eine der bisher vorgeschlagenen und das homerische *γένος ἀνδρῶν* paßt ausnehmend wohl zu der dichterisch gehobenen Diktion des Ephesiers.

In Ps. Hippocrates *περὶ διαίτης* I, cap. 4 (Append. II, p. 62, 12 [= VI, 476 L.]) ist nach den Spuren der — für Littré nicht völlig genau verglichenen — Wiener Hs. sicherlich zu schreiben: *καὶ οὔτ⟨ε τὸ⟩ ἀείζωον ἀποθανεῖν οἷόν τε* — *καὶ οὔτα εἰ ζωον* (sic) *ἀποθανεῖν οἴονται* (sic) — *εἰ μὴ μετὰ πάντων κτέ.* Die Ewigkeit in *ἀείζωον* ist *ex parte ante* zu verstehen wie bei Meliss. frg. 6 oder 7 [Vorsokratiker I², 143]: *αἰεὶ ἦν ὅ τι ἦν καὶ αἰεὶ ἔσται* oder bei Heraclit. frg. 20 B. [= 30 Diels]: *ἀλλ' ἦν αἰεὶ καὶ ἔστι καὶ ἔσται,* so daß wenigstens kein Zirkelschluß vorliegt. (Vgl. übrigens Empedocl. 92 ff. Stein [= Vorsokratiker I², 176]).

5. Zu den jetzt mit so regem Eifer gesammelten Notizen über Äschylos' Leben und künstlerisches Schaffen bietet das zwölfte Bruchstück von *Δημητρίου περὶ ποιημάτων* (Herc. Voll. C. A. V, 7 = Oxon. I, 109) einen kleinen, aber immerhin unverächtlichen Beitrag. Nach einigem Unverständlichen

folgt nämlich: *ὁ γ(ὰ)ρ δὴ Κράτης κατὰ (τ)ὸν α(ὐτὸν) χρόνον γε(γο)νὼ(ς Αἰσ)χύλῳ τού(το)υ διὰ τ(ῶ)ν Ἠδ(ω)νῶν (εὐ)δοκ(ι)μή-(σαντος)* —. Zu welcher Art von Nachahmung der Bühnenerfolg, welchen Äschylos mit den *Ἠδωνοί* errang (der Schreibfehler des Papyrus ΗΔΟΝΩΝ findet sich fast ausnahmslos dort, wo diese Tragödie genannt wird!), den Komiker Krates angeregt hat, dies wird sich schwerlich mit Sicherheit ermitteln lassen. Vielleicht dazu: Betrunkene auf die Bühne zu bringen, was der Komödiendichter in den *Γείτονες*, der Tragiker vor ihm und vor Epicharm in den *Κάβειροι* getan haben soll nach Athenaeus 10, 428 f. Welchem der beiden gelehrten Peripatetiker, Demetrios von Byzanz oder Chamaeleon (dem wahrscheinlichen Gewährsmann des Athenaeus), dürften wir dann mehr Glauben schenken? Oder sollten beide Recht haben und hat Äschylos die szenische Neuerung in den *Ἠδωνοί* wiederholt — etwa auch auf Frauen ausgedehnt (vgl. Frg. [448²] Nauck) — und dadurch zu dem gleichen Vorgang des Krates den unmittelbaren Anstoß gegeben?

6. In den von Sakkelion neu entdeckten Demosthenes-Scholien liest man: *ἐνεβρίμει· ἀντὶ τοῦ ὠργίζετο· Στίλπωνι Μητροκλῆς 'ἐνεβρίμει τῷ Στίλπωνι Μητροκλῆς'* (Bullet. de 478 corresp. hellén. I, 151). Man schreibe an erster Stelle *Στίλπων Μητροκλεῖ* (letzteres bietet die Hs.), denn wir haben nicht den Überrest eines „*ἀδήλου συγγραφέως*", sondern ein Bruchstück des Dialogs Metrokles von Stilpon vor Augen, das zwar winzig klein, aber doch groß genug ist um zu zeigen, daß der Lehrer Zenons in der Komposition seiner Gespräche nicht dem Beispiel des Platon, sondern jenem des Aristoteles gefolgt ist. (Bernays, Dialoge des Arist. S. 137 f.).

7. Erstaunt bin ich auch bei Martin Schanz in der Apologie 37 b (Platon. Op. I, 57) nicht die Besserung zu finden, die ich seit langem für ebenso notwendig als selbstverständlich halte: *ἀντὶ τούτου δὴ ἕλωμαι ὧν εὖ οἶδ' ὅτι κακῶν ὄντων τί; τοῦ τιμησάμενος;*

[Burnet, Platonis Opera I behält im Text das überlieferte *τούτου* und führt im Apparat *τοῦ* als eine Konjektur Meisers an.]

---

30. Choriciana.[1]

Lettre à M. Ch. Graux sur Chorikios.

Agréez, Monsieur, l'hommage des remarques suivantes, qui vous reviennent de droit, à vous et à la Revue de Philologie. Ce sont des épis glanés dans un champ que vous avez eu la bonne fortune d'ouvrir, et le mérite d'épuiser, ou peu s'en faut.

Chorikios, *Eloge du duc Aratios* (Revue de Philologie, tome Ier, p. 55 et suiv.), § II, 2: *Ἔστι τοίνυν ἡγεμονία σαφὴς ἥμερον ἦθος καὶ λογισμοῦ θυμὸς ὑπηρέτης κτλ.* Comparez § XIV, 4: *τὸ κατασκόπους ἐκπέμψαι μαρτυρία . . . . σαφὴς τοῦ τεταράχθαι*, et corrigez: *ἡγεμον⟨ίας μαρτυρ⟩ία σαφής.* L'oeil du scribe a très-bien pu sauter du premier au second groupe IAC.

Ibid., § VIII, 1: *οὐδὲ τοῦτο φέρειν σιωπῇ καρτερῶ.* C'est à bon droit que *φέρειν σιωπῇ* a paru suspect à l'éditeur. Je suppose que ΦΕΡΕΙΝ est altéré et que *στέγειν σιωπῇ* est ce que l'auteur a écrit. Cf. Sophocle, *Oedipe roi*, v. 341: *κἂν ἐγὼ σιγῇ στέγω.* Le verbe *στέγειν* est, à ce qu'il me semble, le plus convenable ici; il a été souvent méconnu par les copistes. On le trouve expliqué non-seulement par *ὑπομένω*, *βαστάζω* (Hesychius, Suidas, Etymol. Magn.), mais aussi par *φέρω* (scolies sur Euripide, *Phéniciennes*, v. 1214). — *Ibid.* 2: *Ἑσπέρα μὲν ἦν κτλ.* Peut-être un écho de Démosthène, *Couronne*, § 169, p. 284 (Reiske): *Ἑσπέρα μὲν γὰρ ἦν —*.

---

[1] Revue de Philologie, N. S. II, p. 11 (1878). [Cette lettre à été réimprimée dans le II. vol. des Oeuvres de Charles Graux.]

Ibid., § X, 7. Est-il permis de reconnaitre dans la phrase un peu prétentieuse: *Ἴσασιν οἱ πεπειραμένοι* un souvenir d'Euripide, *Iphigénie en Tauride*, v. 539 (Nauck et Weil):

. . . . . *ὡς ἴσασιν οἱ πεπονθότες,*

passage si bien restitué par Nauck?

Ibid., § XIV, 6: *καὶ πᾶσιν εὐθὺς ἀγαθὴ συνέπεσεν ἔρις.* Il n'est pas douteux que le rhéteur ne se soit souvenu ici d'Hésiode, *Oeuvres et jours*, v. 24:

. . . . *ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε βροτοῖσιν.*

— *Ibid.*, 12: *καί ποτέ τις ἐκεῖθέν που παριὼν διηγήσεται τῷ πλησίον· «ἀνδρῶν τόδε τὸ φρούριον μυσαρῶν ἐνδιαίτημα γέγονεν, οὓς πολλῶν ἐλθεῖν τολμησάντων εἷς ἀνὴρ ἠδυνήθη.»* Je crois reconnaître là des réminiscences homériques. Comparez *Iliade*, VI, 479:

καί ποτέ τις εἴπῃσι «πατρός γ' ὅδε πολλὸν ἀμείνων»
ἐκ πολέμου ἀνιόντα . . . .

12 et ce vers souvent répété (*Iliade*, IV, 81; XXII, 372; *Odyssée*, VIII, 328; X, 37; XIII, 167; XVIII, 72 et 400; XXI, 396):

Ὧδε δέ τις εἴπεσκεν ἰδὼν ἐς πλησίον ἄλλον.

Dans la fin de la phrase, je pense qu'il suffit de changer (avec l'éditeur) *ἐλθεῖν* en *ἑλεῖν*, et que le reste est sain; il y a dans *τολμησάντων*, si l'on le peut dire, un *βουληθέντων* caché. Cf. § IV, 9: *εἰσῆλθέ σε πρᾶγμα τοσοῦτον, εἰσελθὸν ἐτολμήθη, τολμηθὲν οὐ διήμαρτεν.*[1]

Chorikios, *Apologie des Mimes* (Revue de Philologie, tome Ier, p. 209 et suiv.), § V, 9: *ἔξω μοι τοῦ χοροῦ τετάχθω τῶν μίμων.*

---

[1] Corriger tout simplement *ἑλεῖν τολμησάντων* est la première idée qui nous vint aussi à l'esprit, et déjà avant de savoir que nous nous étions rencontré avec M. Gomperz, nous avions regret de ne pas nous y être tenu. Cf. encore *Apologie des mimes*, § I, 3: *τολμήσω δ' ὅμως τοὺς μὲν τοῦ κακῶς ἀκούειν, τοὺς δὲ τοῦ κακῶς δοξάζειν ἐλευθερῶσαι.* Le verbe *τολμῶ* doit être traduit, chez Chorikios, par *oser entreprendre.* [C. G.]

Cf. Platon, *Phèdre*, p. 247 A: *φθόνος γὰρ ἔξω θείου χοροῦ ἵσταται.*

Ibid., § VI, 4. Chez un auteur qui ne se repaît que de souvenirs, il paraît très-vraisemblable que le mots *ἄλλαι γὰρ ἄλλους ἀνιῶσι φροντίδες* sont tirés d'un trimètre ïambique; par exemple:

ἄλλαι γὰρ ἄλλους διατρέφουσι φροντίδες,

ce qui pourrait être un vers de Ménandre. [Cp. Eurip. Hippol. 360: *ὦ πόνοι τρέφοντες βροτούς.*]

Ibid., § X, 4: *κἂν ἐγὼ τὸ σχῆμα τοῦτο τῆς Ἀττικῆς ἀποθέμενος ἀναλάβω στρατιώτου σκευήν, οὐ γενήσομαί τις πολεμικός.* Peut-être *τῆς ⟨γραμμ⟩ατικῆς*, au lieu de *τῆς Ἀττικῆς*. — *Ibid.*, 8. Il faut sans doute lire: *ὥστε φροντὶς αὐτῷ γίνεται καὶ σπουδὴ ⟨τὸ⟩ πάθος διαφυγεῖν*, et *ibid.*, 16, probablement: *αὐτοὺς γὰρ τοὺς πεπορνευμένους οὓς ὀνομάζομεν, ἐκλύτους* (*ἐκ τούτου* Ms.) *τὰ σώματα* [*διαλελύσθαι*] *τῷ πάθει ἡμέρας, ὡς εἰπεῖν, ἑκάστης ὁρῶντες κτλ.*

Ibid., § XII, 1: *Ὁμολογῶ μὲν γὰρ εἶναί τινας οἷς ἔνι⟨α τῶν ἐν⟩ αὐτοῖς γινομένων διαθερμαίνειν τὴν φαντασίαν.* Si, comme je le pense, la correction *ἔνια τῶν ἐν αὐτοῖς* est bonne,[1] il faudra, ou changer *διαθερμαίνειν* en *διαθερμαίνει*, ou insérer un verbe comme *πέφυκε*, soit avant *διαθερμαίνειν*, soit après *φαντασίαν*.

Ibid., § XIV, 2: *Σκόπει τὰ μέγιστα τῶν ἀνθρωπείων κακῶν, ὀργήν τε καὶ λύπην, ὧν ἡ μὲν τῶν ἰδίων ἐξίστησι λογισμῶν — εὖ γὰρ ἔφη τις τὸν θυμὸν μανίαν ὀλιγοχρόνιον εἶναι —, τὰ πλεῖστα γὰρ ἅπασιν ἀρρωστήματα λύπη κατὰ τὴν τραγῳδίαν συμβαίνει κτλ.* Le rhéteur fait allusion, en dernier lieu, au vers d'Euripide (chez Stobée, Florilége, XCIX, 10 = fragment [1061^2] Nauck):

λῦπαι γὰρ ἀνθρώποισι τίκτουσιν νόσους.

Il a employé à peu près les mêmes expressions dans l'*Eloge d'Aratios*, § X, 8: (*τὸν λιμὸν*) *ἐξ οὗ πλεῖστα συμβαίνειν* 13

[1] Elle est de M. H. Weil; c'est par suite d'un bourdon qu'elle ne lui est pas attribuée dans l'édition. [C. G.]

ἀρρωστήματα πέφυκεν. Considérant le parallélisme des deux phrases *εὖ γὰρ ἔφη τις* et *τὰ πλεῖστα γὰρ ἅπασιν*, il vaut mieux, je crois, ne pas changer *γάρ* en *δέ*, comme l'éditeur le propose en note, mais supposer après *ὀλιγοχρόνιον εἶναι* une lacune, qu'on pourrait remplir à peu près ainsi: *⟨ἡ δ' ἅμα τῇ ψυχῇ καὶ τὸ σῶμα διαφθείρει —⟩ τὰ πλεῖστα γὰρ κτλ.*

Ibid., § XV, 3: *ὁρῶντα μὴ ὁρᾶν, τὸ τοῦ λόγου, καὶ ἀκούοντα μὴ ἀκούειν.* Cf. Héraclite, fragment 3, Bywater [= 34 Diels]: *ἀξύνετοι ἀκούσαντες κωφοῖσι ἐοίκασι· φάτις αὐτοῖσι μαρτυρέει παρεόντας ἀπεῖναι.* Cf. aussi Euripide, fragment [519²], Nauck, et *Fragm. tragic. adespot.* [517²].[1] — *Ibid.*, 5, et *Eloge de Marcien*, II, p. 124, Boissonade. Ces deux passages sont le développement d'une pensée de Démocrite: *βίος ἀνεόρταστος μακρὴ ὁδὸς ἀπανδόκευτος* (chez Stobée, *Florilége*, XVI, 21 = 32ᵉ fragment moral de Démocrite au tome Iᵉʳ des *Fragm. philos. graec.* de Mullach [= Diels Vorsokratiker I², 426, 8]). — *Ibid.*, 7: *Οὐ γὰρ πενία μόνον ἐγείρει τὰς τέχνας.* C'est un écho du vers de Théocrite (début de l'idylle XXI):

Ἁ πενία, Διόφαντε, μόνα τὰς τέχνας ἐγείρει.

Ibid., § XVI, 5: *κἂν ἄμουσος ᾖ τις, ῥᾳδίως ἐφέλκεται.* Le rhéteur se souvient-il des vers d'Euripide (fragment [663²], Nauck):

. . . . ποιητὴν δ' ἄρα
Ἔρως διδάσκει κἂν ἄμουσος ᾖ τὸ πρίν,

ou de la parodie d'Aristophane (Guêpes, v. 1074):

ῥᾳδίως ἐγὼ διδάξω κἂν ἄμουσος ᾖ τὸ πρίν?

Il y a lieu de le croire, cette phrase ayant été citée très fréquemment, entre autres par Aristide, si familier à notre auteur. *Ibid.*, 10: *Εὐριπίδης μὲν γὰρ, ὁ Σοφοκλέους τῇ τοῦ*

[1] [Démosthène], Contre Aristogiton, I, § 89, p. 797: *τὸ τῆς παροιμίας, ὁρῶντας μὴ ὁρᾶν καὶ ἀκούοντας μὴ ἀκούειν.* [C. G.]

θεοῦ κρίσει σοφώτερος κτλ. Allusion à l'oracle apocryphe (scolie sur le vers 144 des *Nuées* d'Aristophane [et scolie sur l'Apologie de Platon 21A]):

Σοφὸς Σοφοκλῆς, σοφώτερος δ' Εὐριπίδης.

Ibid., § XVIII,2: *Φασὶ τὸν εὑρηκότα τὴν ὑπὲρ ἧς ἀγωνίζομαι τέχνην, ἐξ οὗ πάντα φησὶν ἀπαγγέλλειν ὁ προσηγορίᾳ μὲν δεύτερος, τὴν τάξιν δὲ πρῶτος, ἐκεῖνον δὴ* (c'est-à-dire Philémon) *λέγουσι καὶ τὸν παῖδα τὸν Διοπείθους* (Ménandre) *ἡλικιώτας τ' ἄμφω κτλ.* [Cp. Kaibel, Epigrammata Graeca Nr. 38.] J'inclinais d'abord fortement à adopter la seconde des deux explications proposées à la page 212 (explication suivant laquelle il s'agirait dans ce passage du «fameux Eratosthène surnommé *βῆτα*»), en corrigeant toutefois le texte comme il suit: *ἐξ οὗ πάντα φησὶν ἄστεα γελᾶν* (au lieu de *ἀπαγγέλλειν*) *ὁ προσηγορίᾳ μὲν δεύτερος κτλ.* Il résulterait de là qu'Eratosthène avait fait l'éloge de Philémon dans une *épigramme* (*σοὶ δ' ἄστεα πάντ' ἐγέλασσεν?*), comme Aristophane de Byzance a fait celui de Ménandre dans les vers célèbres (car, malgré l'autorité de Nauck, *Aristoph. Byz.*, p. 250, je crois que ce sont bien des vers):

. . . . *ὦ Μένανδρε καὶ βίε,*
πότερος ἄρ' ὑμῶν πότερον ἀπεμιμήσατο;

Et que peut-on dire de mieux en l'honneur d'un poëte comique aussi populaire et aussi plein de verve qu'était Philémon, si ce n'est *qu'il a fait rire tout le monde?* Mais en y réfléchissant de nouveau, je crois avoir trouvé une autre solution, peut-être plus satisfaisante, de l'énigme que nous propose Chorikios par la phrase *ὁ προσηγορίᾳ μὲν δεύτερος*, ce qui d'ailleurs ne m'empêche pas de maintenir le reste de ma conjecture. Ne serait-ce pas un jeu de mots qui se rapporterait plutôt à Secundus, auteur de quatre épigrammes de l'Anthologie? Si Fabricius a raison (*Bibliotheca Graeca*, tome IV, p. 494, édit. Harles), c'était un contemporain, ou peu s'en faut, de notre rhéteur, et dans ce cas, l'allusion flatteuse pourrait tenir à des relations personnelles qui nous échappent. [Stude-

mund, Index Lectionum Vratisl. 1887, p. 17, a été d'opinion que ce jeu de mots se rapporte à un Secundus, mais non pas à celui dont j'ai parlé.]

Ibid., § XIX, 5: *ὥς πού φησιν ὁ τὰς Μούσας ὑποδεξάμενος, ᾗ φιλοξενίας μισθὸν ἑκάστη βίβλον ἔδωκε μίαν.* Cf. *Anthologie Palatine,* livre IX, épigramme 160:

Ἡρόδοτος Μούσας ὑπεδέξατο· τῷ δ' ἄρ' ἑκάστη
ἀντὶ φιλοξενίης βίβλον ἔδωκε μίαν.

31. Kritische Bemerkungen.[1]

1. Von dem dichterischen Nachruf, den Aristoteles seinem Jugendfreunde Eudemos gewidmet hat, sind die folgenden Verse auf uns gekommen (Bergk, P. L. G. [II⁴. 336 f.] = Aristot. ed. Berol. V, 1583 a, 12):

> *ἐλθὼν δ' εἰς κλεινὸν Κεκροπίης δάπεδον*
> *εὐσεβέως σεμνῆς φιλίης ἱδρύσατο βωμὸν*
> *ἀνδρός, ὃν οὐδ' αἰνεῖν τοῖσι κακοῖσι θέμις·*
> *ὃς μόνος ἢ πρῶτος θνητῶν κατέδειξεν ἐναργῶς*
> *οἰκείῳ τε βίῳ καὶ μεθόδοισι λόγων,*
> *ὡς ἀγαθός τε καὶ εὐδαίμων ἅμα γίνεται ἀνήρ·*
> *οὐ νῦν δ' ἔστι λαβεῖν οὐδενὶ ταῦτα ποτέ.*

Kein Zweifel, Bernays traf das Richtige, als er in dem Schlußvers die negative Kehrseite des Gedankens suchte, welchen der vorletzte Vers in positiver Fassung ausdrückt (Rhein. Mus. XXXIII, 232 ff. [= Ges. Abhandl. I, 141]). Es ist dies der sokratische Urgedanke: Tugend und Glück sind unzertrennlich verbunden; kein Glück ohne Tugend, keine Tugend ohne Glück. Allein sollen wir darum auch die Änderung von *οὐ νῦν* in *μουνάξ* für eine wohlgelungene halten? Ich denke, nein; denn der Gegensatz zu *ἅμα* erheischt ein Wort, welches separatim, seorsim, divisim, nicht ein solches, das singillatim bedeutet, am wenigsten ein derartiges, welches von Haus aus und fortwährend einer eng begrenzten Gebrauchssphäre (dem Einzelkampf und Solotanz) fast ausschließlich zugeeignet blieb. Und können wir schließlich die kräftige Doppelverneinung retten (*οὐ* — *οὐδενί*) und brauchen wir nicht

[1] Wiener Studien II, 1 ff. (1880).

in den Raritätenschrank des griechischen Wortschatzes zu greifen — *μουνάξ* ist alles in allem bisher fünfmal nachgewiesen, darunter nur einmal, bei dem ganz späten Manetho, Apotelesm. 6, 157, in einer anderen als den beiden angeführten Verbindungen —, so werden wir das Gefundene um so sicherer für das Richtige halten dürfen. Ich schreibe:

ὡς ἀγαθός τε καὶ εὐδαίμων ἅμα γίνεται ἀνήρ,
οὐ δίχα δ' ἔστι λαβεῖν οὐδενὶ ταῦτα ποτέ.

2 Die Verderbnis wäre auch dann eine leicht begreifliche, wenn das Wort nicht etwa einst so geschrieben war, wie es uns einmal eine platonische Handschrift zeigt (Bekker, Comment. crit. ad Plat. I, 293, — Sophist. 137, 4 = 221 E), nämlich ΔΙΧΑΙ, woraus — mittels der Zwischenstufe ΔΙVΑΙ — wie von selber ΝΥΝ entstehen konnte. Man vgl. übrigens zum Gedanken wie zum Ausdruck Clem. Al. Strom. II, 499 P.: *διὸ καὶ Κλεάνθης ἐν τῷ δευτέρῳ περὶ ἡδονῆς τὸν Σωκράτην φησὶ παρ' ἕκαστα διδάσκειν, ὡς ὁ αὐτὸς δίκαιός τε καὶ εὐδαίμων ἀνήρ, καὶ τῷ πρώτῳ διελόντι τὸ δίκαιον ἀπὸ τοῦ συμφέροντος καταρᾶσθαι ὡς ἀσεβές τι πρᾶγμα δεδρακότι· ἀσεβεῖς γὰρ τῷ ὄντι οἱ τὸ συμφέρον ἀπὸ τοῦ δικαίου ..... χωρίζοντες.* Irre ich nicht, so hat Kleanthes, als er die Worte *ὡς ὁ αὐτὸς — ἀνήρ* schrieb, eben unsere Verse vor Augen gehabt, und damit wäre eine urkundliche Bestätigung gewonnen für die von Bernays aufgestellte Behauptung, daß hier nicht von Platon, sondern von Sokrates die Rede sei und daß diesem der von Eudemos errichtete Altar geweiht war. Dem glänzenden Aufgebot siegreicher Gründe, mit welchen der Bonner Gelehrte seine These vertrat, hat er nur zum Schluß ein, wie mich dünkt, unstichhaltiges Hilfsargument beigesellt, in dem Hinweis auf die „jüngst zu Olympia gefundene Inschrift der Bildsäule, welche Eumolpos", des Gorgias Großneffe, diesem „schwerlich noch bei dessen Lebzeiten errichtete", und dessen Schlußworte: *δισσῶν, παιδείας καὶ φιλίας ἕνεκα* eine stützende Parallele bieten sollen zur *σεμνὴ φιλίη* unseres Bruchstücks. Allein die beiden Fälle sind nicht gleichartig. Das Feuer der „hehren Freundschaft"

(das ungewöhnliche Beiwort scheint mit gutem Bedacht gewählt), welche der Mitschüler des Stagiriten für den Meister seines Meisters, für seinen geistigen Ahnherrn empfand, kann freilich nicht aus persönlichem Verkehr seine Nahrung gezogen haben; doch warum soll der Großneffe seinen — bekanntlich im höchsten Uralter verstorbenen — Großoheim nicht geliebt haben? Ja, weshalb konnte nicht sogar dem Lebenden, der sich selbst zu Delphi ein Standbild gesetzt hatte, ein solches auch zu Olympia errichtet werden? (Vgl. jetzt auch Kaibel, Epigr. gr., Addend. 875 a.) [Meine Schreibung *οὐ δίχα* nennt Bergk a. a. O. *aliquanto probabilius* als jene von Bernays. Ich verweise beiläufig, da man die Wortverbindung angefochten hat, auf Dions Rede III, 39 = I, 40, 14 Arnim: *οὐ δίχα θεὶς τό τε αὑτοῦ καὶ τὸ τῶν ἀρχομένων συμφέρον.* Zurückgekommen bin ich auf das Bruchstück und seine Deutung Platonische Aufsätze III, 35 f., IV, 10 1 und Griechische Denker II², 539 gegen Bergk a. a. O. und v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen II, 413 f.]

2. Angesichts des Eifers, mit welchem man in jüngster Zeit den Ursprüngen und den frühesten Erwähnungen der griechischen Tachygraphie nachspürt, darf es wundernehmen, daß den betreffenden Spezialforschern ebenso wie ihrem Beurteiler (R. Förster in den Jahrbüchern f. klass. Philol. 1880, 1, 56) die in Wahrheit früheste darauf bezügliche Angabe entgangen ist. Diese findet sich nicht erst an der „Scheide des zweiten und dritten Jahrhunderts nach Chr.“ (Philostrat. Vita Apollon. I, 18 = I, 19, 4 Kayser), sondern einige Jahrzehnte früher bei Galen, der (*περὶ τῶν ἰδίων βιβλίων* c. 1) wie folgt schreibt (I, 37 Chart. = XIX, 14 Kühn): *ἐπεὶ δὲ ἱκανῶς ὁ λόγος ηὐδοκίμησεν, ἐδεήθη μού τις φίλος ἐπαχθῶς ἔχων πρὸς αὐτὸν* — den Erasistrateer Martialius, den Galen durch einen öffentlichen, mündlichen Angriff auf die Lehren seiner Schule geärgert hatte — *ὑπαγορεῦσαι τὰ ῥηθέντα τῷ πεμφθησομένῳ παρ' αὐτοῦ* (l. *αὑτοῦ*) *πρός με διὰ σημείων εἰς τάχος ἠσκημένῳ γράφειν* (vgl. Philostr. I, 1: *ἐς τάχος γράφων* und Cicero ad. Attic. 13, 32: *quia διὰ σημείων scripseram*). Dies geschah, wie der Pergamener wenige Zeilen später hinzufügt.

in dessen 34. Lebensjahre. In dieses Jahr — das erste seines ersten römischen Aufenthalts —, 164 n. Chr. Geb. fällt somit die älteste nachweisbare Anwendung der griechischen Geschwindschrift, deren selbständiger, vorrömischer Ursprung im übrigen durch dieses Datum, wie selbstverständlich, um nichts wahrscheinlicher wird.[1]

3. An einer der ergreifendsten Stellen des thukydideischen Geschichtswerks, eben dort wo Nikias — vor der letzten Seeschlacht im Hafen von Syrakus — seinen Truppen zuruft „Ihr seid die letzte Hilfsquelle eures Vaterlandes: an Bord eurer Schiffe ist Athen!“ in eben diesem hochpathetischen Satze liegt uns ein Textesfehler vor Augen, von so handgreiflicher Art, daß man denken sollte, bereits die ersten Herausgeber müßten den Schaden erkannt und auch sofort geheilt haben. *„καὶ ἐνθυμεῖσθε“* — so heißt es nämlich daselbst, Thucyd. VII, 64, 2 — *„καθ' ἑκάστους τε καὶ ξύμπαντες ὅτι οἱ ἐν ταῖς ναυσὶν ὑμῶν νῦν ἐσόμενοι καὶ πεζοὶ τοῖς Ἀθηναίοις εἰσὶ καὶ νῆες καὶ ἡ ὑπόλοιπος πόλις καὶ τὸ μέγα ὄνομα τῶν Ἀθηνῶν“ κτέ.* Doch hat erst Badham sich vor wenigen Jahren (1876) zu der Bemerkung ermannt, *Itaque οἱ ἐν ταῖς ναυσὶν ἐσόμενοι sunt simul πεζοὶ et νῆες! . . . Lege: omissis . . . ineptiis: „ὅτι ἐν ταῖς ναυσὶν ὑμῶν καὶ πεζοὶ τῶν Ἀθηναίων εἰσὶ καὶ νῆες κτέ.“* (Mnemos. N. S. IV, 143). Allein so gewaltsam das Heilmittel ist, so ungenügend ist die Heilung! „Denn“ — so fragt Müller-Strübing mit

---

[1] Zeibig (Geschichte und Literatur der Geschwindschreibekunst. 2. Aufl., Dresden, 1878, S. 40) kennt allerdings unsere Stelle — worauf Hartel mich aufmerksam macht —, hat aber nicht weit genug gelesen, um die doch nicht ganz unwichtige Jahresangabe zu gewinnen. Darum und weil Gardthausen, Gitlbauer und Förster die Sache ganz und gar übersehen haben, mag das Obige stehen bleiben. Jene andere auf Tachygraphie bezügliche Äußerung Galens, die Zeibig „vergeblich gesucht“ hat, lautet also: *βλέπω γάρ σε οὐδὲ πρὸς τὰ καλὰ τῶν ἔργων δαπανῆσαι τολμῶντα, μηδ' εἰς τάχος διὰ σημείων ἢ εἰς καλῶν ἀκρίβειαν* (l. *εἰς κάλλος κἀκρίβειαν*) IV, 534 Chart. = V, 48 Kühn. — Ob Cobets Bemerkung: *„tam multa est mentio et apud Galenum et apud ipsum Libanium ‚τῶν σημείων‘ etc.“* (Miscell. crit. p. 159) auf diese zwei oder auch noch auf andere Stellen abzielt, vermag ich nicht zu entscheiden.

vollstem Recht — „was ist damit gewonnen? Der drollige Gedanke oder Ungedanke, daß die Soldaten die Schiffe sind und daß diese Schiffe an Bord der Schiffe sein werden, bleibt ja nach wie vor stehen!“ (Polemische Beiträge zur Kritik des Thukydidestextes, Wien 1879, S. 19.) Und was empfiehlt uns der neu hinzugekommene Arzt? Einen noch tieferen Schnitt in das Fleisch des Textes; denn ihm gelten gar „die Worte *καὶ πεζοὶ ..... καὶ νῆες*“ für „die einen Gesamtbegriff auseinanderlegende Erläuterung eines Grammatikers“. Sicherlich mit Unrecht; denn — von der Unwahrscheinlichkeit abgesehen, daß die Bestandteile eines Glossems den umgebenden Worten so passend eingefügt und so glücklich unter sie verteilt seien, wie dies hier der Fall ist, — nicht einen vorangehenden Gesamtbegriff, sondern eben vorangehende Teilbegriffe setzt das nachfolgende *καὶ ἡ ὑπόλοιπος πόλις* voraus, während diese Phrase in Verbindung mit *ἡ ξύμπασα δύναμις* (dies oder ein ähnliches, noch „gewichtigeres Wort“ vermutet Müller-Strübing) nicht viel anders klänge als das berufene „*de rebus omnibus et quibusdam aliis*“. Es genügt an ein einziges Wort die leise bessernde Hand zu legen und zu schreiben: *καὶ ἐνθυμεῖσθε — ὅτι οἱ ἐν ταῖς ναυσὶν ὑμῶν νῦν ἐσόμενοι καὶ πεζοὶ τοῖς Ἀθηναίοις εἰσὶ καὶ ἱππῆς καὶ ἡ ὑπόλοιπος πόλις καὶ τὸ μέγα ὄνομα τῶν Ἀθηνῶν κτέ.* Der Geschichtschreiber selbst hat den Gesamtbegriff zum Behuf rhetorischer Wirkung in seine Teile zerlegt, gerade wie Andromache zum scheidenden Hektor nicht etwa spricht: „Hektor, du bist mein Alles“, sondern: *Ἕκτορ, ἀτὰρ σύ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ ‖ ἠδὲ κασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης!* Athens Flotte ist an diesem Schicksalstage nicht nur seine Flotte, sie ist zugleich sein Fußvolk, seine Reiterei, seine ganze übrige Macht, die Trägerin und letzte Zuflucht seines Ruhms und seiner Ehre! (Man vgl. Grotes, von dem einen unmöglichen Worte abgesehen, völlig zutreffende Wiedergabe unserer Stelle: „*Recollect every man of you, that you now going aboard here are the all of Athens — her hoplites, her ships* [vielmehr, *her horsemen*], *her entire remaining city, and her splendid name*“.

Hist. of Greece, VII², 442—443.) [Noch näher kommt der Überlieferung die Schreibung *ἱππέης* — vgl. Dittenberger, Hermes XVII, 34; die Gemination des *π* konnte füglich fehlen. Vgl. Meisterhans, Grammatik der attischen Inschriften² 72f.]

4. In dem ersten von fünf schwer beschädigten Bruchstücken, die augenscheinlich zu Philodems weitschichtigen Schriften über Rhetorik gehören (Hercul. Vol. Coll. alt. IX. Fol. 11), begegnen uns die Worte: *ὥστε καὶ τὸ λέγειν ἡ*
5 *φ(ύ|σ)ις ἔδω(κ)εν, τὸ δὲ καλῶς | (λ)έ(γ)ειν ἡ τέχνη.* (Vgl. Frg. 13. — *(ὁπωσδή)ποτ(ε) καὶ ὡς ἔτ(υχ)εν καὶ φύσεως ἔργον, τὸ δὲ καλῶς τέχνης.* Und Fol. 14: *πολλάκις ἐκ τῆς τέχνης ἐπιγείνεται· διὸ καὶ λ(έ)γει μέν τις ἃ φρονεῖ σ(α)φ(ῶ)ς καὶ πιστικῶς, διὰ δὲ (το)ῦτ(ο) καὶ καλῶς φύσει, χάριν δὲ τοῦ καὶ πολλάκις τούτου τυγχάνειν τ(έ)χνης δεῖται. τούτ(ου τοίν)υν οὕτως ἔχοντ(ος) —.)*[1] Durch *καὶ* wird auf einen anderen — doch wohl allgemeineren — Satz hingewiesen, der hier eine neue und speziellere Anwendung erfährt, und da die Worte auffallend jambischen Klang zeigen, so ist die Vermutung schwerlich eine grundlose, daß Philodem ein Dichterwort vor Augen hat. Sollte nicht ein Dichter der Komödie — man denkt unwillkürlich zunächst an Menander — das für griechische Wertschätzung der *τέχνη* im höchsten und weitesten Sinne, d. h. im Sinne der vernunft-begründeten, auf wissenschaftlicher Basis ruhenden Lebenspraxis, so bezeichnende Wort gesprochen haben:

— *τὸν μὲν βίον*
ἡ φύσις ἔδωκε, τὸ δὲ καλῶς ζῆν ἡ τέχνη.[2]

Man vgl. Diodors begeisterte Lobpreisung der Schreibekunst, die in dem Ausruf gipfelt: *διὸ καὶ τοῦ μὲν ζῆν τὴν φύσιν αἰτίαν ὑποληπτέον, τοῦ δὲ καλῶς ζῆν τὴν ἐκ τῶν γραμμάτων συγκειμένην παιδείαν* (XII, 13, 3 = II, 313, 13

[1] [Die Bruchstücke jetzt, z. T. abweichend und m. E. nicht durchaus befriedigend behandelt von Sudhaus, Philodemi volumina rhetorica II, 190ff.]

[2] [Vgl. Wiener Apophthegmen, herausg. von Wachsmuth in Heidelberger Festschrift 1882, Nr. 16 u. 134; desgleichen Sternbach in Wiener Studien X, S. 8, Nr. 87.]

Dindorf), um nicht auch an den stehenden Gegensatz des *ζῆν* und des *εὖ* oder *καλῶς ζῆν* in den ethischen und politischen Lehren des Aristoteles zu erinnern.

5. Der Allegoriker Herakleitos schließt sein Werk mit einem Preise Homers, der ohne Zweifel also zu lauten hat: *τὴν δ' Ὁμήρου σοφίαν ἐκτεθείακεν αἰὼν σύμπας καὶ προϊόντι τῷ χρόνῳ νεάζουσιν ἀεὶ αἱ ἐκείνου χάριτες. οὐδ' εἷς δέ ἐστιν ὃς οὐκ εὔφημον ὑπὲρ αὐτοῦ γλῶσσαν ἔσῳζεν· ἱερεῖς δὲ καὶ ζάκοροι τῶν δαιμονίων ἐπῶν αὐτοῦ πάντες ἐσμὲν ἐξ ἴσου.* — Hiervon hat Diels (Hermes XIII, 7) *ἐπῶν αὐτοῦ* hergestellt aus *ἔτι τῶν αὐτῶν*, ich *γλῶσσαν ἔσῳζεν* aus *γλῶσσαν ἀνέῳξεν* (dessen Richtigkeit schon Diels bezweifelte). Man vgl. Eurip. Ion 98: *στόμα τ' εὔφημον φρουρεῖτ' ἀγαθόν κτέ.*, desgleichen Bacch. 69—70: *στόμα τ' εὔφημον*, Aesch. Choeph. 581: *γλῶσσαν εὔφημον φέρειν* und ähnlich Agamemn. 1247 Dind., auch Sophocl. frg. [194²]N. = 206 D. *γῆρα πρεπόντως σῷζε τὴν εὐφημίαν* (wo die Haltlosigkeit von Dindorfs Mutmaßung „*εὐφημίαν ex εὐθυμίαν corruptum esse potest*" jetzt vielleicht noch mehr als früher in die Augen springt: *πρεπόντως* statt *προσηκόντως* oder *πρεπόντως* ist Naucks treffliche Besserung). Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig zu bemerken, daß auch kurz vorher (c. 74 — p. 150 Mehler) mehrfache Anklänge an die Sprache der Tragiker begegnen: *ἀκόλαστον γλῶσσαν* — *αἰσχίστην νόσον* (= Eurip. Orest. 10 — das Zitat fehlt unter den „*testimonia*" bei Kirchhoff, desgleichen in Naucks Nachträgen), *γλωσσαλγίαν* (Eurip. Med. 525 und Androm. 689) und *ἀχαλίνου γλώσσης* (vgl. *ἀχαλίνων στομάτων* Bacch. 386 und frg. [492, 4²] *ἀχάλιν' ἔχουσι στόματα*).

Auf der vorangehenden Seite (149 M.) ist statt *ὄμμασι* zu schreiben *ὀνόμασι* in dem Satze: *ὃς ἐπεπείκει αὐτὸν ἐρῶν ὅτι οὐκ ἐρῴη· καί ποτε αὐτὸν αἰτῶν ἔλεγεν ὧδε γυμνοῖς τοῖς ὄμμασι τὴν ἀσέλγειαν οὐδ' εὐπρεπεῖ σχήματι τὸ τοῦ πράγματος αἰσχρὸν ὑποκλέψας*, der Paraphrase von Plato, Phaedrus 237 B: *ὃς οὐδενὸς ἧττον ἐρῶν ἐπεπείκει τὸν παῖδα, ὡς ἐρῴη· καί ποτε αὐτὸν αἰτῶν ἔπειθε τοῦτ' αὐτό, κτέ.* [Dieselbe Besserung später vorgebracht von Muenzel, Rhein. Mus. XL, 636, dem der jüngste Herausgeber, Oelmann, sie beilegt.] — Die

Theologie hat sich mit Unrecht an die Stelle der Astronomie gesetzt c. 15 init. (p. 104—105 M.): *Διακριβολογησάμενος δ' ὑπὲρ τῶν ὁλοσχερῶν ἀστέρων, τὰ κατὰ μέρος ἐπιφανέστατα δεδήλωκεν· οὐ γὰρ ἠδύνατο πάντα θεολογεῖν, ὥσπερ Εὔδοξος ἢ Ἄρατος, Ἰλιάδα γράφων.* Vielmehr: *πάντ' ἀστρολογεῖν* (einst wohl so geschrieben: ΠΑΝΤΑϚΡΟΛΟΓΕΙΝ). [Später vorgebracht von E. Maaß, dem Oelmann die Vermutung zuschreibt, zu 72, 2.]

6. Prokopios schreibt de bello Goth. IV, 22, p. 629 (= III, 575, 16 Dind.) wie folgt: *τὸ πλοῖον ἀμέλει, ὅπερ ἐν γῇ τῇ Φαιακίδι ἐκ λίθου λευκοῦ πεποιημένον παρὰ τὴν ταύτῃ ἀκτὴν ἕστηκεν, ἐκείνην τινὲς εἶναι τὴν ναῦν οἴονται, ἣ τὸν Ὀδυσσέα ἐς τὴν Ἰθάκην ἐκόμισεν, ἡνίκα ξεναγεῖσθαι αὐτὸν ἐνταῦθα ξυνέβη. καίτοι οὐ μονοειδὲς τὸ πλοῖον τοῦτ' ἐστίν, ἀλλὰ ἐκ λίθων ὅτι μάλιστα πολλῶν ξύγκειται ..... τοῦτον τὸν τρόπον καὶ ἡ ναῦς ἐκείνη πεποίηται ἣν Ἀγαμέμνων ὁ τοῦ Ἀτρέως τῆς Εὐβοίας ἐν Γεραιστῷ ἀνέθηκε τῇ Ἀρτέμιδι, ἃ δὴ γράμματα ἐν πλοίῳ τούτῳ ἢ τηνικάδε ἢ ὕστερον ξυσθέντα δηλοῖ ἐν ἑξαμέτρῳ· ὧν τὰ ..... πρῶτα καὶ ἐς τόδε διαφαίνεται λέγοντα ὧδε:*

„*Νῆα μέλαιναν ἱδρύσατο τῇδ' Ἀγαμέμνων,*
Ἑλλήνων στρατιῆς σῆμα πλοϊζομένης·“

καὶ ἐν ἀρχῇ ἔχει· „Τύννιχος ἐποίει Ἀρτέμιδι Βολοσίᾳ“· οὕτω κτέ.

Der verderbte Anfang des Hexameters läßt sich, ich denke mit Sicherheit, also herstellen: *Νῆά με λαϊνέην* —. [W. Meyer las laut brieflicher Mitteilung *νέα μελαίνην* in der besten Handschrift.] Und sollte es bloßer Zufall sein, daß eine minimale Änderung und die Aufnahme der vom Etym. magn. p. 205, 25 (589 Gaisf.) gebotenen Form *Βολωσία* (dieser Beiname der Artemis ist meines Wissens bisher weder erklärt noch anderswo nachgewiesen) einen Trimeter ergibt: *Τύννιχος ἐποίησ' Ἀρτέμιδι Βολωσίᾳ?* [Den Trimeter hatte schon Nauck erkannt. Vgl. Bulletin de l'Académie Impériale usw. XXXII, 61f.] — Benndorf, dem ich die Kenntnis der Stelle verdanke, glaubt wohl mit Recht, daß unter Tynnichos der alte Päanen-Dichter dieses Namens zu verstehen und dieser als angeblicher Verfasser des Weihgedichtes bezeichnet sei (Samothrake II, 76) und vergleicht damit Nr. 461 bei Kaibel (Epigr. gr. p. 183), wo Simonides

als der Verfasser einer in spätrömischer Zeit restaurierten poetischen Grabschrift genannt wird, — gleichfalls, wie ich 7 meine, in Trimetern, deren erster schwer entstellt ist und die etwa also gelautet haben dürften:

φή(μα)ις τό(δ' ἠγλάιζεν ἀφθίτοις) ἔπι
τ)ῶν (κ)ειμένων καὶ τῆς πόλεως Σιμωνίδης.

Hiervon halte ich *φήμαις τόδ' .... ἀφθίτοις ἔπι* für sicher — die Fourmontsche Abschrift bietet: ΦΗΝΛΙϹΤΟΥ ... ΝΝΙΟΙΙΙΙЄΠΙ —, während sich statt *ἠγλάιζεν* noch manch ein anderes, minder elegantes, aber darum vielleicht zum zweiten Vers nur um so besser stimmendes Verbum denken läßt; wie *ἐξηύρισκεν, ἐξηργάζετ', ἐμελέτησεν* usw.

7. In Solons *ὑποθῆκαι εἰς ἑαυτόν* V. 65 ff. liest man (Bergk, P. L. G.³ 426):

πᾶσι δέ τοι κίνδυνος ἐπ' ἔργμασιν, οὐδέ τις οἶδεν,
ᾗ μέλλει σχήσειν, χρήματος ἀρχομένου·
ἀλλ' ὁ μὲν εὖ ἔρδειν πειρώμενος κτέ.

Dieselben Verse wurden auch der theognideischen Sammlung einverleibt (585—590), mit allerhand Varianten, die (beiläufig bemerkt) insgesamt Verschlechterungen sind.

Doch stimmen alle Handschriften und, soviel ich weiß, alle Herausgeber des Solon wie des Theognis in betreff eines Wortes überein, welches mir einer Verbesserung dringend bedürftig erscheint, des Wortes *ἀρχομένου*. „Niemand weiß beim Beginn eines Unternehmens, wo er haltmachen wird", d. h. doch, zur Zeit da er das Unternehmen beginnt. Damit die Zügel unserer Hand entgleiten können, muß diese sie aber einmal gehalten haben, und die fein nuancierende Sprache der Griechen unterläßt es nicht, dies auszudrücken, indem sie in solchem Falle sagt: *χρήματος ἀρχόμενος*. Den besten Kommentar liefern Hippels Worte (Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, S. 113): „Der Anfang steht oft in unserm Vermögen, die Mitte selten, das Ende nie." Das optimistische Gegenstück bietet Sophocles (frg. 747 N.):

ἔργου δὲ παντὸς ἤν τις ἄρχηται καλῶς,
καὶ τὰς τελευτὰς εἰκός ἐσθ' οὕτως ἔχειν.

[Die Überlieferung verteidigt Bergk, P. L. G. II⁴, 520.]

Das Fol. 52 des Bandes XI der Volumina hercul. (Coll. alt.) zeigt die folgenden Überreste:

ΚΑΙЄΛ
ΤΟΥЄΡΑΝ
ЄΝΑΙCΑΠЄ
ΓΗΡΑΙΛЄΓΟ
5 ΚΥΠΡΟΤЄΧ
ΜΟΙΦΙΛΑΚΑΙ
ΚΑΙΜΟΥCΩΝ
ΑΝΔΡΑCΙΝЄΥ
ΝΥΝΦΑCΚΩΝΤ
10 CΘΑΙΚΑΙΤΑΥΤ
ΕΠΙΤΗΔЄΥΜ
ΤΑΦΙΛΟΜΟΥ
ϹΤΟΝ

Es ist nicht schwer, in Z. 5—8 ein solonisches Verspaar zu erkennen (P. L. G.³ 430, frg. 26 [jetzt II⁴ 50]):

Ἔργα δὲ Κυπρογενοῦς νῦν μοι φίλα καὶ Διονύσου
καὶ Μουσῶν ἃ τίθησ' ἀνδράσιν εὐφροσύνας.

Die Anfangsworte lassen sich (nach Hermias in Platon. Phaedr. p. 78 Ast und Plut. Amator. c. 5) mit Wahrscheinlichkeit also herstellen: *καὶ ἐ(μνήσθη περὶ)* | *τοῦ ἐρᾶν (ὡς καλοῦ)* | *ἐν (ο)ἷς ἀπε(φήνατ' ἐν τῷ)* | *γήρᾳ λέγ(ων)*, minder sicher die Schlußworte: *νῦν φάσκων τ(αὖθ' αἱρεῖ)|σθαι καὶ ταῦτ' (εἶναι τὰ)* | *ἐπιτηδεύμ(ατ' αὐτοῦ)* | *τὰ φιλόμου(σα* —. Was jedoch dem Zitat ein erhöhtes Interesse verleiht, das ist — neben der Bestätigung, welche Plutarchs Angabe findet, Solon habe diese Verse in höherem Alter verfaßt: *ταυτὶ δὲ πρεσβύτερος γενόμενος* l. l. — die ungemein auffällige Übereinstimmung der einleitenden Worte mit jenen des Hermias: *καὶ ἐν τοῖς ποιήμασιν ὡς καλοῦ τοῦ ἐρᾶν μνημονεύει λέγων* (l. l.). Beide Schriftsteller haben augenscheinlich aus derselben Quelle geschöpft, die zu ermitteln um so interessanter wäre, als der platonische Scholiast an jener Stelle mancherlei Erlesenes mitteilt. Ist die gemeinsame Quelle vielleicht der *Ἐρωτικός* des Aristoteles oder jener des Theophrast?

Die Frage würde sich wahrscheinlich beantworten lassen, wenn die 15 Bruchstücke des Papyrus (1384) nicht so heillos zerrüttet wären. Vielleicht gelingt es jemand durch Untersuchung des Originals über diese — offenbar erotischen Erörterungen gewidmete — Schrift ein helleres Licht zu verbreiten. Ich vermag, von einzelnen Worten und Satzgliedern abgesehen, kaum mehr zu lesen als was uns das frg. 5 (Fol. 56) darbietet: — *(ο)ἱ μὲν ἐρασταὶ | ἐπὶ τοῖς ἐρ(ω-μ)ένοις, | οἱ δ' ἐρώμενο(ι) ἐπὶ τοῖς | ἐ(ρ)ασταῖς, ὥσ(τ)ε καὶ | ἐν τοῖς (κ)ινδύνοι(ς) ἐ|πιφανεστέ(ρως) ὡς | τὸ πολὺ* —, worin wahrscheinlich ein Hinweis auf die bekannten böotischen Sitten, insbesondere auf den *ἱερὸς λόχος* der Thebaner enthalten ist. Darüber handelt am eingehendsten Plutarch (Pelop. c. 18, 3): *τὸ δ' ἐξ ἐρωτικῆς φιλίας συνηρμοσμένον στῖφος ἀδιάλυτον εἶναι καὶ ἄρρηκτον, ὅταν οἱ μὲν ἀγαπῶντες τοὺς ἐρωμένους, οἱ δὲ αἰσχυνόμενοι τοὺς ἐρῶντας ἐμμένωσι τοῖς δεινοῖς ὑπὲρ ἀλλήλων.* [Vgl. auch Xenoph. Conviv. VIII, 32ff.] Wenige Zeilen später wird Aristoteles angeführt in betreff der Eidschwüre, durch welche Liebhaber und Geliebte sich noch zu seiner Zeit am Grabe des Jolaos, des Schildknappen des Herakles, zu verbinden pflegten. Dies und ähnliches erzählt Plutarch auch in seinem *Ἐρωτικός* c. 17, wo § 8 gleichfalls Aristoteles zitiert wird. Beide Zitate hat V. Rose gewiß mit Recht (an die Politien denkt Heitz, Verlorene Schriften des Aristoteles, 191—192) den Überresten des aristotelischen *Ἐρωτικός* eingereiht; und daß Plutarch seinem erlauchten Gewährsmann, wie zu erwarten, nicht bloß dort folgt, wo er ihn anführt, lehrt unwiderleglich die zweite auf Jolaos bezügliche Stelle (l. l. § 17). Seltsam genug, daß auch bei unserem Autor, frg. 12 (Fol. 63), in einem zurzeit noch nicht aufzuklärenden Zusammenhang die Worte: *κατα(σπ)α(σάμ)ενος ὁ Ἡρακλῆς* erscheinen. — Fol. 66 erkenne ich den Namen des *Σοφο|κλ(ῆ)ς*, aber leider sonst nicht mehr als einzelne Brocken, die sich dem Verständnis entziehen.

8. Die Gegner haben — so heißt es bei Antiphon, or. V, § 46 — den einzigen Tatzeugen, jenen, „der allein die Unschuld des Angeklagten an das Licht bringen konnte, getötet".

„καὶ διετείναντο αὐτὸν μὴ εἰσελθεῖν εἰς ὑμᾶς μηδ' ἐμοὶ ἐγγενέσθαι παρόντι ἦξαι τὸν ἄνδρα καὶ βασανίσαι αὐτόν." Es tut kaum Not, die Zulässigkeit der Form ἦξα von neuem zu prüfen oder darauf hinzuweisen, daß diese nunmehr an all den Stellen, die noch Lobeck ad Phrynich. p. 287 und Matthiae, I², 429 namhaft machen, aus den Schriften der Attiker verschwunden ist (zuletzt bei Thucyd. II, 97, wo endlich Stahl und Classen Dobrees treffliche Besserung annahmen) — mit alleiniger Ausnahme der unsrigen. (Bei Xenoph. Hell. II. 2, 20 hat καταξαντες, wofür die guten Hss. καθέντας bieten, die schlechteren καταθέντας, keinerlei handschriftliche Gewähr; ebensowenig συνῆξας Memor. IV, 2, 8, wo B', der beste Kodex, σύν$^{\lambda o}$ηχας, die übrigen Hss. συνῆχας bieten; bei Aristoph. Ran. 468 genügte es ein ι einzusetzen, um ἀπῇξας zu gewinnen, mit Bergk, Meineke, Dindorf; bei Lycurg adv. Leocrat. § 129 bieten die Hss., darunter auch der Crippsianus, in der Tat κατάξαντες, der Sinn aber verlangt gebieterisch τάξαντες, was allgemein angenommen ist.) An unserer Stelle ist das Wort in Wahrheit „*ineptum*", wie Dobree (Advers. I, 171) es genannt hat. . . . . . Aber freilich ist Dobrees ἐλέγξαι, Kaysers ἀπελέγξαι und Baiters ἐξαιτεῖν weitaus zu gewaltsam. Ich vermute: παρόντ' ἐτάσαι
10 (aus ΠΑΡΟΝΤΕΤΑΣΑΙ konnte zunächst ΠΑΡΟΝΤΕΙΑΞΑΙ werden) und übersetze: „sie haben alles aufgeboten, damit er nicht vor Euch erscheine und damit es mir nicht vergönnt sei, ihn noch lebend anzutreffen, auszufragen und dem peinlichen Verhör zu unterziehen." Das so seltene Wort aber — welches auch Demokrit verwendet (fr. mor. 205 Mullach [vgl. Vorsokratiker I², 433, 4]; darüber schweigt der Thesaurus) und das höchst wahrscheinlich auch bei Herodot III, 62 einzusetzen ist, nach Bekker Anecd. 96 [ἐτάζειν τὸ ἐξετάζειν Ἡρόδοτος τρίτῳ] — darf uns bei dem altertümlichen und das Ungewöhnliche liebenden Antiphon keineswegs befremden. (Vgl. Blaß, Attische Beredsamkeit I, 115ff. [= I², 126].)

Zu den Eigentümlichkeiten des ältesten der attischen Redner gehört auch die Neubildung oder doch die Verwendung von Adverbien, die entweder in der alten Sprache

ganz vereinzelt vorkommen, wie *κρειττόνως*, oder auch dieser völlig fremd sind, wie *ἐλασσόνως* (beides or. IV, δ, 6), — ähnlich verhält es sich mit *ἡσσόνως*, das ich bei Ps. Hippocr. de arte § 8 [Apologie der Heilkunst[2] 46, 17] aus *ἧσσον ὡς* der besten Handschrift (A) herstelle. Haben wir unter solchen Umständen das Recht, mit Reiske und Pahle (Antiphontis ... orationes critica ratione perlustravit Fr. Pahle, Jeverae 1874, p. 4) die Bildung *συχνῶς* (III, γ, 3) zu beanstanden? (Was Kayser, Rhein. Mus. XVI, 73 von seiten des Sinnes gegen das Wort einwendet, widerlegt ein Blick auf § 2 und § 11: denn statt „zweimal" kann der Redner sehr wohl „häufig" sagen). Ich möchte das verneinen und vielmehr die Frage aufwerfen, ob wir in dem Satze: *ὑμᾶς δὲ χρὴ γιγνώσκειν ὅτι ἡμεῖς μὲν οἱ ἀντίδικοι κατ' εὔνοιαν* (etwa *κατ' εὔσοιαν*?) *κρίνοντες*[1] *τὸ πρᾶγμα εἰκότως δίκαια ἑκάτεροι αὑτοὺς οἰόμεθα λέγειν, ὑμᾶς δὲ ὁσίως ὁρᾶν προσήκει τὰ πραχθεντα* (III, δ, 1) nicht berechtigt sind, anstatt des unangemessenen *ὁσίως* oder des gleichfalls kaum genügenden *ἴσως*, das Blaß vermutet, *οἴως* zu schreiben, im Sinne von *μόνως*; denn nur ein derartiges Wort scheint dem Zusammenhang zu entsprechen.

11 Es ist wohl nur meine unvollständige Kenntnis der Antiphonliteratur daran schuld (auch die hiesige Universitätsbibliothek vermag diese Lücken meiner Büchersammlung nur in unzulänglichem Maße auszufüllen), wenn ich nicht zu sagen weiß, ob irgend jemand die rätselhaften Worte *μεγαλοφροσύνη τοῦ γένους* (IV, γ, 2) zu erklären auch nur versucht hat. Maetzners Verweisung auf Matthiae § 371, c trifft den Kern

[1] Oder sollte Maetzners Erklärung: „*κατ' εὔνοιαν κρίνοντες* i. q. *εὐνοίᾳ τῇ ἡμετέρᾳ* vel *εἰς ἡμᾶς κρίνοντες*, parteiisch richtend" andern minder verkehrt scheinen als mir? „Auf die eigene Rettung bedacht, vom Standpunkt der Selbsterhaltung aus urteilend", dies halte auch ich für den dem Zusammenhang allein gemäßen Gedanken; allein wem galten Selbstliebe und „Wohlwollen" (das soll heißen, Wohlwollen gegen uns selbst!) jemals für identische Begriffe? *εὔσοια*, wenn ich anders damit das Richtige getroffen, ist eines jener poetischen Worte, die Antiphon nirgendwo häufiger anzuwenden liebt als in den Übungsreden, zu denen die Tetralogien [, doch über diese vgl. jetzt Dittenberger im Hermes XVI, 321] gehören. Vgl. Blaß, a. a. O. S. 118 [= [2], 131 f.].

der Sache nicht, und Blaß, der die Stelle für verständlich zu halten scheint (Att. Bereds. I, 117, Anm. 3 [= ², 121]) hat leider nicht angegeben, wie er sie verstanden wissen will. Da jedoch hier weder vom Geschlechts-Adel noch vom Gegensatz der beiden Geschlechter die Rede sein kann, so scheinen sich die Worte jedem Verständnis zu entziehen und uns nur die Wahl zu lassen zwischen der Annahme einer Verderbnis und jener einer Interpolation. Für das letztere hat sich Kayser entschieden, der (Rhein. Mus. XII, 235) folgendes äußert: „Um zu beweisen, daß eher der junge als der alte Mann Schuld trage" — an dem Entstehen jenes Raufhandels nämlich, in dem der Alte seinen Tod gefunden hat — „behauptet der Ankläger *ὅτι ἄρξαι καὶ παροινεῖν τοὺς νεωτέρους τῶν πρεσβυτέρων εἰκότερόν ἐστι· τοὺς μὲν γὰρ ἥ τε μεγαλοφροσύνη τοῦ γένους ἥ τε ἀκμὴ τῆς ῥώμης ἥ τε ἀπειρία τῆς μέθης ἐπαίρει τῷ θυμῷ χαρίζεσθαι, τοὺς δὲ ἥ τε ἐμπειρία τῶν παροινουμένων* (so Reiske und Dobree statt *παρανομουμένων*) *ἥ τε ἀσθένεια τοῦ γήρως ἥ τε δύναμις τῶν νέων φοβοῦσα σωφρονίζει.* Offenbar gehört die *μεγαλοφροσύνη τοῦ γένους* nicht hierher: ebenso ist *ἥ τε δύναμις τῶν νέων φοβοῦσα* zu jener kein Gegensatz und neben *ἥ τε ἀκμὴ τῆς ῥώμης* und *ἥ τε ἀπειρία τῆς μέθης* den Antithesen der anderen Reihe, *ἥ τε ἐμπειρία τῶν παροινουμένων* und *ἥ τε ἀσθένεια τοῦ γήρως* ganz entschieden, wenn auch per chiasmum entsprechen". — Ich denke, wir können den einzig wirklich vorhandenen Anstoß mit leichter Mühe beseitigen durch die Annahme, daß die zwei Buchstaben ΠΕ einst zu ΓΕ, d. h. daß *με* zu *γε* ward: *ἥ τε μεγαλοφροσύνη τοῦ μένους.* (Die hier vorausgesetzte Form des M ist mir in den herkulanischen Rollen nicht selten begegnet.) Und dann stimmt alles aufs beste zusammen. Denn warum sollte unter den charakteristischen Eigenschaften der Jugend neben der Unerfahrenheit und der Körperkraft das jugendliche Temperament, das heißt der Übermut fehlen (gilt es doch die Entstehung eines Raufhandels zu erklären!), den der poetisch angehauchte Rhetor diesmal „hochgemuten Sinn" zu benamsen beliebt hat? Und warum sollten wir weitgreifende Interpolationen wittern, ganze

Satzglieder tilgen und nebenbei auch die so beliebte Dreizahl der Kola opfern, weil dem Überschwang an Unternehmungslust und Tatendrang nicht das direkte Gegenteil, die Tatenscheu und Unternehmungsunlust, sondern mit leichter Modifikation des Gedankens ein speziellerer und beweiskräftigerer Faktor gegenübertritt: die Furcht vor der physischen Überlegenheit der Jugend? Ist doch nicht jeder Greis leidenschaftslos bis zur Apathie; allein neun unter zehn Alten werden es sicherlich vermeiden, die Überkraft der Jugend mutwillig herauszufordern. 12

9. Hermann Diels hat in seinen Doxographi — einem Werk von geradezu phänomenalen Vorzügen — nicht nur einen mächtigen Damm gegen das Unheil eklektischer Quellenbenützung auf dem Gebiete der Philosophie-Geschichte aufgerichtet, sondern gleichzeitig auch eine Unzahl literarhistorischer und textkritischer Einzelfragen in endgültiger Weise geordnet. Ein paar kleine Nachträge sollen dem trefflichen Forscher meinen Dank für seine ebenso schöne als zeitgemäße Gabe beweisen. Prolegom. p. 97 wird Stob. Floril. tit. 33 (*περὶ σιωπῆς*), 17 angeführt, wo es nach einigen Homerzitaten, deren letztes *τ*, 42—43 ist (*σίγα καὶ κατὰ σὸν νόον ἴσχανε μηδ' ἐρέεινε. ‖ αὕτη τοι δίκη ἐστὶ θεῶν, οἳ Ὄλυμπον ἔχουσι*), also heißt: „*τοῦτο* (nämlich die *ἐχεμυθία*) *ἐξήγησιν* (?) *οἱ Πυθαγορικοὶ καλοῦντες οὐδὲν ἀπεκρίνοντο τοῖς περὶ θεῶν ὅ τι τύχοιεν ἰταμῶς καὶ εὐχερῶς ἐρωτῶσιν.*“ Der technische Ausdruck der Pythagoreer ist *ἐκσίγησις*, wie Eustathios zu *ω*, 485 (p. 1968, 25) und überdies Opuscul. p. 95, 18 lehrt. (Auf beide Stellen verweist L. Dindorf im Thesaurus.) Man begreift freilich kaum, wie selbst Meineke dies übersehen konnte; auch das Fragezeichen hat erst Diels dem in so überaus fragwürdiger Weise angewendeten Worte beigefügt.

Zu Pseudo-Galen. hist. philos. c. 123 (Doxogr. p. 645): „*Δημόκριτος γεγενημένα εἶναι τὰ ζῷα συστάσει εἰ δὲ ἓν ἄστρον πρῶτον τοῦ ὑγροῦ ζωογονοῦντα* (l. *ζωογονοῦντος*)“ bemerkt Diels (Proleg. p. 16) wohl mit Recht: „*genuino quodam colore nitet Democriti de animantium origine placitum*“. Zur Zeugung

gehören aber außer dem schaffenden Prinzip, dessen Rolle hier das *ὑγρόν* übernimmt, auch empfangende Organe. Auf Grund dieser Erwägung und im Hinblick auf Lucrez V, 808 (*crescebant uteri terram radicibus apti*) möchte ich die Stelle, an deren Herstellung Diels verzweifelt, also zu ordnen versuchen: *συστάσει θηλέων ἄρθρων, πρῶτον τοῦ ὑγροῦ ζῳογονοῦντος.* (Von ΘΗΛΕΩΝΑΡΘΡΩΝ zu ΕΙΔΕΕΝΑϹΤΡΟΝ ist der Weg nicht so weit, als es auf den ersten Blick wohl scheinen mag.) Vgl. Herodot IV, 2: *τούτους ἐσθέντες ἐς τῶν θηλέων ἵππων τὰ ἄρθρα* und III, 87: *ὡς τῆς ἵππου ταύτης τῶν ἄρθρων ἐπιψαύσας.* [Man vergleiche auch die Formel, die sich auf die Ertappung des *μοιχός* in flagranti bezieht: *ἄρθρα ἐν ἄρθροις ἔχων.* Vgl. Meyer und Schömann, Attischer Prozeß[1] 328 = [2], 403.] Auf den etwaigen Einwand aber, daß Censorin. de die natal. IV, 9 (p. 11, 6 Jahn) — auf diesen wie auf Lucrez verweist auch Diels — die Urzeugungstheorie des 13 Demokrit von jener Epikurs zu unterscheiden und die „*uteros nescio quos*“ nur dem letzteren beizulegen scheint, darf man folgendes erwidern. Der Mann, der (um mit Aristoteles zu sprechen) „über Alles gedacht hat“, der weitaus gründlichste der Naturphilosophen, kann sich nicht damit begnügt haben zu sagen, „*ex aqua limoque primum .... esse homines procreatos*“, womit er hinter Anaximander zurückgegangen wäre. Vielmehr hat er sich sicherlich über die betreffenden Vorgänge und den Mechanismus, der dabei ins Spiel kam, in einer Weise geäußert, die der hastig aufzählende und hier vornehmlich auf Hervorhebung der Meinungsverschiedenheiten bedachte römische Autor mitzuteilen nicht für gut befunden hat. Die wirkliche Differenz zwischen Demokrit und Epikur (wenn man eine solche in Wahrheit erschließen darf aus den Worten: „*nec longe secus Epicurus: is enim credidit limo calefacto uteros nescio quos radicibus terrae cohaerentes primum increvisse et infantibus*“ *etc.*) mag in irgend einem anderen Punkte, etwa in Epikurs Schweigen über das männliche Prinzip und die Rolle des *ὑγρόν*, bestanden haben.

Von den sechs stoischen Definitionen des *κόσμος*, welche Diodoros zusammengestellt hat (Prolegg. p. 20), scheinen die

zweite und dritte noch einiger kritischer und exegetischer Nachhilfe zu bedürfen. Sie lauten bei Diels:

2. πάλιν κόσμος ἐστὶν οἰκητήριον θεῶν· νῦν οὖν τὸ πλήρωμα λέγει ἐκτὸς τῶν ἐν αὐτῷ. („*ultima* ἐκτὸς — αὐτῷ *non praesto*“ heißt es in einer Anmerkung.)

3. τρίτον ὁ κόσμος ἐστὶ σύστημα ἐκ θεῶν καὶ ἀνθρώπων ⟨καὶ τῶν ἕνεκα τούτων γεγονότων⟩· τοῦτο ὅμοιον τῷ βίῳ ὡς εἴ τις λέγει· πόλις ἐστὶν ἐξ ἀρχόντων καὶ ἀρχομένων.

Die beiden Definitionen hängen dadurch eng zusammen, daß sie die „Welt“ vom Gesichtspunkt ihrer Bewohnbarkeit und Bewohntheit aus ansehen. Sie unterscheiden sich dadurch, daß die erstere die Wohnstätte als solche — mit Ausschluß der Bewohner — die letztere hingegen den Inbegriff der Bewohner und nur diesen ins Auge faßt, gerade wie man πόλις einmal definieren kann als eine Summe von Ringmauern, Marktplätzen, Straßen, Häusern usw. und ein andermal — doch ich lasse lieber Aristoteles sprechen (Pol. III, 1): ἡ . . . πόλις πολιτῶν τι πλῆθός ἐστιν, oder auch Thukydides (VII, 77 fin.): ἄνδρες γὰρ πόλις καὶ οὐ τείχη οὐδὲ νῆες ἀνδρῶν κεναί (vgl. auch Eurip. [frg. 828²]: αἱ γὰρ πόλεις εἴσ' ἄνδρες, οὐκ ἐρημία).

Danach möchte ich schreiben:

2. πάλιν κόσμος ἐστὶν οἰκητήριον θεῶν . . . . . ἐκτὸς τῶν ἐν αὐτῷ· νῦν οὐ τὸ πλήρωμα λέγει (wobei es dahingestellt bleiben mag, ob die den Begriff des bloßen οἰκητήριον scharf hervorhebenden Worte ἐκτὸς τῶν ἐν αὐτῷ von allem Anfang zur Definition gehörten oder ebenso wie das äquivalente νῦν οὐ τὸ πλήρωμα λέγει einen späteren, vielleicht gar einen vom Rande in den Text gedrungenen Zusatz darstellen). 14

In 3. aber lese ich: τοῦτο ὅμοιον τῷ β' (= τῷ δευτέρῳ), ὡς εἴ τις λέγοι· πόλις κτέ., womit die Ähnlichkeit und freilich auch (implizite) der Unterschied der beiden eng verbundenen Definitionen hervorgehoben und durch den Hinweis auf den entsprechenden Doppelsinn von πόλις ausreichend beleuchtet wird. [βίῳ konnte gar leicht aus $β^{ου}$ entstanden sein.

Über derartige Schreibungen vergleiche man Pulch, Zu Eudocia, Hermes XVII, 181 und 188.]

10. Ist es erlaubt, den sieben oder acht bereits vorhandenen Verbesserungsvorschlägen zu V. 1066 des Theognis (oder vielmehr nach Bergks und Hartels ansprechender Vermutung, des Mimnermos) einen neuen hinzuzufügen? Vielleicht wird dieser darum als richtig erfunden, weil er dem von niemand verkannten und in der Tat unverkennbaren Gedanken den energischesten Ausdruck leiht.

Ἐν δ' ἥβῃ πάρα μὲν ξὺν ὁμήλικι πάννυχον εὕδειν,
ἱμερτῶν ἔργων ἐξ ἔρον ἱέμενον,
1065 *ἔστι δὲ κωμάζοντα μετ' αὐλητῆρος ἀείδειν·*
τούτων οὐδὲ νοεῖν ἄλλ' ἔνι τερπνότερον
ἀνδράσιν ἠδὲ γυναιξί. τί μοι πλοῦτός τε καὶ αἰδώς;
τερπωλὴ νικᾷ πάντα σὺν εὐφροσύνῃ.

Davon hat *οὐδὲ* Hartel vorgeschlagen (in dieser Zeitschr. I, 25): die Änderung des allseitig als unmöglich erkannten *ἔπι* in *ἔνι* wird schwerlich für gewaltsam gelten; als Zwischenstufen zwischen *οὐδὲ νοεῖν* und dem *οὐδέν τοι* der Hss. genügt es ΟΥΔΕΝΟΙΝ und etwa ΟΥΔΕ$\overset{\text{N}}{\text{И}}$ΟΙ zu denken, indem das schließende Ν ausgefallen und an unrechter Stelle eingesetzt sein mochte. [Bergk, P. L. G. II⁴, p. 210 hat den Vorschlag angeführt, ohne ihn zu beurteilen.]

11. Zur Kritik und Exegese der neuen Dichterfragmente, durch deren Veröffentlichung und Bearbeitung Henri Weil[1] sich ein leuchtendes Verdienst erworben hat, will auch ich im folgenden mein Scherflein beitragen. Das große, überaus zierliche, aber auffallend glanzlose tragische Bruchstück des Euripides erscheint bereits als nahezu völlig geordnet; nur im Schlußvers hätte man sich nicht bei der unerhörten

[1] Un papyrus inédit . . . Nouveaux fragments d'Euripide et d'autres poètes grecs. Paris 1879. Ferner: Blaß (nebst Zusätzen von Bücheler, darin einzelne Beiträge von Bergk und v. Wilamowitz-Moellendorf) Rhein. Mus. XXXV, 74 ff.; Cobet in Mnemos. N. S. VIII, 56 ff.; Schenkl in Zeitschr. für österr. Gymn. 1880, 74—75; Weil in Revue de philol. IV, 1 ff. Diese *δεύτεραι φροντίδες* zitiere ich als Weil².

Elision in *πειράσομ' ὡς δεῖ* beruhigen sollen. Unerhört, sage 15
ich, denn jene Stellen, welche noch Lobeck (zu Aias 191) als Belege dieser Lizenz anführen zu dürfen glaubte, sind seither ohne Ausnahme teils besser beglaubigten Lesarten gewichen, teils durch die gelindesten, vielfach auch von Seite des Sinnes empfohlenen Mittel der kritischen Pharmakopöe beseitigt worden. (Ähnliches hat einmal Nauck, dem man viele dieser Besserungen verdankt, ich weiß nicht mehr wo, geäußert.) Und auch unsere Stelle gewinnt nur durch die Schreibung:

— σὺ μὲν βίᾳ
πράξεις ἃ βούλει· τὴν δ' ἐμὴν ἐγὼ τύχην
πειράσομαι δὴ μὴ μετ' αἰσχύνης φέρειν.

Die junge Frau ist mit ihren Bitten zu Ende und droht dem Vater für den Fall einer gewaltsamen Ehetrennung und Wiederverheiratung (wie Weil ohne Zweifel richtig erkannt hat) mit ihrem Selbstmord.[1]

Der Anfang des zweiten — auf die Gründung des Tempelchens der Arsinoe-Aphrodite bezüglichen — Epigramms des Poseidippos muß, denke ich, also lauten:

Μέσσον ἐγὼ Φαρίης ἀκτῆς στόματός τε Κανώπου
ἐμ περιφαινομένῳ χώματι χῶρον ἔχω, —

Denn während *κύματι* von Weil[2] (14) unzulänglich verteidigt und von Blaß (93) mit Recht verworfen wird, erträgt auch das von letzterem „wiewohl zweifelnd“ vorgeschlagene *κλίματι* keine genaue Prüfung. Nicht nur die Länge des *ι*, nicht nur die Anwendung des Wortes bei älteren Dichtern ist unerweislich — auch die Verbindung von *κλίμα* und *χῶρος* — Lage und Ort — ist so farblos und unpoetisch als möglich. Es kommt dazu, daß die freilich sehr grobe Korrektur im

[1] Unter der Angabe der Verszahl *στιχοι* ΜΔ befinden sich die Zeichen (ΥΡΙΠΙΔΗϹϹΠΟΔΡ(ΓΑΤΗϹ (das Π könnte auch ein Μ sein). Sollte darin nicht der Anfang eines Schulmeisterversleins stecken, den der Schreiber in seiner Vorlage antraf, etwa: *Εὐριπίδης σφόδρ' ἐργάτης* (*σπουδαῖος ἦν*)?

Papyrus fast mit Sicherheit ein ursprüngliches X erkennen läßt (genau dieselbe Berichtigung, K aus X, nur minder energisch durchgeführt, zeigt V. 21 des Europafragments); und da der unsichere Vokalismus überhaupt und speziell die Vorliebe für den Y-Laut dem ägyptischen Schreiber eigentümlich ist, so sind wir wohl berechtigt, das völlig sinngemäße *χώματι* zu wählen, gleichviel ob die *ἄκρα ναΐσκον ἔχουσα Ἀρσινόης Ἀφροδίτης* (Strabo XVII, 16, p. 800, worauf Weil verweist) ihren Ursprung der Natur oder künstlicher Aufschüttung verdankte. Vgl. Aeschyl. Suppl. 870 (Dind.) *Σαρπηδόνιον χῶμα*, was die Scholien durch *Σαρπηδονίαν ἄκραν* erklären. Endlich, der nunmehr entstehende Gleichklang *χώματι χῶρον* ist der Weise des Poseidippos durchaus gemäß;
16 vgl. *χαμαὶ χηλή* in Epigr. I, 4 (von Cobet wohl mit Unrecht angetastet); *ἱλάσκεσθ' ἱερὸν* bei Athen VII, 318d (von Weil angeführt); *μοῦσα· μέλοι δ' ἡμῖν* Anthol. Pal. V, 134, 4; *ἐρωμένη ἔρχεθ' ἑκάστῳ* ib. V, 183, 1; *τλήμονα τύμβον* VII, 267, 2; *Ἆ Κύπρον, ἅ τε Κυθήρα* XII, 131, 1; *πτηνοῖσι παραθρέξαντά με ποσσίν* XVI, 275, 9 und vor allem das von Alliterationen wimmelnde Epigramm XII, 168: *τὸν δ' ἕκτον ἑκάστου* (V. 3), *ὅστις ἐρῶν ἔτυχεν* (V. 4), *τὸν δ' ὄγδοον εἶπεν Ὁμήρου* (V. 5), *τὸν δ' ἔνατον Μουσῶν, Μνημοσύνης δέκατον* (V. 6) —, wobei ich nur solche Epigramme berücksichtigt habe, die unserem Dichter völlig vorbehaltlos beigelegt werden.

Die größten Schwierigkeiten bietet das herrliche Bruchstück aus Aeschylos' *Κᾶρες ἢ Εὐρώπη*, eine *ῥῆσις* der letzteren, wie Blaß nach Weil, der nur die ersten 14 Verse dieser Tragödie zuweisen wollte, meines Erachtens über jede Möglichkeit eines Zweifels hinaus festgestellt hat. Ich lasse das ganze Fragment folgen, bespreche aber nur jene Stellen genauer, die von meinen Vorgängern nicht endgültig geordnet oder erklärt worden sind. Das diesmal in kaum glaublicher Weise verderbte Original hat folgendes Ansehen:

ΤΑΥΡΩΤΕΛΙΜΩΞΕΝΙΑΠΑΜΠΟΔΟΣΠΑΡΑΝ
ΤΟΙΟΝΤΕΜΕΝΖΕΥCΚΛΕΜΜΑΠΡΟCΒΥΤΟΥΠΑΤΡΟC

ΑΥΤΟΥΜΕΝΩΝΑΜΟΧΘΟΝΗΝΟCΟΝΛΑΒΕΙΝ
ΤΕΙΟΥΝΤΑΠΟΛΛΑΚΕΙΝΑΔΙΑΠΑΥΡΩΛΕΓΩ
5 ΓΥΝΗΘΕΟΥΜΕΙΧΘΕΙCΑΠΑΡΘΕΝΟΥCΕΒΑC
ΕΜΙΨΕΠΑΙΔΩΝΔΕCΥΓΗΞΥΝΑΓΩΝΕΙ

ΚΑΙΤΡΙΑΓΩΝΕΙCΤΟΥCΓΥΝΑΙΚΕΙΟΥCΠΟΝΟΥC
ΕΚΑΡΤΕΡΗCΑΑΡΟΥΡΑCΚΑΙΟΥΚΕΜΕΜΨΑΤΟ
ΤΟΥΜΕΝΞΕΝΑΙΚΕΙΝCΠΕΡΜΑΓΕΝΑΙ ΠΑΤΡΟC
10 ΕΚΤΩΝΜΕΓΙCΤΩΝΔΕΡΞΑΜΗΝΦΥΔΕΥΜΑΤΩΝ
ΜΙΝΩΤΕΚΟΥΑΡΑΛΑΜΑΝΘΟΝΩCΠΕΡΑΦΘΙΔΟCΠΑΙΔΩΝΕ
ΜΩΝ ΑΛΛΑΚΕΜΑΓΑΙCΤΑΙCΕΜΑΙCΖΟΑCΕΧΕΙΝ
ΤΟΜΗΠΑΡΩΝΤΕΤΕΡΨΙΝΟΥΚΕΧΕΙΦΙΛΟΥC
ΤΡΙΤΟΝΔΕΤΟΥΝΟΥΝΦΟΡΝΤΙΖΕΙΝΧΕΙΜΑΖΕΤΑΙ

15 CΑΛΦΗΔΟΝΑΙΑΧΜΗCΔΕΞΑΡΕΟCΚΑΘΙΚΕΤΟ
ΚΑΡΟΓΑΡΗΚΕΙΕΝΛΟΤΙCΛΟΤΙCΜΑΤΟC
ΠΑCΗCΥΠΕΡΠΕΡΩΝΤΕCΑΛΧΙΜΟΥCΤΕΝΗC
ΑΥΧΕΙΔΕΤΡΩΑΝΑCΤΥΠΑΡΘΗCΗΒΙΟΝ

ΠΡΟCΟΥΔΕΔΩΚΑΜΗΤΕΙΜΑΡΓΑΙΑ(Ν)ΔΟΡΕΙ
20 ΑCΤΥΠΕΡΒΑΡΤΟΝΔΡΑCΗΤΕΚΑΙΠΑΘΗΚΑΚΟΝ
ΛΕΠΤΗΓΑΡΕΛΠΙCΙΗΔΗΕΠΙΞΥΡΗΜΕΝΗΙ
ΜΗΠΑΝΤΑΠΑΙCΑCΕΚΧΕΩΠΡΟCΑΙΜΑΤΕΙ

Daraus hat sich der nachstehende Text gewinnen lassen:

— ταύρῳ τε λειμὼν ξένια πάμβοτος παρῆν.
τοιόνδε μὲν Ζεὺς κλέμμα πρεσβύτου πατρὸς
αὐτοῦ μένων ἄμοχθον ἤνυσεν λαβεῖν.
ἵν' οὖν τὰ πολλὰ κεῖνα διὰ παύρων λέγω· 17
5 *γυνὴ θεῷ μιχθεῖσα παρθένου σέβας*
ἤμειψε, παίδων δ' ἐζύγη ξυνωνίᾳ.
καὶ τρισὶν ἀγῶσι τοὺς γυναικείους πόνους
ἐκαρτέρησ'· ἄρουραν οὐκ ἐμέμψατο
τὸ μὴ ἐξενεγκεῖν σπέρμα γενναίου πατρός·
10 *ἐκ τῶν μεγίστων δ' ἠρξάμην φυτευμάτων*

11a *Μίνω τεκοῦσα·*
11b *Ῥαδάμανθυν, ὅσπερ ἄφθιτος παίδων ἐμῶν.*
ἀλλ' οὐκ ἐν αὐγαῖς ταῖς ἐμαῖς ζόας ἔχει,
τὸ μὴ παρόν τε τέρψιν οὐκ ἔχει φίλοις·
τρίτον δέ, τῷ νῦν φροντὶς ἐγχειμάζεται,
15 *Σαρπηδόν'· αἰγὶς δ' ἐξ Ἄρεως καθίκετο·*
16a *Καρῶν γὰρ ἥκει (γαῖαν Ἀγαμέμνων ἄναξ,*
16b *θράσει πεποιθὼς Ἑλλάδος) λωτίσματος*
πάσης ὑπερφέροντος ἀλκίμῳ σθένει·
αὐχεῖ δὲ Τρώων ἄστυ πορθήσειν βίᾳ·
πρὸς οὗ δέδοικα, μή τι μαργαίνων δορὶ
20 *ἀνυπέρβατον δράσῃ τε καὶ πάθῃ κακόν.*
λεπτὴ γὰρ ἐλπὶς ἥδ' ἐπὶ ξυροῦ τ' ἔβην,
μὴ πάντα παιδὸς ἐκχέω πρὸς αἵματι.

1—3 scheint mir die von Weil begonnene, von Blaß zu Ende geführte Restitution unwidersprechlich richtig. „Zeus in Stiergestalt nimmt auf einer Wiese, die ihm reichliche Nahrung bietet, seinen Aufenthalt, und dem Ausharrenden (*αὐτοῦ μένων*) wird es schließlich ein Leichtes (*ἄμοχθον ἤνυσεν λαβεῖν*), den geeigneten Augenblick zu erspähen, um das vom greisen Vater schlecht behütete Mädchen zu betören oder zu entführen.“ Mit *μέν* (V. 2), dem übrigens bei Äschylos sehr häufig kein *δέ* folgt, setzt die Erzählung ein, als ob sie in erschöpfender Breite fortgeführt werden sollte: aber Europa kann es nicht über sich gewinnen, also fortzufahren. Sie greift vielmehr zu einer gleichzeitig verkürzenden und verallgemeinernden Wendung (4—5: *ἵν' οὖν τὰ πολλὰ . . . . . γυνὴ θεῷ μιχθεῖσα*): „Doch wozu viele Worte? Ein Weib ist“ — wieder einmal — „der Verführungskunst eines Gottes erlegen.“ Dadurch wälzt die Gefallene ihren Fehltritt gleichsam auf die Schultern ihres ganzen Geschlechtes ab. Und nachdem Europa die Geschichte ihres Falles in der dritten Person erzählt hat, (die meine Vorgänger, ich denke sehr mit Unrecht, in die erste umgeändert haben), läßt sie der feinsinnige Dichter in dem Augenblick wieder in eigener Person sprechen, wo Mutterstolz und Mutterfreude ihre Brust schwellen. — Im übrigen scheint mir Weils Herstellung

dieser Verse durch die Versuche der Nachfolger keineswegs übertroffen. Auch V. 8 dünkt mich seine Interpunktion und 18 die Bemerkung „*que le mot ἀρούρας ne pouvait guère entrer dans le premier membre de phrase*“ völlig zutreffend, wenngleich ihm hier ein heiteres metrisches Versehen begegnet ist. *ἄρουραν* (worin ich mit Schenkl zusammentreffe) *οὐκ ἐμέμψατο κτέ.* soll einfach besagen: „mich trifft nicht der Tadel oder Vorwurf der Unfruchtbarkeit“. Und wenn dieser Gedanke mit einer dichterischen Kühnheit ausgedrückt ist, die wir nur teilweise nachzuahmen vermögen: „die Ackerflur trifft nicht der Vorwurf, einen edlen Samen in sich aufgenommen und nicht ans Licht gebracht zu haben“, so ist *τὸ μὴ ἐξενεγκεῖν σπέρμα* als Subjekt zu *ἐμέμψατο* doch bei Licht besehen kaum verwegener als Schillers uns so geläufiges: „Soll das Werk den Meister loben.“ *ἐκαρτέρησ' ἄρουρα* aber, was Blaß vorschlug und nach Cobet schließlich auch Weil[2] (13) annahm, ist sicherlich unmöglich; nicht weil „ein Weib sich“ nicht „geradezu *ἄρουρα* nennen“ kann (so Bücheler: über die Zulässigkeit solcher Verschmelzung „des Bildes mit dem verglichenen Gegenstand“ vgl. Nauck, Euripid. Studien I, 43—44), sondern weil eine kreißende *ἄρουρα* ein Unding ist, weil kein verständiger Schriftsteller, geschweige denn ein großer Dichter, Begriffe miteinander paart, die sich wechselseitig ausschließen, wie das „tapfere Ringen“ eines unter Schmerzen gebärenden Weibes (*ἀγῶσι — πόνους — ἐκαρτέρησα*) und die ihre Früchte kampf- und mühelos zeitigende Ackerflur. — Nach *Μίνω τεκοῦσα* (V. 11) muß, wie Bücheler erkannt hat (S. 94), „ohne Frage eine größere Lücke angenommen werden, als daß man hoffen dürfte, etwa durch Einsetzung von *πρῶτον, εἶτα δεύτερον* die Stelle zu ordnen“. Denn einen weitberühmten Kriegshelden und Herrscher wie Minos pflegt man doch nicht — und pflegt am wenigsten die kinderstolze Mutter (*ἐκ τῶν μεγίστων δ' ἠρξάμην φιτευμάτων*) — mit einer kahlen Namensnennung abzutun. Und, was entscheidender ist: Sarpedon erscheint V. 21—22 als Europas einzige Hoffnung, mit ihm fürchtet sie alles zu verlieren: nun lebt Rhadamanthys auf den

Inseln der Seligen oder in den elyseischen Gefilden (vgl. Pind. Ol. II, 75, worauf Weil, und Od. δ, 563, worauf Blaß verweist) und ist eben darum für die Mutter so gut wie verloren: so wird wohl, da Minos hier nicht als Totenrichter gilt (denn in *ἄφθιτος παίδων ἐμῶν* liegt es doch, daß nur Rhadamanthys unsterblich ist), in der Lücke von seinen Kämpfen und dem Ende die Rede gewesen sein, das ihn die Sage in Sizilien finden ließ. — Mein [später mehrfach von anderen vorgebrachter] Versuch *ἀλλ' οὐκ ἐν αὐγαῖς* (V. 13) entfernt sich von den Zügen des Papyrus weniger als Weils *ἀλλ' οὐκ ἐπ' αὔλαις* oder Büchelers *ἀλλ' οὐκ ἐπ' ἀκταῖς*, während Blaß, der hier im übrigen minder glücklich gewesen ist, das von beiden angefochtene *ζόας* durch den Hinweis auf das ebenso gebrauchte *τροφαί* Sept. 665 (ähnlich 19 Oed. Col. 446), ich denke völlig ausreichend, geschützt hat. *αὐγάζω* für „schauen" findet sich bei Sophokles wie bei Euripides, desgleichen *αὐγαί* mehrfach in Verbindungen wie *ὀμμάτων αὐγαί*, und auch als „Augen" schlechtweg Androm. 1180 und Rhes. 736, so daß *ἐν αὐγαῖς* im Sinne von *ἐν ὀφθαλμοῖς* wohl gewagt werden darf. (Man vgl. auch Aj. 69f., Iph. T. 194 und Hercul. 132.) — Meine ebensowenig gewaltsame Schreibung von V. 15 kann sich zwar nicht auf eine nachweisbare derartige Anwendung von *ἐγχειμάζομαι*, wohl aber auf die analoge Konstruktion von Verben wie *ἐγκαυχάομαι, ἐνήδομαι, ἐνηδυπαθέω, ἐνηδύνομαι, ἐγκατιλλώπτω, ἐγχλίω, ἐγγελάω* stützen. (Man vgl. Aesch. Suppl. 914: *Ἕλλησιν ἐγχλίεις ἄγαν* neben Choeph. 137: *ἐν τοῖσι σοῖς πόνοισι χλίουσιν μέγα*, oder Soph. El. 277: *ὥσπερ ἐγγελῶσα τοῖς ποιουμένοις* neben Antig. 155: *εἰ γέλωτ' ἐν σοὶ γελῶ* oder Choeph. 222: *ἀλλ' ἐν κακοῖσι τοῖς ἐμοῖς γελᾶν*.) „Als dritten aber (gebar ich) den Sarpedon, um den mein Gemüt jetzt in angstvolle Sorge versetzt ist; denn ihn hat der Kriegssturm ergriffen." (*αἰγὶς* V.16 ist Bergks, ich denke, treffliche Besserung, nach Septem 63—64: *πρὶν καταιγίσαι πνοὰς | Ἄρεως*.) — Daß V. 16 KAP zweifellos im Papyrus geschrieben steht, hat Bücheler erkannt. An den Karern darf aber hier so wenig gerüttelt werden, wie an den Troern V. 18,

da die ersteren durch den Titel der Tragödie: *Κᾶρες ἢ Εὐρώπη*, die letzteren durch die Sage geschützt sind, welche Sarpedon vor Ilion fallen läßt. Und von diesem Punkte aus eröffnet sich uns nunmehr ein sichererer Einblick in die Grundlagen des Dramas. Karer bilden, wie jene Aufschrift lehrt, den Chor (den wir uns beiläufig als einen *χορὸς γερόντων* denken mögen, wie er die in völlig ähnlicher Lage befindliche Atossa in den Persern umgibt). Unmöglich können somit die Karer der Feind sein, gegen den Sarpedon zu Felde zog, und kaum minder unmöglich scheint es, daß ein karischer Chor der Mutter des lykischen Fürsten zur Seite stehe. Wir werden uns in letzterem Betracht vielmehr der Traditionen erinnern müssen, welche Sarpedon selbst, nicht nur als das Haupt der kretischen Termilen, dem Volk der Karer zueigneten und ihm die Gründung von Milet zuschrieben (vgl. Preller, Gr. Myth. II², 133, 1, — wobei wir uns wohlweislich hüten werden, mit Diod. V, 79 oder Eustath. ad Dionys. Perieg. V, 270 — Frg. hist. gr. III, 598 — einen zwiefachen Sarpedon anzunehmen, der sicherlich nur das Produkt späterer Geschichtsklitterei ist). Jene Eroberer aber, welche die Zerstörung Trojas planen, wer sollten sie sonst sein als die Helden Homers? Darum müssen wir in dem arg zerstörten V. 16 notgedrungen eine Lücke annehmen und ungefähr (*Ἑλλάδος* schlug schon Blaß vor) in der Weise ausfüllen, wie ich es versucht habe. Fragt man endlich, in welchem Sinne Äschylos den Zug gegen Troja einen Einfall in karisches Land nennen konnte, so weiß ich nur die Antwort: er muß die Karer, ähnlich wie Herodot (*τὸ Καρικὸν ἦν ἔθνος λογιμώτατον τῶν ἐθνέων ἁπάντων ⟨τῶν⟩*[1] *κατὰ τοῦτον ἅμα τὸν χρόνον μακρῷ μάλιστα* I, 171) 20

[1] Ohne dieses *τῶν* schwebt das folgende *ἅμα* — welches Krüger ohne Grund verdächtigt und dem Abicht und zumal Stein eine, wie ich denke, unmögliche Bedeutung leihen — völlig in der Luft. Herodot will einfach sagen: „Das karische Volk war weitaus das bedeutendste unter allen damaligen Völkern", d. h. unter all den Nationen, die in jener Zeit bereits die Bühne der Geschichte betreten hatten. Vgl. Phot. Bibl. cod. 3 init. (2, a, 20 Bekk.): *Ἀνεγνώσθη Νοννόσου ἱστορία, ἐν ᾗ διαλαμβάνεται πρεσβεία αὐτοῦ πρός τε Αἰθίοπας καὶ Ἀμηρίτας καὶ Σαρακηνούς,*

als das einstmals führende Volk in Kleinasien (oder doch auf dessen Westküste) betrachtet haben, das diesen Landstrich ganz ebenso als sein Eigen ansah, wie späterhin die Perser ganz Asien (*τὴν γὰρ Ἀσίην . . . οἰκηιεῦνται οἱ Πέρσαι*. Her. I, 4, und *τὴν Ἀσίην πᾶσαν νομίζουσι ἑωυτῶν εἶναι Πέρσαι*. IX, 116). Und man wird in der Tat vergebens nach einer Stelle in unseren Versen suchen, wo von einer den Troern zu leistenden Bundeshilfe hätte die Rede sein können. — V. 18 hat mich Büchelers Erörterung auf *σθένει* geführt, welches dem Zusammenhang völlig zu entsprechen scheint. — Gegen diese Schreibung der letzten Verse (*ἦδ' . . . ἔβην* verdankt man v. Wilamowitz, *παιδὸς* Bücheler) erhebt Weil[2] (13) das Bedenken, daß „*tout en rendant ἐκχέαι par ‚perdre', il ne faut pas oublier que ce verbe veut dire ‚répandre', et qu'il ne peut s'appliquer qu'à une personne qui cause elle-même la destruction d'une chose: or Europe est loin de contribuer à la mort de Sarpédon.*" Der Einwand ist triftig, insoweit der bisher bekannte Gebrauch des Wortes in Frage kommt: allein der Übergang in die verwandte Bedeutung des „Verlierens" schlechthin ist so naheliegend, so sehr der Natur der Sprachentwicklung gemäß, die allenthalben, wie es scheint, den Begriff des Verlierens aus dem des Verderbens oder jenem des Fahrenlassens hervorgehen ließ — man denke, um bei den zwei klassischen Sprachen stehen zu bleiben, nur an *ἀποβάλλω* und *ἀπόλλυμι*, an *amitto* und *perdo*, und in gewissem Sinne auch an *ἀφίημι* und *effundo* —, daß einem allezeit das Kühnere und minder Gewöhnliche bevorzugenden Dichter wie Äschylos gegenüber die Annahme dieser bisher nicht belegten Bedeutungsnuance schwerlich als ein unstatthaftes Wagnis gelten darf.

τὰ ἰσχυρότερα τῶν τότε ἐθνῶν —. Ebenso ist, meines Erachtens, Her. II, 122, 14 *τὸν* nach *τοῦτον* ausgefallen in dem Satze: *τὸν δὲ ἱρέα τοῦτον ⟨τὸν⟩ καταδεδεμένον τοὺς ὀφθαλμοὺς λέγουσι ὑπὸ δύο λύκων ἄγεσθαι ἐς τὸ ἱρὸν κτέ.*

32. Zu Cicero.[1]

Or. Phil. I, 7, 15: *deinde a vobis, patres conscripti, peto, ut, etiam si sequi minus audebitis orationem atque auctoritatem meam, benigne me tamen, ut adhuc fecistis, audiatis.*

Daß die Verbindung *orationem sequi* unmöglich sei, hat Cobet jüngst mit Recht hervorgehoben (Mnemos. N. S. VII, 115). Müssen wir aber darum auch die zwei Worte „*orationem atque*" für eingeschoben halten? Keineswegs; mir wenigstens genügte es seit jeher, mit Tilgung eines Buchstabens zu schreiben: *rationem atque auctoritatem.* Der Senat, so bittet der Redner, möge ihm das gewohnte geneigte Gehör auch dann nicht verweigern, wenn er diesmal nicht gewillt sein sollte, sich dem Gewicht seiner Gründe und seiner persönlichen Autorität zu fügen. Man vgl. insbesondere Pro Caecina 18, 51: *consilium autem eorum, qui scripserunt, et rationem et auctoritatem relinquamus?*

Zwei handgreifliche Interpolationen, die sich in der zweiten philippischen Rede vorfinden, sind — so viel ich sehe — der Beachtung der Kritiker bis zur Stunde entgangen: (11, 26) *quam verisimile porro est, in tot hominibus partim obscuris partim adulescentibus [neminem occultantibus] meum nomen latere potuisse* —, und (12, 27): *longum est persequi ceteros, idque rei publicae praeclarum [fuisse tam multos], ipsis gloriosum.* Der letztere Zusatz enthält eine bis zur Lächerlichkeit überflüssige, der erstere eine grundfalsche Erklärung.

---

[1] Aus Wiener Studien II, 143 (1880).

33. Une Dizaine de Notes Critiques.[1]

1. *Ἀρχῆς ἁπάσης ἡγεμών ἐστιν λόγος.* C'est ainsi que M. Wilhelm Meyer écrit ce monostique, en changeant l'*ἐστι* du manuscrit d'Urbino en *ἐστιν* (*Die urbinatische Sammlung von Spruchversen* etc., Munich 1880, p. 28, n. 7). Mais, quand on parle de la *raison* comme arbitre souverain des affaires humaines, ce n'est certainement pas un fait que l'on constate, c'est un vœu que l'on forme, un désir qu'on exprime. Il faut donc de toute nécessité remplacer l'indicatif par l'impératif et écrire: *Ἀρχῆς ἁπάσης ἡγεμὼν ἔστω λόγος.*

2. Les lois somptuaires de Zaleucus se distinguaient, s'il faut en croire Diodore (XII, 21), par un esprit extrêmement ingénieux. Elles plaçaient les transgresseurs devant l'alternative ou de subir des peines très graves, ou de chercher leur salut dans un aveu honteux. Telle dame, par exemple, désire relever ses charmes par une parure d'or, par une robe bordée de pourpre. Libre à elle de le faire, pourvu qu'elle renonce à toute prétention de femme honnête; *διὸ καὶ ῥαδίως ταῖς τῶν προστίμων αἰσχραῖς ὑπεξαιρέσεσιν ἀπέτρεψε τῆς βλαβερᾶς τρυφῆς καὶ ἀκολασίας τῶν ἐπιτηδευμάτων· οὐδεὶς γὰρ ἐβούλετο τὴν αἰσχρὰν κόλασιν ὁμολογήσας καταγέλαστος ἐν τοῖς πολίταις εἶναι.* La peine (*κόλασις*) pouvait et en effet devait être des plus dures, mais ce qui *déshonorait* le coupable, c'était *l'exemption* de la peine (*αἰσχρὰ ὑπεξαίρεσις*), la circonstance peu honorable, que l'on faisait valoir pour se soustraire

[1] **Mélanges Graux, Paris, Ernest Thorin 1884, p. 49—56.**

au châtiment. Ecrivez donc: *τὴν αἰσχρὰν πρόφασιν ὁμολογήσας.*

3. Un des tisserands les plus fameux des temps antiques fut Hélicon, natif de Salamine en Chypre. Sur un de ses chefs-d'œuvre, que l'on admirait à Delphes, on lisait l'inscription qui suit:

Τεῦξ' Ἑλικὼν Ἀκεσᾶ Σαλαμίνιος, ᾧ ἐνὶ χερσὶν
πότνια θεσπεσίην Παλλὰς ἔχευε χάριν.

Au lieu d' *ἔχευε* les manuscrits et les éditions d'Athénée (II, 48b) portent *ἔτευξε*, ce qui est d'une grossièreté choquante et d'un mal-à-propos tout à fait insupportable. La déesse 50 protectrice des arts et des artistes n'a pas besoin de «fabriquer» la grâce qu'elle veut prodiguer à ceux qu'elle aime; elle en abonde, elle en regorge, elle la verse à pleines mains sur ses favoris et sur leurs œuvres. L'auteur de l'épigramme a évidemment imité Homère (comp. *Odyss.* 2, 12 = 17, 63: *θεσπεσίην δ' ἄρα τῷ γε χάριν κατέχευεν Ἀθήνη*; 8, 19: *τῷ δ' ἄρ' Ἀθήνη* ‖ *θεσπεσίην κατέχευε χάριν κεφαλῇ τε καὶ ὤμοις*; 23, 156: *αὐτὰρ κὰκ κεφαλῆς κάλλος πολὺ χεῦεν Ἀθήνη* — et pour la construction, *Iliade* 9, 215: *αὐτὰρ ἐπεί ῥ' ὤπτησε καὶ εἰν ἐλεοῖσιν ἔχευεν*). Remarquez les allitérations: *πότνια, Παλλάς*, — *χερσίν, ἔχευε, χάριν.*[1]

4. Socrate compare Mélétus, son accusateur principal, à un jardinier judicieux et prévoyant, qui soigne en premier lieu les plantes jeunes et tendres: *ὀρθῶς γάρ ἐστι τῶν νέων πρῶτον ἐπιμεληθῆναι, ὅπως ἔσονται ὅ τι ἄριστοι, ὥσπερ γεωργὸν τῶν νέων φυτῶν εἰκὸς πρῶτον ἐπιμεληθῆναι, μετὰ δὲ ταῦτα καὶ τῶν ἄλλων· καὶ δὴ καὶ Μέλητος ἴσως πρῶτον μὲν ἡμᾶς ἐκκαθαίρει τοὺς [τῶν νέων] τὰς βλάστας διαφθείροντας* — (*Euthyphron* p. 3a). Platon, eût-il voulu rendre sa pensée plus claire qu'elle ne l'est par elle-même, peut-être

[1] [Der letzte Herausgeber des Athenäos, G. Kaibel, hat gleich mir *ἔτευξε* verworfen (1887). Doch will er *ἔπνευσε* an seine Stelle setzen. Ich halte an meiner Vermutung fest, vornehmlich um der homerischen Parallelen willen.]

aurait-il pu parler des «bourgeons de la cité» ou «du peuple», comme Eschine (si c'est en effet Eschine, comp. l'édition de Weidner) a dit *«τὰ κλήματα τοῦ δήμου»* (*contre Ctésiphon*, § 166): mais les «bourgeons des jeunes gens», c'est une phrase qui pèche en même temps contre les règles de la logique et contre celles du bon goût.

5. Epicure, en parlant du caractère relatif et dérivé, mais nullement factice, du droit, s'exprime en ces termes (chez Diogène Laerce IX, 152): *ἂν μεταπίπτῃ τὸ κατὰ τὸ δίκαιον συμφέρον, χρόνον δέ τινα εἰς τὴν πρόληψιν ἐναρμόττῃ, οὐδὲν ἧττον ἐκεῖνον τὸν χρόνον ἦν δίκαιον τοῖς μὴ φωναῖς κεναῖς ἑαυτοὺς συνταράττουσιν, ἀλλὰ πλεῖστα πράγματα βλέπουσιν.* Lisez: *ἀλλ' εἰς τὰ πράγματα βλέπουσιν.*[1] — et comparez Philodème, *de la Rhétorique* (volumes d'Herculanum, coll. nouv. V, 101 = copies d'Oxford, papyr. 1015, 50): — *οὐδ' (ἀ)νήνυσ(τον τοῦτο) τὸ εἶδός ἐστι με(ταχε)ιρίσασθαι, ἀνδρὸς ἐν ἑκάστοις εἰς (πρ)άγματα βλέποντος καὶ (ἀλ)ηθινολογοῦντος, οὐκ ἐνθυμήμασ(ι)ν κενοῖς χρ(ω)μένου, δῆλον.*[2]

6. Grégoire de Nazianze célèbre l'héroïsme de plusieurs philosophes grecs en ces vers (Epigramme 4; éd. Caillau II, 1164):

> *ἔστιν Ἐπικτήτοιο μέγα κλέος ἐν προτέροισιν,*
> *ἔστιν Ἀναξάρχου· ὧν ὁ μὲν ἀγνύμενος*
> *τὸ κλέος οὐκ ἀλέγιζεν, ὁ δ' ὅλμου χεῖρας ἔχοντος*
> *κοπτόμενός γ' ἐβόα· πτίσσετε τὸν θύλακον.*

Epictète n'eut pas à plaindre la perte de sa gloire (bien que l'on ait voulu traduire: «confractus gloriam non curabat»!), mais la fracture de sa jambe (*σκέλος*). Comparez Grégoire lui-même (*carmina* X, *de virtute*, v. 684—688: II, 448 Caillau):

> 51 *λέγεις Ἐπικτήτου τε τὸ κλασθὲν σκέλος*
> . . . .
> *πτισμόν τ' ἐν ὅλμῳ τῶν Ἀναξάρχου χερῶν κτέ.*

---

[1] [Dieselbe Vermutung hat H. Usener, Epicurea p. 804 (1887) in den Text gesetzt.]

[2] [= Philodemi Volumina Rhetorica, ed. Sudhaus (1902) I, 286.]

et, encore, son quatrième discours contre Julien (I. c. 70: καὶ τὸ Ἐπικτήτου σκέλος καὶ τὸν Ἀναξάρχου θύλακον), où l'évêque aigri a la mauvaise grâce de reprocher à l'empereur son admiration des vertus païennes, se montrant cette fois-ci plus sévère qu'Origène (*contre Celsus* VII, p. 368 Spencer: γενναῖος μὲν οὖν ὁ Ἀνάξαρχος κτέ.) et ne cédant le pas qu'à l'âpre piété du farouche Tatien (*ad Graec.* c. 19: Apolog. christ. VI, 86, 3 Otto: μὴ διὰ τὴν ἀνθρωπίνην δοξομανίαν, ὡς Ἀνάξαρχος, ἀποθνήσκετε). Enfin, une allusion à l'accident fâcheux qu'Epictète a si vaillamment supporté se rencontre dans l'épître à Philagrius (Ep. 32: 28[e] Caillau): οἷον τὸν Ἀνάξαρχον ἐκεῖνον, τὸν Ἐπίκτητον, τὸν Σωκράτην, ἵνα μὴ λέγω πολλούς· ὧν ὁ μὲν ἐν ὅλμῳ κοπτομένων αὐτοῦ τῶν χειρῶν οὕτω τοῦ τυράννου κελεύοντος πτίσσειν τὸν Ἀναξάρχου θύλακον διεκελεύετο τοῖς βασανισταῖς. C'est la peine de rappeler tous ce passages, parce qu'ils contiennent la seule version naturellement possible et, selon moi, authentique des tourments d'Anaxarque. En effet, l'ineptie du récit ordinaire, dans lequel le philosophe figure comme criant πτίσσε, πτίσσε τὸν θύλακον, pendant qu'on le pile lui-même dans un mortier, saute aux yeux aussitôt que l'on y regarde de plus près. Le livre d'Eratosthène περὶ κακῶν καὶ ἀγαθῶν, écrit cité en pareille occasion par Clément d'Alexandrie (*Stromat.* IV, 8: p. 589 Potter) et, après lui, par Théodoret (*Graec. affect. curat.* 8, p. 120: p. 328 Gaisford), est peu-être la source où Grégoire a puisé ces détails curieux, ailleurs inconnus.

7. Crésus en accueillant Solon lui adresse les paroles suivantes: ξεῖνε Ἀθηναῖε, παρ' ἡμέας γὰρ περὶ σέο λόγος ἀπῖκται πολλὸς καὶ σοφίης τῆς σῆς καὶ πλάνης, ὡς φιλοσοφέων γῆν πολλὴν θεωρίης εἵνεκεν ἐπελήλυθας· νῦν ὦν κτέ. (Hérodote I, 30). Les deux mots que nous venons de souligner font double emploi auprès de φιλοσοφέων, car l'une et l'autre phrase exprime la même pensée, c'est à dire, que la curiosité, le désir de savoir est le motif des voyages lointains du sage Athénien; de plus, ils se retrouvent peu de lignes auparavant (αὐτῶν δὴ ὦν τούτων καὶ τῆς θεωρίης ἐκδημήσας ὁ Σόλων εἵνεκεν). En éliminant cette redite oiseuse et im-

portune on rapproche ce qui n'aurait jamais dû être séparé: car en écrivant *γῆν πολλὴν ἐπελήλυθας* l'historien s'est fait l'écho d'une phrase homérique: *πολλὴν δ' ἐπελήλυθα γαῖαν* (*Odyss.* 4, 268).

8. Zénon l'Epicurien, dans son cours de logique inductive, avait traité des *idiosyncrasies*, qui au premier abord paraissent propres à ébranler notre foi dans la certitude des inductions. Un jeune philosophe, M. Robert Philippson («De Philodemi libro qui est *περὶ σημείων καὶ σημειώσεων*» etc., Berlin 1881.
52 p. 10), en se souvenant bien à propos d'une phrase de Sextus Empiricus (*Hypotyp.* I, 81; 19, 24 Bekker), m'a suggéré la restitution sûre de la fin du passage en question (Philodème. col. 20), qui jadis avait déjoué tous mes efforts: *ἐξέ(θηκε δ)ὲ κα(ὶ τ)ὸν ἐκ τῆς μονογενεία(ς λόγον) καὶ τὸ παραφέροντά (τινα ἢ) κατ' ἄλλον τρόπον διαλλάτ(τοντ)α σαλεύειν τὰς κατὰ τὴν (ὁμοι)ότητα σημειώσεις, ὧν ἐστ(ὶν τ)ὸ τινὰ(ς) α(ἴ)γει(α) κρέα ῥᾶ(ιον πέττε)ιν ἢ τὰ* [ΙΠΑ Α apogr. oxon.] *δοκοῦντα (πολὺ τούτ)ων εὐκατέ(ργασ)τ' εἶνα(ι μᾶλλον), ὅθεν κτέ.* Ce savant a également bien mérité de col. 16, 24—25, où un supplément proposé par lui et légèrement modifié par nous, *(π)ρὸ(ς τὸ) τελευτῆς αὐτοὺς (ἀ)δέκτου(ς εἶ)ναι*, comble une lacune, la seule qui était restée dans un ensemble continu de près de 150 lignes.

9. Plutarque (*Moral.* p. 20d) a seul conservé le fragment de tragédie suivant (*adesp.* 281 [= 350 Nauck[2]]):

> A. *τί δῆτα θύειν δεῖ σε κατθανούμενον;*
> B. *ἀλλ' ἔστιν οὐδεὶς κάματος εὐσεβεῖν θεούς.*

Le premier de ces deux vers a été restitué par M. Cobet il y a près de quarante ans (voir la préface de son Diogène Laerce p. III), le second a été étrangement négligé par les critiques. Au lieu de *ἀλλ' ἔστιν* on lisait *ἄμεινον*, mot qui me paraît parfaitement absurde, mais que Valckenaer seul a remis sur le tapis, en voulant le remplacer par *Ἀγάμεμνον* («hariolor autem, haec enim mera tantum est hariolatio, ex Euripidis Palamede petitos», *ad Phoeniss.* v. 1331).

«A quoi bon» — ainsi parle l'un des deux personnages — te fatiguer en sacrifiant, en priant les dieux, puisque, quoi que tu fasses, tu ne saurais échapper à la mort (à peu près comme dit l'oracle cité par Hérodote VI, 86, 3: *ἐπεὶ θάνατός γε καὶ εὔορκον μένει ἄνδρα*)? — «N'importe!» riposte l'autre, «ce n'est pas une corvée, mais un besoin impérieux de notre âme, de vénérer les dieux et de leur prodiguer nos hommages».

10. On a beaucoup traité et un peu maltraité les deux vers de Sosiphane, que Stobée nous a transmis (Florilège 20, 18 = Sosiphan. frg. 2 [p. 820 Nauck[2]]).

> *νῦν σοι πρὸς ὄψιν θυμὸς ἡβάτω, γέρον·*
> *νυνὶ δεῖ ὀργήν, ἡνίκ' ἔνδικον, λαβεῖν.*

L'hiatus au second vers me semble de bon augure pour la restitution de ce petit morceau; car la faute est trop évidente pour qu'on puisse l'attribuer à autre chose qu'à une simple erreur de copiste; et en pareil cas il est généralement aisé de retrouver le sentier de la vérité, ses traces n'ayant pas été systématiquement effacées. Voilà pourquoi j'ose écrire:

> *νῦν σοι πρὸς ὄψιν θυμὸς ἡβάτω, γέρον·* 53
> *νῦν ἡνί' ὀργῆς, ἡνίκ' ἔνδικον, χάλα.*

«Qu'à cette vue, ô vieillard, ton âme redevienne jeune et vigoureuse; maintenant que ta colère est légitime, lâche la bride à ta passion.»

Pour comprendre l'altération que le second vers a subie, l'on n'a qu'à supposer que les deux mots *νῦν ἡνί'* aient été écrits ainsi ΝΥΝΙΝΙ, ce qui sera devenu ΝΥΝΙΔЄΙ, corruption presque spontanée qui aura entraîné les autres, le changement de ΧΑΛΑ ou ϽΑΛΑ en *λαβεῖν* et d'*ὀργῆς* en *ὀργήν*. Quant au précepte de quelques critiques modernes, qu'il ne faut jamais corriger plus d'un mot dans une phrase, j'y fais la sourde oreille. Il n'y a qu'une seule chose qu'un critique ne doive jamais faire, c'est de poser des règles fixes et immuables dans un art qui n'en admet point, qui doit sans cesse varier ses procédés pour les plier aux exigences les

plus diverses, et qui en somme doit être aussi souple, aussi changeant et, si j'ose le dire, aussi ondoyant que la matière sur laquelle il s'exerce.[1]

---

[1] [Vgl. Theodektes frg. 9 (Nauck[2] p. 804): — *καρτέρει δάκνων ὀργῆς χαλινόν* und Philostrati jun. Imagines V, 3, p. 399 K.: *ἡ δὲ τῶν ὀφθαλμῶν ἔννοια χαλινὰ τῇ χειρὶ ἐφίστησιν.* Übrigens möchte ich jetzt meinen Vorschlag minder gewaltsam und zugleich sinngemäßer gestalten, indem ich das überlieferte *λαβεῖν* in *βαλεῖν* verwandle. Die Zügel nicht bloß zu lockern, sondern sie ganz und gar fallen zu lassen, das empfiehlt mit besserem Recht der Dichter. Die Verbindung des imperativischen Infinitivs mit dem eigentlichen Imperativ bedarf keiner Rechtfertigung. Vgl. Krügers Griech. Grammatik II[4] § 55, 1, 3.]

34. Aus der Hekale des Kallimachos.[1]

Mit einer Tafel.

Vorbemerkung.

An der Verwertung des literarischen Denkmals, das hier der Öffentlichkeit übergeben wird, haben sich mehrere Hände beteiligt. Es ward zuvörderst einem jungen Philologen, Dr. Joseph Zingerle, überantwortet, dem sich alsbald ein Studiengenosse, Dr. Wilhelm Weinberger, zugesellte. Dieser hat, mit kallimacheischen Studien beschäftigt, die Herkunft des Stückes zuerst erkannt, und beide haben das dem Erweis dieser These dienende Material gesammelt. In der ungemein mühseligen Entzifferungsarbeit wurden die zwei jungen Gelehrten von den Herren Bormann und Krall wesentlich unterstützt. Insbesondere der erstgenannte dieser Forscher hat anläßlich kritischer Übungen, die er mit seinen Schülern abhielt, die Herstellung dieser Überreste in der nachhaltigsten Weise gefördert. Schließlich wurde der Herausgeber, der schon früher in betreff einzelner Stellen zu Rate gezogen ward, von den Genannten ersucht, die durch äußere Umstände ins Stocken geratene Arbeit einem wenigstens vorläufigen Abschlusse zuzuführen — eine Aufgabe, der er sich nicht entziehen zu sollen, die er aber nur unter der Mitwirkung des Herrn Karl Wessely in einer einigermaßen befriedigenden Weise erfüllen zu können glaubte. Letzterer hat einen Teil der ihm spärlich zugemessenen Mußestunden dem Entzifferungsgeschäfte mit ebenso hingebendem Eifer

---

[1] Aus dem VI. Bande der „Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer“. Zuerst veröffentlicht als Sonderdruck anläßlich der XLII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien (Mai 1893). Wiedergegeben wird hier die revidierte Ausgabe (1897). Diese enthält bereits nahezu sämtliche in eckige Klammern eingeschlossenen Zusätze.

als glänzendem Erfolge gewidmet. Bleibt auch jetzt noch so manches Rätsel ungelöst, so darf doch wohl die Hoffnung als berechtigt gelten, daß nunmehr, da das schwerste Stück Arbeit getan ist, auch die noch übrigen Schwierigkeiten sich nicht als unüberwindlich erweisen werden.

Die einzelnen Lesungen ihren Urhebern zuzuweisen, hat sich infolge des oben angedeuteten, auf der Vereinigung verschiedener Kräfte beruhenden Arbeitsverfahrens in sehr vielen Fällen nicht als tunlich gezeigt, und so wurde, um nicht durch teilweise Angaben einen unrichtigen Eindruck hervorzubringen, auf eine derartige Scheidung überhaupt verzichtet. Auch wäre diese Sonderung um so schwieriger durchzuführen, 2 als gar häufig von dem einen als Konjektur das aufgestellt war, was nachträglich ein anderer tatsächlich gelesen hat. Für die „Einleitung" und den „Kommentar", dem zwei „Exkurse" nachfolgen, wurden die mir vorliegenden Aufzeichnungen reichlich, wenn auch nicht ohne jeden redaktionellen Eingriff verwertet, wobei erheblicheren Mitteilungen der Name ihres Urhebers beigefügt ist. Alle im Laufe der Arbeit aufgetauchten Vermutungen zu verzeichnen, konnte nicht meine Aufgabe sein. Das mit äußerster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit angefertigte Faksimile (Reproduktion Tafel b) wird die Kontrolle beziehentlich die Fortführung der Arbeit erleichtern, während der Lichtdruck (Tafel a) von den ihr anhaftenden Schwierigkeiten eine angemessene Vorstellung gibt. Seit der Veröffentlichung des Sonderdruckes sind dem Herausgeber zahlreiche, die Kritik sowohl als die Interpretation des Bruchstückes betreffende Beiträge von Fachgenossen zugegangen, die im folgenden dankbar verwertet werden. Es sind dies Anzeigen von O. Crusius, Liter. Centralblatt, 1893, Nr. 32; G. Knaack, Berliner Wochenschrift für classische Philologie, 1894, Nr. 14; E. Maaß, Deutsche Literaturzeitung, 1893, Nr. 33; Th. Reinach, Revue des Études grecques, Bd. VI, Nr. 22; die Abhandlungen von E. dei Piccolomini, Nuova Antologia italiana, Vol. 46, ser. 3, 1. August 1893; H. J. Polack, Separatabdruck aus Verslaagen en Meddeelingen d. kon. Academie van Wetenschappen Afdeeling Letterkunde,

3de Reeks, Deel X, 1894: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Nachrichten der königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Göttingen 1893, Nr. 19: Robinson Ellis, Journ. of Philology. XXIV, 48 ff. Gütige, teils mündliche, teils briefliche Mitteilungen verdanke ich den Herren v. Arnim, Diels, Kaibel, Sternbach, Wecklein und Zielinski. Auch hat Herr Wessely einige der am schwersten lesbaren Zeilen des Originals einer nochmaligen mühevollen und keineswegs ergebnislosen Untersuchung unterzogen.

Einleitung.

Es ist eine Perle alexandrinischer Poesie, die wir im folgenden unseren Lesern darzubieten so glücklich sind. Von dem im Altertum am höchsten geschätzten Werke des Kallimachos waren uns bisher nur ungefähr dreißig Verse bekannt, zum größten Teil Einzelverse, hier und da zu Gruppen von zwei oder drei solchen vereinigt, während jeder Versuch, einigermaßen größere Versgebilde zu rekonstruieren, durch eben den Fund, der uns beschäftigt, widerlegt worden ist. Nicht ohne freudige Überraschung wird man daher die langen Versreihen betrachten, die uns auf der hier abgebildeten gebräunten Holztafel entgegentreten. Dieselbe hat, wie die an ihr erkennbaren Leinwandspuren zeigen, lange Zeit in unmittelbarer Nähe einer Mumie in einem ägyptischen Grabe geruht, aus dem sie jetzt gleich manchen anderen antiken Literaturwerken erstanden und der wissenschaftlichen Ausbeutung erschlossen ist. Und nicht nur der Wissenschaft, auch dem ästhetischen Genuß jedes Literaturfreundes ist hiermit ein Besitz erworben, der so lange lebendig bleiben wird, als die griechische Sprache und die Kleinodien griechischer Poesie gekannt und geschätzt sein werden. Denn um dies sofort zu bemerken, von der Kunst des Kallimachos und dem Wert seiner Dichtungen gewinnen wir nunmehr eine vollere und höhere Vorstellung, als wir bislang besaßen. Die Verse, in welchen des Theseus Rückkehr von dem Kampf mit dem marathonischen Stier und seine Begrüßung durch die ihm

zujubelnden und ihn mit einem Blätterregen überschüttenden
3 Landleute geschildert wird, am Beginne, und in nicht geringerem, vielleicht in noch höherem Maße die Darstellung des Tagesanbruchs und des erwachenden ländlichen Getriebes am Schluß dieser Überreste — sie gehören zu dem besten, was wir von kallimacheischer Dichtung besitzen, ja zu dem vorzüglichsten, was uns von der Poesie seines Zeitalters überhaupt erhalten ist. Auch darf uns dies nicht wundernehmen. Der Gegenstand der zuletzt genannten Schilderung ist durch seinen genrehaften Charakter augenscheinlich der dichterischen Anlage des großen Alexandriners am kongenialsten, wie denn ja auch Theokrit dort das Höchste erreicht, wo er Bilder des Alltagslebens dichterisch verklärt. Auch war die „Hekale", wie längst bekannt und anerkannt ist, ein Werk seiner gereiften Muse — ein Punkt, über den neuere Untersuchungen im Vereine mit unserem Funde uns ein noch sichereres Urteil gestatten, als vordem erreichbar war. Denn da die Schmähung umfangreicher Gedichte, wie sie uns am Schluß des Apollohymnus entgegentritt, doch nicht füglich der Abfassung eines eigenen großen Gedichtes nachgefolgt sein kann, so erscheint der Schluß statthaft, daß die „Hekale", die ein antiker Leser ein „großes Gedicht" genannt hat (Schol. zu Hymn. II, 106), später geschrieben ist als jener nach 247 v. Chr. G. (vgl. Studniczka, Hermes XXVIII, 14) verfaßte Hymnus. War jedoch an der Richtigkeit dieser Aussage ein Zweifel noch möglich, so wird er durch die hier ans Licht tretenden Überreste des Gedichtes verscheucht. Da selbst nebensächliche, von dem Hauptthema weitabliegende Episoden mit so großer Ausführlichkeit behandelt werden, wie insbesondere die Kolumnen II und III sie uns zeigen, so können wir es unmöglich bezweifeln, daß die vollständige Dichtung einen beträchtlichen Umfang besessen hat; jenes Zeugnis wird gesichert und die aus ihm fließende Folgerung verstärkt. Man wird fortan kein Bedenken tragen dürfen, die „Hekale" für eines der reifsten, wenn nicht das reifste Werk unseres Dichters, und, wenn derselbe, wie man nicht ohne Grund annimmt, um 235 v. Chr. aus dem Leben ge-

schieden ist, für eine seiner letzten Schöpfungen zu halten.[1] Dazu stimmt es aufs beste, daß er hier einen der Eigenart seines Talentes so wohl entsprechenden Stoff gewählt hat und daß von dem frostigen Wortpomp, der uns den Genuß der Hymnen vielfach verleidet, kaum irgendwelche Spuren anzutreffen sind. Und da wir einmal von dem Kunstwert des Werkes zu sprechen uns veranlaßt sahen, so sei noch eines nicht wenig bezeichnenden Umstandes gedacht. Die Vorschrift, die Aristoteles in der Poetik den Epikern erteilt, soweit als irgend möglich hinter ihrem Stoffe zu verschwinden, so wenig als irgend möglich selbst zu sprechen, sondern statt dessen die von ihnen eingeführten Personen reden zu lassen — diese Kunstregel, zu deren Befolgung sich auch in den Hymnen so beträchtliche Ansätze erkennen lassen, wird in den neuen Bruchstücken in einer Ausdehnung verwirklicht, die zwar das Verständnis derselben in nicht geringem Maße beeinträchtigt, von dem Kunstverstand des Dichters aber uns einen hohen Begriff gibt. Inwieweit Kallimachos hier der Eingebung seines Genies, inwieweit er — der Mann von umfassendster Gelehrsamkeit und der Schüler des Aristotelikers Praxiphanes — bewußt und absichtlich dem Gebot des großen Kunsttheoretikers gefolgt ist, wer möchte dies mit Sicherheit entscheiden wollen?

Doch es ist Zeit, das Denkmal, dem wir so reiche Belehrung und nicht minder reichen Genuß verdanken, ins Auge zu fassen.

Die fast 2 cm dicke Holztafel hat eine Länge von 52 cm; die Höhe wechselt zwischen 8 cm (am linken) und 10 cm (am rechten Ende), da der Bruch in nicht ganz paralleler Richtung zur oberen Begrenzungskante der Tafel verlaufen ist. Das erhaltene Stück weist an der Bruchfläche die Spuren von drei Durchlochungen auf, je eine davon am äußersten Ende derselben; ein viertes Loch sitzt in der II. Kolumne nahe am Rande des Bruches; sie liegen insgesamt in einer Geraden und scheinen demnach die Richtung des Bruches bedingt zu

[1] [Anders urteilt v. Wilamowitz a. a. O.]

haben. Da das am linksseitigen Rande der Tafel befindliche Loch ein Hineinrücken der Anfänge der Zeilen 11, 12, 13 verursacht hat und ebenso jenem in Kolumne II, 13 ausgewichen wurde, ist es sicher, daß die Durchlochungen schon vor der Beschreibung der Tafel vorhanden waren. Daß sie zur dauernden Befestigung der letzteren an einer Wand vermittelst Nägel gedient hätten, ist schon in Anbetracht der beschriebenen Rückseite wenig wahrscheinlich. Auf die Art der Befestigung weisen vielmehr die in der Mitte der oberen Kante der Tafel symmetrisch liegenden und tief in das Holz eindringenden Nagellöcher, die durch Fäden miteinander verbunden zu denken sind; die Tafel konnte somit beweglich aufgehängt und nach Belieben abgenommen oder umgekehrt werden. Auf die letztere Art der Benutzung weisen die auf der Rückseite befindlichen zwei Kolumnen aus Euripides' Phoenissen. Aus diesen ergibt sich auch die Größenbestimmung des verloren gegangenen Stückes (vgl. Mitt. aus der Samml. der Papyrus Erzherzog Rainer, V, 74 ff.). Zwischen den in zwei Kolumnen geschriebenen 11, bzw. 12 Versen der euripideischen Tragödie fehlen 18 oder 19 Verse. Da dasselbe Verhältnis auch für die Vorderseite angenommen werden darf, ergibt sich, daß der Bruch uns beiläufig drei Fünftel der ganzen Tafel entzog. Am oberen Ende ist nichts verloren, da der Rand durch zwei eingekerbte Linien bezeichnet ist: Spuren einer solchen Begrenzung finden sich auch an den seitlichen Enden. Über die Bestimmung des Ganzen kann ein Zweifel nicht obwalten. Eine Holztafel, die mit einem Teile der Botenrede aus einem der drei meistgelesenen Dramen des Euripides und mit einer an mythologischen Anspielungen reichen Partie eines der gefeiertesten Werke des Kallimachos beschrieben wurde, was sollte sie anders gewesen sein als eine Schultafel, die als Vorlage für Lese- und Interpretationsübungen gedient hat?

Der Herausgeber darf dieser nicht von ihm herrührenden Darlegung hinzufügen, daß unsere Tafel sich, wie dies ihre Bestimmung mit sich brachte, von dem Dutzend bisher bekannt gewordener, gleichfalls in Ägypten aufgefundener griechischer

Schultafeln (über diese vgl. Welcker im Rhein. Mus. XV, 155 ff. und Fröhner, Tablettes grecques du musée de Marseille, Paris 1867), die zu Schreibeübungen gedient haben, in jedem Betracht unterscheidet. Ihre Schrift stammt, wie nach Wesselys Ermittlung die der Kursive angehörigen Schriftzüge des Denkmals lehren, aus dem vierten nachchristlichen Jahrhundert.

Wir wenden uns von diesen Äußerlichkeiten zu den Fragen der sogenannten höheren Kritik. Den eigentlichen Ursprungsstempel unseres Stückes bildet V. 13 der vierten Kolumne, der sowohl in einem Scholion zu Aristophanes' Fröschen 1297 als bei Suidas s. v. *ἱμαῖον* angeführt und an erster Stelle dem Kallimachos, an zweiter der „Hekale" desselben zugesprochen wird. Kann somit über die Autorschaft dieser ununterbrochen fortlaufenden Versreihe und über ihre Zugehörigkeit zu dem genannten Gedichte nicht der Schatten eines Zweifels bestehen, so gilt wenn auch aus anderen Gründen genau dasselbe von Kol. I. Diese entbehrt zwar 5 einer ebenso unzweideutigen Beglaubigung als Bestandteil der „Hekale": allein die Nennung des Theseus, der von Marathon kommend den gefesselten Stier an der Hand führt und an seinen Vater Ägeus die Botschaft sendet, daß er das gefahrvolle Abenteuer glücklich bestanden hat, die schon erwähnte jubelnde Begrüßung, die ihm von den ihn umringenden Landleuten zuteil wird — alle diese Züge würden einen Zweifel an der Provenienz auch dieser Versreihe selbst dann nicht aufkommen lassen, wenn sie vereinzelt auf uns gekommen wäre und wenn nicht überdies V. 6 als kallimacheisch bezeugt und nebenbei bemerkt schon früher der „Hekale", wenn auch in ganz unrichtiger Verbindung mit einigen anderen Bruchstücken, zugewiesen worden wäre. Ein wunderbares Spiel des Zufalls hat es so gefügt, daß die Schlußworte dieser Kolumne von Suidas angeführt werden — eine Anführung, die unseren Text um zwei daran geknüpfte Worte bereichert; der Zusammenhang, in dem das namenlose Zitat erscheint, hat übrigens schon Ruhnken gestattet, es der „Hekale" des Kallimachos zuzuweisen. Zur Verstärkung des

Beweises, der freilich keiner solchen bedarf, dient ferner der Umstand, daß zwei Kol. IV, Z. 4 und 12 begegnende Wendungen, desgleichen der Vers IV, 14 durch antike Anführungen als kallimacheisch direkt bezeugt, beziehentlich längst erkannt sind.

Anders steht es um die Kol. II und III. Hier versiegen die antiken Zitate vollständig, und da überdies der Inhalt manches bietet, das man in der „Hekale" zu finden kaum erwartet hätte — Kol. III scheint eine Krähe redend eingeführt zu sein —, schließlich aber die beiden Kolumnen von einer anderen Hand geschrieben scheinen als I und IV (vgl. den Exkurs I), so ist es begreiflich, daß der Gedanke erwachen konnte, es möchten uns hier die Überreste eines verschiedenen Gedichtes vor Augen liegen. Allein so natürlich solch eine Anwandlung von Skepsis auch ist, so verkehrt wäre es, bei ihr stehen bleiben zu wollen. Die ungleiche Verteilung der Zitate, bei der übrigens der schlechtere Erhaltungszustand der Kol. III, die geringere Zahl darin überhaupt lesbarer und die bisher wenigstens unvollständigere Lesung auch dieser Zeilen mit in Rechnung zu ziehen ist, kann durch das zufällige Vorkommen einiger überaus seltener und darum erklärungsbedürftiger Worte in den Kol. I und IV, gleichwie dadurch bedingt sein, daß hier augenscheinlich Glanzstellen des Gedichtes vorliegen, die häufiger gelesen und darum auch reichlicher ausgezogen wurden. In Sprache und Versbau bieten die zwei fraglichen Kolumnen nichts, was der Art des Kallimachos fremd wäre, und Einzelheiten wie jener Versschluß: *ἀλλά ἑ Παλλάς* (III, 3 verglichen mit Hymn. I, 13: *ἀλλά ἑ Ῥείης*), scheinen die Faktur des Kallimachos zu verraten. Befremdlich, ja rätselhaft ist aber auch gar manches in der so wohlbeglaubigten vierten Kolumne. Denn wer mag wohl die eine jener zwei Frauen sein — in der anderen dürfen wir bis auf weiteres die Namensträgerin des Gedichtes erblicken —, die bis in die tiefe Nacht hinein miteinander plaudern, bis der Schlaf sie überrascht und sie nach kurzer Rast von einem Nachbar geweckt werden, der den Anbruch des Morgens in den meisterhaften Schlußversen

schildert?[1] Wie kann diese Unbekannte das künftige Schicksal des Raben vorhersagen, der ob der unliebsamen Kunde, die er dem Apollon von der Untreue seiner Geliebten bringt, sein jetzt noch schneeweißes Gefieder gegen ein pechschwarzes vertauschen wird? Solche Vorblicke in die Zukunft, die übrigens Kallimachos ungemein liebt, pflegen doch nur Göttern, wenn nicht Sehern beigelegt zu werden, und nichts, was wir bisher von dem Inhalt des Gedichtes wußten, hat uns auf das Auftreten einer Göttin oder auch nur einer Seherin vorbereitet, die in der gastlichen Hütte des guten Mütterchens einkehrt und mit ihm trauliche Zwiesprache pflegt. Man muß eben angesichts neuer Funde allezeit auf Erweiterungen, ja auf verblüffende Erweiterungen unserer bisherigen Kenntnis gefaßt sein. Wenn aber kein Vers jener Kolumnen als zu unserem Epyllion gehörig (oder auch nur als kallimacheisch) bezeugt war, so gilt dies doch nicht von dem Sagenstoff, den sie behandeln. Wissen wir doch längst durch ein Scholion zur Ilias (B 547), daß die Geburt des Erichthonios darin erzählt ward. Da nun Kol. II uns eine Reihe von Zügen der Erichthoniossage vorführt, wie daß Athena denselben den Kekropstöchtern übergibt, während sie selbst sich von Athen entfernt, um einen zur Sicherung der ihr jüngst durch Götterschluß zugefallenen Stadt bestimmten Berg herbeizuholen, und daß die Hüterinnen des Hephaistoskindes ihre Neugier nicht zu bezähmen vermögen und den Korb öffnen, der Athenens Schützling verwahrt — so darf man wohl in jenem Zeugnis den, wenn auch nicht vollständigen Ersatz einer Textanführung erblicken. Und aufs engste hängt mit dem Inhalt dieser Kolumne jener der arg zerrütteten Kol. III zusammen, in welcher von dem schweren Groll der Göttin gegen die Krähe die Rede ist, ein Groll, der nach der beim Atthidenschreiber Amelesagoras (Fragm. hist. graec. II, 22) und bei Ovid (Metam. II, 531 sqq.) am ausführlichsten erhaltenen Version dadurch hervorgerufen war, daß eine Krähe

[1] [Hekale und ihre Hauskrähe, — so glaubt jetzt Maaß, desgleichen Weil bei Th. Reinach —, die Krähe und ein anderer Vogel, so glaubt v. Wilamowitz die Frage beantworten zu sollen.]

von jenem Akt frevelhafter Neugier der Athena Kenntnis gegeben hat.[1] Eine Brücke zwischen Kol. III und IV endlich schlägt die schon erwähnte, auf das Schicksal des Raben bezügliche Weissagung, da augenscheinlich die Gleichartigkeit des Motivs — Bestrafung des Überbringers einer unwillkommenen Botschaft — es ist, die hier wie bei Ovid die zwei Erzählungen miteinander verknüpft hat. Somit entbehren auch die beiden in Rede stehenden Kolumnen nicht einer an sich freilich schwächeren, jedoch durch die Umrahmung, innerhalb deren sie erscheinen, ausreichend verstärkten urkundlichen Beglaubigung. Auch das Befremden, welches die im Metamorphosenstil gehaltene Klage der Krähe uns bereitet, wird durch eine naheliegende Erwägung gemildert. Da sogleich im Beginn der in Kol. IV ohne Unterbrechung verlaufenden Versreihe eine der zwei später erwähnten Frauen die Sprecherin sein muß und die den Raben betreffende Weissagung mit der Erzählung vom Schicksal der Krähe aufs innigste verknüpft ist, so können die der Krähe in den Mund gelegten Worte kaum etwas anderes sein als eine Anführung innerhalb der Anführung.

Eine ernstere und schwierigere Frage ist die nach der Anordnung und dem Zusammenhang der Kolumnen. Hierüber hat Herr Zingerle in einer Erörterung, die anläßlich der Unterscheidung von zwei Schreiberhänden auch manches paläographische Detail berührt, eingehend gehandelt (siehe Exkurs I).

Text und Kommentar.

(Vgl. die Tafel.)

Kolumne I.

1 . . . . *ἐτέρ̣ην περ̣ίαπτε καὶ εἰν ἄορ̣ ἧκεν·*
ὡς ἴδον, ο[ἳ δ'] ἅμα πάντες ὑπ[έτρ̣]εσ[α]ν ἠδ' [ἐλίασ]θεν
ἄνδρ̣α μέγαν καὶ θῆρ̣α πελώρ̣ιον ἄντ[α ἰ]δέσθαι,
μέσφ' ὅτε δὴ Θησεὺς φιν ἀπόπρ̣οθι μακρ̣ὸν ἄυσε·
5 *μίμνετε θαρ̣σήεντες, ἐμῷ δέ [τ]ις Αἰγέϊ πατρ̣ὶ*

[1] [Vgl. auch Hesiod. frg. 123 Rzach.]

νεύμενος ὥστ' [ὤ]κιστος ἐς ἄστυρον ἀγγελιώτης
ὥς ἐνέποι — πολέων κεν ἀναψύξειε μεριμνέων —·
„Θησεὺς οὐχ . . . . ἀπ' εὐύδρου Μαραθῶνος
[ζ]ωὸν ἄγων τὸν ταῦρον.“ ὁ μὲν φάτο, τοὶ δ' ἀίοντες
10 [π]άντες „[ἰ]ὴ παιῆον“ ἀνέκλαγον, αὖθι δὲ μίμνον.
οὐχὶ νότος τόσσην γε χύσιν κατεχεύατο φύλλων,
οὐ βορέης οὐδ' αὐτὸς ὅτ' ἔπλετο φυλλοχόος μείς,
[ὅ]σσα τότ' [ἀ]γ[ρ]ῶσται περί [τ'] ἀμφί [τ]ε Θησέι βάλλον,
[οἵ μιν ἐκυκλώσα]ντο περιστα[δ]όν, αἱ δὲ γυναῖκες
. . . . . στόρνῃσιν ἀνέστεφον

V. 1. Die ungemein schwer zu entziffernden Worte gestatten keine völlig sichere Auslegung. Während des Kampfes mit dem Stier hatte Theseus (vgl. die Vasenbilder bei Klein Euphronios², S. 193 ff. und Museo ital., III, 1890, S. 209 ff.) das im Wehrgehäng steckende Schwert abgelegt und an einem Baume befestigt. Welches Substantiv zu ἐτέρῃν zu ergänzen ist, wird sich nicht mit Sicherheit ermitteln lassen. [Polack vermutet ἄψ τελαμῶν' ἑτέρῃ oder δέσμην ἑτέρην. Piccolomini (brieflich) οὖ σειρὴν ἑτέρην.]

V. 2. Das T in ὑπέτρεσαν ist aus Δ korrigiert. Unberichtigt blieb dasselbe Versehen V. 5, wo man ΔΙϹ liest, während offenbar τις gemeint ist, desgleichen V. 14, wo ΠΕΡΙϹΤΑΤΟΝ überliefert ist und II, 10, wo ΔΕ für τε erscheint; vgl. Blaß, Aussprache des Griechischen³, 95. [ὡς statt οἵδε, vorgeschlagen von Crusius, Diels, Kaibel, Sternbach nach Theokrit. II, 82 und III, 42 und Coluth. 257 Abel, woran W(einberger) erinnert.]

V. 4. μέσφ' ὅτε (hier und Kol. II, 4) ist den Dissert. Vindob. III, 262 angeführten Belegen hinzuzufügen. φιν gehört zu den Dorismen, die Degner, De dorismi usu Callimacheo. Breslau 1877, p. 71 verwirft. Doch scheint die Holztafel nicht nur die drei Stellen, an denen φιν überliefert ist (III, 125, 213 und frg. 183; vgl. Nicandr. ther. 725 und frg. 6), zu sichern, sondern auch Meinekes Konjektur zu Hymn. I, 12 einigermaßen zu stützen. Dialektmischung ist der alexandrinischen Poesie nicht fremd. W.

V. 6. Von dem neu auftauchenden *νείμενος* abgesehen, identisch mit dem bei Suidas s. v. *ἄστυρον* erhaltenen frg. 288. *ὤκιστος* hat schon Bentley aus dem dort überlieferten *ᾤκιστο* hergestellt, eine Besserung, die nachträglich handschriftliche Bestätigung gefunden hat. Der „Hekale“ hat Näke (Opusc. II, 261) den Vers zugewiesen und den Zusammenhang, in dem er jetzt auftritt, richtig erkannt. Statt *ὤκιστος* bietet die Tafel OKICTOC, eine Verwechslung, die uns noch mehrfach begegnen wird. [Statt *ὧστ'* mit Suidas *ὅστ'* zu schreiben, empfehlen Kaibel, Piccolomini, Wecklein.]

V. 7. Zur Form *πολέων* vgl. Meinekes Bemerkung zum Hymn. IV, 37 und Otto Schneider, Callimachea I, p. 211.

ЄKTAC

V. 8 ist es unmöglich, aus OYX'OYTOC das Ursprüngliche durch einfache Zusammenfügung des in der Zeile und über ihr Geschriebenen wiederzugewinnen. Gern würde man mindestens jeden Buchstaben der Korrektur retten wollen. Doch auch dies ist bisher wenigstens nicht gelungen. Einen recht befriedigenden Sinn würde die Schreibung *Θησεὺς οὔ τοι ἀπέκτατ'* ergeben; allein auch sie entfernt sich allzu weit von den überlieferten Zeichen. [Das Richtige scheint *Θησεὺς οὐχ ἑκὰς οὖλος* —. *οὐχ ἑκὰς* hatte der Herausgeber gefunden, aber in der letzten Korrektur wieder fallen gelassen; seither haben v. Arnim, Diels, Ellis, Polack, Zielinski die Schreibung empfohlen. *οὖλος* hat Polack vorgeschlagen unter Verweisung auf Callim. hymn. II. 76. (Statt des T von ЄKTAC glaube ich Λ lesen und darin die beabsichtigte Korrektur erkennen zu dürfen. Zum Apostroph nach OYX vgl. Kühner-Blaß I. 299 und 72, 4, und Abel zu Colluth. 381. W.)] Mit *εὐύδρου Μαραθῶνος* vergleiche man Suid. *Μαραθών· τοῦτον Καλλίμαχος ἐννότιον λέγει, τουτέστι δίυγρον ἢ ἔνυδρον* (frg. 350, von Näke der Hekale zugewiesen). Die Möglichkeit, daß der Lexikograph unseren Vers im Auge hat und daß *εὐύδρου* ein ursprüngliches *ἐννοτίου* verdrängt habe, läßt sich schwerlich zu irgend einem höheren Grade von Wahrscheinlichkeit erheben. Daß durch diese Verse die jüngst von Reitzenstein vorgebrachte, bestrickende Hypo-

these über den Bau der Hekale (Rostocker Winterprogramm 1891/92, p. 5) widerlegt wird, braucht kaum gesagt zu werden. Die Gestalt der Sage, die der — durch die neuentdeckten sabbaitischen Fragmente bereicherte — Apollodor vor Augen hat, ist eben eine von der kallimacheischen wesentlich verschiedene.

V. 9 ist ΜЄΝ aus einem ursprünglich geschriebenen ΜЄΓΑ korrigiert.

V. 10. Zu *ἢ παῖζον* vgl. Hymn. II, 21, 80, 97, 103. *δὲ μίμνον* und nicht *δ' ἔμιμνον* zu schreiben, empfiehlt der Umstand, daß die Elision auf der Holztafel in der Regel bezeichnet ist. Vgl. Schneider I, 239f., Merkel, Prolegg. zu Apollonius CVII—CXII und Friedländer, De Nicanore, p. 131—135. W.

[V. 11. Zur *φυλλοβολία* vergleicht Crusius, Schol. ad Eurip. Hec., 569, Eratosth., p. 248 Bernhardy, desgleichen verweist Knaack auf Boeckh zu Pind. Pyth., IX fin., zu *στόρνῃσιν ἀνέστεφον* (V. 15) auf Parthen. amat. 9 und Anthol. pal. XI, 123, 3.]

V. 13. Zu *περί τ' ἀμφί τε* vgl. Hymn. IV, 300: *σὲ μὲν περί τ' ἀμφί τε νῆσοι*.

V. 14. Zur vermutungsweisen Ergänzung *οἵ μιν* (oder *νιν*) *ἐκυκλώσαντο* mag man Hymn. III, 170, 267 und IV, 250 vergleichen. [Vgl. *μέσσον ἐκυκλώσαντο περισταδόν* Qu. Smyrn. XII, 362. Wie bei *περισταδόν* (*N* 551) zeigt sich die Vorliebe der Alexandriner für homerische *ἅπαξ λεγόμενα*, die meist an der gleichen Versstelle erscheinen (Merkel, Prolegg. zu Apoll., CLVI ff.), auch bei *ἔρυμα* (Hymn. II, 9, Δ 137), *μαρτυρίῃσιν* (II, 11, λ 325), *παρραίσια* (III, 8, Δ 381), *χροιήν* (IV, 4, Ξ 164), *πίσσαν* (IV, 5, Δ 277), *λύχνα* (IV, 12, τ 34) und *πλόον* (IV, 14, γ 169): mit IV, 8 mag das nur Ω 423 vorkommende *μιαρόν*, mit I, 6 (*ἀγγελιώτης*) Hymn. hom. in Merc. 296 verglichen werden. W.]

V. 14—15. Den Schluß von v. 14 bietet Suid.: *στόρνῃσι· ζώναις· αἱ δὲ γυναῖκες στόρνῃσιν ἀνέστρεφον· περὶ Θησέως*. Toup hat *ἀνέστεφον* hergestellt: die verschiedenen Ergänzungsversuche verzeichnet Schneider, frg. an. 59.

9 Kolumne II.

2 *καί ῥ' ὅτ' ἐπόφ[θη](?) . . . . . ἐφ'(?) ὃν ἄν τιν' ἕκαστοι*
Οὐρανίδαι ἐπάγοιεν ἐμῷ πτ[ε]ρῷ, ἀλλά ἑ Παλλὰς
τῆς μὲν ἔσω δηναι[ὸ]ν(?) ἀφῆ δρ[ό]σον Ἡφαίστοιο
5 *— μέσφ' ὅτε Κεκροπίδῃσιν ἐπ' ἀκτῇ θήκατο λᾶαν —*
λάθριον ἄρρητον, γενεῇ δ' ὅθεν οὐδὲ νιν ἔγνων
οὔτ' ἐδάην, φήμη δὲ κατ' ὠγυγίους(?) ἔφαν [α]ὐταὶ
οἰωνούς, ὡς δῆθεν ὑφ' Ἡφαίστῳ τέκεν Αἶα.
τ[ο]υτάκι δ' ἡ μὲν ἑῆς ἔρυμα χθονὸς ὄφρα βάλοιτο,
10 *τήν ῥα νέον ψήφῳ [τ]ε Διὸς δυ[ο]καίδεκα τ' ἄλλων*
ἀθανάτων ὅφιός τε κατέλλαβε μαρτυρίῃσιν,
Πελλήνην ἐφίκανεν Ἀχαιίδα· τόφρα δὲ κοῦραι
αἱ φυλακοὶ κακὸν ἔργον [ἐ]πεφράσσαντο τελέσσαι,
κείστης . . . . δεσμά τ' ἀνεῖσαι

Während auf das sichere Verständnis von V. 2 und den größten Teil von 3 zunächst verzichtet werden muß, ist von 3 fin. angefangen der Gedankenzusammenhang klar. Es kann, wie die folgenden Verse lehren, von nichts anderem die Rede sein als davon, daß Athena das Hephaistoskind in jenen Korb einschließt, in welchem die Kekropstöchter ihn bis zu ihrer Rückkehr verwahren sollen. *ἐμῷ πτερῷ*, wenn richtig hergestellt, läßt schon hier die Krähe als Sprecherin erkennen. [Piccolomini vermutet laut brieflicher Mitteilung *ἐμὸν πτερόν*.]

V. 4 muß sich *τῆς* auf jenen, offenbar vorher erwähnten Korb (vgl. *κείστης* V. 14) beziehen. Eine irrige Schreibung begegnet in den Zeichen, die man als ΔΗΝΑΙΩΝ lesen zu müssen glaubt. Wenn *δηναιόν* das Richtige ist, so muß es sich auf die Dauer der Abwesenheit Athenens beziehen. Völlig singulär, aber wie es scheint nicht zu bezweifeln ist die Verbalform *ἀφῆ*, während man bisher diesem zweiten Aorist den sing. ind. durchaus absprechen zu müssen glaubte. Mit dem spät, aber sicher gefundenen, erlesenen *δρόσον Ἡφαίστοιο* vergleiche man vor allem Aeschyl. Agam. (133 Kirchh. = 147 Weckl.): *δρόσοις — μαλερῶν λεόντων*, was im Etym. M. p. 377, 39 also erklärt wird: *καὶ Αἰσχύλος ἐν Ἀγαμέμνονι*

τοὺς σκύμνους τῶν λεόντων δρόσους κέκληκε. Der Bedeutungsübergang ist derselbe wie bei *γόνος*. [*δὴ νάσσεν ἀφῆ*, letzteres als Adjektiv nach Hesych. *ἀφῆς· ἀδύνατος, ἄλλος* (l. *ἄλαλος*) empfiehlt Polack.]

[V. 5. *Ἀκτῇ* zu schreiben empfehlen Diels, Knaack, Maaß und v. Wilamowitz.]

V. 6—7. Wenn man sich das Verständnis dieser Verse nicht vollständig verbauen will, so darf man in *ἔγνων* und *ἐδάην* nicht die 1. pers. sing. erblicken. Denn wie sollte der Erzähler, mag es nun der Dichter selbst oder eine von ihm vorgeführte Person sein, die Ungeschicklichkeit begehen, den Erichthonios zuerst „Hephaistossprößling" zu nennen und nachher Unkenntnis seiner Herkunft zu bekennen? Es bleibt nichts übrig als *ἔγνων* = *ἔγνωσαν* aufzufassen, eine Nebenform, die bisher außer aus einigen Pindarstellen nur aus dem homerischen Demeterhymnus (V. 111) nachgewiesen war. (Nebenbei erlangt die dort überlieferte Form, die Cobet und andere mit *ἔγνον* vertauschen wollten, hier eine neue, wenn auch vielleicht keine ausreichende Gewähr; vgl. Kühner-Blaß I, 2, 54 f.) *ἐδάην* = *ἐδάησαν* erscheint hier zum ersten Mal, kann aber nach jenem *ἔγνων* und vor *ἔφαν* keinem Zweifel unterliegen und so wenig ein Bedenken erregen als die vielen anderen, vereinzelt vorkommenden derartigen Formen. Unter *αὐταί* sind natürlich Herse, Aglauros und Pandrosos zu verstehen. Die Folge *οὐδέ — οὔτ'* möge niemand wegemendieren wollen; vgl. Schneiders Bemerkungen zu Hymn. IV, 163 (p. 290) und Kühner, Griech. Gramm. II^2, 829. Dem bisher nur in den Epigrammen geduldeten *νιν*, das Hymn. I, 4 in den Handschriften, ferner frg. 220 in einem Scholion zu Aeschyl. Eum. 21 und frg. 420 bei Apollon. Dysc. de pronom. p. 143 überliefert ist, erwächst hier eine neue Stütze. [Gegen die obige Auffassung der beiden Aoriste haben Crusius, Reinach und v. Wilamowitz Einsprache erhoben.]

V. 7—8. Die Zeichen der Holztafel ωΓΑΓΙΟΥΣ in *ὠγυγίους* zu verändern, scheint unerläßlich (vgl. Hymn. I, 14); *ὠγύγιοι οἰωνοί* müssen wohl, obgleich es an genau zutreffenden

Analogien fehlt, im Sinne von uralten „Weissagungen" verstanden werden. Man beachte δῆθεν „angeblich". Das Wort deutet an, daß der Glaube der Kekropstöchter dem wirklichen Sachverhalt widerspricht. An einer späteren Stelle des Gedichtes hat Kallimachos, wie aus dem Scholion zu Il. B 546 erhellt, die Herkunft des Erichthonios in Übereinstimmung mit der dort und sonst mehrfach erhaltenen Version (*ἀπεσπέρμηνεν εἰς τὸ σκέλος κτέ.*) erzählt. Aber auch die hier den Kekropstöchtern zugeschriebene Annahme begegnet mehrfach in der Sage, vgl. Preller-Robert, Griech. Myth. I, 198 und Robert, Eratosth. cataster. reliquiae p. 98. [Statt *φήμη* will Crusius, dem Knaack zustimmt, *φῆμαι* lesen. Unter den *ὠγύγιοι οἰωνοί* verstehen Crusius, Diels und v. Wilamowitz uralte Vögel.]

V. 9 mußte das überlieferte TAYTAKI in *τουτάκι* verändert werden. Hier erstreckt sich die Übereinstimmung mit der (schon in der „Einleitung" erwähnten) Erzählung des Amelesagoras bis auf den Ausdruck (vgl. *ἑῆς ἔρυμα χθονὸς ὄφρα βάλοιτο* mit *ἵνα ἔρυμα πρὸ τῆς ἀκροπόλεως ποιήσῃ*. Frg. hist. graec. II, 22).

V. 10—12. Unter der Schlange ist, wie vor allem die Vergleichung mit Apollodor III, 14, 1 (*Κέκροπα μάρτυρα* und *Κέκροπος μαρτυρήσαντος*) zeigt, der schlangenfüßige Kekrops gemeint. Somit beruht diese Darstellung nicht mehr bloß auf dem Zeugnis Apollodors, was gegen Petersen (Kunst des Pheidias, S. 156 ff., Hermes XVII, 124 ff., Wiener Stud. V, 42 ff.) bemerkt wird. Wenn hier das achäische Pellene, in den Aitia aber in demselben Zusammenhange das thrakische Pallene genannt war (vgl. frg. 19 und Schneider II, 98), so mag an Studniczkas Ausführungen (Hermes XXVIII, S. 3 und 17) erinnert werden, nach welchen in verschiedenen Werken des Kallimachos verschiedene Versionen derselben Sage anzutreffen waren. W.

V. 14 fin. erinnert *δεσμά τ' ἀνεῖσαι* auffallend an Ovid. metam. II, 560: „*nodosque manu diducit*", was dort von der einen Aglauros gesagt wird. Ob übrigens *δεσμά τ'* oder *δέσματ'* zu schreiben ist, könnte nur die bisher nicht

gelungene Entzifferung der vorangehenden Worte mit Sicherheit lehren. [ΔAKA glaubt jetzt Wessely vor *δεσμά* zu sehen und er will die Zeichen zu *πύνδακα* ergänzen.]

Kolumne III.

5 . . . . *Ἀθήνης*
. . . . *μοῦναι δὲ παρὰ πτύ[χας]* (?) . . . . *κορῶναι*
. . . . *τεόν* (?) *ποτε πότνια θυ[μ]όν*
. . . . *πολλὰ παραίσια μήποτ᾽ ἐλαφροὶ* 11
[*ζή*]*σομεν οἰωνοί, τότε δ᾽ ὤφελον* . . . .
10 . . . . *ἡμετέρην μὲν* . . . .
ἡμετέρην ἐ καλεῖν . . . .
μηδέποτ᾽ ἐκθύ[σαιτ]ο (?)· *βαρὺς χόλος αἰὲν Ἀθήνης·*
αὐτὰρ ἐγὼ τυτθὸς παρέ[ην] [γ]όνος (?)· [*ὀ*]*γδ*[*ο*]*άτ*[*η*] *γὰρ*
ἤδη μοι γενεὴ πέλ[*εται*] . . . .
. . . .

Die Entzifferung dieser schwer beschädigten Kolumne hat bisher die geringsten Fortschritte gemacht. Doch kann über den Gegenstand der Darstellung nicht der mindeste Zweifel bestehen. Da *Ἀθήνης* am Ende der 5. und *κορῶναι* am Ende der 6. Zeile lesbar ist, so ist es sofort einleuchtend, daß hier genau so wie in der Atthis des Amelesagoras und in Ovids Metamorphosen a. a. O. die Verbannung der Krähe von der Akropolis als Strafe für ihre unwillkommene Meldung behandelt war. Vermuten darf man ferner, daß V. 6 in *μοῦναι . . . . παρὰ πτύχας* (?) eine Beziehung auf die Eulen, die Feindinnen der Krähen (vgl. Aristoteles, Hist. an. IX, 1, Plin. h. n. X 74, 203, Aelian. de nat. an. III, 9), enthalten ist, die sich allein auf den Abhängen der Akropolis umhertummeln dürfen, vgl. Ovid a. a. O. 564: „*et ponar post noctis avem*". Die in V. 7 erhaltenen Worte *τεόν ποτε πότνια θυμόν* (man ergänze: haben wir schwer gereizt oder gekränkt) lassen erraten, daß, wie schon in der Einleitung bemerkt ward, eine Krähe die Sprecherin ist — eine Vermutung, die durch V. 13—14 ihre Bestätigung erhält. Lesen wir doch dort die Worte *αὐτὰρ ἐγὼ τυτθὸς παρέην γόνος, ὀγδοάτη γὰρ ἤδη μοι γενεὴ πέλεται* — Worte, die im Munde der ob ihrer

Langlebigkeit im ganzen Altertum berufenen Krähe, der „*novem cornicis saecula passae*“ (Metam. VII. 274 und Hesiod bei Plut. de def. orac. XI) ebenso angemessen sind, wie sie in jenem eines menschlichen oder auch eines göttlichen Wesens unpassend wären. Die Sprechende erzählt in ihrem Uralter von dem für ihr Geschlecht verhängnisvollen Begebnis, dessen Zeugin sie als Nestling gewesen ist. Von dem schweren, unsühnbaren Groll der Göttin handelt V. 12: *βαρὺς χόλος αἰὲν Ἀθήνης*, womit man etwa H. II. 68: *ἀεὶ δ' εὔορκος Ἀπόλλων* oder H. IV. 26: *θεὸς δ' ἀεὶ ἀστυφέλικτος* oder auch Palladis lavacr. 17: *ἀεὶ καλὸν ὄμμα τὸ τήνας* vergleichen mag. In V. 7 und 8, wo übrigens zu dem Adjektiv *παραίσια* zu bemerken ist, daß es uns bisher nur aus Δ 381 und aus Hesychius bekannt war, muß von dem Verluste des einstigen freudigen, lebensfrohen Sinnes dieses Vogelgeschlechtes die Rede sein. Mit *μήποτ' ἐλαφροὶ ζήσομεν* (?) *οἰωνοί* mag man Sophocl. Antig. 243: *κουφονόων τε φῦλον ὀρνίθων*, Theogn. 5, 80 (P. L. G. II[4], 171): *σμικρῆς ὄρνιθος κοῦφον ἔχουσα νόον* vergleichen und sich zugleich daran erinnern, daß der Lustspieldichter Philemon in seinem „Aitolos“ *ἐλαφρός* im Sinne von *ὁ τὰς φρένας κοῦφος* gebraucht hat (Com. Att. fragm. II, 480 Kock). Die Bedeutung dieser Worte schillert allezeit zwischen „Leichtsinn“ und „leichtem Sinn“. Ebendort beginnt mit *τότε δ' ὤφελον* offenbar eine Verwünschung, sei es ihres eigenen Lebens, sei es der an dem Unheil des Geschlechtes schuldtragenden Krähe. [Z. 6 und 7 glaubt jetzt Wessely zu erkennen *παραπτυόμεσθα κορῶναι | δαίμοσιν· οὐ γὰρ ἔγωγε τεόν κτέ.* Z. 8 *ὅσα* vor *πολλά*. Z. 10 *οὕτως ἡμετέρην μὲν ἀπέπτυσεν, οὐδὲ γενέθλην.* Z. 11—12 *ἀλλὰ πέσοιο | μηδέ ποτ'*
12 *ἐκ θυμοῖο.* Z. 14 *δεκάτη δὲ τοκεῦσι.* Piccolomini vermutet V. 9 *τότε δ' ὤφελον εἶναι ἄναυδος.* Mit *βαρὺς χόλος αἰὲν Ἀθήνης* vergleicht Knaack, Lucret. VI, 753: iras Palladis acris.]

Kolumne IV.

2 *[δεί]ελος, ἀλλ' ἢ νὺξ ἢ ἔνδιος ἢ ἔσετ' ἠώς,*
εὖτε κόραξ, [ὃ]ς νῦν γε καὶ ἂν κύκνοισιν ἐρίζοι
καὶ γάλακι χροιὴν καὶ κύματος ἄκρῳ ἀώτῳ,

5 κυάνεον φή, πίσσαν ἐπὶ πτερὸν οὐλοὸν ἕξει,
ἀγγελίης ἐπίχε[ι]ρα τά οἵ ποτε Φοῖβος ὀπάσσει,
ὁππότε [κ]εν Φλεγύαο Κορωνίδος ἀμφὶ θυγατρὸς
Ἴσχυι πληξίππῳ σπομένης μιερόν τ[ι] πύθηται.
τὴν μὲν ἄρ' ὣς φαμένην ὕπνος λάβε, τὴν δ' ἀίουσαν.
10 καδδραθέτην δ' οὐ πολλὸν ἐπὶ χρόν[ον], αἶψα γὰρ ἦλθεν
στιβήεις ἄγχουρος· „ἴτ', οὐκέτι χεῖρες ἐπαγροι
φιλητέων· ἤδη γὰρ ἑωθινὰ λύχνα φαείνει·
[ἀ]είδει καί πού τις ἀνὴρ ὑδατηγὸς ἱμαῖον·
ἔγρει καί τιν' ἔχοντα παρ[ὰ] πλόον οἰκίον ἄξων
15 τετριγὼς ὑπ' ἄμαξαν, ἀνιάζουσι δὲ πυκνοὶ
[δμ]ῶοι χαλκῆες κωφώμενοι ἔν[δον] ἀκουήν.

V. 2. Die Ergänzung des Anfangswortes scheint durch den Gegensatz zu νύξ, ἔνδιος und ἠώς gesichert. Ebenso weist ἀλλ' ἡ νὺξ κτέ. darauf hin, daß eine negative Bestimmung voranging. Der Zusammenhang mit dem Folgenden bleibt unklar. Stünde der Vers allein, so dürfte man wohl mit einiger Sicherheit annehmen, daß er sich auf die Feindschaft zwischen den Krähen und Eulen bezieht und den Gedanken abschließt: „wenn jemals wieder die Krähe die Akropolis betreten sollte, so könnte dies nicht zur Abendzeit, in der die Eulen umherfliegen, sondern nur am hellen Tage oder auch zur Nachtzeit geschehen“, zu welcher die Eulen ebensowenig sehen als beim Sonnenlicht und sich daher in ihren Schlupfwinkeln versteckt halten. [Richtiger will wohl v. Wilamowitz den Vers nicht anders verstanden wissen als Φ 111: ἔσσεται ἢ ἠὼς ἢ δείλη ἢ μέσον ἦμαρ. | ὁππότε τις κτέ. Daß δείελος ἀλλ' = ἀλλὰ δείελος ist, bemerkt im Hinblick auf diese Gebrauchsweise des Kallimachos Piccolomini; auf die metrische Unwahrscheinlichkeit eines Einschnittes nach δείελος macht W. aufmerksam (vgl. Prahl, Quaest. metr. Callimach. p. 15).] — Wie hier, so behält ἡ in der Thesis vor vokalischem Anlaut an gleicher Versstelle seine Länge A 150 und bei Kallimachos selbst Pall. lav. 61. Die mittlere Silbe von ἔνδιος wird von unserem Dichter ebenso auch Hymn. VI, 39 und frg. an. 24 gekürzt, hingegen frg. 124 und frg. an. 159 gelängt.

Zu V. 3ff. vgl. Preller, Griech. Myth. I³. 424. V. 4. Die Formen *γάλακος* und *γάλακι* sind als kallimacheisch bezeugt. vgl. frg. 551 (Herodian II. p. 646, 29 Lentz), wo Schneider die durch die Worte des Grammatikers *ὡς ἀπὸ εἰς ξ ληγούσης εὐθείας* nahegelegte und durch Herodian I. 352, 3 bestätigte Besserung *γάλακος, γάλακι* vermissen läßt. W.

Man kann hinzufügen, daß die beiden Grammatikerstellen sich wechselseitig ergänzen und berichtigen. denn I. 352 ist nach II. 646 zu schreiben: *ἡ γὰρ κλίσις αὐτοῦ ⟨ὡς⟩ ἀπὸ εὐθείας κτέ.* Mit *κύματος ἄκρῳ ἀώτῳ* vgl. Suidas: *κύματος ἄκρον ἄωτον· ὁ ἀφρός*, ein Bruchstück, das schon Hecker auf Grund von Hymn. II. 112 (*ἄκρον ἄωτον*) dem Kallimachos zugewiesen hat (frg. an. 40 Schneider).

V. 5. Ob statt *ἕξει* nicht vielmehr *ἕσσει* (*ἐπὶ — ἕσσει = ἐφέσσει*) das Ursprüngliche ist, steht dahin.

V. 7. Zur Schreibung *κέν* vor *Φλεγύαο* vgl. Merkel, Prolegg. ad Apollon. Rhod. CVI. W.

V. 8. Ischys heißt hier *πλήξιππος*, wie er im hom. Hymn. in Apoll. Pyth. 32 das Prädikat *εὔιππος* erhält. Die von Phrynichus p. 309 (Lobeck) getadelte Form *μιερός* ist der Koine eigen und auch in dieser bisher nur durch geringe Gewährsmänner vertreten. Mit *μιερόν τι* vgl. H. II. 24. III, 132 u. dgl. mehr.

[V. 10. Der aus *ο* 494 und *μ* 407 zusammengesetzte Vers erweist sich als singulär gegenüber der von Tan (De Call. Homeri interprete, Straßburg 1893, p. 85) ermittelten Regel, daß unser Dichter homerische Versschlüsse nicht unverändert übernimmt. vgl. *ε* 487 *χύσιν τ' ἐπεχεύατο φύλλων* mit Kol. I. 11. W.]

V. 11. *στιβήεις* (bisher nur aus Suidas nachgewiesen) dürfte hier eher den „Reif“ des Alters als jenen der Morgenfrühe bezeichnen. Vgl. Com. anonym. (IV, 604 Mein. = III, 524 Kock): *γήρως εὐρῶτα καὶ πάχνην.* In Ägypten, wo der Dichter schrieb, ist die Morgenkühle nicht intensiv genug, um den Ausdruck „ein bereifter Nachbar“ zu rechtfertigen, und die Lokalfarbe zu wahren zeigt sich der Verfasser der „Hekale“ eben in der unmittelbar folgenden Schilderung

wenig beflissen. [Anders urteilen hierüber Crusius, Knaack, Maaß, Reinach und v. Wilamowitz.] Die zwei bejahrten Frauen — denn als solche kennzeichnet sie der unerschöpfliche, nur vom Schlaf gehemmte Redefluß — weckt, wie billig, ein greiser und darum früh vom Schlummer verlassener Nachbar.

V. 12. Der heterogenische Plural *λύχνα* war bereits aus Kallimachos angeführt im Etym. M., p. 572, 22. Die dort zitierten Worte, frg. 255, kann man nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf eben unsere Stelle beziehen. Mit *ἑωθινὰ λύχνα* mag man auch Hymn. III, 182: *τὰ δὲ φάεα μηκύνονται* vergleichen.

Zu V. 13 vgl. Einleitung S. 6.

V. 14 = frg. 278, wo jedoch die Worte trotz der vom zitierenden Autor (Schol. ad. Apollon. Rhod. III, 1150) hinzugefügten Erklärung: *ἐπεὶ καὶ πλόος λέγεται ἡ ὁδός* selbst von Bentley mit einem „*nescio quid sibi velint*" abgetan und von anderen durch die Schlimmbesserung *ἔγρεν* statt *ἔγρει* verderbt worden sind, während *περὶ πλόον* ungebessert geblieben ist. Die aktive Form *ἔγρω* wurde trotz des Zeugnisses Herodians (I, 452, 26): *τὸ δὲ ἔγρω κατὰ συγκοπὴν τοῦ ἐγείρω*, von Nauck, Mél. Gréco-Rom. IV, p. 320, Anm. 18, verworfen. Mit dieser synkopierten Form ist bei Kallimachos auch *ἄρχμενος* und *θρίζω* zu vergleichen: über letzteres handelt Reitzenstein, Rostocker Programm 1890—1891, S. 12.

V. 15. Zu *ἄμαξαν* vgl. Schneider I, 141 und II, 414.

[V. 16. Da vor *ἀκουὴν* ein Σ erkennbar scheint, so wird statt *ἔνδον* vielmehr *ἐντός* zu schreiben sein. H. van Herwerden schlägt (wie Polack brieflich mitteilt) vor, *κωφώμενον* zu lesen. (Die an das bekannte *illi inter sese magna vi brachia tollunt* erinnernde Tonmalerei erweist sich als beabsichtigt, da die sonstigen Fälle von *sssdd*: Hymn. II, 45, 74; VI, 101 und Epigr. 64, 1 durch Anaphora o. dgl. entschuldigt sind: vgl. Beneke, De arte metrica Callimachi, p. 15, 19. W.)

14

Anhang.

Exkurs I.

Die Reihenfolge, in der die vier Kolumnen vorliegen, läßt sich meines Erachtens nicht aufrecht erhalten; schon die vorauszusetzende Anlage des Epyllions zwingt zu dieser Folgerung. In Kol. I drängt bereits alles zum Schlusse, der Kampf mit dem Stiere ist zu Ende und Theseus läßt durch einen Boten seine Rückkehr nach Athen melden; Kol. II und III enthalten attische Stammsage: es scheint mir nun ganz ausgeschlossen, daß der Dichter eine derart ausführliche Abschweifung am Schlusse des Ganzen eingefügt hätte. So wenig wir von der Anlage des Epyllion wissen und so ablehnend man sich gegen gewagte Rekonstruktionsversuche verhalten mag, als sicher kann gelten, daß eine Episode, wie Kol. II und III sie enthalten, am Schlusse des Epyllions nicht zu rechtfertigen ist.

Abgesehen von diesem inneren Grunde bietet der paläographische Tatbestand Anhaltspunkte genug, um die Reihenfolge, in der die Kolumnen anzusetzen sind, festzustellen. Die Tafel ist von zwei verschiedenen Händen beschrieben: die eingehende Begründung füge ich, um den Gang der Untersuchung nicht durch eine größere Abschweifung aufzuhalten, am Schlusse an. Kol. I und IV rühren von gleicher Hand her, ebenso Kol. II und III. Es ist nun von vornherein wahrscheinlicher, daß die von gleicher Hand geschriebenen Kolumnen nacheinander geschrieben wurden, als anzunehmen, daß die erste Hand Kol. I schrieb, dann die zweite Hand mit den Kol. II und III einsetzte und zuletzt wieder die erste zur Feder griff. Es ergeben sich zwei Möglichkeiten: die Kolumnen können geschrieben worden sein in der Reihenfolge II, III, IV, I oder IV, I, II, III: nach dem zu Anfang Bemerkten kommt die letztere Möglichkeit außer Betracht. Der hellere Grund, auf dem Kol. I geschrieben ist, sowie deutliche Wischspuren im Raume zwischen Kol. I und II führten mich zur Annahme, daß Kol. I ursprünglich von gleicher Hand beschrieben war wie Kol. II und III. Mit

Kol. II und III setzte die neue ein: wollte sie, am Schlusse dieser Kolumne angelangt, weiter fahren, so mußte sie zu Kol. I zurückkehren und dieselbe löschen: mit dieser kam das Epyllion zu Ende, so daß eine weitere Tilgung nicht mehr nötig war.

Die Richtigkeit dieser Vermutung erhält ihre Bestätigung aus einem rein äußerlichen Umstande. Die einzelnen Kolumnen sind durch Längsstriche voneinander getrennt: der Strich nun, der Kol. I von II trennt, kann nicht vom Schreiber der ersteren herrühren: schon die verwischten Tintenspuren an seinem oberen Ende deuten darauf hin, daß die vorausgegangene Löschung sich bis zu ihm hin erstreckte, ohne ihn aber selbst in Mitleidenschaft zu ziehen. Dazu kommt, daß der freie Raum zwischen dem Zeilenende der Kol. I und dem Trennungsstriche höchst auffallend wäre bei der Annahme, daß ihn der Schreiber der ersteren gezogen. Der Strich läuft knapp am Zeilenbeginne der Kol. II, steht aber in einem ganz ungerechtfertigten Abstande vom Zeilenende der Kol. I: hätte ihn der Schreiber der letzteren gezogen, so würde er ihn unmittelbar an das Ende seiner Zeilen, nicht aber in so bedenkliche Nähe an den Zeilenbeginn der Kol. II gerückt haben. Der Schreiber, der die frühere Schrift der Kol. I löschte, ließ den Trennungsstrich stehen, da er ihn einmal selbst noch benützen konnte, außerdem aber eine Tilgung desselben den Anfang der Kol. II stark gefährdet haben würde. 15

Der auffallende freie Raum, sowie der gedrängte Charakter der Schrift am Beginne der Kol. I erklären sich aus einem Einblicke in die Psychologie des Schreibers: bei dem vorgesteckten Raume durfte er seiner Feder nicht freien Spielraum gönnen, wollte er die Verslänge in einer Zeile unterbringen. Anfangs befleißigt er sich daher einer engeren Schrift: der freibleibende Raum am Schlusse der Zeile belehrt ihn, daß für die Verslänge hinlänglich Platz vorhanden ist, er drängt die Buchstaben weniger eng aneinander, so daß die letzten Zeilen bis an den Trennungsstrich hinanreichen. Der Vorgang ist demjenigen entgegengesetzt, der in Hand-

schriften häufig beobachtet werden kann, wo der Schreiber die Größenverhältnisse seiner Vorlage zwar einhalten will, aber am Beginne der Seite mit dem Raum zu wenig sparsam umgeht, so daß er am Schlusse die Buchstaben eng aneinander rücken muß, um eine Seite der Vorlage auf dem gleichen Raume unterzubringen. Ich füge noch hinzu, daß die Länge der Zeile der Kol. I vom Beginne derselben bis zum Trennungsstrich gerechnet genau mit der Zeilenlänge in Kol. II und III übereinstimmt, wodurch die Annahme, daß Kol. I ursprünglich von gleicher Hand wie diese letzteren beschrieben war, an Wahrscheinlichkeit gewinnt.

Die knappe Aufführung der paläographischen Eigentümlichkeiten, die ich im folgenden gebe, dient hauptsächlich dem Zwecke, die Unterscheidung der zwei Hände zu erhärten. Dieselbe macht sich schon einer oberflächlichen Betrachtung durch den plumpen Ductus der zweiten und dritten Kolumne bemerkbar, der sicher nicht auf die geringere Güte des Schreibrohres, dessen sich der Schreibende bediente, allein zurückzuführen ist. Die Buchstabenformen, an und für sich betrachtet, weichen zwar in ihren Grundformen wenig voneinander ab, wie es die Annahme einer in einer Schule überlieferten und allgemein geübten Tradition von vornherein erwarten läßt. Wenn sich jedoch selbst auf Inschriften der individuelle Zug im spröden Material häufig genug nachweisen läßt, so gelingt dies bei handschriftlichen Texten auch da fast immer, wo, wie im vorliegenden Falle, eine gleiche Schulung auch eine gewisse Gleichheit in den Grundformen der Buchstaben erzielt hat. *π* erscheint mit zwei Ausnahmen (I_5 *πατρί*: I_{10} *παιῶον*) in sämtlichen Kolumnen in der bekannten spitzen Form, wie sie schon die kursiven Beischriften des Hypereides-Papyrus *A* aufweisen: an letztere erinnert auch die Kreuzform des *ψ*: *α* erscheint fast durchgehends in der kursiven, mit einem Zuge auszuführenden Form. *η* findet sich in allen Übergängen von der reinen Majuskel- bis zur Minuskelform. Bei *ε* ist die Ausführung in zwei Ansätzen fast immer deutlich erkennbar. Ebenso ist die Form des Doppellambda, sowie die kursive, in

einem Zug auszuführende Form des *ϙ* beiden Schreibern gemeinsam.

Der Unterschied der Hände zeigt sich aber ganz unverkennbar in der verschiedenen Federführung: der Zug in der ersten und vierten Kolumne ist leicht und flüssig, im Vergleiche zu den beiden anderen fast elegant zu nennen. Die Leichtigkeit der Federführung bekundet sich sowohl in einem gewissen Schwunge, der den Hasten gefällige Krümmungen gibt (vgl. I_{11} *φύλλον*), das *α* häufig in weitgeschweiftem Bogen ansetzen läßt, als auch in der außerordentlich großen Anzahl kursiver Verbindungen, die namentlich der vierten Kolumne den Charakter einer ziemlich ausgebildeten Majuskelkursive verleihen. *ω* und *π* erscheinen meistens mit dem folgenden Buchstaben verbunden: die Verbindung *πο* wird fast durchgängig in einem Zuge ausgeführt, ebenso größere Buchstabenkomplexe (vgl. IV_7 *ὁππότε*, I_4 *ἀπόπροθι*). Häufig erscheint *ε* an den vorhergehenden Buchstaben derart angelehnt, daß ein Teil des letzteren zugleich als erstere Hälfte des *ε* dient (vgl. VI_6 *Φλεγύαο*); bei vorausgehendem *σ* liebt es der Schreiber, dasselbe in einem Zuge zum unteren Teil des *ε* überzuführen, an den er dann den Haken ansetzt (vgl. IV_7 *ὄπασσε*, IV_{11} *χεῖρες ἐπαγροι*, I_4 *ἄϋσε*). Der vierten Kolumne eigentümlich ist die Verbindung von *ο* mit *σ*, die für *ον* verlesen werden könnte (vgl. IV_3 *κύματος*, IV_6 *Φοῖβος*, IV_7 *θυγατρός*, IV_{13} *ὑδατηγός*). Ganz gewöhnlich ist die kursive Verbindung *ερ* (vgl. I_7 *μεριμνέων*, IV_3 *ἐρίζοι*), ebenso *χρ* und *τρ*. Die Reihe der Ligaturen ist damit nicht erschöpft, gelegentlich erscheinen *α*, *ϙ*, *θ* und andere Buchstaben in unmittelbarer Verbindung mit den umgebenden. Auch für sich allein stehende Buchstaben verraten durch den Federansatz häufig ihre Loslösung aus kursiven Verbindungen: vgl. z. B. *π* in I_3 *πελώριον*; V_{14} *παρ[ὰ] πλόον*; Schlußsigma in I_6 *[ὤ]κιστος* usw. Hervorzuheben ist noch die Minuskelform des *κ* in IV_4 *ἄκρον*.

Die Schrift der zweiten und dritten Kolumne trägt ein völlig verschiedenes Gepräge: kursive Verbindungen kommen zwar vor (vgl. II_8 *ἔρυμα χθονός*, III_{12} *βαρὺς χόλος*), jedoch in so geringer Anzahl, daß sie den Gesamteindruck, den

diese Kolumnen hervorrufen, nicht beeinträchtigen. Meistens sind die Buchstaben ohne Verbindung nebeneinander gemalt und man sieht es ihrem schwerfälligen Zuge, der jede gefällige Rundung und jeden Schwung vermissen läßt, förmlich an, daß sich der Schreiber zwar seine Arbeit sauer genug werden ließ, ohne es aber zu einem solchen Flusse zu bringen, wie sein Nachfolger, dessen Feder in flottem Zuge über das Holz glitt: so kecke Verbindungen, wie z. B. IV_6 *σπάσσει*, *πυκνοί* (IV_{15}), indem die ersten drei Buchstaben vermittelst zierlicher Schnörkel in einem Zuge ausgeführt sind, oder *οὐκέτι* (IV_{10}), wo *ι* mittels einer in die Höhe gehenden Schlinge mit *τ* verknüpft ist (vgl. ähnlich *σι* in I_{11} *χύσιν*), sucht man beim Schreiber der zweiten und dritten Kolumne vergebens. Der Unterschied der beiden Hände läßt sich dahin feststellen, daß Kol. I und IV eine ziemlich ausgebildete Majuskelkursive bieten, zu der in Kol. II und III sich zwar Ansätze finden, die aber den Charakter der Unziale nicht wesentlich beeinträchtigen.

Joseph Zingerle.

Exkurs II.

Einen Exkurs möchte ich an das Gleichnis knüpfen, mit dem die erste Kolumne schließt. Blätter, namentlich die abfallenden, begegnen in der griechischen und in der römischen Literatur allenthalben, wo die Unzählbarkeit das tertium comparationis ist: vgl. *B* 468 (= 151) *μύριοι ὅσσα τε φύλλα καὶ ἄνθεα γίγνεται ὥρῃ*, Verg. Aen. II, 310 *quam multi in silvis autumni frigore primo | lapsa cadunt folia* und Washietl. De imag. similitudinibusque Ovid., p. 23. Bemerkenswert ist vom ästhetischen Standpunkte, daß hier allem Anscheine nach Blätter mit Blättern verglichen werden, vom literarhistorischen, daß sich der *φυλλοχόος μείς* bei Dichtern — von Nonnos 38. 278 abgesehen — nur noch in einem bei Pollux (I, 231) bewahrten Fragmente des Hesiod (260) und bei Apollonios findet. Im vierten Buche der Argonautika lesen wir V. 217 ff.: *ὅσσα τε πόντου | κύματα χειμερίοιο κορύσσεται ἐξ ἀνέμοιο, |*
17 *ἢ ὅσα φύλλα χαμᾶζε περικλαδέος πέσεν ὕλης | φυλλοχόῳ ἐνὶ μηνί· τίς ἂν τάδε τεκμήραιτο; | ὣς οἱ ἀπειρέσιοι ποταμοῦ*

παρεμέτρεον ὄχθας. Nun steht es fest, daß sich in den Werken des Kallimachos und des Apollonios Anklänge finden. Das Scholion zu Apoll. I, 1309 bezeugt, daß der Vers *καὶ τὰ μὲν ὥς ἤμελλε κατὰ χρόνον ἐκτελέεσθαι* sich bei Kallimachos fand (frg. 212), wie man vermutet hat, in der Hekale; vgl. frg. 126 mit Apoll. IV, 1323, frg. 277 mit I, 1353, frg. an. 93 mit III, 617, frg. 479 mit II, 926. Fraglich bleibt die Priorität und der Zweck einer bewußten Anspielung: vgl. was ich Wien. Stud. XIV, 211 und 219 darüber bemerkt habe. Wer kann bei frg. 212 entscheiden, wem die Priorität gebührt, wer die Absicht des Dichters bei *Πελλήνην . . . Ἀχαιίδα* (II. 13) erkennen? Hecker (S. 33 und 107) und Schneider (II, 176 A. 1) schlossen aus den Nachahmungen der Hekale bei Apollonios, daß diese nicht gegen Apollonios gerichtet gewesen sei. Daß manche dieser Anspielungen polemische Tendenz haben, ist Gercke zuzugeben, so Apoll. III, 1340 ff. (*τῆμος ἀρήροτο νειὸς ὑπ᾽ ἀκαμάτῳ ἀροτῆρι* | *τετράγυός περ ἐοῦσα*) gegen H. III, 175, wo der Gedanke, Helios verweile beim Anblick des Artemisreigens und der Tag werde dadurch überlang, eingeleitet werde durch die Wendung: *μὴ νειὸν τημοῦτος ἐμαὶ βόες εἵνεκα μισθοῦ* | *τετράγυον τέμνοιεν ὑπ᾽ ἀλλοτρίῳ ἀροτῆρι*; vgl. Reitzenstein, Ind. lect. hib., Rostock 1890—1891, S. 12 mit A. 10. Daß das chronologische Verhältnis von H. II, 106 *οὐκ ἄγαμαι τὸν ἀοιδόν, ὃς οὐδ᾽ ὅσα πόντος ἀείδει* und Apoll. III, 932 *ἀκλειὴς ὅδε μάντις, ὃς οὐδ᾽ ὅσα παῖδες ἴσασιν* | *οἶδε νόῳ φράσσασθαι* nicht feststeht, hat Studniczka, Hermes XXVIII, 16, A. 1 betont. [Die Beziehung wird geleugnet von v. Wilamowitz, Göttinger gel. Anzeigen, 1893, 743, A. 1.] Prüfen wir nun einige zur Hekale gehörige Fragmente. Mit frg. 44 *ἀρμοῖ που κἀκείνῳ ἐπέτρεχε λεπτὸς ἴουλος* steht Apoll. I, 972 *ἶσόν που κἀκείνῳ ὑποσταχύεσκον ἴουλοι* in Beziehung. Nach dem Zeugnis des Scholiasten wurde *ἶσον* bei der zweiten Rezension für *ἀρμοῖ* eingesetzt, *ne quid sibi surreptum quereretur Callimachus*, wie Ruhnken urteilte (Ep. crit. 286). Möglich wäre es auch, daß Kallimachos das ungewöhnliche Wort seinem Gegner durch eine Art von Zitat vorhielt. Auf die Frage nach der doppelten

Rezension der Argonautika will ich um so weniger eingehen, als mir Lindes Schrift „De diversis recension. Apoll. Rhod. Argon.“, Göttingen 1885, nicht zugänglich ist. Ich bemerke nur, daß Merkel, Prolegg., p. LXXI das *ἀρμοῖ* im Scholion für eine Interpolation aus dem Etym. Magn. erklärt. Eine ähnliche Lektion hat vielleicht Apollonios seinem Lehrer mit dem *θώρηκα στάδιον* geben wollen (III, 1226): wenigstens gibt der Scholiast zwei Auffassungen von *στάδιος* zu und zitiert als Beleg für die zweite das kallimacheische Fragment 59: *στάδιον δ' ἐφέεστο χιτῶνα.* Warum ich das umgekehrte Verhältnis nicht für wahrscheinlich halte, wird sich aus der Besprechung von frg. 46 ergeben: *βουσόον, ὅν τε μύωπα βοῶν καλέουσιν ἀμορβοί.* Es kommen zwei Stellen des Apollonios in Betracht: I, 1265 *ὡς δ' ὅτε τίς τε μύωπι τετυμμένος ἔσσυτο ταῦρος* und III, 277: *οἶστρος | τέλλεται, ὅν τε μύωπα βοῶν κλείουσι νομῆες.* Näke (S. 60) und andere haben behauptet, Kallimachos ahme die Stelle aus dem dritten Buche nach. Dann bleibt aber unerklärt, warum Apollonios das erstemal *μύωψ* ohne weiters gebraucht und es das zweitemal, wir würden sagen, mit Anführungszeichen versieht. Das erklärt sich aber, wenn Kallimachos in der Mitte liegt, den nach seiner Ansicht unpassenden (vgl. das Schol. zu Ap. III, 277) oder nicht gewählten Ausdruck den *ἀμορβοί* in den Mund legt und als Antwort seine eigene Erklärung zu hören bekommt, wobei *οἶστρος* gleichsam als Lemma gewählt und für das ungewöhnliche *ἀμορβοί* das triviale *νομῆες* gesetzt 18 wird. Dieses Verhältnis spricht für Gerckes Hypothese (Rhein. Mus. XLIV, 145, A. 5 und 149), die Hekale sei nach den beiden ersten und vor den beiden letzten Büchern des Apollonios erschienen. Diese Hypothese erklärt es auch, wie sich Apollonios auf das Gleichnis in der Hekale, die, wie erwähnt, gegen ihn gerichtet war, beziehen konnte. [Möglich wäre es, in *τίς ἂν τάδε τεκμήραιτο* eine — verunglückte — Anspielung auf das in frg. 442 niedergelegte Prinzip des Kallimachos zu erblicken. Daß Apoll. III, 918 ff. später liegt als die Hekale, hat v. Wilamowitz a. a. O. 741 ff. bewiesen. Seither habe ich das Verhältnis von Kallimachos und Apollonios

mit Berücksichtigung der von Ehrlich (De Call. hymnis quaest. chronol., Breslauer phil. Abh. VII. 3), Knaack (Artikel „Apollonios“ in Pauly-Wissowas Real-Encycl.) und v. Wilamowitz (a. a. O.) geäußerten Ansichten ausführlich erörtert in meinen „Kallimacheischen Studien“ (Wien 1895, Programm des Gymnasiums im XVII. Bezirk, S. 15, 18 ff.).]

Wilhelm Weinberger.

Nachtrag.

Ob die Zeichen IB oberhalb der ersten lesbaren Zeile der Kol. II als Zahlzeichen aufzufassen seien, läßt sich zurzeit nicht mit Sicherheit entscheiden. Dafür scheint zu sprechen, daß eben in der zweitnächsten Kolumne an nahezu gleicher Stelle IΔ erscheint. Dürfte man darauf weiterbauen und die zwei Bezeichnungen auf die 12. und 14. Kolumne des ganzen Gedichtes beziehen, so wäre dadurch im Verein mit dem in der „Einleitung“ S. 5 Gesagten ein Minimalmaß für den Umfang des Epyllions gewonnen. Doch zeigen sich Kol. IV, nicht nur zur Linken (wo man etwa *Ἑκάλης* geschrieben denken könnte), sondern überdies auch zur Rechten dieser zwei Buchstaben Schriftspuren, die jene Annahme und die aus ihr zu ziehenden Schlüsse zweifelhaft machen.

35. War Archimedes von königlichem Geblüte?[1]

Das wird wohl allgemein geglaubt auf Grund von Plutarch Vita Marcelli 14, 7 (365, 9ff. Doehner): *καὶ μέντοι καὶ Ἀρχιμήδης, Ἱέρωνι τῷ βασιλεῖ συγγενὴς ὢν καὶ φίλος, ἔγραψεν, ὡς κτέ.* Doch ist es mindestens ebenso möglich, daß die gesperrten Worte nur Bezeichnungen des von Archimedes innegehabten Ranges sind. Über diese unseren Adelstiteln oder Ordensauszeichnungen verwandten Prädikate hat einst Letronne (Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte 313f., 322—328 und 376) gehandelt, ungleich eingehender und auf ein riesenhaftes Urkundenmaterial gestützt Strack im Rhein. Mus. LV, 161 ff.: „Griechische Titel im Ptolemäerreich.“ In Ansehung des Ursprungs dieser Titulaturen, die man einerseits schon im alten Ägypten, andererseits am persischen Hofe antrifft, mag vielleicht die Vermutung statthaft sein, daß beide Völker aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben, die dann wohl keine andere sein konnte als babylonischer Hofbrauch. Wie dem immer sein mag, in den Diadochenstaaten war diese Titelinstitution ungemein weit verbreitet. Daß auch die sizilischen Fürsten dieses Machtmittel anzuwenden geneigt waren, das ließ sich von vornherein vermuten. Polybios, auf den Strack verweist, liefert den urkundlichen Beleg dafür, daß diese Übung dem syrakusanischen Hof zur Zeit des Archimedes nicht fremd war (VII, 4, 4 = II, 318, 10 B. Wobst). Nur ein Umstand kann Bedenken erregen: daß nämlich der niedrigere und der höhere Titel hier nebeneinander erscheinen, während sie in den Inschriften niemals kumuliert werden. „Wer eine höhere

---

[1] Aus Rhein. Mus. LXIII, 624f. (1908).

Stufe der Ehrenleiter erreicht, legt den Titel, der die niedrigere bezeichnet, ab." (Strack a. a. O. 175.) Allein ob sich nicht Plutarch solch ein Mangel an strenger Genauigkeit zutrauen läßt? Wenn der große Naturforscher zuerst, wie es nicht anders sein konnte, zum „Freund des Königs" ernannt und später zum „Verwandten des Königs" vorgerückt war, sollte da nicht ein um die Einhaltung strenger Etikette wenig bekümmerter Autor die beiden sukzessiv erfolgten Auszeichnungen haben verbinden können? Auch ein Schriftsteller unserer Tage würde in einem analogen Falle schwerlich ein Bedenken tragen zu schreiben: N. N. war Großkreuz und Kommandeur eines bestimmten Ordens, während hier ebenso wie dort die später verliehene höhere Ordensauszeichnung die frühere und um einen Grad tiefer stehende gleichsam auslöscht und in sich aufnimmt.

36. Zu Arnobius.[1]

„Es regnet Emendationen" — so schrieb einmal Adolf Torstrik in einer Anzeige der „Aristotelischen Studien" von Hermann Bonitz. An dieses Wort haben uns die „Studien zu Arnobius" erinnert, die Karl Meiser kürzlich in den Sitzungsberichten d. königl. bayr. Akad. d. Wissensch. (Jahrgang 1908, 5. Abhandlung) veröffentlicht hat. Verbesserungen wie jene von *erunt* zu *serunt* I, 13 (11, 13 Reifferscheid), von *solidet* in *sol videt* IV, 36 (171, 17), von *properaia omni festinatio* in *properantia omni festinantius* VII, 46 (281, 17), die mit den gelindesten Mitteln erzielte Ersetzung des Heilgottes durch den Weingott VII, 32 (266, 6) und manche andere, gehören zu dem Besten, was die Textkritik jemals geleistet hat. Aber freilich: auch Meiser ist dem Lose glücklicher Konjekturalkritiker nicht vollständig entgangen. Von seinen Erfolgen berauscht, hat er hin und wieder in das gesunde Fleisch des Textes geschnitten, weit häufiger den Gedanken des Autors richtig erkannt, aber allzu unbekümmert um die Probabilität der Herstellung dieser nur den Weg gewiesen, ohne selbst das gesicherte Ziel zu erreichen. So fordert seine glänzende Arbeit nicht selten den Widerspruch heraus und drängt den Leser zu Nachträgen und Nachbesserungsversuchen, von denen einige im folgenden verzeichnet werden mögen.

I, 45 (30, 1) heißt es von Christi Wunderheilungen: *claudos currere praecipiebat, et iam pes processerat.* Hier verdanke ich *et iam* Gelen, dem Meiser gefolgt ist, *pes* diesem selbst und modifiziere demgemäß Moritz Haupts *processerant.*

---

[1] Aus Rhein. Mus. LXIV, 153ff. (1908).

Meiser schreibt: *et iam pes incedere poterat* an Stelle des handschriftlichen: *etiam operis res erat.* Mit *poterat* aber vermag ich mich nicht zu befreunden. „Kaum war das Zauberwort gesprochen, so hatte es schon seine Wirkung getan" — so schildert man angemessen und drastisch den Erfolg einer Wundertat: das bloße Vermögen aber, die *δύναμις* statt der *ἐνέργεια*, scheint hier nicht an ihrem Platze.

II, 59 (94—95) hat Meiser sicherlich mit Recht neben Hagel, Platzregen, Landregen und Schnee auch den Tau in den verdorbenen Text eingeführt. Allein die Schreibung ⟨*in*⟩ *foliis rorem dilatavit* mit der Wiedergabe: „und auf den Blättern den Tau ausgebreitet hat" gilt uns hauptsächlich darum als bedenklich, weil *dilatare* doch eher ein Breitmachen oder Verbreitern als ein bloßes Ausbreiten bedeutet. Ich wage die Vermutung, daß das korrupte *foliora* der Handschrift aus *folia rore* entstanden ist. Auf das noch halb geschlossene Blatt fällt ein Tautropfen und bewirkt durch den von ihm geübten Druck die Entfaltung des Blattes. Danach hätte der ganze Satz zu lauten: *edissertate, inquam, et dicite, quid sit quod grandinem torqueat, quod guttatim faciat pluviam labi, quod imbrem saeve* (die Handschrift bietet *suae*, was Meiser in *effuse* verwandelt), *nives plumeas et folia rore dilatavit.* (Da *faciat labi* auch zu *imbrem* und *nives* gehört, so kann man auf Reifferscheids Ersetzung des handschriftlichen *plumeas* durch *in plumas* verzichten.)

II, 78 (111, 21) will Meiser das schon von früheren Herausgebern angefochtene *nolimus* der Handschrift in *molimur* ändern. Sollte nicht vielmehr die Überlieferung heil und der Sinn des Satzes: *dum ipsi nobis argumenta conquirimus, quibus esse videatur falsum id quod esse nolimus* derjenige sein, den ich am liebsten griechisch wiedergebe: *ὅ τι εἶναι οὐ βουλόμεθα, λογισμοῖς αὐθαιρέτοις πειθόμεθα ψεῦδος εἶναι?* Freilich müßte dann der Schluß des Satzes verstümmelt und etwa also zu ergänzen sein: *atque adnitimur verum* ⟨*esse id quod nobis gratum*⟩. Doch vielleicht findet ein anderer eine plausiblere Gestaltung des von uns vermuteten Gedankens.

III, 33 (133, 22). Die Wiedergabe der Stelle „Vulkan bedeutet nach eurem eigenen Sprachgebrauche Feuer, Venus Liebesgenuß“ ist augenscheinlich richtig: ob aber auch die Änderung von *adsensu* in *ac sensum* ⟨*amoris*⟩? Statt *amoris* würde ich jedenfalls das geringschätzigere ⟨*voluptatis*⟩, zumal unmittelbar nach *pronuntiatis*, vorziehen, die Verbindung mit *sensum* aber durch ein *autem* oder in engerem Anschluß an die Überlieferung durch ein steigerndes *ad*⟨*eo*⟩ (sogar die Wollust ward von euch unter die Götter versetzt) herzustellen empfehlen. Danach hätte der Text mehrfache Einbuße, sonst aber keine Schädigung erfahren und würde lauten: *praetermittimus . . . Vulcanum, quem esse omnes ignem pari voto pronuntiatis,* ⟨*voluptatis*⟩ *ad*⟨*eo*⟩ *sensu*⟨*m*⟩ *. . . Venerem, et quod sata in lucem proserpant, cognominatam esse Proserpinam.*

IV, 10 (148, 21) soll *in sedibus* einem *inter divos* Platz 155 machen. Solcher Gewaltsamkeit entgehen wir, wenn wir *in sedibus* ⟨*caelestibus*⟩ ergänzen, eine Verbesserung, die, wie ich soeben erst sehe, dem Gedanken nach (*in sedibus diuinis*) von Reifferscheid vorweggenommen ist.

VI, 13 (224, 24). Die Meldung, daß Praxiteles in der Darstellung der knidischen Venus die von ihm geliebte Kratine zum Modell genommen hat, scheint in tadelloser Weise überliefert. Das Verbum *coegisse,* das Meiser durch *redegisse* ersetzen will, entspricht, so denke ich, gar wohl der Gedankennuance, der Bildhauer habe das Antlitz der Göttin in die Ähnlichkeit mit den Zügen der Hetäre gleichsam hineingezwängt; *sollertiarum certamine* aber weist auf den Wettstreit des Praxiteles mit den Kunstgriffen oder Kniffen rivalisierender Künstler, ich meine nicht unpassend, hin. [Der Satz lautet bei Reifferscheid: *ad formam Cratinae meretricis ... os Veneris Cnidiae, — † sollertiarum coegisse certamine?*]

VII, 22 (255, 16) dünkt uns die Änderung von *procedere* in *producere*, dem das Objekt fehlt, einigermaßen gewaltsam. Hat Arnobius nicht vielmehr gesagt: Wir alle beten und wünschen, die Erdgöttin möge *inextinguibili semper* ⟨*fetus*⟩ *fecunditate pro*[*ce*]*dere*?

Zu lebhaftem Widerspruch fordert uns ein Teil der Be-

handlung von VII, 50 (283, 31) heraus. Über das „Steinbild der Magna Mater" von Pessinus hat Meiser in einem eigenen Abschnitt S. 14—18 aufs trefflichste gehandelt und Torheiten der Vorgänger aufs schlagendste widerlegt. Es war das ein schwarzer Stein, in dem man sich einbildete, „schwache, verschwommene Umrisse eines weiblichen Antlitzes" zu erkennen. An unserer Stelle hat nun der Verfasser in *corporis* mit treffsicherem Blicke *oris* erkannt. Unmöglich aber scheint uns, diesem das Adjektiv *torpidi* voranzustellen und von „starrem Gesichtsausdruck" dort zu sprechen, wo Gesichtszüge überhaupt nur mit Mühe zu erkennen waren (vgl. faciem minus expressam 283, 18). Ich irre vielleicht nicht, wenn ich Meisers Besserung durch die Schreibung *corrosi oris* zu vervollständigen glaube. [Dann lautet die Stelle: *et quis hominum credet, terra sumptum lapidem . . . fuliginei coloris atque atri, corrosi oris, deum fuisse matrem?*]

Schließlich sei noch der zweite Abschnitt der Abhandlung: „Zur Charakteristik des Arnobius" S. 9—14 mit dem Ausdruck warmer Zustimmung hervorgehoben. Der Unglimpf, der in jüngster Zeit, wie ich hier erfuhr, über das Haupt des Arnobius ausgegossen ward, könnte nicht unverdienter sein. Uns hat der beredte und gelehrte Apologet, der im Lehrgedicht des Lucrez besser als in den Evangelien Bescheid weiß, der Vorkämpfer des praktischen Christentums, der an dem Stellvertretungsdogma eine einschneidende Kritik übt, der Feuergeist, der mit dem ganzen Eifer des Neophyten die wirklichen oder vermeintlichen Schäden des Volksglaubens aufdeckt und geißelt, stets als eine der eigenartigsten und anziehendsten Figuren der großen Übergangszeit vom alten zum neuen Glauben gegolten.

37. Zu Kallimachos.[1]

Hymnus in Dianam v. 119 ff. wird der Göttin Entwicklung zur Schützenmeisterschaft geschildert:

ποσσάκι δ' ἀργυρέοιο, θεή, πειρήσαο τόξου;
πρῶτον ἐπὶ πτελέην, τὸ δὲ δεύτερον ἧκας ἐπὶ δρῦν,
τὸ τρίτον αὖτ' ἐπὶ θῆρα· τὸ τέτρατον οὐκ ἔτ' ἐπὶ δρῦν,
ἀλλά μιν εἰς ἀδίκων ἔβαλες πόλιν κτέ.

Daß die Überlieferung nicht heil ist, das erkennen die neueren Herausgeber einmütig an. Denn wie sollte der Dichter dort, wo er von dem dritten zum vierten Schuß übergeht, mit den Worten *οὐκ ἔτ' ἐπὶ δρῦν* wieder auf den zweiten zurückgreifen? Das konnte er, so beantworten sie diese Frage, nur dann tun, wenn er gleichzeitig in einem Verse, den wir nicht mehr besitzen, auch die beiden andern Schüsse wieder namhaft machte. So hat man denn nach V. 121 eine Lücke angenommen und sie mit Moritz Haupt oder mit O. Schneider ausgefüllt durch die Einschaltung des Verses:

οὐκ ἔτ' ἐπὶ πτελέην ἧκας βέλος, οὐκ ἐπὶ θῆρα,

oder:

οὐδ' ἔτ' ἐπὶ πτελέην οὐδ' ἀγροτέρους ἐπὶ θῆρας.

Ich behaupte nicht, daß die Annahme einer derartigen Lücke schlechtweg unzulässig sei: aber die Wahrscheinlichkeit der Annahme wird durch zwei Erwägungen geschmälert. Erstens fragt man vergebens nach dem Grund dieses Ausfalls, wie ein Homoioteleuton ihn liefern würde. Zweitens und haupt-

[1] Aus Wiener Studien XXXII, 1 ff. (1910).

sächlich: die nicht aller Gewaltsamkeit bare Voraussetzung beseitigt nicht jeden Anstoß der Überlieferung. Einen solchen erblicke ich vielmehr darin, daß das verallgemeinernde „Tier" sich nicht etwa bloß dort findet, wo es ganz und gar an seinem Platze wäre, nämlich in der negativen Wendung: „Das nächste Ziel der Göttin war nicht mehr ein Tier, sondern die Wohnstätte frevelhafter Menschen." Bei der bloßen Aufzählung der Schußziele hingegen würde man nach „Ulme" und „Eiche" weit eher ein besonderes Tier namhaft gemacht zu sehen erwarten. So ist denn das vorgeschlagene Heilmittel jedenfalls nicht so plausibel, daß man sich bei ihm endgültig zu beruhigen genötigt wäre. Mein Gegenvorschlag ist wohl nicht so gewaltsam, daß er nicht einer Erwägung wert sein sollte. Ich möchte nämlich als die ursprüngliche Gestalt des V. 121 f. vermuten:

> *τὸ τρίτον αὖτ' ἐπὶ σῦν, τὸ δὲ τέτρατον οὐκ ἔτι θῆρα.*
> *ἀλλά μιν εἰς ἀδίκων ἔβαλες πόλιν —.*

Die vorausgesetzte Verderbnis mußte freilich eine zweistufige sein. Zunächst mag das dem Schreiber noch im Ohre liegende *δρῦν* das daran anklingende *σῦν* verdrängt haben (*τὸ τρίτον αὖτ' ἐπὶ δρῦν*). Dann forderte der Unsinn zu einer Besserung auf, die man schlecht und recht durch die Vertauschung von *δρῦν* und *θῆρα* vornahm, wobei überdies das nicht leicht zu entbehrende *δέ* mit in die Brüche ging. Zum Rhythmus und zur Gestaltung des Verses vgl. man das homerische (N 20):

> *τρὶς μὲν ὀρέξατ' ἰών, τὸ δὲ τέτρατον ἵκετο τέκμωρ*

und das hesiodeïsche (*ἐκή* 596):

> *τρὶς ὕδατος προχέειν, τὸ δὲ τέτρατον ἱέμεν οἴνου.*

Meine Vermutung lenkt übrigens in die Bahn zurück, die Meineke einst betreten, aber meines Erachtens nicht beharrlich genug beschritten hat (p. 163 sq.): „*Sed redeo ad Callimachi locum, in quo nemo monitus dubitabit quin aliquid corruptum sit, ipsa rei natura docente, postquam primum ictum dea ulmo, secundum quercui, tertium ferae intulit, iam ad quartum*

transeuntem poetam non sic pergere potuisse, οὐκ ἔτ' ἐπὶ δοῦν ἔβαλε, sed debuisse non iterum feram percussit. Eam ob causam ego οὐκ ἐπὶ θῆρα vel, quod etiam magis Callimacheum est, οὐκ ἔτι θῆρα conieceram."

So wollte denn Meineke schreiben:

τὸ τρίτον αὖτ' ἐπὶ θῆρα, τὸ τέτρατον οὐκ ἔτι θῆρα,

ohne sich zunächst an dieser lästigen Wiederholung zu stoßen. Doch er beeilt sich hinzuzufügen: „*Nunc nescio an Hauptio accedendum sit post οὐκ ἔτ' ἐπὶ δοῦν versum excidisse suspicanti —*".

38. Zu Kallimachos.[1]

Das 54. Epigramm ist seltsamerweise bisher nicht geordnet worden, obgleich es zu den verständlichsten und durchsichtigsten gehört, die Kallimachos geschrieben hat. In Meinekes Ausgabe (1861) S. 109 lauten die zwei Distichen also:

> *Τὸ χρέος ὡς ἀπέχεις, Ἀσκληπιέ, τὸ πρὸ γυναικὸς*
> *Δημοδίκης Ἀκέσων ὤφελεν εὐξάμενος,*
> *Γινώσκεις. ἢν δ' ἄρα λάθῃ καὶ μισθὸν ἀπαιτῇς,*
> *Φησὶ παρέξεσθαι μαρτυρίην ὁ πίναξ.*

Nur der 3. Vers bietet ein kritisches Problem. Mit vollstem Recht hat Tyrwhitt mit Änderung eines Buchstabens die Konstruktion hergestellt, indem er aus dem *γινώσκειν* der Überlieferung *γινώσκεις* machte. Tat Meineke wohl daran, diese Besserung anzunehmen, so war er übel beraten, als er Porsons kritischen Eingriff, die Ersetzung von *μίν* durch *μισθόν*, in den Text aufnahm. Wäre dieses Wort überliefert, so müßte es Bedenken erregen, da die Abstattung einer Schuld (*τὸ χρέος*) nicht füglich die Zahlung eines Lohnes heißen kann. Es war aber überdies zu einer Änderung kein Grund vorhanden, da *μίν* bekanntlich ein Neutrum ebensowohl als ein Maskulinum oder Femininum vertreten kann. Die Unvollständigkeit des Verses erheischt darum eine andere Ergänzung. *λάθῃ* neben *ἀπαιτῇς* erfordert unbedingt die Hinzufügung des Akkusativs des 2. Personalpronomens. Der Pyrrhichius aber, der zwischen diesem Verbum und *καὶ μὶν ἀπαιτῇς* gestanden hat, kann, da eine Anrede wie *φίλε* durch

[1] Aus Rhein. Mus. LXV, S. 156 f. (1910).

den Zusammenhang ausgeschlossen ist, wohl nur eine Partikel, und kaum eine andere als eine Zeitpartikel gewesen sein. Das sinnwidrige *ἄρα* endlich, das v. Wilamowitz wenigstens in der ersten Auflage seiner Ausgabe mit Fug als verderbt bezeichnet hat, will durch ein einsilbiges Wort ersetzt sein, doch kaum durch ein anderes als das in Verbindung mit *δὲ* eine scharfe gegensätzliche Wendung ausdrückende *αὖ*. So gewinnen wir die folgende Fassung:

γινώσκεις. ἢν δ' αὖ σε λάθῃ ⟨ποτὲ⟩ καί μιν ἀπαιτῇς —.

Kaum tut es not, den Gedanken des Gedichtchens mit einem Worte zu beleuchten. Akeson hatte dem Heilgott für den Fall der Genesung seiner Gattin ein Weihgeschenk gelobt. Dieses Geschenk und wahrscheinlich den Akt seiner Übergabe stellte das Bild dar, unter dem das Epigramm geschrieben gedacht wird. Asklepios wird an die Erfüllung des Gelöbnisses erinnert: sollte er diese einmal vergessen und die Abstattung der Schuld von neuem verlangen, so erklärt das Bild, das erforderliche Zeugnis ablegen zu wollen.

Statt an ⟨ποτὲ⟩ läßt sich auch an ⟨πάλι⟩ denken und mit Annahme eines leichten Hyperbaton *πάλι καὶ* im Sinne von *καὶ πάλι*, „und von neuem“, verstehen.

39. Zu Maximos Tyrios.[1]

Karl Meiser hat sich jüngst in einer sehr wertvollen und ergebnisreichen Studie mit Maximos Tyrios beschäftigt (Sitzungsberichte d. königl. bayer. Akad. d. Wissensch., philos., philol. und histor. Klasse, Jahrgang 1909, 6. Abhandlung). Er hat das Verständnis und die Würdigung des von der neueren Literaturgeschichte teils ignorierten, teils mit gar wenig Billigkeit behandelten Schriftstellers erheblich gefördert. Nicht ohne ein Wort der Verwahrung können wir jedoch an Meisers Versuch vorübergehen, in dem 9. Vortrage des Maximos eine Bestätigung der von Martin Schanz aufgestellten These zu erblicken, die platonische Apologie sei „eine freie Schöpfung Platons" (S. 31). Ich habe allerdings, was ich gegen diese Behauptung zu sagen hatte, bereits auf der Kölner Philologenversammlung 1895 vorgebracht (vgl. auch „Griechische Denker" II², S. 81 und 541). „Stilisierte Wahrheit", so nannte und nenne ich den Inhalt der Apologie. Daß der Dichter-Philosoph die poetische Freiheit so weit getrieben habe, um vor Gericht beeidete Zeugenaussagen wie jene des Bruders des Chaerephon frei zu erfinden — solch eine Annahme gilt mir noch immer als unbedingt unzulässig, nicht minder die Voraussetzung, Platon habe den auf eine bescheidene und darum freilich unwirksame Geldbuße lautenden Gegenantrag, die ἀντιτίμησις, bei der er sich selbst unter den zur Zahlung Erbötigen nennt, willkürlich fingiert. Zur äußeren Beglaubigung tritt aber auch die innere Wahrscheinlichkeit mit nahezu zwingender Gewalt hinzu. Daß Sokrates den gegen ihn angestrengten Prozeß

[1] Aus Wiener Studien XXXI, 181 ff. (1910).

nicht zu dem benützt haben sollte, wozu er ihn nach Platon in der Tat benützt hat, zu einer großartigen Demonstration, zu einer ergreifenden Darlegung der Beweggründe und Ziele seines Wirkens, daß er die Reden der Ankläger vollständig unbeantwortet gelassen, daß er all das, was ihm 182 in dieser feierlichen Stunde, man möchte sagen, von selbst auf die Lippen trat, gewaltsam zurückgedrängt, daß er, der Redegewaltige, in einem ebenso unnatürlichen als aller Sitte hohnsprechenden Schweigen verharrt habe — wer möchte das glauben, auch wenn keine Zeile der Apologie auf uns gekommen wäre! Daß er sterben wollte, daß seine Verteidigungsreden, die nicht seinen Freispruch bezweckten, dieser Aufgabe gar wenig angepaßt und darum keine Verteidigungen im eigentlichen, technischen Sinne dieses Wortes waren, das wußte Platon so gut wie wir. Er stimmt hierin ganz und gar mit Xenophon überein; der einzige ernste Widerspruch zwischen den beiden Gewährsmännern bezieht sich auf jene *ἀντιτίμησις*, über die der zu jener Zeit in weiter Ferne weilende Xenophon augenscheinlich nicht genau unterrichtet war.

Wir benützen diesen Anlaß, um einige der von Meiser in reicher Fülle vorgebrachten, zum größten Teil überaus scharfsinnigen „Kritischen Bemerkungen“ (S. 32—67) zu überprüfen und ihnen unsere eigenen Vorschläge gegenüberzustellen. Unseren Zitaten fügen wir, hierin Meiser folgend, die Dübnerschen Seiten- und Zeilenzahlen bei und führen dessen Text insoweit an, als er mit der Überlieferung übereinstimmt. (J. J. Reiskes Ausgabe ist mir leider unzugänglich.)

Wir bedauern es, mit einer der verfehltesten Konjekturen den Anfang machen zu müssen. S. 34 bespricht Meiser die Stelle III, 6 = 8, 13—17 wie folgt: „Der Kranke läßt sich schneiden und brennen, er erträgt Hunger und Durst in der Hoffnung, dadurch gesund zu werden: es kann also nicht richtig sein, wenn es heißt:

‚*ἀντικαταλλαττόμενος ταῦτα τῆς προσδοκίας τοῦ ὕπνου* . . . .

Die Hauptsache ist die dauernde Gesundheit und Genußfähigkeit . . . . Also ist statt *τοῦ ὕπνου* zu lesen *τοῦ τερπνοῦ*

(= *τοῦ μέλλοντος ἀγαθοῦ*). Vgl. 31, 5 *ὑγιασθῆναι* und *τὸ τερπνόν*". Die zuletzt angeführte Stelle (p. 124, 41—42) beweist das Gegenteil dessen, was Meiser sie beweisen lassen will. Wir lesen dort: *ἐὰν γὰρ τούτου ἀφέλῃς μὲν τὸ ὠφελοῦν, τὸ τερπνὸν δὲ προσθῇς κτέ.* Also, wie zu erwarten, das Angenehme nicht identifiziert, sondern kontrastiert mit dem dauernd Nützlichen. „*τερπνόν* ist" (so äußert sich zu einer anderen Stelle Meiser selbst S. 58) „wie häufig synonymer Ausdruck zu *ἡδονή*". Ebenso schreibt er S. 56: „Der Begriff *ἡδονή* liegt ja schon in *τερπνότατον*." Das dauernd Nützliche aber im Bereiche des körperlichen Befindens heißt das Gesunde. Ich zweifle daher nicht daran, daß in *τοῦ ὕπνου* an unserer Stelle nichts anderes zu suchen ist als *τοῦ ὑγιοῦς* (ΥΓΙ = ΥΠ) oder vielleicht *τοῦ ὑγιεινοῦ*. [So schrieb schon, wie Mekler mitteilt, Neoph. Dukas (Wien 1810) unter Verweisung auf 37, 7 = p. 147, 40 Dübner: *οἷον εἴ τις καὶ ἰατρικὴν καλοῖ τέχνην, ἀπεληλαμένην μὲν τοῦ ὑγιεινοῦ, περὶ δὲ τὰ αὐτὰ φάρμακα* (*περὶ δ' αὐτὰ τὰ φάρμακα*?) *ἐξεταζομένην*. Hieß es nicht: *περὶ δὲ τὰ φάρμακα αὐτὰ ἐξεργαζομένην*? Das wäre also eine Kunst, die sich bloß mit den Mitteln, aber ganz und gar nicht mit dem Zweck beschäftigte, z. B. eine Chemie der Medikamente, die diese durchaus nicht als Medikamente ins Auge faßte.]

In der Besprechung von VI, 7 = 20, 18 hat Meiser (S. 35—36) unseres Erachtens schwer geirrt. Das überlieferte *πάλιν* ist von Markland und Reiske, denen Dübner gefolgt ist, längst zu *πάλαι* verbessert und mit dem folgenden *ἐδέξαντο ἂν κτέ.* richtig verbunden worden. Hierüber weitläufig zu werden, widerstrebt uns, da wir hier nichts Eigenes zu bieten haben. Übrigens schiene uns, selbst wenn Meisers Auffassung und Interpunktion der Stelle richtig wäre, *στρατοπέδων πάλη* eine an sich ungeeignete Verbindung. Nur beiläufig sei bemerkt, daß die S. 37 vorgeschlagenen Einschaltungen von *ἆρ' οὐ δεινὸν* nach *λέγοντας* IX, 2 (31, 51) und von *ἀναίτιος* nach *βεβιωκὼς μὲν πόρρω ἡλικίας* IX, 3 (32, 25) gleich sehr entbehrlich scheint. Doch darauf wollten wir den Leser nur aufmerksam machen. Ein Wort der Begründung

ist hingegen vonnöten zur Verteidigung der Überlieferung in 32, 35: *ἐπὶ μεθυόντων δικαστῶν*. Es ist hier vom Publikum, das der Aufführung der „Wolken" beiwohnte, und von dem Einfluß, den diese Aufführung auf die Verurteilung des Sokrates ausübte, die Rede. *δικαστῶν* mit Meiser S. 37 durch *θεατῶν* zu ersetzen, scheint uns weder nötig noch an sich empfehlenswert. „Trunkene Richter" — diese Verbindung ist rhetorisch überaus wirksam, da das Richteramt mehr als jedes andere besonnene Nüchternheit erfordert, und da der verhängnisvolle Einfluß, den die am Feste des Weingottes versammelten Theaterbesucher wirklich oder vermeintlich auf das Schicksal des großen Weisen geübt haben, hierdurch in prägnantester Weise bezeichnet und verurteilt wird.

VII, 9 = 26, 27—29 *ἡγεῖτο γάρ, οἶμαι, ὁ Σωκράτης Αἰσχίνου μὲν φιλοσοφήσαντος καὶ Ἀντισθένους ὄνασθαι ἂν ὀλίγα τὴν Ἀθηναίων πόλιν· εἰ δὲ Ἀλκιβιάδης ἐφιλοσόφει ἢ Κριτίας ἢ Κριτόβουλος ἢ Καλλίας, οὐδὲν ἂν τῶν δεινῶν τοῖς τότε Ἀθηναίοις ξυνέπεσεν.*

„Man erwartet statt *ἐφιλοσόφει φιλοσοφοίη* und statt *ξυνέπεσεν ξυμπεσεῖν*, da es, wie *ὄνασθαι ἂν* im ersten Gliede von *ἡγεῖτο* abhängen muß." (S. 36.) Die Gewaltsamkeit solch einer Doppeländerung macht uns stutzig. In Wahrheit ist sie ganz und gar unnötig. Maximus will erklären, warum Sokrates auch Angehörige der vornehmsten Kreise (*τοὺς πλουσίους καὶ τοὺς ἐνδόξους καὶ τοὺς εὐγενεστάτους*) für die Philosophie zu gewinnen bemüht war. Im zweiten Teil des Argumentes hat er die direkte Rede der indirekten vorgezogen, sich selbst an die Stelle des Sokrates gesetzt. Das tut er mit bestem Bedacht. Er ersetzt den Vorblick des Sokrates, der nur ein ganz vager sein konnte, durch den
184 ungleich wirksameren historischen Rückblick, den er natürlich nicht dem Sokrates selbst in den Mund legen konnte, auch schon darum nicht, weil der wirkliche Erfolg der Absicht des athenischen Weisen keineswegs entsprochen hat. Hätte dieser — das ist sein Gedanke — einen Alkibiades oder Kritias in Wahrheit zu Philosophen gemacht (d. h. hätten diese wirklich als Philosophen gelebt und somit ent-

weder der politischen Tätigkeit entsagt oder sie in wahrhaft philosophischem Geiste ausgeübt), dann wäre Athen von den schweren Unglücksfällen, die es damals trafen, verschont geblieben. Man denke an die 30 Tyrannen, an deren Spitze Kritias stand, und an die verhängnisvolle sizilische Expedition, deren Haupturheber Alkibiades war. Der überlieferte Text ist somit jeder Anfechtung entzogen.

Unmittelbar darauf hat Meiser einen Fehler der Überlieferung richtig erkannt, doch möchten wir dem von ihm vorgeschlagenen Heilmittel ein anderes vorziehen. Unvollständig ist der Satz: *οὐδὲ γὰρ ἡ Διογένους ζήλωσις, θυλάκιον καὶ βακτηρία, ἀλλ' ἔξεστι κτέ.* Nach *ζήλωσις* will er ⟨*σωτηρία*⟩ einsetzen; wäre es nicht besser, nach *βακτηρία* (oder auch nach *θυλάκιον*) den Ausfall eines Verbums und zwar von ⟨*ἀρκεῖ*⟩ anzunehmen? [Oder von *ἀρκοῦν* nach *θυλάκιον*?]

X, 1 = 35, 17 werden Poesie und Philosophie als nahezu identisch dargestellt. Sie heißen ein *χρῆμα διττὸν μὲν κατα τὸ ὄνομα, ἁπλοῦν δὲ κατὰ τὴν οὐσίαν καὶ διαφέρον το αὐτοῦ* (sic!) *οἷον εἴ τις* den Tag für etwas anderes als die vom Sonnenlicht beschienene Erde oder umgekehrt erklären würde. Aus den zwei verderbten Worten haben Meisers Vorgänger *οὐδὲν ἑαυτοῦ* gemacht, während er selbst *τῷ αὐτῷ* vorsieht (S. 38). Das Richtige dünkt uns *τοσοῦτον* = „nur so viel", „nicht mehr als".

X, 4 = 36, 32 lesen wir: *πλὴν εἰ μὴ νομίζεις Ὅμηρον ἐντετυχηκέναι τοῖς θεοῖς τοξεύουσιν ἢ διαλεγομένοις ἢ θύουσιν ἤ τι ἄλλο δρῶσιν οἷα περὶ αὐτῶν ἐκεῖνος ᾄδει.* Daß die Götter auch bei Homer niemals opfern und daher *θύουσιν* verderbt ist, unterliegt keinem Zweifel. Allein Meisers Konjektur: „*ὕουσιν*, denn dies gehört zur Tätigkeit des Zeus" (S. 39), erscheint völlig unzulässig. Ist es doch eben lediglich Zeus und keiner der andern Götter, der regnen läßt. Ich verfiel auf *μεθύουσιν* im Hinblick auf das Zechgelage der Götter im 1. Buche der Ilias und finde nun, daß bereits Markland[1] diese Verbesserung vorweggenommen hat, eben

[1] [Vor diesem schon Heinsius nach Neoph. Dukas a. a. O. Mekler vermutet *ὀπύουσιν*.

jener Kritiker, dessen Emendationen dutzendweise durch den Codex Regius bestätigt worden sind.

X, 7 = 38, 1 wird der Dichter und der Philosoph aufgefordert, gleichmäßig die Wahrheit zu sprechen. Dieses 185 Gebot wird hier (37, 51) in die Worte gefaßt: *ἀληθῆ λεγέτω κἂν ψιλῶς λέγῃ.* Meiser ergänzt den Satz S. 39: *ἀληθῆ λεγέτω ⟨κἂν φιλόσοφος λέγῃ⟩ κἂν ψιλῶς λέγῃ.* Er übersieht jedoch merkwürdigerweise, daß es gerade der Philosoph ist, der *ψιλῶς*, d. h. ohne Verse, in Prosa spricht. Was hier fehlt, ist die Erwähnung des Dichters. Man wird daher meines Erachtens zu schreiben haben: *κἂν ψιλῶς ⟨κἂν ἐμμελῶς⟩ λέγῃ.* Auch an *κἂν ἐμμέτρως* läßt sich denken, aber unserem ersten Vorschlag kommt größere paläographische Wahrscheinlichkeit zu.

Nach einer Reihe überwiegend vortrefflicher Emendationen begegnen wir S. 42 einer solchen, die nur halb gelungen scheint. Überliefert ist XIV, 5 = 53, 8—10 *τί δὴ νῦν ἀποροῦντες περὶ τοῦ δαιμονίου τοῦ Σωκράτους συνεγένετο διηγουμένῳ . . . . . . ἃ διηγεῖτο περὶ μὲν τοῦ Ἀχιλλέως κτέ.* Meiser ersetzt *τί δὴ* durch *τί δ' εἰ.* Er hätte wohl daran getan, überdies *οἱ* vor *νῦν* mit Dübner einzuschalten.

Schwer hat unseres Erachtens Meiser in der Behandlung von XIX, 3 = 75, 30 geirrt. Ich begnüge mich damit, seine Wiedergabe der Stelle hierher zu setzen (S. 46): „Und natürlich verkündet Gott allen, die darum bitten, die Wahrheit, die zu erfahren immer nützlich ist, auch wenn der, der sie erfährt, ungerecht ist und dadurch andere übervorteilen will.“ Ich glaube vielmehr den folgenden Gedanken zu erkennen: „Die Gottheit kann ihrer Natur nach nicht anders als die Wahrheit sprechen. Sie verkündet sie darum jenen, die sie um einen Bescheid angehen, immer und überall, ohne jede Rücksicht auf deren Nutzen oder Schaden, ja selbst dann, wenn die Kenntnis der Wahrheit vom Frevler in sträflicher Weise mißbraucht wird.“ Das ist der Gedanke, der aus den überlieferten Worten hervorschimmert und den man aus ihnen ohne Änderung eines Buchstabens, nur durch Annahme und Ergänzung mehrerer Lücken, gewinnen kann.

Daß der Satz lückenhaft überliefert ist, hat übrigens schon Davis und nach ihm Dübner erkannt, ohne jedoch, wie ich meine, das richtige Verständnis gewonnen zu haben. Ich schlage vor, zu schreiben: *καὶ δηλαδὴ πᾶσι τοῖς δεομένοις θεσπίζει ὁ θεὸς τὸ ἀληθές, ⟨εἴτε⟩ μαθεῖν ⟨εἴτε⟩ καὶ ⟨ἀγνοεῖν⟩ συμφέρει, κἂν μέλλῃ ὁ μαθὼν ἄδικος ὢν πλεονεκτήσειν.*

An die „völlige Verwirrung", die im 2. Kapitel der 23. Rede herrschen soll (S. 52), glauben wir nicht. Doch würde die Darlegung des Gedankenzusammenhanges allzuviel Raum erfordern. Es genüge uns die Bemerkung, daß Meiser uns hier einiges trefflich gebessert, anderes aber arg mißverstanden zu haben scheint. Ich will nur die zwei Zeilen XXIII, 2 = 92, 42—44 genauer besprechen: *εἰ δέ τις μέρος τοῦ ὅλου ἀποτεμόμενος καθ' αὑτὸ σκοπεῖ διὰ μαρτύρων τῶν χρωμένων τούτῳ ἢ μή· οὕτω γὰρ ἂν καὶ τὰ ἄλλα πάντα, οἷς* 186 *ἄνθρωποι χρῶνται, κατ' ἴσον ἂν τύχοι τιμῆς καὶ ἀτιμίας καὶ διατελοῖ ἐν ἀμφισβητησίμῳ κρίσει πλανώμενα.* Es ist hier vom Idealstaat Platons die Rede, und jenen, die ihn in Bausch und Bogen verwerfen, wird (kurz gesagt) die relative statt der absoluten Beurteilung menschlicher Dinge überhaupt, der Bräuche, Einrichtungen, ebenso wie der Nahrungs- und Heilmittel, der Lebensweise usw. ans Herz gelegt. Fehlerhaft scheint in diesem Satze nur *σκοπεῖ*, das Markland und Reiske durch *σκοποῖ*, dann *διαμαρτύρων*, das die Kritiker durch *διὰ μαρτύρων*, endlich *οὕτω γὰρ ἄν*, welches diese durch *οὕτω γ' ἂν* ersetzt haben. Unzulässig erscheint uns hingegen Meisers Schreibung *⟨οὐ⟩ δεῖ μαρτύρων*, nicht minder seine Wiedergabe: „Wenn man aber einen Teil des Ganzen getrennt für sich betrachtet (d. h. den Idealstaat Platons für sich ohne Rücksicht auf die wirklich bestehenden Staaten), dann bedarf man keiner Zeugen, die davon Gebrauch machen oder nicht." Vielmehr: „Wenn man aber einen Teil vom Ganzen absonderte (d. h. die einzelne Institution von der Gesamtheit der übrigen Voraussetzungen und gegebenen Bedingungen) und für sich auf Grund des Zeugnisses beurteilte, das die Verwendung oder Nichtverwendung jenes einzelnen Bestandteiles liefert, dann würde auch alles andere Mensch-

liche bald der Ehre, bald der Unehre teilhaft werden und das Urteil darüber ein allezeit unsicheres und schwankendes bleiben."

XXXIII, 3 = 92, 54 *περὶ Ὁμήρου σκοπῶμεν ἀδεκάστως μάλα, οὔθ' ὅστις Πλάτωνι χαίρει ἀτιμάζων Ὅμηρον, οὔθ' ὅστις Ὅμηρον θαυμάζει μεμφόμενος Πλάτωνι.* Hier will Meiser S. 52—53 zwischen *μάλα* und *οὔθ' ὅστις* die zwei Worte *⟨οὐ πειθόμενοι⟩* einschalten. Dem Gedanken fügt diese Zutat nichts bei; der Übergang aber vom Plural *σκοπῶμεν* zu den nachfolgenden Singularen ist der freien Lebendigkeit des griechischen Ausdrucks völlig angemessen. Die kollektive Gesamtheit wird in die Bestandteile zerlegt, aus denen sie sich zusammensetzt. Zumal das generalisierende *ὅστις* steht, ähnlich wie *πᾶς, ἕκαστος* u. dgl. mehr, gar häufig „mit Pluralen in Beziehung .... sowohl der Plural auf den Singular bezogen als umgekehrt" (Krüger, Griechische Grammatik, § 58. 4, 5). Nicht selten wird das verkannt, und über Fälle solcher Verkennung und daraus entspringender unnötiger Änderungen habe ich einst — „Nachlese zu den Bruchstücken griechischer Tragiker" S. 31 f. [hier I, 122 f.] — ziemlich eingehend gehandelt. Ich übersetze unsere Stelle wie folgt: „Über Homer wollen wir völlig unbefangen handeln, derart, daß weder der Freund Platons Homer mißachtet, noch der Bewunderer Homers Platon geißelt."

187 XXIII, 3 = 93, 14: *κατὰ τὸ ἀκριβέστατον μᾶλλον ἢ χρειωδέστατον, ὄνπερ τρόπον καὶ τοῖς τὰ ἀγάλματα τούτοις διαπλάττουσιν.* So viel führt Meiser an und fügt die Bemerkung hinzu (S. 53): „Platon bildete seinen Staat mehr nach dem Ideale als nach der Wirklichkeit, wie es auch die Künstler bei den Götterbildern machen, also: *ὅσπερ τρόπος* (sc. *ἐστίν*)." Ehe wir uns entschließen, an der zu einem formelhaften Ausdruck verwachsenen Verbindung *ὄνπερ τρόπον* (= *ὡς* oder *καθάπερ*) zu rühren, muß die Notwendigkeit der Änderung und überdies auch ihre Zulänglichkeit erwiesen sein. Keines von beiden ist der Fall. Der Dativ *τοῖς — διαπλάττουσιν* weist zurück auf *αὐτῷ* in dem von Meiser nicht angeführten, unmittelbar vorangehenden Satzteil: *ἀλλ' ἔστιν αὐτῷ ξυνοίκησις*

καὶ ἡ πολιτεία γιγνομένη λόγῳ. Das heißt in der Tat, es stehe dem Staats- und Gesellschaftsbildner Platon ein Ideal vor Augen, ganz so — das fügt Maximos erläuternd hinzu — wie den Bildhauern, die Götterbilder schaffen, und dabei (so ungefähr heißt es im folgenden) nicht irgend einen dem Ideal genau entsprechenden Körper in der Wirklichkeit vorfinden und nachbilden, sondern zerstreute Züge der Schönheit, die ihnen die Erfahrung darbietet, zusammenlesen und zu einem Ganzen vereinigen. Einen Fehler scheint jedoch jener Satz in Wahrheit zu enthalten, das weder von Meiser noch (so viel ich sehen kann) von einem seiner Vorgänger angefochtene, aber jeder Erklärung widerstrebende *τούτοις*. Ich vermute dafür *τύποις*.

XXV, 1 = 100, 30. *Ἀναλαβόντες αὖθις αὖ τοὺς περὶ ἔρωτος λόγους ὥσπερ ἀρχὴν μακρᾶς ὁδοῦ μετ' ἀνάπαυλαν βαδίζωμεν ἐπὶ τὸ τέλος.* Hier soll *ἀρχὴν*, da der Autor „nicht mehr am Anfange der Untersuchung steht, nicht richtig sein“ und durch *ἴχνη* ersetzt werden. Ich vermag nicht beizupflichten. Es ist mißlich, *ἀρχὴν*, dem das *τέλος* gegenübersteht, zu beseitigen: solange das Ende nicht erreicht ist, kann der vorangehende Teil des Weges immer noch Anfang heißen.

XXVI, 5 = 105, 9. *Οὗτός ἐστιν ὁ ἔρως . . . . . ὁ παράνομος, ὁ ἔμπληκτος, ὁ ἄωρος.* Durch das letzte Wort möchten wir das überlieferte *ἄδωρος* ersetzen, das Pierson in *μωρός*, Meiser in *ἄλογος* verwandeln will. Daß das Wort als Gipfel der Klimax nicht zu schwach ist, mag Kallimachos frg. 325 Schneider, und Hesychius s. v. zeigen.

XXVI, 7 = 106, 23—25. *Ὅταν γὰρ ψυχῆς ἀφέλῃς μὲν τὸ εἰδέναι, παράσχῃς δὲ τὸ δύνασθαι, δίδως τοῖς ἁμαρτήμασιν ἐπιρροὴν καὶ ἐξουσίαν καὶ δρόμον.* „Nicht *τὸ εἰδέναι* ist hier das richtige Wort, sondern *τὸ αἰδεῖσθαι*“ (S. 55). Ich hege 188 hier ein ähnliches Bedenken wie oben in betreff der Ausmerzung von *ἀρχὴν* neben *τέλος*. Wissen und Können, das entspricht sich so genau, daß man die Antithese nicht ohne zwingende Notwendigkeit antasten darf. Das Wissen schließt ja, zumal für einen Platoniker, das Wissen vom Guten und Rechten in sich. Sein Fehlen genügt, um allen schlechten

Antrieben die Bahn offen zu lassen. Das lehrt uns der Autor selbst einige Zeilen später: *τυραννὶς ἀκόλαστος, ὅταν ἀπῇ μὲν ὁ λόγος, οἱ δὲ ὀφθαλμοὶ λιχνεύουσιν· ὧν ἐὰν ἀφέλῃς τὴν ἐξουσίαν κτέ,* wo *λόγος* die Stelle des *εἰδέναι* und *ἐξουσία* die Stelle des *δύνασθαι* einnimmt.

XXVIII, 6 = 114, 18—20. *χαλεπὸν μὲν εἰπεῖν καὶ ἀντιτάξασθαι πολλῷ καὶ γενναίῳ λογοποιῷ, ῥητέον δὲ ὅμως κτέ.* Meiser beanstandet wohl nicht mit Unrecht den Singular und schlägt vor, „*πολλοῖς καὶ γενναίοις λογοποιοῖς*“ herzustellen. Sollte es nicht geratener sein, den Ausfall eines Kollektivums anzunehmen und etwa zu vermuten: *πολλῷ καὶ γενναίῳ λογοποιῶ⟨ν στρατοπέδῳ⟩*? Etwa wie Platon im „Theätet“ 153a die Vorkämpfer der heraklitischen Flußlehre zusammenfaßt als *τοσοῦτον στρατόπεδον καὶ στρατηγὸν Ὅμηρον.* Zu einem derartigen Bilde würde auch *ἀντιτάξασθαι* nicht übel stimmen.

Zu XXIX, 5 = 117, 43 *εἰ δὲ καὶ τῆς Κρόνου ἀρχῆς ἐπελαβόμεθα, τίς ἂν ἡμῖν γεωργίας λόγος;* begegnet Meiser (S. 57) ein seltsames Versehen; er „erwartet *ἐπιλαβοίμεθα, τίς ἂν ⟨εἴη⟩ ἡμῖν* —“. Mit Unrecht, da doch an die Verwirklichung dieser Hypothese nicht gedacht werden kann.

Ich übergehe manches minder Wichtige, wie die mir entbehrlich scheinende Einschaltung von *τὸ ποιοῦν* nach *ἡ ἐπιστήμη* zu XXXIII, 7 = 133, 24 und wende mich zu 133, 44: *καταβαίνει ἠρέμα ἡ ὑπηρεσία ἀπὸ τοῦ ὅλου [ἀπὸ] τῶν ἀρίστων ἐπὶ τὰ φαυλότατα.* „Das zweite *ἀπό* ist zu tilgen. ‚Es steigt die Unterordnung langsam herab von den Besten der Gesamtheit bis zu den Geringsten‘“ (S. 59). Die Besten der Gesamtheit — ein so müßiger Gedanke verurteilt den kritischen Eingriff, der ihn ins Dasein ruft. Nicht einen Überschuß, sondern einen Mangel scheint uns der Text aufzuweisen: man schreibe *ἀπὸ τοῦ ὅλου ⟨ἐπὶ τὰ μέρη⟩, ἀπὸ τῶν ἀρίστων ἐπὶ τὰ φαυλότατα.* Ganz ähnlich wollte übrigens, wie ich nachträglich sehe, schon Markland schreiben, indem er *ἐπὶ τὸ μέρος* einzuschalten vorschlug.

XXXV, 1 = 136, 38 *ὁ μὲν χρηματιστὴς χρυσοῦ* (sc. ἐρᾷ), *ὁ δὲ φίλοινος μέθης, ὁ δὲ μουσικὸς ἔρωτος, ὁ δὲ φιλῳδὸς*

μελῶν, ὁ δὲ ῥήτωρ λόγων. „Statt *μουσικός* erwartet man *φιλήδονος, μουσικός* scheint Variante zu *φιλῳδός*." So gewalttätig diese Vermutung aussieht, sie gilt uns im wesentlichen als richtig; nur scheint sie einer leichten Modifikation zu [189] bedürfen, um zugleich ein wenig sachgemäßer und um vieles plausibler zu werden. Bei Lichte besehen ist nämlich auch das Satzglied *ὁ δὲ φιλῳδὸς μελῶν* nicht frei von jedem Anstoß. Denn nicht bloß der Sangesfrohe (was *φιλῳδός* immer bedeutet), sondern der Musikfreund überhaupt liebt Melodien. Hier ist *μουσικός* ganz und gar an seinem Platze. So dürfen wir denn vielleicht annehmen, daß der Satz ursprünglich lautete: *ὁ δὲ φιλήδονος ἔρωτος* (vgl. 108, 46 *ὁ δὲ ἐρῶν . . . . ἡδονῆς ἐρᾷ*), *ὁ δὲ μουσικὸς μελῶν.* Die Verderbnis mag sich in zwei Stufen vollzogen haben: zuerst durch den zufälligen Platzwechsel von *μουσικός* und *φιλήδονος*, dann durch die Anpassung des letzteren Wortes an seine neue Umgebung: ist doch von *φιλήδονος* zu *φιλῳδός* der Weg kein allzu weiter.

XXXVI, 1 = 140, 38 *καὶ γὰρ τροφὴν αὐτοῖς ἀποχρῶσαν γῆ παρείχετο, καὶ λειμῶνας δασεῖς καὶ ὄρη κομῶντα καὶ καρπῶν χορηγίαν* —. „Für *λειμῶνας* ist *λειμῶνες* herzustellen, denn *λειμῶνες* und *ὄρη* ist Apposition zu dem Subjekte *γῆ*, Objekt ist *τροφήν* und *χορηγίαν*" (S. 62). Mit Verlaub, wozu dienen denn die Prädikate *δασεῖς* und *κομῶντα*? Dem Urmenschen, dessen glücklicher Zustand hier geschildert wird, bietet die Erde nicht nur Feld- und Baumfrüchte als Nahrung dar, sondern auch dichtbewachsene Wiesen als bequemes Ruhelager und das reiche Laub der Bergwälder als schattiges Obdach.

XXXVII, 4 = 146, 27. *ἡ δὲ ἀληθὴς ἁρμονία . . . . . σῴζει μὲν ψυχὴν μίαν, σῴζει δὲ οἶκον, σῴζει πόλιν, σῴζει ναῦν, σῴζει στρατόπεδον* (S. 63). Lassen auch die letzten zwei Satzglieder eine angemessene Steigerung vermissen, von der Einzelseele bis zur Stadt ist der Aufstieg unverkennbar, und Meisers Vermutung, *μίαν* sei aus *κοσμίαν* verdorben, wird schwerlich irgendwo Beifall finden.

40. Die hippokratische Frage und der Ausgangspunkt ihrer Lösung.[1]

In der literarischen Wildnis, die hippokratische Frage genannt, hat Emil Littré vor 72 Jahren eine Lichtung geschaffen, die von dem seither wieder darüber gewachsenen Gestrüpp zu befreien, die Aufgabe des nachfolgenden Aufsatzes ist. Wenn diese Worte eine polemische Absicht anzukündigen scheinen, so beeile ich mich, einen derartigen Eindruck zu berichtigen. Mein Geschmack an Polemik war immer ein geringer, und er ist im Laufe der Jahre auf den Nullpunkt gesunken. Vielleicht ist es keine allzu vermessene Hoffnung, wenn ich meinen positiven Darlegungen die Kraft zutraue, eine Überzeugung zu schaffen, der die von gegnerischer Seite erhobenen Zweifel und Einwendungen nur wenig anzuhaben vermögen.

In der Einleitung zu seiner bahnbrechenden Neubearbeitung und Übersetzung der hippokratischen Schriften (Oeuvres d'Hippocrate Vol. I, Paris 1839) hat Littré auf die Anführung eines Ausspruchs des Hippokrates im platonischen „Phädros" hingewiesen, dem er für die Autorschaft des Buches „Von der alten Medicin" entscheidende Bedeutung beimißt. Man kann diesen Hinweis (a. a. O. p. 295ff.) geradezu eine Entdeckung nennen. Nicht als ob es vorher an Versuchen gefehlt hätte, die Phädrosstelle für die Echtheitsfrage hippokratischer Schriften zu verwerten. Schon Galen hatte diesen Weg betreten (vgl. XV, 4; 12; 103 Kühn). Neuere Kritiker waren ihm gefolgt. Allein daß all diese Versuche Fehlversuche waren, das hat Littré a. a. O. in einer keine

---

[1] Philologus N. F. XXIV, 213ff. (1911).

Widerrede duldenden Weise erhärtet. Darüber gehen wir stillschweigend hinweg und wenden uns zu seinen positiven Erörterungen. Doch können wir uns, da Littré den hippokratischen Text, wie wir meinen, nicht in allen Einzelheiten richtig verstanden hat, nicht mit einer bloßen Wiedergabe seiner Beweisführung begnügen. Wir versuchen vielmehr, diesen Text und Platons Bezugnahme auf ihn selbständig auszulegen und die also erläuterten Stellen der Beurteilung des Lesers zu unterbreiten. 214

Das Eindringen der neumodischen Naturphilosophie in den Bereich der Arzneiwissenschaft hat den Verfasser des Buches „Von der alten Medicin“ zu tiefgreifendem Widerspruch veranlaßt. Nachdem er die Ungereimtheiten, die Widersprüche und die „leeren“, d. h. jeder Bewahrheitung unzugänglichen „Hypothesen“ der von ihm angegriffenen Richtung gegeißelt und mit diesen negativen Erörterungen weittragende positive Gedanken verflochten hat, wendet er sich in § 20 gegen die „Ärzte und Sophisten“, welche die neue Richtung vertreten, und unter denen er Empedokles besonders namhaft macht. Ihren hochklingenden Ansprüchen tritt er mit großer Schärfe entgegen. Ihr vermeintliches Wissen von dem, „was der Mensch (an und für sich) ist, wie er entstanden ist und wie die Bestandteile seines Körpers sich einst aneinander gefügt haben“, bezeichnet er als Fiktionen, als Schöpfungen der Phantasie, nicht als Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung. Damit will er aber keineswegs den engen Zusammenhang zwischen der Medizin und der Naturforschung in Abrede stellen. Im Gegenteil. Der Arzt müsse über die Natur Bescheid wissen und mit dem Aufgebot aller Kräfte dieses Wissen erstreben. Dessen Gegenstand aber sei das Verhalten des Menschen zu dem, was er ißt und trinkt, und zu dem, was er sonst tut und treibt: kurz gesagt: es gelte zu erkennen, welche Wirkung jedes (Agens) auf jedes (Organ oder Gewebe) ausübt. Es folgen zwei Exemplifikationen dieser allgemeinen Forderung, deren eine die berauschende Kraft des Weines bildet. Hier sei die im allgemeinen postulierte Einsicht bereits gewonnen.

Wir wissen, so fügt er hinzu, auf welche Bestandteile des menschlichen Körpers der Weingenuß unmittelbar einwirkt. Der Verfasser glaubt sich augenscheinlich im Besitz einer Theorie der Trunkenheit, von der ich an einem anderen
215 Orte vielleicht nicht ganz mit Recht gesagt habe (Griechische Denker I^3, 243), daß sie, welche immer sie gewesen sein mag, „jedenfalls grundfalsch" war. Ich hätte vielmehr sagen sollen, daß sie jedenfalls unzulänglich oder unvollständig war. Denn da diesem wie allen Alten die Existenz des Alkohols und seiner physiologischen Wirkung unbekannt war, so konnte seine Erklärung der Trunkenheit unmöglich eine vollständige sein. Allein einen beträchtlichen Teil des Erklärungsweges, den wir den richtigen nennen dürfen, konnte allerdings unser Autor ebenso zurückgelegt haben, wie ihn Aristoteles zurückgelegt hat. Es war immerhin nichts Geringes, zu erkennen, daß die Trunkenheit, also ein krankhafter Zustand des ganzen Menschen, von einem bestimmten Teile seines Körpers, und zwar vom Kopfe seinen Ausgang nimmt.[1]

Doch wir wollen uns nicht in Einzelheiten verlieren. Wichtiger ist es, darauf hinzuweisen, daß an dieser Stelle ganz und gar nicht von Therapie, kaum von Pathologie, sondern in weitaus überwiegendem Maße von bloßer Physiologie die Rede ist. Es gilt unserem Autor, feststehende Kausalverbindungen zwischen äußeren Einwirkungen und inneren Veränderungen menschlicher Körperteile zu ermitteln. Man könnte sagen, er wolle das Ursachennetz in seine einzelnen Fäden zerlegen, oder besser, er wolle Fäden des ursächlichen Zusammenhanges, aus denen

---

[1] Vgl. Aristoteles Probl. III, 12 (872b, 29ff.): *τὸ γὰρ μεθύειν ἐστίν, ὅταν ᾖ (ὅταν πλεῖον ᾖ* oder *πλεονάζῃ?) τὸ θερμὸν ἐν τοῖς περὶ τὴν κεφαλὴν τόποις.* ib. 25 (874b, 13) *τὸ μὲν γὰρ μεθύειν ἐν τοῖς περὶ κεφαλὴν τόποις.* ib. De generatione animal. II, 6 (744b, 6) *ἂν γὰρ καὶ ὁποσονοῦν βάρος γένηται περὶ τὴν κεφαλὴν δι᾽ ὕπνον ἢ μέθην ἢ ἄλλο τι τῶν τοιούτων —.* Von vermehrtem Blutandrang statt von bloßer Steigerung der Wärme spricht der Verf. von De flatibus 14 (VI, 112 Littré): *πάλιν ἐν τῇσι μέθῃσι, πλέονος ἐξαίφνης γενομένου τοῦ αἵματος, μεταπίπτουσιν αἱ ψυχαὶ καὶ τὰ ἐν τῇσι ψυχῇσι φρονήματα.*

sich das gesamte Kausalnetz zusammensetzt, entdecken und feststellen. Und hier verlassen wir den Verfasser des Buches „Von der alten Medicin", auf den wir alsbald zurückkommen werden, und wenden uns zum platonischen „Phädros".

In jener Partie dieses Gespräches, in der Platon der alten, auf bloße Routine aufgebauten Rhetorik den Krieg erklärt und sich bemüht, ihren Bau auf neue Grundlagen zu stellen, beruft er sich vorerst auf das Beispiel eines Meisters dieser Kunst. Aus den Theorien des Anaxagoras habe Perikles die auf die Natur des Geistes und der Erkenntnis bezüglichen Lehren in sich aufgenommen und dieser theoretischen Bildung nicht weniger als seiner natürlichen Begabung verdanke er seine erstaunlichen rednerischen Erfolge. Dann wird eine Parallele herbeigezogen. Wie der Redekünstler die Natur des Geistes, so müsse der Heilkünstler die Natur des Leibes richtig erkannt haben. In beiden Fällen müsse die Erkenntnis bis zur Gesamtnatur aufsteigen. Für die letztere Behauptung wird das Zeugnis des Hippokrates angerufen. Nun wird diese Forderung wie an anderen Stellen der hippokratischen Schriftensammlung, so auch in dem fraglichen Abschnitt des Buches „Von der alten Medicin" ausgesprochen in den Worten: *ἐπεὶ τοῦτό γέ μοι δοκεῖ ἀναγκαῖον εἶναι ἰητρῷ, περὶ φύσιος εἰδέναι καὶ πάνυ σπουδάσαι ὡς εἴσεται.* Diese Übereinstimmung ist keine beweiskräftige. Anders steht es um die Ausführung des Gedankens an beiden Stellen. Daß Platon die hippokratische These in freierer Darstellung wiedergibt, das sagt er uns schon durch die Worte: *τὸ τοίνυν περὶ φύσεως σκόπει τί ποτε λέγει Ἱπποκράτης τε καὶ ὁ ἀληθὴς λόγος* (voraus ging der Satz: *χρὴ μέντοι πρὸς τῷ Ἱπποκράτει τὸν λόγον ἐξετάζοντα σκοπεῖν εἰ συμφωνεῖ*). Und nun folgen ein paar Zeilen, die sich von der hippokratischen Schrift scheinbar weit entfernen. Sie sind es aber, die dem genauer Aufmerkenden die Übereinstimmung der beiden Gedankengänge bereits deutlich offenbaren. Platon fährt nämlich fort: *ἆρ' οὐχ ὧδε δεῖ διανοεῖσθαι περὶ ὁτουοῦν φύσεως;* Hier wird somit der Blick von der Gesamtnatur hinweg auf ihre einzelnen Bestandteile

216

gelenkt. Dann folgt die Frage, ob dieser einzelne Bestandteil „einfach oder vielgestaltig“ (*ἁπλοῦν ἢ πολυειδές*) sei. Diese Vorbereitung war unbedingt notwendig, wenn der Verfasser des „Phädros“ zu dem dem hippokratischen Vorbild inhaltlich streng entsprechenden Satze gelangen wollte: *ἂν μὲν ἁπλοῦν ᾖ, σκοπεῖν τὴν δύναμιν αὐτοῦ, τίνα πρὸς τί πέφυκεν εἰς τὸ δρᾶν ἔχον ἢ τίνα εἰς τὸ παθεῖν ὑπό του.* — Ist
217 das nicht das vollkommene Gegenstück zum hippokratischen: *ὅ τι ἀφ' ἑκάστου ἑκάστῳ συμβήσεται?* Es schließt sich bei Platon noch die Anwendung auf den Fall des *πολυειδές* an: *ἐὰν δὲ πλείω εἴδη ἔχῃ, ταῦτα ἀριθμησάμενον, ὅπερ ἐφ' ἑνός, τοῦτ' ἰδεῖν ἐφ' ἑκάστου τῷ τί ποιεῖν αὐτὸ πέφυκεν ἢ τῷ τί παθεῖν ὑπό του* (so schreibe ich an beiden Stellen statt *ὑπὸ τοῦ* mit dem Venetus T).

Wenn diese Übereinstimmung so lange unbemerkt und auch Littrés Hinweis so lange unbeachtet geblieben ist, so ist daran im letzten Grunde die Vielseitigkeit und Vielgestaltigkeit des platonischen Genius schuld. Wie konnte — so hat augenscheinlich mehr als einer gefragt — der Verfasser des „Timaeos“ eine Schrift lobend anführen, die alle naturphilosophischen Konstruktionen als „leere Hypothesen“ verurteilt und aus dem Bereich der Wissenschaft hinaus in jenen der „Malerei“ verweist? Wer so urteilt, der mag daran erinnert werden, daß es solche Argumente waren, auf Grund deren die Athetesensucht einst in Platons Schrifttum gewütet und dieses schließlich auf ein Viertel seines Bestandes zurückzuführen versucht hat. Man hatte sich vorerst auf Grund einiger Schriften des Philosophen ein Bild von Platon gemacht, und was diesem Bilde widersprach, das sollte nicht sein Werk sein. Auch verliert jener Einwand alle Kraft, sobald man die Phädrosstelle an sich unbefangen auslegt. Zeigt doch auch sie keine Spur von spekulativer Waghalsigkeit. Sie ist vielmehr ganz und gar von dem Geiste nüchterner Analyse und streng erfahrungsmäßiger Forschung erfüllt. Welche Fähigkeit ein Ding besitze, auf ein anderes Ding zu wirken oder von diesem Einwirkungen zu erleiden, — wer solch eine Frage aufwarf

oder die von einem anderen aufgeworfene billigend anführte und derartige Einzelerkenntnisse zur Basis seines Wissens machte, der ist zur Zeit, da er dies tat, kein spekulativer Himmelstürmer gewesen, oder er hat doch zum mindesten danach gestrebt, etwaige spekulative Verwegenheiten, die er sich auf einem Gebiete gestatten mochte, mit empirischer Behutsamkeit auf anderen Gebieten zu versöhnen. Dabei sehen wir von der Frage ab, ob denn Platon, weil er jener hippokratischen Schrift eine in ihr enthaltene These entnahm und sie verwertete, darum auch den Gesamtinhalt jenes Buches zu vertreten entschlossen war. Jedenfalls sei aber daran erinnert, daß der Geist, aus dem das Buch „Von der alten Medicin“ geflossen ist, dieser Geist nüchterner Analyse, kritischen Zweifels und vorsichtigen induktiven Aufbaus, wenn nicht schlechtweg platonisch, so doch im höchsten Maße sokratisch heißen darf. Und von diesem Geiste seines Meisters ist auch der Jünger selbst zur Zeit, als er den „Phädros“ schrieb, nicht ganz und gar entblößt gewesen. Man denke an die beißende Kritik, die an den Auswüchsen der Mythendeutung nicht weniger als an den Stilfehlern der lysianischen Rede geübt wird.

Sokratischen Geistes voll ist aber die Schrift „Von der alten Medicin“ in so hohem Grade, daß man sich versucht fühlen könnte, ihren Verfasser den Sokrates der Heilkunde zu nennen. Noch an einen anderen der führenden Geister jenes Zeitalters werden wir gelegentlich gemahnt, und zwar an Protagoras. Das Wort von dem Menschen als dem Maß aller Dinge kommt uns in den Sinn, wenn wir kurz vor der oben erörterten Stelle die merkwürdige Äußerung lesen: Nicht auf ein vermeintliches Wissen von der Natur solle man die Heilkunst gründen, sondern umgekehrt: „Die wahrhafte Naturerkenntnis sei nicht anderswoher zu gewinnen als eben aus der Heilkunde. Und dies sei möglich, wenn man diese, die Heilkunde, in ihrem ganzen Umfang in gehöriger Weise umspanne.“ (*νομίζω δὲ περὶ φύσιος γνῶναί τι σαφὲς οὐδαμόθεν ἄλλοθεν εἶναι ἢ ἐξ ἰητρικῆς· τοῦτο δὲ οἷόν τε καταμαθεῖν, ὅταν αὐτήν τις τὴν ἰητρικὴν ὀρθῶς πᾶσαν*

περιλάβῃ.[1] Diese im weitesten Umfang verstandene Arzneiwissenschaft umfaßt natürlich, was ja auch die alsbald folgenden Beispiele lehren, neben der Therapie und Pathologie die Anatomie und insbesondere die Physiologie. Im Hinblick auf die letztgenannte, einer besonderen Benennung noch entbehrende Disziplin und auf ihren Kern, das Verhältnis des 219 Menschen zur Außenwelt, wird der Gedanke angedeutet, nicht die Natur an sich, sondern ihre Einwirkung auf den Menschen sei das allein mögliche Objekt oder doch der alleinige Ausgangspunkt unserer Naturerkenntnis. Der weitreichende Gedanke hat leider keine volle Ausgestaltung gefunden; allein so viel sehen wir, daß der Verfasser des Buches, das uns hier beschäftigt, von einem Strahl der Relativitätslehre gestreift worden ist. Hier mag man von einem inneren Widerspruch reden. In Wahrheit handelt es sich um Gedankenkeime, die erst voll entfaltet ihre gegenseitige Abgrenzung, und auch dann nicht ohne den Schein eines inneren Widerspruches, finden werden. Gewisse Teile der Physiologie (die physiologischen Sinneslehren) führen uns in die Erkenntnis der Außenwelt ein. Das hindert aber den Physiologen nicht, seine Wissenschaft auf eben diese Erkenntnis, auf Physik und Chemie zu gründen.

Daß Platon im „Phädros“ unter Hippokrates eben den Verfasser des Buches „Von der alten Medicin“ verstanden hat, daran scheint uns ein Zweifel nicht gestattet. Allein freilich, auch Platon konnte irren, und wir würden sein Zeugnis hintansetzen müssen, wenn es einem älteren und vertrauenswürdigeren widerspräche. Ein solcher Widerspruch könnte sich nur dann ergeben, wenn durch derartige Zeugnisse ein zweifellos echter Grundstock hippokratischer Schriften nachgewiesen wäre und es somit ein feststehendes Vergleichsobjekt gäbe, an dem wir die Schrift „Von der alten Medicin“

---

[1] I, 622 **Littré** = I, 24 **Kühlewein**, dessen Tilgung des vom Marcianus bezeugten und durchaus angemessenen πᾶσαν ich so wenig annehme wie jene der zwei Worte τὴν ἰητρικήν. Es ist die Paradoxie des hier geäußerten Gedankens, welche die nachdrückliche Wiederholung hervorgerufen hat.

in bezug auf Stil, Sprache und Gedankengehalt zu messen vermöchten. An einem solchen jedem Zweifel entrückten Vergleichsobjekt fehlt es aber ganz und gar. Ältere und neuere Versuche, einen sonstigen unbestreitbar echten Kern aus der hippokratischen Sammlung auszusondern, haben insgesamt fehlgeschlagen. Darin stimmen wir einem Forscher rückhaltlos zu, den wir im übrigen in dieser Frage leider unseren Gegnern beizählen müssen. (Vgl. H. Diels, Über einen neuen Versuch, die Echtheit einiger hippokratischen Schriften nachzuweisen. Berliner Sitzungsberichte 1910. LIII. Man vergleiche ferner desselben Aufsatz im Hermes XLV. 125 ff. und meine Gegenbemerkungen im Anzeiger der Wiener Akademie 1910, Nr. 4.)[1]

220 Der Versuch eines Brückenschlages zwischen der Medicin, bzw. der Physiologie einerseits und demjenigen, was im damaligen Wissen die Stelle unserer Physik und Chemie vertrat, andererseits ist für die Schrift, die wir erörtern, in hohem Maße bezeichnend. Der Grundgedanke des Buches wird im Beginn des § 22 ausgesprochen (I, 626 Littré = I, 26 Kühlewein). Ich setze die Stelle unter Herstellung der zum Teil nur von Kühlewein, zum Teil von sämtlichen Herausgebern verkannten Interpunktion und unter Ausscheidung einer groben Interpolation hierher: *Δεῖν δέ μοι δοκεῖ καὶ ταῦτα εἰδέναι, ὅσα τῷ ἀνθρώπῳ παθήματα ἀπὸ*

[1] Auf die gegen mich gerichtete erste Anmerkung des Akademieaufsatzes will ich nur kurz direkt erwidern, da dieser ganze Aufsatz eine indirekte Erwiderung bildet. Daß „der platonische Hippokrates ‚naturphilosophische Konstruktionen' seinem System zugrunde legt", diese Behauptung findet an dem Wortlaut der Phädrosstelle keinerlei Anhalt. Ebensowenig hat dort Platon dem Hippokrates eine „von Allgemeinbegriffen ausgehende Richtung" zugeschrieben; läßt er ihn doch vielmehr von kausalen Einzelerkenntnissen ausgehen. Endlich, eine umfassende theoretische Grundlegung seiner Kunst verlangt Platon wie vom Rhetor so vom Arzte. Wenn er jedoch Perikles diese theoretische Bildung der anaxagoreischen „Meteorologie" verdanken läßt, so folgt daraus keineswegs, daß auch der von ihm gepriesene Hippokrates den gleichen Weg zu wandeln empfehlen müsse. Denn daß es „die *ἀδολεσχία καὶ μετεωρολογία φύσεως πέρι* (sei), die Platon an Hippokrates rühmt", auch diese Annahme steht mit dem Wortlaut der Phädrosstelle nicht im Einklang.

δυναμίων ἔρχεται καὶ ὅσα ἀπὸ σχημάτων. λέγω δὲ τί τοῦτο; δύναμιν μὲν εἶναι τῶν χυμῶν τὰς ἀκρ⟨ητ⟩ότητάς[1] *τε καὶ ἰσχύν· σχήματα δὲ λέγω ὅσα ἔνεστιν ἐν τῷ ἀνθρώπῳ τὰ μεν [γὰρ] κοῖλά τε καὶ ἐξ εὐρέος ἐς στενὸν συνηγμένα, τὰ δὲ καὶ ἐκπεπταμένα, τὰ δὲ στερεά τε καὶ στρογγύλα, τὰ δὲ πλατέα τε καὶ ἐπικρεμάμενα, τὰ δὲ διατεταμένα, τὰ δὲ μακρά, τὰ δὲ πυκνά, τὰ δὲ μανά τε καὶ τεθηλότα, τὰ δὲ σπογγοειδέα τε καὶ ἀραιά.*

Nicht alle Einzelheiten meiner Schreibung, die auf dem Zeugnis teils von A, teils von A und M beruht, will ich rechtfertigen. Nur auf die sinnverwirrende Interpolation möchte ich hinweisen, die in allen Handschriften außer in A 221 durch die Aufnahme des von mir eingeklammerten *γάρ* und durch jene des auch von Kühlewein ausgeschiedenen *ἐστί* vor *συνηγμένα* entstanden ist. Alle Herausgeber haben nach *ἀνθρώπῳ* stark interpungiert und so den widersinnigen Gedanken gewonnen: „Formen nenne ich alles, was im Menschen enthalten ist!“ In Wahrheit verdeutlicht der Autor den Begriff der *σχήματα* — in welchem er die Gestalt mit der mechanischen Beschaffenheit zu einem Ganzen verbindet — durch eine Fülle von Einzelinstanzen: „Unter Formen verstehe ich, was im menschlichen Körper an hohlen und sich verengenden Gebilden, an weit geöffneten, an festen und runden usw. vorhanden ist“.[2]

---

[1] Nicht von Extremen, *ἀκρότητες*, kann hier füglich die Rede sein, sondern von stark ausgeprägten, in ihrer Reinheit und Ungemischtheit auftretenden Beschaffenheiten. Das von mir vermutete Wort findet sich auch in De victu in acutis § 15 (II, 346 Littré = I, 137, 16 Kühlewein): *μέγα μὴν διαφέρει καὶ οἴνου καὶ μέλιτος ἀκρητότης ἐς ἰσχύν.* Vgl. auch in § 3 unserer Schrift: *ἄκρητα καὶ μεγάλας δυνάμιας ἔχοντα* und mehreres Ähnliche, wie *ἄκρητόν τε καὶ ἰσχυρόν* (§ 14). Zum Plural vgl. *δριμύτητας καὶ ἀκρησίας* (§ 18 fin.).

[2] Zu *ἐξ εὐρέος ἐς στενὸν συνηγμένα* vergleiche man Herodot VII, 176: *ἐξ εὐρέος συνάγεται ἐς στενὸν κτέ.* — Nebenbei bemerkt: das Sätzchen: *λέγω δὲ τί τοῦτο*; habe ich einst genau so wie in A auch in M gefunden. Kühleweins Angabe dürfte auf einem Irrtum beruhen. Jedenfalls ist seine Schreibung: *λέγω δέ τι τοιοῦτον* eine Schlimmbesserung trotz der gleichartigen Wendung § 24. Dieselbe Lebhaftigkeit des Ausdrucks

Es folgt alsbald die Nutzanwendung. Die also bestimmten „Formen" des menschlichen Körpers werden zur Erklärung seiner Funktionen verwendet, wobei fortwährend auf physikalische, in der anorganischen Welt begegnende Vorkommnisse hingewiesen wird. Die Verbindung der beiden Gebiete stellen Wendungen her wie (c. 22 und c. 23 in.): *καταμανθάνειν δὲ δεῖ ταῦτα ἔξωθεν ἐκ τῶν φανερῶν* oder: *πολλὰ δὲ καὶ ἄλλα καὶ ἔσω καὶ ἔξω τοῦ σώματος εἴδεα σχημάτων.* (Beiläufig sei es bemerkt, daß bei diesem Anlaß das, was wir Kapillarität nennen, wohl zum erstenmal erwähnt und zur Aufhellung organischer Verrichtungen verwandt wird.) Nicht anders in betreff der unseren chemischen entsprechenden stofflichen Eigenschaften (der *δυνάμεις*). Auch hier schweift der Blick des weitsehenden Forschers mehrfach aus dem Bereich des lebenden Körpers in jenes der toten Stoffe hinüber. Dort, wo er den von seinen naturphilosophischen Gegnern übermäßig hoch veranschlagten Einfluß der Wärme und Kälte auf ein bescheidenes Maß herabzusetzen trachtet, verweist er auf Erfahrungen, die wir *καὶ ἐν τῷ ἀνθρώπῳ* 222 *καὶ ἔξω τοῦ ἀνθρώπου* machen können, auf Stoffe, die, wie Holz und Leder, weniger empfindlich sind als der lebende Menschenleib, und auf welche trotzdem die zusammenziehende oder auflockernde Kraft materieller Agenzien ungleich stärker wirkt als deren Temperatur (§ 15 fin.). Man sieht, unser Autor betrat einen Weg, der nach Jahrtausenden zu den Errungenschaften der modernen Physiologie geführt hat. Er hätte es mit Freuden begrüßt, wenn man ihm die Verdauung als einen chemischen Prozeß oder den Blutumlauf als die Wirkung eines Druck- und Pumpwerkes erwiesen hätte.

Doch nicht die Tiefe oder Weite der Gedanken soll uns die Echtheit der in Frage stehenden Schrift verbürgen helfen.

---

hat man verkannt § 19 (617 L. = 22, 2 K.) indem man in den Worten: *μέχρι τινὸς* ein — gar wundersames — „Glossem" vermutet hat. Man hat, denke ich, nur den Akzent zu verändern und zu schreiben: *ὀδύναι δὲ καὶ καῦμα καὶ φλογμὸς ἔσχατος κατέχει μέχρι τίνος;* Eine Frage, auf die die Antwort erfolgt: *μέχρις ἂν τὰ ῥεύματα κτέ.*

Hat doch mehr als ein bedeutender Kopf der sogenannten hippokratischen Sammlung seine Spur aufgedrückt. Uns war es nur um den Nachweis zu tun, daß Platons Ausspruch, Hippokrates habe das Studium der Heilkunst auf jenes der Gesamtnatur gegründet, in vollem Maße von dem Autor des Buches „Von der alten Medicin" gilt. Das Wort im „Phädros": *τίνα πρὸς τί πέφυκεν εἰς τὸ δρᾶν ἔχον ἢ τίνα εἰς τὸ παθεῖν* ist eine bloße Verallgemeinerung des in unserer Schrift begegnenden: *ὅ τι ἀφ' ἑκάστου ἑκάστῳ συμβήσεται.*[1]

223 Schwerlich wird heute noch jemand das Urteil wiederholen, das der treffliche Friedrich Blaß im Jahre 1887 ausgesprochen hat. Er fand in dem Buche „Von der alten Medicin" ebenso wie in der „Schutzrede für die ärztliche Kunst" (*περὶ τέχνης*) entschieden die Entwicklungsstufe des

[1] Zu *ἑκάστου* muß man aus dem Vorhergehenden hinzudenken: *τῶν ἐσθιομένων καὶ πινομένων καὶ τῶν ἄλλων ἐπιτηδευμάτων*, zu *ἑκάστῳ* aber: *τῶν ἐν τῷ ἀνθρώπῳ ἐνεόντων*, wie es zwei Zeilen später heißt. Ich würde das nicht ausdrücklich bemerken, wenn nicht jüngst Diels (in der oben erwähnten Anmerkung) eine ganz verschiedene Auffassung unter Verweis auf eben diese Stellen bekundet hätte. Nach ihm achtet „der Empiriker De prisca medicina auf die einzelnen Fälle". Mit Verlaub: nicht von einzelnen Fällen, sondern von einzelnen wirkenden Faktoren einer- und von einzelnen Körperteilen, auf die sie wirken, andererseits ist hier die Rede, und zwar zum Behuf der Gewinnung allgemeiner Normen, auf die sich das Vorangehende sowohl als das Folgende ausschließlich bezieht. Wenn in der weiteren Ausführung des Gedankens auch von der Eigenart individueller Fälle oder von Idiosynkrasien gehandelt wird, so geschieht dies nur in der Absicht, diese individuellen Abweichungen mit dem Vorhandensein allgemeiner Gesetzmäßigkeiten in Einklang zu bringen. Wir sollen — das verlangt der Autor alsbald — uns nicht damit begnügen, den Käse für ein Beschwerden bereitendes Essen zu erklären; es gelte vielmehr zu erkennen, welcherlei Beschwerden er bereitet, wodurch und welchen der menschlichen Körperteile er sich unzuträglich erweist. Leiden nun Einzelne, so fährt unser Autor fort, durch den Käsegenuß mehr als Andere, so nötigt uns dies zu der Annahme, „daß der dem Käse feindliche Bestandteil, der so und so beschaffene Saft", in dem Körper dieser Individuen „in größerer Menge" als in jenem Anderer vorhanden ist. Nur von diesem Unterteil des Argumentes, nicht von dem Hauptsatz: *τί ἀφ' ἑκάστου ἑκάστῳ συμβήσεται,* gilt der Ausspruch, daß der Verfasser darin auf die einzelnen Fälle achte.

4. Jahrhunderts" vertreten (Die attische Beredtsamkeit I². S. 89). In bezug auf περὶ τέχνης brauche ich wohl der eingehenden Zergliederung ihres Stil- und Sprachcharakters (Die Apologie der Heilkunst, 1. Aufl. 1890, 2. Aufl. 1910) nichts beizufügen. In diesem Punkte wenigstens haben meine Darlegungen keinerlei Widerspruch erfahren, und niemand hat einen Zweifel daran geäußert, daß jene Sophistenrede ein Werk des 5. Jahrhunderts sei. In genau gleichem Maße wie von ihr gelten manche meiner gegen Blaß vorgebrachten Argumente (Apol. d. Heilk.² S. 158) auch von der Schrift, die wir jetzt im Auge haben. Da jedoch Blaß ein Anzeichen der jüngeren Entstehungszeit der beiden Schriften „in ihren großen wohlgebauten Perioden" erblickt hat, so will ich ein paar Beispiele von stilistischer Unbeholfenheit hervorheben und auf Perioden verweisen, in denen der Verfasser sichtbarlich mit seinem Stoffe ringt, nicht weniger, sondern mehr als einer der Redner, deren Wirksamkeit teils ganz und gar, teils überwiegend in das 5. Jahrhundert fällt. Um entbehrliche Wiederholungen zu vermeiden, begnüge ich mich damit, im Texte, der den Schluß dieses Aufsatzes bildet, einige der für den Stilcharakter bezeichnenden Stellen, deren Gliederung und Interpunktion von den Herausgebern vielfach verkannt ward, durch den Druck hervorzuheben.

Über den Lehrgehalt des bedeutenden Werkes, über seine wahrhaft erstaunliche Ideenfülle, will ich mich hier nicht weiter verbreiten. Littrés Bemerkungen hierüber (Oeuvres d'Hippocrate I, 557 ff.) sind noch immer in hohem Maße lesenswert. Daß das Buch „Von der alten Medicin" einen tiefdenkenden und erfahrungsreichen Arzt zum Verfasser hat, einen Mann von hoher allgemeiner Bildung, dessen Denken und Streben aber durchweg in der ärztlichen Praxis wurzelt — welchem Leser des Buches braucht man das zu sagen? 224
Gegen Ermerins' törichten Einfall, in dem Verfasser einen Sophisten zu erblicken und sein Buch mit dem Blättchen Νόμος und der Rede „Von der Kunst" zu einem Ganzen zusammenzuschweißen — gegen diese und verwandte Gewaltsamkeiten bedarf es keines Aufgebots von Gründen. So tritt

uns denn zunächst die Frage entgegen, welche sonstigen Bestandteile der hippokratischen Sammlung eine Verwandtschaft mit dem Buche bekunden, in welchem Platon mit Recht oder Unrecht das Werk des großen Hippokrates erblickt hat. Auch bei dem Versuch, diese Frage zu beantworten, folgen wir zunächst Littrés Spuren.

Der französische Forscher hat die Aufmerksamkeit auf eine schlagende Übereinstimmung gelenkt, die zwischen einem (dem zehnten) Abschnitt unseres Buches und einer Partie (dem Kap. 9) der Schrift „Von der Diät in akuten Krankheiten“ besteht (I, 315 Littré). Ich setze die beiden Stellen nebeneinander.

ἔστι γὰρ οἷσιν αὐτῶν συμφέρει μονοσιτέειν, καὶ τοῦτο διὰ τὸ συμφέρον οὗτοι ἑαυτοῖσιν ἐτάξαντο, ἄλλοισι δ' ἀριστῆν διὰ τὴν αὐτὴν ἀνάγκην· οὕτω γὰρ αὐτοῖσι συμφέρει ..... οἱ μὲν γὰρ ἢν ἀριστήσωσιν, μὴ συμφέροντος αὐτοῖσιν, εὐθέως βαρέες καὶ νωθροὶ καὶ τὸ σῶμα καὶ τὴν γνώμην ..... τοῦτο δέ, ἢν ἀριστῆν μεμαθηκώς τις, καὶ οὕτως αὐτῷ συμφέρον ἦν, μὴ ἀριστήσῃ, ὅταν τάχιστα παρέλθῃ ἡ ὥρη, εὐθὺς ἀδυναμίη δεινή, τρόμος, ἀψυχίη· ἐπὶ τούτοις ὀφθαλμοὶ κοῖλοι, οὖρον χλωρότερον καὶ θερμότερον, στόμα πικρόν, καὶ τὰ σπλάγχνα δοκεῖ οἱ κρέμασθαι ... ταῦτα δὲ αὐτὰ ... συγκαίει τὴν κοιλίην —.
(I, 590 ff. L. = I, 10, 21 ff. K.).

καὶ τοὺς μέν γε μὴ μεμαθηκότας ἀριστᾶν, εἰ ἀριστήσουσιν, εὐθέως ἀρρώστους ποιεῖ καὶ βαρέας ὅλον τὸ σῶμα καὶ ἀσθενέας καὶ ὀκνηρούς ... ἀλλὰ μὴν καὶ οἱ μεμαθηκότες δὶς σιτεῖσθαι τῆς ἡμέρης, ἢν μὴ ἀριστήσωσιν, ἀσθενέες καὶ ἄρρωστοί εἰσιν καὶ δειλοὶ ἐς πᾶν ἔργον ... κρέμασθαι γὰρ δοκεῖ τὰ σπλάγχνα αὐτοῖσι, καὶ οὐρέουσι θερμὸν καὶ χλωρὸν καὶ ἡ ἄφοδος συγκαίεται ... ἔστι δ' οἷσι καὶ τὸ στόμα πικραίνεται καὶ οἱ ὀφθαλμοὶ κοιλαίνονται —.
(II, 282 ff. L. = I, 123, 4 ff. K.).

225 So einleuchtend die Verwandtschaft der beiden Stellen ist, so fest wir überzeugt sein können, daß hier kein bloßer

Zufall waltet, so schwierig ist es, über die Art des Zusammenhanges volle Klarheit zu gewinnen. Eines freilich können wir mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen. Gehören beide Schriften nicht einem und demselben Autor, dann ist der Verfasser des praktisch-diätetischen Spezialwerkes von dem Verfasser des theoretischen und methodologischen Buches „Von der alten Medicin“ und nicht umgekehrt abhängig. Liegt doch dort die Anwendung eines allgemeinen Gedankens vor, während hier dieser Gedanke — die Heilkunst bildet nur den Ausbau oder die Weiterführung der Diätetik — in seiner vollen Allgemeinheit und im Zusammenhange mit anderen, nicht minder weitgreifenden Theorien vor uns steht.

Allein am liebsten möchte man auf die Annahme solcher Abhängigkeit überhaupt verzichten und beide Schriften, wie Littré es getan hat, einem und demselben Autor zuweisen. Besteht doch eine Verschiedenheit in der Übereinstimmung, die den Gedanken an Entlehnung auszuschließen scheint. Es fehlt jedes Anzeichen eklektischer Unselbständigkeit in der innerlich geschlossenen Darstellung des Werkes „Von der Diät in acuten Krankheiten“. Was uns jedoch verhindert, diesen Schluß ebenso unbedenklich zu ziehen, wie Littré es tat, das ist der Mangel an völliger Gleichartigkeit des Stils und der Sprache. Ein Teil dieses Unterschiedes ist freilich auf Rechnung des verschiedenen Themas der zwei Werke zu setzen. Die methodologische Erörterung des Buches „Von der alten Medicin“ hat hie und da einen verwickelteren Satzbau in ihrem Gefolge; sie nötigte zu Versuchen eines, freilich recht unbeholfenen, Periodenbaues, zu denen der mehr dogmatische Charakter der diätetischen Schrift keine Veranlassung bot. Allein diese zeigt überdies ein stärkeres spezifisch-ionisches Gepräge als jene. In ihr begegnen häufiger ausschließlich ionisch-poetische oder doch in attischer Prosa fast unerhörte Worte wie *ἁμαρτάς, ἀπαρτί, διελινύω, ἐκτεκνόω, κάρτα, μεσσηγύ, ποταίνιος, σάφα, σῖνος*, denen in der Schrift „Von der alten Medicin“ nur wenige Worte wie *ἄραδος, γυιόω, ἐξαλίζω, ἐξώστης (ἄνεμος), προμυλλαίνω, σύγκρησις*, gegenüberstehen. Auch das, von Platon abgesehen, der Atthis 226

fast fremde *ἀτάρ* wird hier oft, dort niemals angewandt. Im hippokratischen Corpus selbst selten und außerhalb dieser Sammlung kaum jemals auftauchende Kunstausdrücke wie *ταχυθάνατος* und *φιλαδύναμος* erscheinen im Buche „Von der Diät in acuten Krankheiten“, nicht aber in jenem „Von der alten Medicin“. Hier tritt uns die, man möchte fast sagen verhängnisvolle, Schwierigkeit entgegen, die das hippokratische Problem zu einem nahezu unlösbaren macht. Man verstehe uns recht. Nicht die sprachlichen Diskrepanzen an sich, sondern ihr Vorhandensein im Verein mit dem Fehlen jenes Gegengewichtes haben wir im Auge, das eine unantastbare äußere Beglaubigung bietet. Wie anders bei Platon! Die stilistischen Verschiedenheiten zwischen den zwei hier besprochenen Schriften sind verschwindend klein, wenn wir sie mit den tiefgreifenden Unterschieden vergleichen, die z. B. zwischen dem „Gorgias“ und dem „Timaeos“ bestehen. Allein diese Gespräche sind durch unzweideutige Aussagen eines unbedingt verläßlichen Zeugen, wie Aristoteles einer ist, als platonisch erwiesen. Somit erregen diese gewaltigen Unterschiede nicht den leisesten Zweifel an der Echtheit der genannten Dialoge; sie liefern uns nur das Material, mittels dessen wir verschiedene Stilperioden in Platons schriftstellerischer Wirksamkeit unterscheiden. In unserem Falle fehlt es so gut als vollständig an derartigen zeitgenössischen Zeugnissen, und jede ernste stilistische Diskrepanz droht darum sofort der Kritik den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Versuchen wir es, die Grenzen zu bezeichnen, innerhalb deren solch eine Kritik sich bewegen mag. Man beginne damit, das sogenannte hippokratische Corpus von den Schriften zu säubern, denen, wie den 4 Büchern De victu und dem kleinen Buch De hebdomadibus, ihr unhippokratischer Ursprung auf der Stirn geschrieben steht, von der Rede De arte nicht zu sprechen, deren Autor ein Sophist ist und sich den Ärzten unter seinen Zuhörern geflissentlich gegenüberstellt. Dann scheide man jene Stücke aus, welche die antike Überlieferung entweder dem großen Koer einfach abspricht, wie den Anhang zur „Diät in acuten Krankheiten“, oder auch einem

anderen Autor zuweist, wie De natura hominis dem Polybos, einem Schwiegersohn des Hippokrates. In dem übrigbleibenden, weder durch innere Gründe noch durch entscheidende Zeugnisse verurteilten Schriftenbestande versuche man es, Schichten zu unterscheiden, deren formelle Verschiedenheiten sich durch ihre Abzweckung oder Bestimmung, vielleicht auch durch ihre Entstehungszeit, ausreichend erklären lassen. Hier mag man Aufzeichnungen, die inmitten der Ausübung des ärztlichen Berufes, gleichsam am Krankenbett, im Drang des Augenblicks in notizenhafter Kürze erfolgt sind, von anderen unterscheiden, die nicht mehr in erster Reihe zum eigenen Gebrauche, sondern für einen beschränkten Kreis von Schülern und engeren Landsleuten bestimmt waren. Hieran möchte man wieder andere reihen, die der vielgereiste, zum medicinischen Schriftsteller ersten Ranges herangereifte und seiner provinzialen Eigenart sich allgemach entledigende Arzt an die weitesten Kreise hellenischer Fachgenossen, ja selbst der Gebildeten überhaupt, gerichtet hat. In die letzte dieser Kategorien stelle ich unbedenklich die wunderbar reiche und reife Schrift „Von der alten Medicin". Allein auf dieser Bahn mit Sicherheit fortzuschreiten, die vorhandenen Differenzen zu erklären, ohne doch an der Einheit der Autorschaft zu rütteln, daran hindert uns, wie bemerkt, der Mangel ausreichender äußerer Beglaubigung. Vielleicht gelingt es einer noch eindringenderen Untersuchung, diese ernsten Schwierigkeiten zu überwinden. Allein ein voller Erfolg ist leider wenig wahrscheinlich, und schwerlich wird es uns beschieden sein, die Gestalt des größten der Asklepiaden von unmittelbaren Vorgängern und unmittelbaren Nachfolgern oder Jüngern in jedem einzelnen Zuge mit Sicherheit zu scheiden.

Wie dem auch sein mag: die Schrift „Von der alten Medicin" hat bisher bei weitem nicht die Beachtung und Würdigung gefunden, die ihr ebenso auf Grund des platonischen Zeugnisses als ihres inneren Wertes gebührt. Was jenes Zeugnis betrifft, so sei hier noch Eines bemerkt. Wie unwahrscheinlich darf es heißen, daß eben die Schrift, auf die Platon unter Nennung des Hippokrates Bezug nimmt,

und deren verbreitete Kenntnis er daher voraussetzen mußte, verloren gegangen sei. Wie wenig wahrscheinlich auch, daß 228 dieses außerordentliche Werk, weitaus das gedankenreichste der ganzen Sammlung, dessen Autor überdies die stärkste persönliche Note anschlägt, in dem ferner die zu allen Zeiten als das Eigentum des Hippokrates anerkannte Krasenlehre wie etwas völlig Neues auftritt, das Werk eines Unbekannten sei. Doch ob echt oder unecht: jedenfalls verdient die Schrift, deren Text noch immer ein wenig gereinigter ist, die Sorgfalt des Philologen. Bildet sie doch geradezu einen Markstein in der Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes. Nichts kann bemerkenswerter sein als der in ihr eröffnete Kampf mit der Willkür naturphilosophischer Systeme; ihre an ein skeptisches Wort des Xenophanes anknüpfende Verwerfung „leerer" oder nicht verifizierbarer Hypothesen (vgl. Griechische Denker I^3, 246); die in ihr unverkennbar hervortretende Ahnung der Abhängigkeit der Physiologie von Physik und Chemie; die Weite des Horizonts, die ihrem Autor erlaubt, die Einführung der Krankenkost an die Verdrängung der tierischen Nahrung durch die Speisenbereitung zu knüpfen; nicht am mindesten der Stoßseufzer, der nach Präzisionsinstrumenten und nach exakten Methoden gleichsam zu rufen scheint, auf Grund der Überzeugung von der Unzulänglichkeit der bloßen „körperlichen Empfindung" nicht weniger als des bloßen „Räsonnements". Darum lassen wir dieser Erörterung die wesentlichen Partien des Textes, d. h. jene, die nicht vorwiegend den medicinischen Fachmann interessieren, hier folgen, indem wir uns in betreff der nicht wiedergegebenen Abschnitte (14—19) damit begnügen, auf die wichtigeren der Änderungen hinzuweisen, die wir an dem Kühleweinschen Text vorzunehmen nötig finden. Unsere Lesungen beruhen gleich jenen des soeben genannten Herausgebers fast ausnahmslos auf dem Zeugnis des Parisinus 2253 (A) und des Marcianus 269 (M), zwei Handschriften, die wir selbst vor geraumer Zeit mit Littrés Text möglichst sorgfältig verglichen haben.

In betreff der Dialektformen verzichte ich nahezu auf jeden Versuch, die ursprüngliche Textesgestalt wieder zu

gewinnen. Es ist gewiß peinlich, einem Autor, dem man im übrigen jede individuelle Besonderheit abzulauschen ängstlich bemüht ist, die buntscheckige Harlekinsjacke zu belassen, die ihm Schreiberlaune oder die Willkür antiker Herausgeber umgehängt hat. Allein ich sehe vorläufig keinen Weg, der uns in diesem Bereiche zum Echten und Ursprünglichen mit Sicherheit zu führen vermag. Hier hat der Herausgeber hippokratischer Texte zunächst wenigstens nur das Rohmaterial zu liefern, d. h. die Schreibungen der besten Handschriften unversehrt zu bewahren, aus denen dereinst vielleicht verläßliche Schlüsse zu ziehen möglich sein wird. Anders verfuhren wir bei unserem Restitutionsversuche der Sophistenrede *περὶ τέχνης* (vgl. Apol. d. Heilk.[2] 69 ff.). Dort galt es, ein sprachliches Kunstwerk wiederherzustellen, wobei wir eine bloße Annäherung an die Wahrheit der vollständigen Verwilderung vorziehen zu müssen glaubten.[1]

1. *ὁκόσοι μὲν ἐπεχείρησαν περὶ ἰητρικῆς λέγειν ἢ γράφειν,* 570 *ὑπόθεσιν σφίσιν αὐτοῖσιν ὑποθέμενοι τῷ λόγῳ, θερμὸν ἢ ψυχρὸν ἢ ὑγρὸν ἢ ξηρὸν ἢ ἄλλο τι ὃ ἂν θέλωσιν, ἐς βραχὺ ἄγοντες τὴν ἀρχὴν τῆς αἰτίης τοῖσιν ἀνθρώποισιν νούσων τε καὶ θανάτου, καὶ πᾶσι τὴν αὐτήν, ἓν ἢ δύο προθέμενοι, ἐν πολλοῖσι μὲν καὶ οἷσι λέγουσι καταφανέες εἰσὶν ἁμαρτάνοντες, μάλιστα δὲ ἄξιον μέμψασθαι, ὅτι ἀμφὶ τέχνης ἐούσης, ᾗ χρέονταί τε πάντες ἐπὶ τοῖσι μεγίστοισι καὶ τιμῶσι μάλιστα τοὺς ἀγαθοὺς χειροτέχνας καὶ δημιουργούς. εἰσὶν δὲ δημιουργοὶ οἱ μὲν φλαῦροι, οἱ δὲ πολλὸν διαφέροντες· ὅπερ, εἰ μὴ ἦν ἰητρικὴ ὅλως μηδ' ἐν αὐτῇ ἔσκεπτο μηδ' εὕρητο μηδέν, οὐκ ἂν ἦν, ἀλλὰ πάντες ἂν ὁμοίως αὐτῆς ἄπειροί τε καὶ ἀνεπιστήμονες ἦσαν, τύχῃ δ' ἂν πάντα τὰ τῶν καμνόντων διοικεῖτο. νῦν δ' οὐχ οὕτως ἔχει, ἀλλ' ὥσπερ καὶ τῶν ἄλλων τεχνέων πασέων οἱ δημιουργοὶ* 572 *πολλὸν ἀλλήλων διαφέρουσιν κατὰ χεῖρα καὶ κατὰ γνώμην, οὕτω δὲ καὶ ἐπὶ ἰητρικῆς. διὸ οὐκ ἠξίουν ἔγωγε κενῆς αὐτὴν ὑποθέσιος δεῖσθαι, ὥσπερ τὰ ἀφανέα τε καὶ ἀπορεόμενα· περὶ*

[1] [Die Zahlen am Rand bezeichnen im folgenden die Seitenzahlen der Ausgabe Littrés.]

ὧν ἀνάγκη ἤν τις ἐπιχειρῇ λέγειν, ὑποθέσει χρῆσθαι, οἷον περὶ τῶν μετεώρων ἢ τῶν ὑπὸ γῆν, ἃ εἴ τις λέγοι καὶ γινώσκοι ὡς ἔχει, οὔτ' ἂν αὐτῷ τῷ λέγοντι οὔτε τοῖς ἀκούουσιν δῆλα ἂν εἴη, εἴ τε ἀληθέα ἐστὶν εἴτε μή· οὐ γάρ ἔστι πρὸς ὅ τι χρὴ ἀνενέγκαντα εἰδέναι τὸ σαφές.

2. *Ἰητρικῇ δὲ πάλαι πάντα ὑπάρχει, καὶ ἀρχὴ καὶ ὁδὸς εὑρημένη, καθ' ἣν τὰ εὑρημένα πολλά τε καὶ καλῶς ἔχοντα ηὕρηται ἐν πολλῷ χρόνῳ καὶ τὰ λοιπὰ εὑρεθήσεται, ἤν τις ἱκανός τ' ἐὼν καὶ τὰ εὑρημένα εἰδώς, ἐκ τούτων ὁρμώμενος ζητέῃ· ὅστις δὲ ταῦτα ἀποβαλὼν καὶ ἀποδοκιμάσας πάντα ἑτέρῃ ὁδῷ καὶ ἑτέρῳ σχήματι ἐπιχειρεῖ ζητεῖν καὶ φήσει τι ἐξευρηκέναι, ἐξηπάτηται καὶ ἐξαπατᾶται· ἀδύνατον γάρ. δι' ἃς δὲ ἀνάγκας ἀδύνατον, ἐγὼ πειρήσομαι ἐπιδεῖξαι, λέγων καὶ δεικνὺς τὴν τέχνην ὅ τί ἐστιν. ἐκ δὲ τούτου καταφανὲς ἔσται ἀδύνατα ἐόντα ἄλλως πώς ⟨τι⟩ τούτων εὑρίσκεσθαι. μάλιστα δ' ἐμοὶ δοκέει περὶ ταύτης δεῖν λέγοντα τῆς τέχνης γνωστὰ λέγειν τοῖς δημότῃσιν· οὐ γὰρ περὶ ἄλλου τινὸς οὔτε ζητεῖν οὔτε λέγειν προσήκει ἢ περὶ τῶν παθημάτων ὧν αὐτοὶ οὗτοι νοσέουσίν τε καὶ πονέουσιν. αὐτοὺς μὲν οὖν τὰ σφέων αὐτῶν*
574 *παθήματα καταμαθεῖν, ὥς τι γίνεται καὶ παύεται καὶ δι' οἵας προφάσιας αὔξεταί τε καὶ φθίνει, δημότας ἐόντας, οὐ ῥηίδιον, ὑπ' ἄλλου δ' εὑρημένα καὶ λεγόμενα εὐπετές. οὐδὲν γὰρ ἕτερον ἢ ἀναμιμνήσκεται ἕκαστος, ἀκούων τῶν ἑωυτῷ συμβαινόντων. εἰ δέ τις τῶν ἰδιωτέων γνώμης ἀποτεύξεται καὶ μὴ διαθήσει τοὺς ἀκούοντας οὕτως, τοῦ ἐόντος ἀποτεύξεται· καὶ διὰ ταῦτα οὖν οὐδὲν δεῖ ὑποθέσιος.*

3. *Τὴν γὰρ ἀρχὴν οὔτ' ἂν εὑρέθη ἡ τέχνη ἡ ἰητρικὴ οὔτ' ἂν ἐζητήθη (οὐδὲν γὰρ αὐτῆς ἔδει), εἰ τοῖσι κάμνουσι τῶν ἀνθρώπων τὰ αὐτὰ διαιτεομένοισί τε καὶ προσφερομένοισιν ἅπερ οἱ ὑγιαίνοντες ἐσθίουσί τε καὶ πίνουσι καὶ τἆλλα διαιτέονται ξυνέφερεν καὶ μὴ ἦν ἕτερα τούτων βελτίω. νῦν δ' αὐτὴ ἡ ἀνάγκη ἰητρικὴν ἐποίησε ζητηθῆναί τε καὶ εὑρεθῆναι ἀνθρώ-*
576 *ποισιν, ὅτι τοῖσι κάμνουσιν ταὐτὰ προσφερομένοισι ἅπερ οἱ ὑγιαίνοντες οὐ συνέφερεν, ὡς οὐδὲ νῦν συμφέρει. ἔτι δὲ ἄνωθεν ἔγωγε ἀξιῶ οὐδ' ἂν τὴν τῶν ὑγιαινόντων δίαιτάν τε καὶ τροφὴν ᾗ νῦν χρέονται εὑρεθῆναι, εἰ ἐξήρκει τῷ ἀνθρώπῳ ταὐτὰ ἐσθίοντι καὶ πίνοντι βοΐ τε καὶ ἵππῳ καὶ πᾶσιν ἐκτὸς ἀνθρώ-*

που, οἷον τὰ ἐκ γῆς φυόμενα, καρπούς τε καὶ ὕλην καὶ χόρτον. ἀπὸ τούτων γὰρ καὶ τρέφονται καὶ αὔξονται καὶ ἄπονοι διάγουσιν, οὐδὲν προσδεόμενοι ἄλλης διαίτης. καίτοι τήν γε ἀρχὴν ἔγωγε ἀξιῶ καὶ τὸν ἄνθρωπον τοιαύτῃ τροφῇ κεχρῆσθαι, τὰ δὲ νῦν διαιτήματα εὑρημένα καὶ τετεχνημένα ἐν πολλῷ χρόνῳ γεγενῆσθαί μοι δοκεῖ. ὡς γὰρ **ἔπασχον πολλά τε καὶ δεινὰ ὑπὸ ἰσχυρῆς τε καὶ θηριώδεος διαίτης, ὠμά τε καὶ ἄκρητα καὶ μεγάλας δυνάμιας ἔχοντα ἐσφερόμενοι, οἷά περ ἂν καὶ νῦν ὑπ᾽ αὐτῶν πάσχοιεν, πόνοισί τε καὶ νούσοισι περιπίπτοντες καὶ διὰ ταχέος θανάτοισιν — ἧσσον μὲν οὖν ταῦτα τότε εἰκὸς ἦν πάσχειν διὰ τὴν συνήθειαν, ἰσχυρῶς δὲ καὶ τότε· καὶ τοὺς μὲν πλείστους τε καὶ ἀσθενεστέρην φύσιν ἔχοντας ἀπόλλυσθαι εἰκός, τοὺς δὲ τούτων ὑπερέχοντας πλείω χρόνον ἀντέχειν, ὥσπερ καὶ νῦν ἀπὸ τῶν ἰσχυρῶν βρωμάτων οἱ μὲν ῥηιδίως ἀπαλλάσσονται, οἱ δὲ μετὰ πολλῶν πόνων τε καὶ κακῶν** — διὰ δὴ ταύτην τὴν χρείην καὶ οὗτοί μοι δοκέουσι ζητῆσαι τροφὴν ἁρμόζουσαν τῇ φύσει καὶ εὑρεῖν ταύτην ᾗ νῦν χρώμεθα. ἐκ μὲν οὖν τῶν πυρῶν, βρέξαντές σφας καὶ πτίσαντες καὶ καταλέσαντές τε καὶ διασήσαντες καὶ φορύξαντες καὶ ὀπτήσαντες ἀπετέλεσαν μὲν ἄρτον, ἐκ δὲ τῶν 578 κριθέων μᾶζαν, ἄλλα τε συχνὰ περὶ ταύτην πρηγματευσάμενοι, ἥψησάν τε καὶ ὤπτησαν καὶ ἔμιξαν καὶ ἐκέρασαν τὰ ἰσχυρά τε καὶ ἄκρητα τοῖς ἀσθενεστέροις, πλάσσοντες πάντα πρὸς τὴν τοῦ ἀνθρώπου φύσιν τε καὶ δύναμιν, ἡγεύμενοι ὅσων μὲν ἢν ἰσχυρὰ ᾖ οὐ δυνήσεται κρατεῖν ἡ φύσις ἢν ἐσβάληται, ἀπὸ τούτων δ᾽ αὐτῶν πόνους τε καὶ νούσους καὶ θανάτους ἔσεσθαι· ὅσων δ᾽ ἂν δύνηται ἐπικρατέειν, ἀπὸ τούτων τροφήν τε καὶ αὔξησιν καὶ ὑγιείην. τῷ δὲ εὑρήματι τούτῳ καὶ ζητήματι τί ἄν τις ὄνομα δικαιότερον ἢ προσῆκον μᾶλλον θείη ἢ ἰητρικήν, ὅτι γε (ὅτε γε?) εὕρηται ἐπὶ τῇ τοῦ ἀνθρώπου ὑγιείῃ τε καὶ σωτηρίῃ καὶ τροφῇ, ἄλλαγμα κείνης τῆς διαίτης, ἐξ ἧς οἱ πόνοι καὶ νοῦσοι ἐγίνοντο.

4. Εἰ δὲ μὴ τέχνη αὕτη νομίζεται εἶναι, οὐκ ἀπεικός· ἧς γὰρ μηδείς ἐστιν ἰδιώτης, ἀλλὰ πάντες ἐπιστήμονες ἔς τι διὰ τὴν χρῆσίν τε καὶ ἀνάγκην, οὐ προσήκει ταύτης οὐδένα τεχνίτην καλέεσθαι· ἐπεὶ τό γε εὕρημα καὶ μέγα καὶ πολλῆς σκέψιός τε 580

καὶ τέχνης. ἔτι γοῦν καὶ νῦν οἱ τῶν γυμνασίων τε καὶ ἀσκησίων ἐπιμελόμενοι αἰεί τι προσεξευρίσκουσιν, κατὰ τὴν αὐτὴν ὁδὸν ζητοῦντες ὅ τι ἐσθίων τε καὶ πίνων ἐπικρατήσει τε αὐτῶν μάλιστα καὶ ἰσχυρότατος αὐτὸς ἑωυτοῦ ἔσται.

5. Σκεψώμεθα δὲ καὶ τὴν ὁμολογουμένως ἰητρικήν, τὴν ἀμφὶ τοὺς κάμνοντας εὑρημένην, ἣ καὶ ὄνομα καὶ τεχνίτας ἔχει, εἰ ἄρα τι καὶ αὐτὴ τῶν αὐτῶν ἐθέλει καὶ ὁπόθεν ποτὲ ἦρκται. ἐμοὶ μὲν γάρ, ὅπερ ἐν ἀρχῇ εἶπον, οὐδ' ἂν ζητῆσαι ἰητρικὴν δοκέει οὐδείς, εἰ ταὐτὰ διαιτήματα τοῖσί τε κάμνουσι καὶ τοῖσιν ὑγιαίνουσιν ἥρμοζεν. ἔτι γοῦν καὶ νῦν ὅσοι ἰητρικῇ μὴ χρέονται, οἵ τε βάρβαροι καὶ τῶν Ἑλλήνων ἔνιοι, τὸν αὐτὸν τρόπον ὅνπερ οἱ ὑγιαίνοντες διαιτῶνται πρὸς ἡδονήν, καὶ οὔτ' ἂν ἀπόσχοιντο οὐδενὸς ὧν ἐπιθυμοῦσιν οὔθ' ὑποστείλαιντο ἄν. οἱ δὲ ζητήσαντές τε καὶ εὑρόντες ἰητρικήν, τὴν αὐτὴν ἐκείνοισι διάνοιαν ἔχοντες περὶ ὧν μοι ὁ πρότερος λόγος εἴρηται, πρῶτον μέν, οἶμαι, ὑφεῖλον τοῦ πλήθεος τῶν σιτίων αὐτῶν τούτων καὶ ἀντὶ πλεόνων ὀλίγιστα ἐποίησαν. ἐπεὶ δὲ αὐτοῖσι τοῦτο 582 ἔστι μὲν ὅτε πρός τινας τῶν καμνόντων ἤρκεσε καὶ φανερὸν ἐγένετο ὠφελῆσαν, οὐ μέντοι πᾶσί γε, ἀλλ' ἦσάν τινες οὕτως ἔχοντες ὡς μηδ' ὀλίγων σιτίων δύνασθαι ἐπικρατεῖν — ἀσθενεστέρου δὲ δή τινος οἱ τοιοίδε ἐδόκεον δεῖσθαι — εὗρον τὰ ῥυφήματα, μίξαντες ὀλίγα τῶν ἰσχυρῶν πολλῷ τῷ ὕδατι καὶ ἀφαιρεόμενοι τὸ ἰσχυρὸν τῇ κρήσει τε καὶ ἑψήσει. ὅσοι δὲ μηδὲ τῶν ῥυφημάτων ἐδύναντο ἐπικρατεῖν, ἀφεῖλον καὶ ταῦτα καὶ ἀφίκοντο ἐς πόματα, καὶ ταῦτα τῇσί τε κρήσεσι καὶ τῷ πλήθεϊ διαφυλάσσοντες ὡς μετρίως ἔχῃ, μήτε πλείω τῶν δεόντων μήτε ἀκρητέστερα προσφερόμενοι, μηδ' ἐνδεέστερα.

6. Εὖ δὲ χρὴ τοῦτο εἰδέναι, ὅτι τισὶ τὰ ῥυφήματα ἐν τῇσι νούσοισιν οὐ συμφέρει, ἀλλ' ἄντικρυς ὅταν ταῦτα προσαίρωνται, παροξύνονται σφίσιν αὐτοῖσιν οἵ τε πυρετοὶ καὶ τὰ ἀλγήματα· καὶ δῆλον τὸ προσενεχθὲν τῇ μὲν νούσῳ τροφή τε καὶ αὔξησις γινόμενον, τῷ δὲ σώματι φθίσις τε καὶ ἀρρωστίη. ὅσοι δ' ἂν τῶν ἀνθρώπων ἐν ταύτῃ τῇ διαθέσει ἐόντες προσενέγκωνται ξηρὸν σιτίον ἢ μᾶζαν ἢ ἄρτον, καὶ ἢν πάνυ σμικρόν, δεκαπλασίως ἂν μᾶλλον καὶ ἐπιφανέστερον κακωθεῖεν ἢ ῥυφέοντες, 584 δι' οὐδὲν ἄλλο ἢ διὰ τὴν ἰσχὺν τοῦ βρώματος πρὸς τὴν

διάθεσιν· καὶ ὅτῳ ῥυφεῖν συμφέρει, ἐσθίειν δ' οὔ, εἰ πλείω φάγοι, πολὺ ἂν ἔτι μᾶλλον κακωθείη ἢ ⟨εἰ⟩ ὀλίγα· καὶ εἰ ὀλίγα δέ, πονήσειεν ἄν. πάντα δὴ τὰ αἴτια τοῦ πόνου ἐς τὸ αὐτὸ ἀνάγεται, τὰ ἰσχυρότατα μάλιστά τε καὶ ἐπιφανέστατα λυμαίνεσθαι τὸν ἄνθρωπον καὶ τὸν ὑγιᾶ ἐόντα καὶ τὸν κάμνοντα.

7. *Τί οὖν φαίνεται ἑτεροῖον διανοηθεὶς ὁ καλεύμενος ἰητρὸς καὶ ὁμολογεομένως χειροτέχνης, ὃς ἐξεῦρε τὴν ἀμφὶ τοὺς κάμνοντας δίαιτάν τε καὶ τροφήν, ἢ ἐκεῖνος ὁ ἀπ' ἀρχῆς τοῖσι πᾶσιν ἀνθρώποισιν τροφήν, ᾗ νῦν χρεώμεθα, ἐξ ἐκείνης τῆς ἀγρίης τε καὶ θηριώδεος εὑρών τε καὶ παρασκευάσας διαίτης; ἐμοὶ μὲν γὰρ φαίνεται ὁ αὐτὸς τρόπος καὶ ἕν τι καὶ ὅμοιον τὸ εὕρημα. ὁ μὲν ὅσων μὴ ἐδύνατο ἡ φύσις ἡ ἀνθρωπίνη ὑγιαίνουσα ἐπικρατεῖν ἐμπιπτόντων διὰ τὴν θηριότητά τε καὶ ἀκρησίην, ὁ δὲ ὅσων ἡ διάθεσις, ἐν οἵῃ ἂν ἑκάστοτε ἕκαστος τύχῃ διακείμενος, μὴ δύνηται ἐπικρατεῖν, ταῦτα ἐζήτησεν ἀφελεῖν. τί δὴ ἐκείνου τοῦτο διαφέρει ἀλλ' ἢ πλέον τό γε εἶδος καὶ ὅτι* 576 *ποικιλώτερον καὶ πλέονος πραγματείης, ἀρχὴ δ' ἐκείνη ἡ πρότερον γενομένη;*

8. *Εἰ δέ τις σκέπτοιτο τὴν τῶν καμνόντων δίαιταν πρὸς τὴν τῶν ὑγιαινόντων, εὕροι ἂν οὐ βλαβερωτέρην* (l. *βλακικωτέρην*) *ἤπερ τὴν τῶν ὑγιαινόντων πρὸς τὴν τῶν θηρίων τε καὶ τῶν ἄλλων ζῴων. ἀνὴρ γὰρ κάμνων νοσήματι μήτε τῶν χαλεπῶν τε καὶ ἀπόρων, μήτ' αὖ τῶν παντάπασιν εὐηθέων, ἀλλ' ᾗ αὐτῷ ἐξαμαρτάνοντι μέλλει ἐπίδηλον ἔσεσθαι εἰ ἐθέλοι καταφαγεῖν ἄρτον καὶ κρέας ἢ ἄλλο τι τῶν ⟨ἀφ' ὧν?⟩ οἱ ὑγιαίνοντες ὠφελέονται, μὴ πολλόν, ἀλλὰ πολλῷ ἔλασσον ἢ ὑγιαίνων ἂν ἐδύνατο· ἄλλος τε τῶν ὑγιαινόντων φύσιν ἔχων μήτε παντάπασιν ἀσθενέα μήτ' αὖ ἰσχυρήν, φαγών τι ⟨ἀφ'?⟩ ὧν βοῦς ἢ ἵππος ὠφελοῖτό τε καὶ ἰσχύοι, ὀρόβους ἢ κριθὰς ἢ ἄλλο τι τῶν τοιούτων, μὴ πολὺ ἀλλὰ πολλῷ μεῖον ἢ ⟨ἵππος ἢ βοῦς ἄν?⟩ δύναιτο, οὐκ ἂν ἧσσον ὁ ὑγιαίνων τοῦτο* 577 *ποιήσας πονήσειέ τε καὶ κινδυνεύσειεν ἐκείνου τοῦ νοσέοντος ὃς τὸν ἄρτον ἢ τὴν μᾶζαν ἀκαίρως προσηνέγκατο. ταῦτα δὴ πάντα τεκμήρια ὅτι αὐτὴ ἡ τέχνη πᾶσα ἡ ἰητρικὴ τῇ αὐτῇ ὁδῷ ζητεομένη εὑρίσκοιτο ἄν.*

9. *Καὶ εἰ μὲν ἦν ἁπλοῦν ὥσπερ ὑφήγητο, ⟨εἰ⟩ ὅσα μὲν ἦν ἰσχυρότερα ἔβλαπτεν, ὅσα δ' ἦν ἀσθενέστερα ὠφέλει τε καὶ ἔτρεφεν καὶ τὸν κάμνοντα καὶ τὸν ὑγιαίνοντα, εὐπετὲς ἂν ἦν τὸ πρῆγμα· πολλὸν γὰρ τοῦ ἀσφαλέος ἂν ἔδει περιλαμβάνοντας (ἐπιλαμβανομένους?) ἄγειν ἐπὶ τὸ ἀσθενέστερον. νῦν δὲ οὐκ ἔλασσον ἁμάρτημα οὐδ' ἧσσον λυμαίνεται τὸν ἄνθρωπον, ἢν ἐλάσσονα καὶ ἐνδεέστερα τῶν ἱκανῶν προσφέρηται· τὸ γὰρ τοῦ λιμοῦ μέρος δύναται ἰσχυρῶς ἐν τῇ φύσει τοῦ ἀνθρώπου καὶ γυιῶσαι καὶ ἀσθενέα ποιῆσαι καὶ ἀποκτεῖναι. πολλὰ δὲ καὶ ἄλλα κακὰ ἑτεροῖα μὲν τῶν ἀπὸ πληρώσιος, οὐχ ἧσσον δὲ δεινὰ καὶ ἀπὸ κενώσιος, διότι πολλὸν ποικιλωτέρη καὶ διὰ πλείονος ἀκριβείης ἐστὶ* (sc. *ἡ ἰητρική*). *δεῖ γὰρ μέτρου τινὸς στοχάσασθαι· μέτρον δὲ οὐδὲ σταθμὸν οὐδὲ ἀριθμόν, πρὸς ὃ* 590 *ἀναφέρων εἴσῃ τὸ ἀκριβές, οὐκ ἂν εὕροις ἀλλ' ἢ τοῦ σώματος τὴν αἴσθησιν, ⟨τὸ δὲ ἀτρεκὲς ὀλιγάκις ἔστι κατιδεῖν⟩· διὸ ἔργον οὕτω καταμαθεῖν ἀκριβῶς, ὥστε σμικρὰ ἁμαρτάνειν ἔνθα ἢ ἔνθα. κἂν ἐγὼ τοῦτον τὸν ἰητρὸν ἰσχυρῶς ἐπαινέοιμι τὸν σμικρὰ ἁμαρτάνοντα. [τὸ δὲ ἀτρεκὲς ὀλιγάκις ἔστι κατιδεῖν.] ἐπεὶ οἱ πολλοί γε τῶν ἰητρῶν ταὐτά μοι δοκέουσι τοῖσι κακοῖσι κυβερνήτῃσι πάσχειν. καὶ γὰρ ἐκεῖνοι ὅταν ἐν γαλήνῃ κυβερνῶντες ἁμαρτάνωσιν, οὐ καταφανέες εἰσίν· ὅταν δὲ αὐτοὺς κατάσχῃ χειμών τε μέγας καὶ ἄνεμος ἐξώστης, φανερῶς ἤδη πᾶσιν ἀνθρώποισι δι' ἀγνωσίην καὶ ἁμαρτίην δηλοί εἰσιν ἀπολέσαντες τὴν ναῦν. οὕτω δὲ καὶ οἱ κακοί τε καὶ οἱ πλεῖστοι ἰητροί, ὅταν μὲν θεραπεύωσιν ἀνθρώπους μηδὲν δεινὸν ἔχοντας, ἐς οὓς ἄν τις καὶ τὰ μέγιστα ἁμαρτάνων οὐδὲν δεινὸν ἐργάσαιτο — πολλὰ δὲ τὰ τοιαῦτα νοσήματα καὶ πολλόν τι πλείω τῶν δεινῶν ἀνθρώποις συμβαίνει — ἐν μὲν τοῖσι τοιούτοις ἁμαρτάνοντες οὐ καταφανέες εἰσὶν τοῖς ἰδιώτῃσιν· ὅταν δ' ἐντύχωσιν μεγάλῳ τε καὶ ἰσχυρῷ καὶ ἐπισφαλεῖ νοσήματι, τότε σφέων τά τε ἁμαρτήματα καὶ ἡ ἀτεχνίη πᾶσι καταφανής ἐστιν· οὐ γὰρ ἐς μακρὸν* (*μακρὰν*? Zwinger) *αὐτῶν ἑκατέρου αἱ τιμωρίαι, ἀλλὰ διὰ τάχεος πάρεισιν.*

10. *Ὅτι δ' οὐδὲν ἐλάσσους ἀπὸ κενώσιος ἀκαίρου κακοπάθειαι γίνονται τῷ ἀνθρώπῳ ἢ ἀπὸ πληρώσιος, καταμανθάνειν καλῶς ἔχει ἐπαναφέροντας ἐπὶ τοὺς ὑγιαίνοντας. ἔστι γὰρ οἷσιν αὐτῶν συμφέρει μονοσιτέειν, καὶ τοῦτο διὰ τὸ συμφέρον*

οὕτως αὐτοὶ συνετάξαντο (l. *οὗτοι ἑαυτοῖσιν ἐτάξαντο* z. T. mit Kühlewein), *ἄλλοισι δὲ ἀριστῆν διὰ τὴν αὐτὴν ἀνάγκην·* 592 *οὕτω γὰρ αὐτοῖσι συμφέρει καὶ μὴ τούτοισι οἳ* (l. *καὶ μὴ τοῦτο, εἰσὶ δ' οἳ*) *δι' ἡδονὴν ἢ δι' ἄλλην τινὰ συγκυρίην ἐπετήδευσαν ὁπότερον αὐτῶν· τοῖσι μὲν γὰρ πλείστοισι τῶν ἀνθρώπων οὐδὲν διαφέρει, ὁπότερον ἂν ἐπιτηδεύσωσιν, εἴτε μονοσιτεῖν εἴτε ἀριστῆν, τούτῳ τῷ ἔθει χρῆσθαι. εἰσὶ δέ τινες οἳ οὐκ ἂν δύναιντο ἔξω τοῦ συμφέροντος ποιέοντες ῥηϊδίως ἀπαλλάσσειν, ἀλλὰ συμβαίνει αὐτῶν ἑκατέροισι παρ' ἡμέρην μίαν, καὶ ταύτην οὐχ ὅλην, μεταβάλλουσιν ὑπερφυὴς κακοπάθεια. οἱ μὲν γὰρ ἢν ἀριστήσωσι μὴ συμφέροντος αὐτοῖσιν, εὐθὺς βαρέες καὶ νωθροὶ καὶ τὸ σῶμα καὶ τὴν γνώμην, χάσμης τε καὶ νυσταγμοῦ καὶ δίψης πλήρεις· ἢν δὲ καὶ ἐπιδειπνήσωσι, καὶ φῦσα καὶ στρόφος καὶ ἡ κοιλίη καταρρήγνυται· καὶ πολλοῖσιν ἀρχὴ νούσου αὕτη μεγάλης ἐγένετο, ἢν τὰ αὐτὰ σιτία, ἃ μεμαθήκεσαν ἅπαξ ἀναλίσκειν, ταῦτα δὶς προσενέγκωνται, καὶ μηδὲν πλείω. τοῦτο δέ, ἢν ἀριστῆν μεμαθηκώς τις καὶ οὕτως αὐτῷ συμφέρον ἦν, μὴ ἀριστήσῃ, ὅταν τάχιστα παρέλθῃ ἡ ὥρη, εὐθὺς ἀδυναμίη δεινή, τρόμος, ἀψυχίη· ἐπὶ τούτοις ὀφθαλμοὶ κοῖλοι, οὖρον χλωρότερον καὶ θερμότερον, στόμα πικρόν, καὶ τὰ σπλάγχνα δοκεῖ οἱ κρέμασθαι, σκοτοδινίη, δυσθυμίη, δυσεργείη· ταῦτα δὲ πάντα καὶ ὅταν δειπνεῖν ἐπιχειρήσῃ, ἀηδέστερος μὲν ὁ σῖτος,* 594 *ἀναλίσκειν δὲ οὐ δύναται ὅσα ἀριστιζόμενος πρότερον ἐδείπνει· ταῦτα δὲ αὐτὰ μετὰ στρόφου τε καὶ ψόφου καταβαίνοντα συγκαίει τὴν κοιλίην, δυσκοιτέουσί τε καὶ ἐνυπνιάζονται τεταραγμένα τε καὶ θορυβώδεα. πολλοῖσι δὲ καὶ τούτων αὕτη ἀρχὴ νούσου ἐγένετο.*

11. *Σκέψασθαι δὲ χρή, διὰ τίνας προφάσιας αὐτοῖσιν ταῦτα συνέβη. τῷ μέν, οἶμαι, μεμαθηκότι μονοσιτέειν, ὅτι οὐκ ἀνέμεινεν τὸν χρόνον τὸν ἱκανὸν μέχρις αὐτοῦ ἡ κοιλίη τῶν τῇ προτεραίῃ προσενηνεγμένων σιτίων ἀπολαύσῃ τελέως καὶ ἐπικρατήσῃ καὶ λαπαχθῇ τε καὶ ἡσυχάσῃ, ἀλλ' ἐπὶ ζέουσάν τε καὶ ἐζυμωμένην καινὰ ἐπεσηνέγκατο· αἱ δὲ τοιαῦται κοιλίαι πολλῷ τε βραδύτερον πέσσουσι καὶ πλέονος δέονται ἀναπαύσιος τε καὶ ἡσυχίης. ὁ δὲ μεμαθηκὼς ἀριστίζεσθαι, ὅτι οὐκ ἐπειδὴ τάχιστα ἐδεήθη τροφῆς τὸ σῶμα καὶ τὰ πρότερα κατανάλωτο καὶ οὐκ εἶχεν οὐδεμίαν ἀπόλαυσιν, εὐθέως αὐτῷ προσεγένετο*

καινῇ τροφῇ, φθίνει δὴ καὶ συντήκεται ὑπὸ λιμοῦ. πάντα γὰρ ἃ λέγω πάσχειν τὸν τοιοῦτον ἄνθρωπον λιμῷ ἀνατίθημι. φημὶ δὲ καὶ τοὺς ἄλλους ἀνθρώπους ἅπαντας, οἵ τινες ἂν ὑγιαίνοντες ἄσιτοι δύο ἡμέρας ἢ τρεῖς γένωνται, ταῦτα (ταὐτά?) πείσεσθαι, οἷά περ ἐπὶ τῶν ἀναρίστων γενομένων εἴρηκα.

596 12. *Τὰς δὲ τοιαύτας φύσιας ἔγωγέ φημι, τὰς ταχέως τε καὶ ἰσχυρῶς τῶν ἁμαρτημάτων ἀπολαυούσας, ἀσθενεστέρας εἶναι τῶν ἑτέρων. ἐγγύτατα δὲ τοῦ ἀσθενέοντός ἐστιν ὁ ἀσθενής. ἔτι δὲ ἀσθενέστερος ὁ ἀσθενέων, καὶ μᾶλλον αὐτῷ προσήκει ὅ τι ἂν ἀποτυγχάνῃ πονεῖν. χαλεπὸν δὲ τοιαύτης ἀκριβείης ἐούσης περὶ τὴν τέχνην τυγχάνειν αἰεὶ τοῦ ἀτρεκεστάτου·*[1] *πολλὰ δὲ εἴδεα κατ' ἰητρικὴν ἐς τοσαύτην ἀκρίβειαν ἥκει, περὶ ὧν εἰρήσεται. οὔ φημι δὴ* (l. *δὲ* Kühlewein) *δεῖν διὰ τοῦτο τὴν τέχνην ὡς οὐκ ἐοῦσαν οὐδὲ καλῶς ζητεομένην τὴν ἀρχαίην ἀποβάλλεσθαι, εἰ μὴ ἔχει περὶ πάντα ἀκρίβειαν, ἀλλὰ πολὺ μᾶλλον διὰ τὸ ἐγγύς, οἶμαι, εἶναι τοῦ ἀτρεκεστάτου οὗ δύνασθαι*
598 *ἥκειν λογισμῷ προσίεσθαι καὶ ἐκ πολλῆς ἀγνωσίης θαυμάζειν τὰ ἐξευρημένα, ὡς καλῶς καὶ ὀρθῶς ἐξεύρηται καὶ οὐκ ἀπὸ τύχης.*

13. *Ἐπὶ δὲ ⟨τὸν⟩ τῶν τὸν καινὸν τρόπον τὴν τέχνην ζητεύντων ἐξ ὑποθέσιος λόγον ἐπανελθεῖν βούλομαι.*[2] *εἰ γάρ τί ἐστιν θερμὸν ἢ ψυχρὸν ἢ ξηρὸν ἢ ὑγρὸν τὸ λυμαινόμενον τὸν ἄνθρωπον, καὶ δεῖ τὸν ὀρθῶς ἰητρεύοντα βοηθεῖν τῷ μὲν θερμῷ ἐπὶ τὸ ψυχρόν, τῷ δὲ ψυχρῷ ἐπὶ τὸ θερμόν, τῷ δὲ ξηρῷ ἐπὶ*

---

[1] Ein Wort der Erklärung, da selbst Littré den Satz mißverstanden und mit Erotian (38, 9 Klein = 36 Franz) geschlimmbessert hat. Weil das Objekt der Arzneikunst, die Natur — das will der Autor sagen — so nuancenreich, so mannigfach und genau abgestuft ist, wie es das Vorangehende gezeigt hat, darum ist es für den Arzt so schwierig, das Richtige immer haarscharf zu treffen. — Am Schluß des Paragraphen habe ich die Lesarten von A und M, *οἶμαι* und *εἶναι*, kombiniert und A.s *οὐ* (so dort häufig statt *οὗ*) in *οὗ* verwandelt. Vgl. meine „Beiträge" III, 27f. [hier I, 263f.].

[2] Vielleicht der schwierigste Satz des ganzen Buches. Die Kakophonie am Eingang würde beseitigt und die Härten des Bezugsakkusativs gemildert durch die Schreibung: *ἐπὶ δὲ τὸν τῶν καινόν ⟨τινα⟩ τρόπον τὴν τέχνην κτέ.* Allein solcher Unbestimmtheit des Ausdrucks widerstrebt wohl der Umstand, daß von diesem *καινὸς τρόπος* bereits § 2 (*ἑτέρῃ ὁδῷ καὶ ἑτέρῳ σχήματι*) die Rede war.

τὸ ὑγρόν, τῷ δὲ ὑγρῷ ἐπὶ τὸ ξηρόν· ἔστω μοι ἄνθρωπος μὴ τῶν ἰσχυρῶν φύσει, ἀλλὰ τῶν ἀσθενεστέρων. οὗτος δὲ πυροὺς ἐσθιέτω οὓς ἂν ἀπὸ τῆς ἅλω ἀνέλῃ ὠμοὺς καὶ ἀργοὺς καὶ κρέα ὠμὰ καὶ πινέτω (κἀπιπινέτω?) ὕδωρ. ταύτῃ χρεόμενος τῇ διαίτῃ εὖ οἶδ' ὅτι πείσεται πολλὰ καὶ δεινά· καὶ γὰρ πόνους πονήσει καὶ τὸ σῶμα ἀσθενὲς (ἀσθενὴς?) ἔσται καὶ ἡ κοιλίη ⟨οἱ?⟩ φθαρήσεται καὶ ζῆν πολὺν χρόνον οὐ δυνήσεται. τί δὲ χρὴ βοήθημα παρεσκευάσθαι ὧδε ἔχοντι; θερμὸν ἢ ψυχρὸν ἢ ξηρὸν ἢ ὑγρόν; δῆλον ὅτι τούτων τι. εἰ γὰρ τὸ λυμαινόμενόν ἐστι τούτων τὸ ἕτερον, τῷ ὑπεναντίῳ προσήκει λῦσαι, ὡς ὁ ἐκείνων λόγος ἔχει. τὸ μὲν γὰρ βεβαιότατόν τε καὶ προφανέστατον φάρμακον, ἀφελόντα τὰ διαιτήματα οἷς ἐχρῆτο, ἀντὶ μὲν τῶν πυρῶν ἄρτον διδόναι, ἀντὶ δὲ τῶν ὠμῶν κρεῶν ἑφθά, πιεῖν τε ἐπὶ τούτοισιν οἶνον. ταῦτα μεταβαλόντα οὐχ οἷόν τε μὴ οὐχ ὑγιᾶ γενέσθαι, ἤν γε μὴ παντάπασιν ᾖ διεφθαρμένος ὑπὸ χρόνου τε καὶ τῆς διαίτης. τί δὴ φήσομεν; πότερον αὐτῷ ἀπὸ ψυχροῦ κακοπαθέοντι θερμὰ ταῦτα προσενέγκαντες ὠφέλησαν ἢ τἀναντία; οἶμαι γὰρ ἔγωγε πολλὴν ἀπορίην ἐρωτηθέντι παρασχεῖν ⟨ἄν, εἰ⟩ ὁ τὸν ἄρτον παρασκευάζων τῶν πυρῶν τὸ θερμὸν ἢ τὸ ψυχρὸν ἢ τὸ ξηρὸν ἢ τὸ ὑγρὸν ἀφείλατο; οὗτος γὰρ πυρὶ καὶ 600 ὕδατι δέδευται ⟨καὶ κέκαυται?⟩ καὶ πολλοῖσιν ἄλλοισιν ἤργασται, ὧν ἕκαστον ἰδίην δύναμιν καὶ φύσιν ἔχει, καὶ τὰ μὲν τῶν ὑπαρχόντων ἀποβέβληκεν, ἄλλοισι δὲ κέκρηταί τε καὶ μέμικται.

— — — — — — — — — — — — — —

20.[1] Λέγουσι δέ τινες, ἰητροὶ καὶ σοφισταί, ὡς οὐκ ἔνι 620 [δυνατὸν secl. Reinhold] ἰητρικὴν εἰδέναι ὅστις μὴ οἶδεν ὅ τί ἐστιν ἄνθρωπος, ἀλλὰ τοῦτο δεῖ⟨ν⟩ καταμαθεῖν τὸν μέλλοντα ὀρθῶς θεραπεύσειν τοὺς ἀνθρώπους.[2] τείνει δὲ αὐτοῖς ὁ λόγος

[1] Die wichtigsten der in den hier übergangenen Abschnitten mir nötig scheinenden Änderungen sind: § 15 (606 L. = 17, 7 K.): ⟨μὴ⟩ διοίσει τι αὐτῷ προσενεγκεῖν κτέ. („Oder sollte es für ihn keinen Unterschied machen usw.?“) § 19 fin. (620 L. = 24, 1 K.): πάντων δὲ ἄριστα διάκειται ὁ ἄνθρωπος ὅταν παύηται (A.s erste Hand bietet παύει τε) καὶ ἐν ἡσυχίῃ ἔῃ. (Vgl. „Beiträge“ III, 29f. [hier I, 265], wo ich auf die genau zutreffende Parallele hingewiesen habe: καὶ πλέονος δέονται ἀναπαύσιός τε καὶ ἡσυχίης (§ 11 med.).

[2] Ich habe die Stelle bereits in der Apologie der Heilkunst $184^1 = 171^2$ behandelt. Wenn ἔνι nur von den geringeren Handschriften

ἐς φιλοσοφίην, καθάπερ Ἐμπεδοκλῆς ἢ ἄλλοι οἳ περὶ φύσιος γεγράφασιν ⟨*εἰδέναι φασίν?*⟩, *ἐξ ἀρχῆς ὅ τί ἐστιν ἄνθρωπος καὶ ὅπως ἐγένετο πρῶτον καὶ ὁπόθεν συνεπάγη. ἐγὼ δὲ τούτων μὲν ὅσα τινὶ εἴρηται ἢ σοφιστῇ ἢ ἰητρῷ ἢ γέγραπται περὶ φύσιος ἧσσον νομίζω τῇ ἰητρικῇ τέχνῃ προσήκειν ἢ τῇ γραφικῇ.*
622 *νομίζω δὲ περὶ φύσιος γνῶναί τι σαφὲς οὐδαμόθεν ἄλλοθεν εἶναι ἢ ἐξ ἰητρικῆς· τοῦτο δὲ οἷόν τε καταμαθεῖν ὅταν αὐτήν τις τὴν ἰητρικὴν ὀρθῶς πᾶσαν περιλάβῃ. μέχρι δὲ τούτου πολλοῦ μοι δοκεῖ δεῖν· λέγω δὲ τὴν ἱστορίην ταύτην, εἰδέναι ἄνθρωπος τί ἐστιν καὶ δι' οἵας αἰτίας γίνεται καὶ τἆλλα ἀκριβέως. ἐπεὶ τοῦτό γέ μοι δοκεῖ ἀναγκαῖον εἶναι ἰητρῷ, περὶ φύσιος εἰδέναι καὶ πάνυ σπουδάσαι ὡς εἴσεται, εἴ περ τι μέλλει τῶν δεόντων ποιήσειν, ὅ τί τέ ἐστιν ἄνθρωπος πρὸς τὰ ἐσθιόμενά τε καὶ πινόμενα καὶ ὅ τι πρὸς τὰ ἄλλα ἐπιτηδεύματα* [*καὶ* om. A], *ὅ τι ἀφ' ἑκάστου ἑκάστῳ συμβήσεται. καὶ μὴ ἁπλῶς οὕτως, πονηρόν ἐστιν βρῶμα τυρός, πόνον γὰρ παρέχει τῷ πληρωθέντι αὐτοῦ, ἀλλὰ τίνα τε πόνον καὶ διὰ τί καὶ τίνι τῶν ἐν τῷ ἀνθρώπῳ ἐνεόντων ἀνεπιτήδειον. ἔστι γὰρ καὶ ἄλλα πολλὰ βρώματα καὶ πόματα πονηρά, ἃ διατίθησι τὸν ἄνθρωπον οὐ τὸν αὐτὸν τρόπον. οὕτως οὖν μοι ἔστω οἷον οἶνος ἄκρητος πολλὸς ποθεὶς διατίθησί πως τὸν ἄνθρωπον. καὶ πάντες ἂν οἱ εἰδότες τοῦτο γνοίησαν, ὅτι αὕτη δύναμις οἴνου καὶ αὐτὸς* (l. *οὗτος*) *αἴτιος· καὶ οἷσί γε τῶν ἐν τῷ ἀνθρώπῳ τοῦτο δύναται μάλιστα, οἴδαμεν. τοιαύτην δὲ βούλομαι ἀληθείην καὶ περὶ τῶν ἄλλων φανῆναι. τυρὸς γάρ,*
624 *ἐπειδὴ τούτῳ σημείῳ ἐχρησάμην, οὐ πάντας ἀνθρώπους ὁμοίως λυμαίνεται, ἀλλ' εἰσὶν οἵ τινες αὐτοῦ πληρεύμενοι οὐδ' ὁτιοῦν βλάπτονται, ἀλλὰ καὶ ἰσχὺν οἷσιν ἂν συμφέρῃ θαυμασίως παρέχεται· εἰσὶ δ' οἳ χαλεπῶς ἀπαλλάσσουσι. διαφέρουσιν οὖν τούτων αἱ φύσιες· διαφέρουσι δὲ κατὰ τοῦτο, ὅ περ ἐν τῷ σώματι ἔνεστι πολέμιον τυρῷ καὶ ὑπὸ τούτου ἐγείρεταί τε καὶ κινεῖται· οἷς ὁ τοιοῦτος χυμὸς τυγχάνει πλείων ἐνεὼν*

---

erhalten ist, so ist doch der altertümlichere Ausdruck, wie überdies das Glossem *δυνατόν* lehrt, sicher das Ursprüngliche. Wie leicht ΕΝΙ zu ΕΙΗ ward (A bietet *εἴη*), braucht nicht gesagt zu werden. Reinholds von Kühlewein angenommene Umstellung gilt uns als völlig haltlos. Zu dem vorangestellten *ἐξ ἀρχῆς* vgl. § 15 init.

καὶ μᾶλλον ἐνδυναστεύων ἐν τῷ σώματι, τούτους μᾶλλον κακοπαθεῖν εἰκός· εἰ δὲ πάσῃ τῇ ἀνθρωπίνῃ φύσει ἦν κακόν, πάντας ἂν ἐλυμήνατο. ταῦτα δὲ εἴ τις εἰδείη, οὐκ ἂν πάσχοι τάδ⟨ε⟩.[1]

21. *Ἐν τῇσιν ἀνακομιδῇσι τῇσιν ἐκ τῶν νούσων, ἔτι δὲ καὶ ἐν τῇσι νούσοισι τῇσι μακρῇσι, γίνονται πολλαὶ συνταράξιες, αἱ μὲν καὶ ἀπὸ ταὐτομάτου αἱ δὲ καὶ ἀπὸ τῶν προσενεχθέντων τῶν τυχόντων. οἶδα δὲ τοὺς πολλοὺς ἰητρούς, ὥσπερ τοὺς ἰδιώτας, ἢν τύχωσι περὶ τὴν ἡμέρην ταύτην τι κεκαινουργηκότες, ἢ λουσάμενοι ἢ περιπατήσαντες ἢ φαγόντες τι ἑτεροῖον, ταῦτα δὲ πάντα βελτίω προσενηνεγμένα ἢ μή, οὐδὲν ἧσσον τὴν αἰτίην τούτων τινὶ ἀνατιθέντας καὶ τὸ μὲν αἴτιον ἀγνοεῦντας, τὸ δὲ συμφορώτατον, ἢν οὕτω τύχῃ, ἀφαιρέοντας. δεῖ δὲ οὔ· ἀλλ' εἰδέναι, τί λουτρὸν ἀκαίρως προσ-* 626 *γενόμενον ἐργάσεται ἢ τί κόπος. οὐδέποτε γὰρ ἡ αὐτὴ κακοπάθεια ⟨ἀπὸ⟩ τούτων οὐδετέρου, οὐδέ γε ἀπὸ πληρώσιος, οὐδ' ἀπὸ βρώματος τοίου ἢ τοίου. ὅστις οὖν ταῦτα μὴ εἴσεται ὡς ἕκαστα ἔχει πρὸς τὸν ἄνθρωπον, οὔτε γινώσκειν τὰ γινόμενα ἀπ' αὐτῶν δυνήσεται οὔτε χρῆσθαι ὀρθῶς.*

22. *Δεῖν δέ μοι δοκεῖ καὶ ταῦτα εἰδέναι, ὅσα τῷ ἀνθρώπῳ παθήματα ἀπὸ δυναμίων ἔρχεται καὶ ὅσα ἀπὸ σχημάτων. λέγω δὲ τί τοῦτο; δύναμιν μὲν εἶναι τῶν χυμῶν τὰς ἀκρ⟨ητ⟩ότητάς τε καὶ ἰσχύν· σχήματα δὲ λέγω ὅσα ἔνεστιν ἐν τῷ ἀνθρώπῳ τὰ μὲν* [*γὰρ* om. A.] *κοῖλά τε καὶ ἐξ εὐρέος ἐς στενὸν συνηγμένα, τὰ δὲ καὶ ἐκπεπταμένα, τὰ δὲ στερεά τε καὶ στρογγύλα, τὰ δὲ πλατέα τε καὶ ἐπικρεμάμενα, τὰ δὲ διατεταμένα, τὰ δὲ*

[1] Indem ich *τάδε*, das die Herausgeber in konstruktionswidriger Weise an die Spitze von § 21 stellen, an *πάσχοι* anschließe, das ein Objekt erheischt, glaube ich erst eine sinngemäße Verbindung der zwei Abschnitte hergestellt zu haben: Nur wer die spezifische Wirkung äußerer Agenzien kennt, ist davor bewahrt, harmlosen oder selbst nützlichen diätetischen Vorkommnissen die Schuld an einer Verschlimmerung beizumessen, die nicht ihre Wirkung ist. — Ich lasse die obigen Worte stehen, obgleich ich nachträglich sehe, daß Ermerins mir zuvorgekommen war. Hat doch auch er, wie seine übrigens willkürliche Schreibung *αἱ δ' ἐν τῇσιν κτέ.* zeigt, den Zusammenhang der zwei Abschnitte nicht verstanden. *τάδε* bedeutet, wie so oft, „das Folgende", das dann asyndetisch angereiht wird.

μακρά, τὰ δὲ πυκνά, τὰ δὲ μανά τε καὶ τεθηλότα, τὰ δε σπογγοειδέα τε καὶ ἀραιά. τοῦτο μὲν οὖν ἑλκύσαι ἐφ' ἑωυτὸ καὶ ἐπισπάσασθαι ὑγρότητα ἐκ τοῦ ἄλλου σώματος πότερον τὰ κοῖλά τε καὶ ἐκπεπταμένα ἢ τὰ στερεά τε καὶ στρογγύλα ἢ τὰ κοῖλά τε καὶ ἐς στενὸν ἐξ εὐρέος συνηγμένα δύναιτ' ἂν μάλιστα; οἶμαι μέντοι, τὰ τοιαῦτα, τὰ ἐς στενὸν συνηγμένα ἐκ κοίλου τε καὶ εὐρέος. καταμανθάνειν δὲ δεῖ ταῦτα ἔξωθεν ἐκ τῶν φανερῶν. τοῦτο μὲν γάρ, τῷ στόματι κεχηνὼς ὑγρὸν οὐδὲν ἀνασπάσεις· προμυλήνας δὲ καὶ συστείλας πιέσας τε τὰ χείλεα καὶ ἐπί τε (l. *ἔπειτεν* Kühlewein) *αὐλὸν προσθέμενος ῥηϊδίως ἀνασπάσαις ἂν ὅ τι ἐθέλοις. τοῦτο δέ, καὶ σικύαι προσβαλλόμεναι ἐξ εὐρέος ἐς στενώτερον συνηγμέναι πρὸς*
628 *τοῦτο τετέχνηνται, πρὸς τὸ ἕλκειν ἐκ τῆς σαρκὸς καὶ ἐπισπᾶσθαι, ἄλλα τε πολλὰ τοιουτότροπα. τῶν δὲ ἔσω τοῦ ἀνθρώπου φύσις καὶ σχῆμα τοιοῦτον κύστις τε καὶ κεφαλὴ καὶ ὑστέρη γυναιξίν· καὶ φανερῶς ταῦτα μάλιστα ἕλκει καὶ πλήρεά ἐστιν ἐπάκτου ὑγρότητος αἰεί. τὰ δε κοῖλα καὶ ἐκπεπταμένα ἐπεσρυεῖσαν μὲν ἂν ὑγρότητα μάλιστα δέξαιτο πάντων, ἐπισπάσαιτο δ' ἂν οὐχ ὁμοίως. τὰ δέ γε στερεὰ καὶ στρογγύλα οὔτ' ἂν ἐπισπάσαιτο οὔτ' ἂν ἐπεσρυεῖσαν δέξαιτο· περιολισθάνοι τε γὰρ ἂν καὶ οὐκ ἔχοι ἕδρην ἐφ' ἧς μένοι. τὰ δὲ σπογγοειδέα τε καὶ ἀραιά, οἷον σπλὴν τε καὶ πνεύμων καὶ μαζοί, προσκαθεζόμενα μάλιστα ἀναπίνοι καὶ σκληρυνθείη ἂν καὶ αὐξηθείη ὑγρότητος προσγενομένης ταῦτα μάλιστα. οὐ γὰρ ἂν ⟨ἐν*
630 *σπληνὶ⟩ ὥσπερ ἐν κοιλίῃ ἐνῇ* (l. *ἐνείη*) *τὸ ὑγρὸν ἔξωθέν τε περιέχει αὐτὴ* (l. *περιέχοι αὐτὸ*) [*ἡ κοιλίη*] *καὶ ἐξαλίζοιτ' ἂν καθ' ἑκάστην ἡμέρην·*[1] *ἀλλ' ὅταν πίῃ καὶ δέξηται αὐτὸς ἐς ἑωυτὸν τὸ ὑγρόν, τὰ κενὰ καὶ ἀραιὰ ἐπληρώθη καὶ τὰ σμικρὰ πάντῃ, καὶ ἀντὶ μαλθακοῦ σκληρός τε καὶ πυκνὸς ἐγένετο καὶ οὔτ' ἐκπέσσει οὔτ' ἀφίησιν· ταῦτα δὲ πάσχει διὰ τὴν φύσιν τοῦ σχήματος. ὅσα δὲ φῦσάν τε καὶ ἀνειλήματα ἀπεργάζονται ἐν τῷ σώματι, προσήκει ἐν μὲν τοῖσι κοίλοισί τε καὶ εὐρυχώροισιν, οἷον κοιλίῃ τε καὶ θώρηκι, ψόφον τε καὶ πάταγον ἐμποιέειν. ὅ τι γὰρ ἂν μὴ ἀποπληρωθῇ οὕτως ὥστε στῆναι,*

---

[1] Ich habe die von Littré begonnene Herstellung des schwer verderbten Satzes einen Schritt weitergeführt „Beiträge“ IV, 15 [hier I, 291].

ἀλλ᾽ ἔχῃ μεταβολάς τε καὶ κινήσιας, ἀνάγκη ὑπ᾽ αὐτέων ψόφον καὶ καταφανέας κινήσιας γίνεσθαι. ὅσα δὲ σαρκώδεά τε καὶ μαλθακά, ἐν τοῖσι τοιούτοισι νάρκη τε καὶ πληρώματα (l. πηρώματα) οἷα ἐν τῇσιν ἀποσφαγῇσιν γίνεται.[1] ὅταν δ᾽ ἐγκυρήσῃ πλατεῖ τι (l. τινὶ Kühlewein) ἀντικειμένῳ καὶ πρὸς αὐτὸ ἀντιπαίσῃ καὶ φύσει τοῦτο τύχῃ ἐὸν μήτε ἰσχυρόν, ὥστε δύνασθαι ἀνέχεσθαι τὴν βίην καὶ μηδὲν κακὸν παθεῖν, μήτε μαλθακόν τε καὶ ἀραιόν, ὥστ᾽ ἐκδέξασθαί τε καὶ ὑπεῖξαι, ἁπαλὸν δὲ καὶ τεθηλὸς καὶ ἔναιμον καὶ πυκνόν, οἷον ἧπαρ, διὰ μὲν τὴν πυκνότητα καὶ πλατύτητα ἀνθέστηκέ τε καὶ οὐχ ὑπείκει· φῦσα δ᾽ ἐπιχεομένη (l. ἐπισχομένη Reinhold) αὔξεταί τε καὶ ἰσχυροτέρη γίνεται καὶ ὁρμᾷ μάλιστα πρὸς τὸ ἀντιπαῖον. διὰ δὲ τὴν ἁπαλότητα καὶ τὴν ἐναιμότητα οὐ δύναται ἄνευ πόνων εἶναι, καὶ διὰ ταύτας τὰς προφάσιας ὀδύναι τε ὀξύταται καὶ πυκνόταται πρὸς τοῦτο τὸ χωρίον γίνονται, ἐμπυήματά τε καὶ φύματα πλεῖστα· γίνεται δὲ καὶ ὑπὸ φρένας 634 ἰσχυρῶς, ἧσσον δὲ πολλόν. διάτασις μὲν γὰρ φρενῶν πλατείη καὶ ἀντικειμένη, φύσις δὲ νευρωδεστέρη τε καὶ ἰσχυροτέρη, διὸ ἧσσον ἐπώδυνά ἐστιν.· γίνεται δὲ καὶ περὶ ταῦτα πόνοι καὶ φύματα (φύματα καὶ πόνοι?).

23. *Πολλὰ* δὲ καὶ ἄλλα καὶ ἔσω καὶ ἔξω τοῦ σώματος εἴδεα σχημάτων, ἃ μεγάλα ἀλλήλων διαφέρει πρὸς τὰ παθήματα καὶ νοσέοντι καὶ ὑγιαίνοντι, οἷον κεφαλαὶ σμικραὶ ἢ μεγάλαι, τράχηλοι λεπτοὶ ἢ παχέες, μακροὶ ἢ βραχεῖς, κοιλίαι μακραὶ ἢ στρογγύλαι, θώρηκος καὶ πλευρέων πλατύτητες ἢ

[1] Über diese Stelle hat sich eine Flut von Konjekturen ergossen. A.s ἀποσφαγίσι (natürlich, wie schon Mercuriale sah, = ἀποσφαγῇσι) bedarf keiner Änderung. Das der Karotis beim Durchschneiden der Kehle massenhaft entströmende Blut raubt dem Gehirn seine Funktionsfähigkeit, noch ehe der Tod eintritt. Die Alten führten solche Betäubung und Lähmung auf das Eindringen der Luft und die dadurch bedingte Erkaltung des Innern zurück. Siehe Littré I, 632. Vgl. auch Aristoteles (Probl. 954 a, 23) in betreff der ἀποπληξίαι und νάρκαι, die durch das Übermaß kalter schwarzer Galle erzeugt werden. Man denke überdies an die Etymologie von καρωτίς (von καρόω, betäuben). Das von mir vermutete πηρώματα schließt sich wenigstens an νάρκη passend an. Es können darunter Lähmungen ebensowohl als Sinnesstörungen jeder Art verstanden werden.

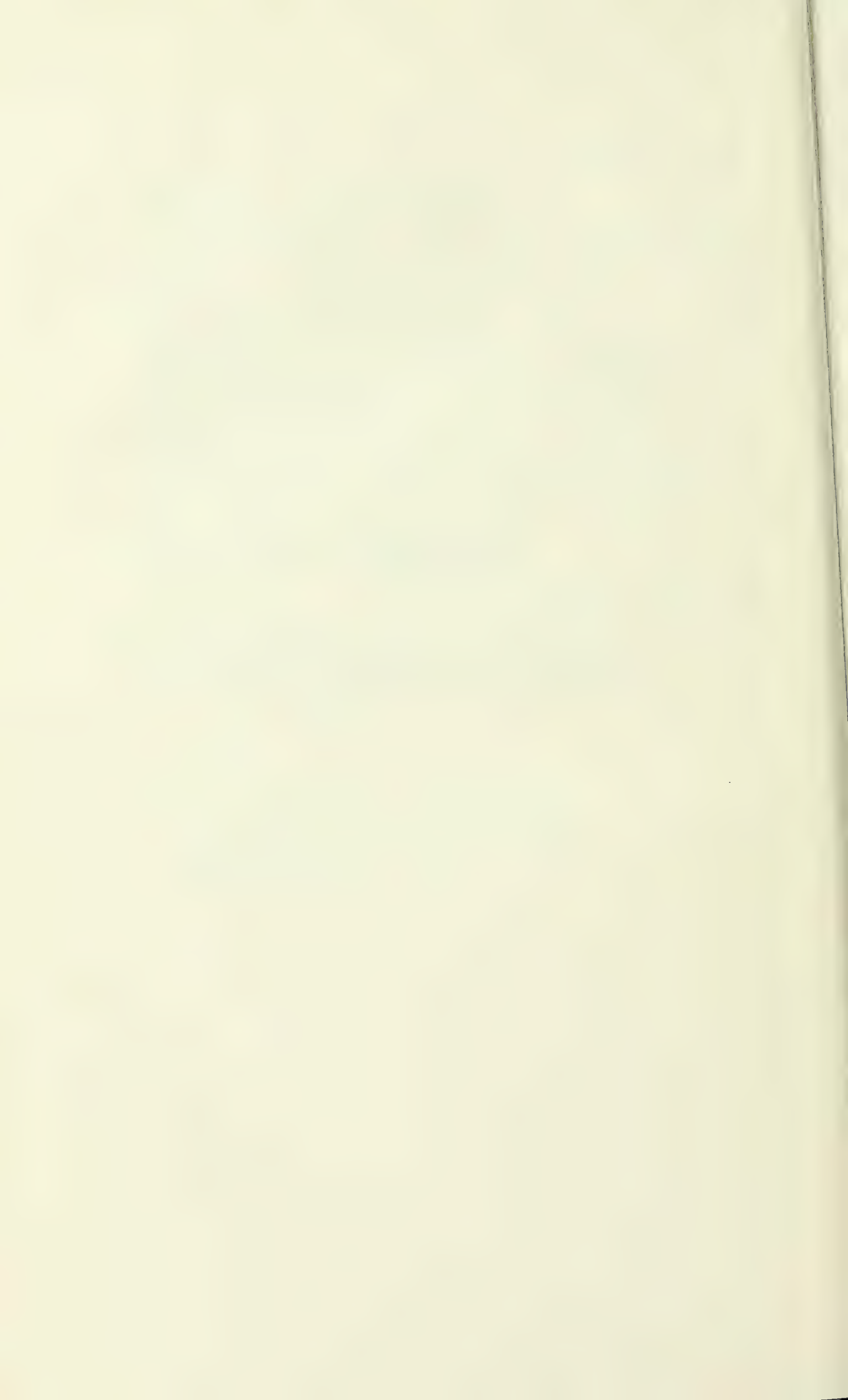
στενότητες, ἄλλα μυρία, ἃ δεῖ πάντα εἰδέναι ᾗ διαφέρει, ὅπως τὰ αἴτια ἑκάστων εἰδὼς φυλάσσηται.

24. *Περὶ δὲ δυναμίων χυμῶν αὐτῶν τε ἕκαστος ὅ τι δύναται ποιεῖν τὸν ἄνθρωπον* [*ἐσκέφθαι*] *καὶ πρότερον εἴρηται* ⟨*χρὴ δὲ*⟩ *καὶ τὴν συγγένειαν* ⟨*ἐσκέφθαι*⟩ *ὡς ἔχουσι πρὸς ἀλλήλους.*[1] *λέγω δὲ τὸ τοιοῦτον· εἰ γλυκὺς χυμὸς ἐὼν μεταβάλλοι ἐς ἄλλο εἶδος, μὴ ἀπὸ συγκρήσιος, ἀλλ' αὐτὸς ἐξιστάμενος, ποῖός τις ἂν πρῶτος γένοιτο, πικρὸς ἢ ἁλμυρὸς ἢ στρυφνὸς ἢ ὀξύς; οἶμαι μέν, ὀξύς. ὁ ἄρα ὀξὺς χυμὸς ἀνεπιτήδειος* 636 *προσφέρων* (*προσφέρειν* Kühlewein) *ἂν τῶν λοιπῶν εἴη μάλιστα, εἴ περ ὁ γλυκύς γε πάντων ἐπιτηδειότατος. οὕτως εἴ τις δύναιτο ζητῶν ἔξωθεν ἐπιτυγχάνειν, καὶ δύναιτο ἂν πάντων ἐκλέγεσθαι αἰεὶ τὸ βέλτιστον· βέλτιστον δέ ἐστι τὸ προσωτάτω τοῦ ἀνεπιτηδείου ἀπέχον.*

[1] Die von Littré begonnene Herstellung habe ich durch die Umstellung von *ἐσκέφθαι* und durch die Einschaltung der zwei Wörtchen *χρὴ δὲ* abzuschließen versucht „Beiträge" IV, 15 [jetzt hier I, 291].

Anhang.

Kleine Anzeigen.



Ein Briefwechsel zweier altösterreichischer Schulmänner (K. Enk von der Burg und W. Heinzel).[1]

Herausg. von Ludwig und Richard Heinzel. Wien, Tempsky und Leipzig, Freytag, 1887. 133 S. 8°.

„Ich Überglücklicher! Emilie liebt mich und wird mein werden! ... Unser ganzes Leben wird nur ein herrlicher vierstimmiger Hymnus sein.“ So beginnt, einem Romane gleich, der (von den Herausg. schön eingeleitete) Briefwechsel, der uns in die Unterrichts- gleichwie in die politischen und sozialen Zustände Altösterreichs lehrreiche Einblicke gewährt, vor allem aber in das Leben und Streben zweier begabter und gediegener Männer, von denen der eine, Enk von der Burg, in angesehener und einflußreicher Stellung (als Landesschulinspektor) gestorben ist und auch als Übersetzer Dantes, Epiktes usw. ein geachtetes Andenken hinterlassen hat, während der andere und ungleich bedeutender Angelegte in rastloser Arbeit seine Kräfte aufgezehrt hat, ehe sein Name über die engsten Kreise hinauszudringen vermochte. Wenceslaus Heinzel kam 1799 als Sohn des Schullehrers von Raab in Oberösterreich zur Welt und starb kaum vierzigjährig als Präfekt des Gymnasiums zu Görz, wohin er ein Jahr vor seinem Tode versetzt war, nachdem er von 1825—1838 in wechselnden Stellungen am Gymnasium zu Capo d'Istria gewirkt hatte. Wie nun dieser Mann, der reichhaltige und

[1] Aus der Deutschen Litteraturzeitung 1888, Nr. 1, Sp. 6ff. Um zwei zusammengehörige Stücke aneinander zu rücken und zugleich mit einem Gegenstand von allgemeinerem Interesse zu beginnen, bin ich in Ansehung der drei ersten Nummern von der streng chronologischen Ordnung abgewichen.

vielseitige Kenntnisse mit ebenso feinem als sicherem Urteil und die wuchtigste Willenskraft mit nie erlahmendem idealem Schwunge verband, in jenem weltentrückten Erdenwinkel mit der Enge der Verhältnisse, mit dem Unverstand hoher Behörden und mit der Gebrechlichkeit des eigenen Körpers rang und schließlich dem ungleichen Kampfe erlegen ist, — davon geben uns die vergilbten Blätter dieses Briefwechsels, der das Jahrzehnt von 1828—1838 umfaßt, eine zugleich ergreifende und wahrhaft erhebende Kunde. Wie überrascht es, in der Stickluft des franciscеischen Österreich einem so knorrigen und eigenartigen Charakter, einer so wahrhaft unerschöpflichen Arbeitsfreude und so durchaus originellem Denken zu begegnen, wie sie z. B. aus den folgenden Äußerungen zu uns sprechen (S. 47): „In meinem Hause da bin ich der Herr. Ich erziehe meine Kinder so: Vom Menschen steigen wir hinab bis zum Stein, d. h. wir betrachten den Menschen in seinen Metamorphosen (Einfluß Okenscher Gedanken, vgl. S. 21): dann entsteht uns die Geographie, und unser Ziel ist wieder der Mensch; so wird uns Geschichte und Sprache. Österreich ist der Mittelpunkt vom Boden unseres Gotteshauses. Die Mineralogie werde ich wahrscheinlich behandeln nach R. (lies K.) v. Raumer ... (S. 60 wird K. v. Raumers „Versuch eines Abc-Buchs der Krystallkunde“ das „treffliche, das herrliche Werkchen“ genannt) ... Das Schreiben soll zur Kunstübung werden, das Zeichnen begleitet die Naturgeschichte, die Geographie und Geschichte; Musik fehlt nicht; die Gymnastik veredelt sich zum Tanze. Überhaupt zielt meine ganze Erziehung auf Kunst: so empfangen sie Griechenland, und sie wandeln weiter *καλὰ καὶ ὕψι βιβάντες* (nach Hymn. in Apoll. Pyth. 24) auf den Höhen sittlicher Kunst.“ Desgleichen S. 20—21 nach bitteren Äußerungen über unerquickliche kollegiale Verhältnisse: „Ich bin nur zu Hause gern, daher auch ziemlich geschwächter Gesundheit, so daß mir das Schreiben dieses Briefes selbst sauer wird. Und doch will ich nicht aufhören, ohne Dir etwas von meiner Familie geschrieben zu haben. Ich habe jetzt vier Kinder (eigentlich ist der

Älteste, von 5 Jahren, angenommen) und erwarte in Bälde das fünfte ... Ich begann mit Geographie und Naturgeschichte, jenes nur auf der Erdkugel und Karten, dieses in Bildern von den Knochen, Muskeln, Nerven, Därmen, Gefäßen usw. ... Zugleich habe ich eine kleine Sammlung von Polypen, Kracken, Muscheln, Schnecken, Krabben, Faltern, Käfern, Steinen usw. Auch für die Geschichte sorgte ich; meine Wahl fiel endlich nach langem Widerstreben auf die hebräische. Da übersetze ich denn mit aller Gewissenhaftigkeit die Bibel aus dem Hebräischen ins Deutsche und erzähle ihnen dann fast in demselben Tone Kapitel für Kapitel ... Dazu kommen, so oft das schöne Wetter und meine Gesundheit es erlauben, gymnastische Übungen im Garten. Sie schließen sich als Praxis an die Muskellehre" usw.

Wie durch das Studium des Hebräischen, so hat Heinzel seine Sprachkenntnisse durch Erlernung des Sanskrit, des Neugriechischen, der slavischen Sprachen stetig erweitert; französischen, englischen, italienischen Zitaten begegnen wir auf Schritt und Tritt. Die klassischen Sprachen beherrscht er mit Meisterschaft, wie sich denn „unter den griechischen Gedichten" seines Nachlasses „eines durch freie und geistreiche Nachbildung Aristophanischer Ausdrucksweise" besonders hervortun soll (Einleitung S. 6). Erstaunlich ist das sichere und eindringende Verständnis, mit welchem er aus der Abgeschiedenheit jenes „qualvollen Ortes" (S. 127) die Fortschritte deutscher Wissenschaft verfolgt. „In der klassischen Philologie waren F. A. Wolf, Voss, G. Hermann, Niebuhr, Lachmann seine Führer, auch die Anfänge Ritschls wußte er zu würdigen, während er die Schwächen Thierschs wohl erkannte" (S. 7). Über J. Grimms Hauptwerk lesen wir S. 37 das schöne Wort: „Kein Münster steht in Deutschland und auf der weiten Erde so bewundernswert wie seine deutsche Grammatik". Aber dies hinderte ihn nicht, um die Worte seines stimmfähigen Sohnes zu gebrauchen, „auch dem Verdienste des von der neuen Schule scheel angesehenen und auch von J. Grimm mißachteten K. F. Beckers gerecht zu werden" (Einleitung S. 7). Früh

erkennt er die Notwendigkeit, den Ertrag der vergleichenden Sprachforschung der Behandlung der klassischen Sprachen zugute kommen zu lassen, und seinem skeptischen Freunde schreibt er schon 1835 (S. 42): „Wenn Du aber spottend wieder frägst, ob etwa vor Grimm und unserer Bekanntschaft mit dem Sanskrit keine Grammatik möglich war, so antworte ich keck: Nein!“ Und alle seine Kenntnisse und Einsichten weiß er einem großen Zusammenhang einzufügen. Die Sprachwissenschaft gilt ihm als „Physiologie des Geistes“ (S. 59), und „die Naturwissenschaften“ (so urteilt er bereits 1838) „erheben sich in ganzer Macht und breiten sich selbst in den Sprachen aus“ (S. 121). Seine freie Stellung auch gegenüber dem klassischen Altertum mag eine Anführung kennen lehren: „Schrecklich ist mir stets der eitle Geist der Nachahmung . . .; mit Wehmut lese ich die Gerusalemme liberata . . .; es ist doch so allenthalben noch das Augustische Zeitalter“ (S. 46). Daß er den Weltangelegenheiten nicht gleichgültig gegenübersteht, ist selbstverständlich; allein die glühende Sehnsucht nach einer besseren Zukunft, die mitunter (wie S. 121) beredten Ausdruck findet, ist so wenig wie die gelegentlich hervorbrechend Verzweiflung über die Kümmerlichkeit und Hoffnungslosigkeit seines eigenen Daseins imstande, sein geistiges Gleichgewicht zu stören. „Das Revolutionieren stößt gegen eine“ seiner „vorzüglichsten Überzeugungen“; ihn leitet tiefer Sinn für die Kontinuität des Lebens „der Menschheit“, das ihm „von hoher Bedeutung ist in seiner Gegenwart erzeugenden Vergangenheit sowohl als in seiner Zukunft erzeugenden Gegenwart“ (S. 59). — In seinen letzten Lebensjahren ertönen die wehmutvollen Klagerufe: „Nicht jeder Boden ist für jede Pflanze, so auch nicht jeder Mensch für jedes Land: ich bin hieher gebannt, um für meine Familie zu leben, für mich und die übrige Welt — einer von den Toten“ (p. 66). „Ich bin fast zu einem Nerv geworden und lebe doch in dieser rauhen Welt, die derb hereindrückt auf den Leib wie auf das Gemüt. Nun will ich nur mit den Kindern leben, ihnen opfere ich mein wissenschaftliches Leben, alles Große und Heilige

desselben" — (S. 84, 85). Vgl. S. 94—95 die Klagen über die „glühende, baumlose Gegend" und über die Unmöglichkeit, sich „eine Badewanne zu schaffen"!

Doch wir müssen schließen und fügen nur noch einige kritische Nachträge bei. Die Abbreviatur P. P. P. S. (S. 68) war aufzulösen in: *Patrum piarum scholarum*; das griechische Zitat auf der nächsten Seite ist = Euenos Frg. I Bergk; die Worte *πρᾳῶς δίδασκε*. ΓΟΡΓ. gehen auf Platons Gorgias 489d: *πρᾳότερόν με προδίδασκε;* sinnstörend ist S. 93, Z. 3 der Lesefehler „zuerst" statt „zu ernst"; mit „Pr. Ser." S. 95, Z. 8 v. u. ist Präsident Serbensky gemeint, wie S. 107, Z. 3 v. u. zeigt; zu „Grafen" S. 35, Z. 6 war ein *sic* zu setzen, da Graser (S. 32, Anm. 3) gemeint, und der Name von Enk verlesen ist.

Herodoti Historiae, recens. Alfred Holder.[1]

Vol. I (Bibl. script. Graec. et Rom. edita cur. C. Schenkl). Leipzig, Freytag, 1886. VIII u. 407 S. 8°.

Diese neue Herodotausgabe bietet uns eine übersichtliche und durch die Anwendung gut gewählter Kompendien durchsichtige Darstellung der handschriftlichen Überlieferung; sie bereichert diese durch eine neue Kollation der Wiener Hs. und sie ist bestrebt, die Ergebnisse der jüngsten Herodotforschung dem Texte des Autors zugute kommen zu lassen. Insbesondere Cobets Mitteilungen in der Mnemosyne und 87 van Herwerdens (noch unvollendete) Ausgabe erfahren eine weitgehende Berücksichtigung. Während sich der Herausgeber in dieser Weise um die Auswahl der Lesarten, im großen und ganzen mit Geschick und Einsicht, bemüht zeigt, hat der Leiter des Unternehmens, Carl Schenkl, eine stattliche Zahl von Verbesserungsvorschlägen beigesteuert. Über Einzelheiten läßt sich natürlich in dem einen wie in dem anderen Betrachte mehrfach rechten. So wären wir begierig die Gründe kennen zu lernen, welche zur Verwerfung der nach unserer Überzeugung zweifellos richtigen Reiskeschen Emendation zu III, 97 (*Κόλχοι δὲ τὰ ἐτάξαντο*) geführt haben, oder durch welche der Herausg. II, 16 fin. das überlieferte *οὐ* gegen unsere Anfechtung (Herod. Stud. II, 7—8 [hier 51 f. u. 175 f.]) verteidigen zu können glaubt, nicht minder wie er I, 31 init. *εἴπας* oder I, 32, 31 *ἄπηρος δέ ἐστι* zu rechtfertigen gewillt ist. Doch dies und ähnliches zu verhandeln ist dies nicht der geeignete Ort. Bedauerlich ist die Ungenauigkeit in der Wiedergabe der Lesart des Vindobonensis zu III, 6, 4

---

[1] Aus der Deutschen Litteraturzeitung 1887, Nr. 3, Sp. 86 f.

(*δι' ἔτους ἑκάστου* statt *δι' ἔτους ἔτεος ἑκάστου*), aus welcher ich die Verbesserung *δι' ἔτεος* [*ἔτεος ἑκάστου*] gewonnen hatte (a. a. O. II, 45—46 [hier 92 ff.]); desgleichen sollte zu I, 27 die Variante des cod. Remiger. und einiger Parisini *ἀρᾶσθαι* statt *ἀρώμενοι* jedenfalls erwähnt und wohl auch berücksichtigt werden. Ich schließe mit einigen kleinen Reklamationen. Zu III, 69, 28 wird die Tilgung der Worte *τὰ γενόμενα* Herwerden zugeschrieben, während man bei diesem selbst liest: „del. Gomperz". Andererseits wollte ich keineswegs, wie zu III, 105 fin. mißverständlich angenommen wird, die Form *ἀναρσιεῖς*, die ich bei Hippokrates herstellte, auch unserem Geschichtschreiber aufdrängen.

. . . .

Herodoti Historiae, recens. Alfred Holder.[1]

Vol. II. Editio maior. (Bibl. script. Graec. et Roman. ed. cur. C. Schenkl.) Leipzig, Freytag, 1888. 420 S. 8⁰.

Wir haben dem vor Jahresfrist über den ersten Band dieser Ausgabe (DLZ. 1887, Sp. 86f.) Geäußerten nur wenig hinzuzufügen. Ihre Stärke besteht in der ungemein reichhaltigen Benützung der Herodotliteratur, vornehmlich ihrer jüngsten Erzeugnisse, ihre Schwäche in dem Mangel eines festen und wohlgegründeten Urteils über die handschriftliche Grundlage des Werkes. In letzterer Rücksicht waren wir allerdings nicht wenig überrascht, an der für den relativen Wert der zwei Handschriftenklassen entscheidenden Stelle, V, 91 fin., die von Eltz beseitigte, von Cobet, Herwerden, Krüger, Tournier-Desrousseaux, uns selbst und manchen Anderen verurteilte Lesart der Klasse *α* wiederhergestellt zu sehen. Bedauerlich ist es, daß die unvollständige Mitteilung handschriftlicher Varianten den Leser nicht immer in den Stand setzt, eine vom Herausg. versäumte Verbesserung nachzuholen. So wäre wohl zu V, 87, 10 die Meldung: V′ om. *καὶ* genügend, um als das Ursprüngliche die Schreibung *πέριξ τὸν ἄνθρωπον τοῦτον λαβοῦσας, κεντεύσας — εἰρωτᾶν* erkennen zu lassen, gerade wie VIII, 105, 6 zu schreiben ist: *ἐκταμὼν* (mit Reiske) *ἀγινέων ἐπώλεε κτέ.* — Daß den Urhebern von Verbesserungsvorschlägen auch dann, wenn ihre Namen in der Herodotkritik völlig unbekannt sind, keinerlei Hinweis auf Zeit oder Ort der Veröffentlichung beigegeben ist, erscheint uns nicht weniger als dem Beurteiler in der Revue critique (1888, Nr. 3)

---

[1] Aus der Deutschen Litteraturzeitung 1888, Nr. 11, Sp. 391f.

als ein arger Übelstand, der beseitigt sein müßte, ehe man über Prioritätsfragen mit irgend welcher Sicherheit urteilen könnte.

Zu Meinungsverschiedenheiten bietet dieser Band reichlichen Stoff. Wir begnügen uns damit, einige Berichtigungen beizusteuern, die weitläufiger Begründung entraten können. 392 V. 52, 18—19 scheint uns der (zuerst wohl von Kiepert vorgebrachte) Vorschlag, s. Herod. Stud. II, 583 Anm. [hier S. 115]: *δεύτερός τε καὶ τρίτος ὡυτὸς ὀνομαζόμενος ⟨Ζάβατος⟩, οὐκ ὡυτὸς ἐὼν ποταμός* aus Gründen paläographischer Leichtigkeit sowohl als des herodoteischen Sprachgebrauchs den Vorzug zu verdienen vor Weißenborns Ersetzung des ersten *ὡυτὸς* durch *Ζάβατος*. V, 69, 6 gilt uns K. F. Hermanns, oder richtiger Abichts (der zuerst damit aufgetreten ist) Änderung von ΤΟΤΕΠΑΝΤΩΝ in *τότ' ἐπανιὼν* als eine emendatio palmaris, der man endlich die gebührende Ehre erweisen sollte. Was soll aber an eben derselben hochwichtigen Stelle die Erwähnung von Madvigs Einfall, *δέκα δὲ* sei zu tilgen, da ja doch die Inschriftenfunde die Richtigkeit von Herodots Angabe über die Kleisthenischen Demen mehr und mehr erhärtet haben. [Dies zu modifizieren nach den Angaben des Aristoteles in der *Ἀθηναίων πολιτεία* cap. 21.] Höchst befremdlich war es mir, zwei meiner Änderungsvorschläge (Tilgung von *αὐτῶν* VI, 15, 3 und Einschaltung von *ἀλλ'* vor *ἄλλῃ* VIII, 140, 15) auf Cobet übertragen zu sehen, der weder in seinen Herodotea noch — soweit die Indices seiner sämtlichen kritischen Werke mir die Nachprüfung gestatteten — irgend sonstwo diese Änderungen vor oder nach mir empfohlen oder nur berührt hat!! VIII, 62, 3 hat nicht erst Werfer, sondern schon Reiske *μὲν* hinzufügen wollen. Ebenso sollte zu VII, 223, 15 gesagt sein, daß bereits Dobree, Adv. S. 40, eine Lücke angenommen hat. Lob verdient es, wenn neben jenem, der einer Konjektur den letzten Schliff gegeben hat, auch ihr eigentlicher Urheber genannt wird. So zu VII, 236, 18: „*ἀκεῦνται* Stein (*ἀκέσονται* Reiske): *ἀνιεῦνται*". Allein ist es nicht völlig irreleitend, wenn wir nunmehr auch zu VII, 143, 13 die Anmerkung lesen: „*εἶπαι*

Gomperz (*εἰπεῖν* Stein): *εἶναι*"? In Wahrheit habe ich *εἶναι* in *εἶπαι* verwandelt, und Stein hat meine Änderung, unter Nennung meines Namens, angenommen, aber die von ihm bevorzugte Form in den Text gesetzt! Schließlich sei noch bemerkt, daß IX, 17, 4—5 sowohl Letronnes als mein Anteil an der Herstellung des Satzes unrichtig angegeben, und dieser selbst verballhornt wird durch eine Fassung (*ἐμήδιζον γὰρ δὴ καὶ οὗτοι οὐ σφόδρα ἑκόντες*), für welche ich jede Verantwortung ablehnen muß. Rührt VII, 102, 1 die Athetese vom Herausg. her, oder sind die Worte „del. Herwerden" nur ausgefallen? Schenkl hat auch zu diesem Band eine stattliche Zahl beachtenswerter Besserungsvorschläge beigesteuert.

Otto Kern, De Orphei Epimenidis Pherecydis Theogoniis quaestiones criticae.[1]

Berlin, Nicolai, 1888. 110 S. gr. 8°.

Diese von Diels geförderte Erstlingsarbeit eines vielversprechenden jungen Gelehrten hat eine Reihe oftverhandelter, ebenso wichtiger als schwieriger Fragen ihrer endgültigen Lösung zugeführt. Die sogenannte „rhapsodische Theogonie", der älteste Bestandteil der uns erhaltenen orphischen Literatur, ist nicht jünger als das sechste vorchristliche Jahrhundert — diese These Lobecks wird herrschenden Ansichten gegenüber wieder zu Ehren gebracht, in Übereinstimmung mit O. Gruppe, dessen wichtiges Buch (Die griech. Culte und Mythen in ihren Beziehungen zu den oriental. Religionen I, Leipzig 1887) dem Verf. erst nach Abschluß seiner Arbeit bekannt geworden ist. Paul Schusters widerstreitende Behauptungen werden in der eingehendsten und gründlichsten Weise widerlegt, Nachklänge jener Theogonie bei Xenophanes, Pindar, Äschylos, Parmenides, Anaxagoras, Platon und Aristophanes in schlagender und, wie uns dünkt, unwiderleglicher Weise aufgewiesen. — Der zweite Abschnitt handelt über die Theogonie des Epimenides, wobei die Fragmente durch einige, von Diels herrührende, ungemein wahrscheinliche Ergänzungen schwer geschädigter Stellen der Schrift Philodems „über die Frömmigkeit" eine sehr erwünschte Bereicherung erfahren. Das Fazit dieser Untersuchung ist der Nachweis, daß die aus dem Inhalt der Lehren zu gewinnenden chronologischen Indizien mit dem neuerlich von Löschcke zu gebührender Geltung gebrachten

[1] Aus der Deutschen Litteraturzeitung 1888, Nr. 27, Sp. 974.

Zeugnis Platons (Legg. I, 642d) über die Lebenszeit des kretischen Weisen in vollkommenem Einklang stehen: er lebte und schrieb am Ausgang des 6. Jahrh. — Den Schluß bildet die Sammlung und Erörterung der Bruchstücke des Pherekydischen Werkes, wobei an Diels' grundlegende Entdeckung (Pherekydes ist jünger als Anaximander, s. Archiv f. Gesch. d. Philos. I, 11—15) angeknüpft, und mit besonderem Glück die bedeutsamen Spuren des Einflusses erörtert werden, welchen der Theologe von Syros auf Äschylos geübt hat. [Doch vgl. jetzt gegen Diels' Zeitansatz Griech. Denker I^3, 427.]

Ich schließe mit zwei Detailbemerkungen. Das Adjektiv *περιωπής* begegnet nicht allein, wie S. 8, Nr. 15 gesagt wird, in den orphischen Argonautica (V. 12), sondern ist auch in einer kürzlich zu Lozno in Bulgarien gefundenen Inschrift mit Sicherheit erkannt worden (Archäolog.-epigr. Mitteil. aus Österreich X, 66, A. 30a). Die vom Verf. S. 25 begonnene Emendation der bedeutsamen Stelle des Athenagoras aber (Supplic. pro Christian. p. 84 Otto) konnte ich zu gedeihlichem Ende führen. Die von Schuster zu Tode interpretierten Worte *προῆλθε δὲ καὶ θεὸς Γῆ διὰ σώματος* haben zu lauten: *προῆλθε δὲ καὶ θεὸς τρίτος* (γ̄) *ἤδη ἀσώματος* — nachdem nämlich die obere Hälfte des geborstenen Welteis zum Himmel, die untere zur Erde geworden war. [Die Stelle ward seither anders, meines Erachtens in wenig überzeugender Weise, behandelt von Zeller, Philos. d. Griechen I^5, 92. Lobecks Vorschlag *θεός τις δισώματος* ist neuerlich von Ed. Schwartz und Hilgenfeld (Berliner philol. Wochenschrift 1892, Nr. 52, 1646) angenommen worden, welch letzterer jedoch in *γῆ* gleich uns γ̄, d. h. *τρίτος*, erkennen will.] Vgl. die a. a. O. angeführten, aber nur teilweise ausgenutzten Worte des Damascius (S. 382 K.): *καὶ τρίτον ἐπὶ τούτοις θεὸν ἀσώματον* —.

Alois Rzach, Kritische Studien zu den sibyllinischen Orakeln.[1]

(Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philos.-histor. Klasse. Bd. XXXVIII, Nr. IV.) Wien, Tempsky in Komm., 1890. 134 S. 4°.

Χρησμοὶ Σιβυλλιακοί.
Oracula Sibyllina, recens. Aloisius Rzach.

Leipzig, Freytag, 1891. XXI u. 321 S. gr. 8°.

Die am meisten verachteten Stiefkinder der griechischen Muse, die häufiger gescholtenen als gelesenen Sibyllisten, beginnen allgemach aus dem kalten Schatten der Vernachlässigung hervorzutreten. Zwei verdienstvolle Forscher haben gleichzeitig den auf diesen Literaturzweig bezüglichen Problemen eindringliches Studium gewidmet, indem der eine — Ludwig Mendelssohn im XLIX. Bande des Philologus — dieselben vornehmlich von der sachlich-historischen, der andere, Alois Rzach, von der sprachlich-literarischen Seite aus zu lösen sich bemüht zeigt.

In der Abhandlung Rs. wird eine lange Reihe einzelner Stellen kritisch in, wie wir glauben, überwiegend glücklicher Weise behandelt, die Sprache und Verskunst der Sibyllisten eingehend erforscht (vgl. z. B. S. 18ff. 23f. 34. 44. 113. 127), wobei gelegentlich auch Fragen der Homerischen Textkritik gründlich erörtert werden (so S. 32 und 40:

[1] Aus der Deutschen Litteraturzeitung 1891, Nr. 14, Sp. 495ff.

auch für das Gedicht des Pseudo-Phokylides fällt einiger Gewinn ab (S. 27). Das Fazit der gesamten Untersuchung ist die Erkenntnis, daß die einst vielgelesenen sibyllinischen Orakel an ungemein zahlreichen und tiefgreifenden Verderbnissen leiden, und die sprachliche und metrische Verwilderung derselben in nicht geringem Maße der Überlieferung und nicht den Verfassern selbst zur Last fällt. Es erhellt dies vor allem aus der Vergleichung der uns indirekt (durch Zitate der Kirchenväter, namentlich des Lactantius) bekannten Partien, aus der überraschenden Bekräftigung, welche der Autorität der besten direkten Zeugen — der Glieder der ersten Handschriftenklasse (Ω) — aus eben diesen Anführungen erwächst, aus der Vergleichung der zahlreichen Parallelstellen, welche uns einmal in besserer, einmal in schlechterer Überlieferung vor Augen liegen, aus den nahezu unglaublichen Differenzen der handschriftlichen Zeugen und der großen Menge von Korruptelen, welche die 496 Hand nachbessernder und die Schäden verkleisternder halbgelehrter Leser deutlich erkennen lassen. Unter diesen Umständen und in Anbetracht der Tatsache, daß uns nur etwa die Hälfte der Sammlung durch Vertreter der vorzüglichsten Handschriftenklasse erhalten ist, eröffnet sich der Konjekturalkritik ein weiter Spielraum. Um den aus dieser Sachlage sich ergebenden Forderungen vollauf zu genügen, tat — von dem allezeit erforderlichen kritischen Scharfsinn abgesehen — zweierlei not: innigste Vertrautheit einerseits mit den dichterischen Vorbildern der Sibyllisten, d. h. vornehmlich mit Homer, Hesiod, den Orphikern und den antiken Orakeln, andererseits mit den hauptsächlichsten stofflichen Quellen, den verschiedenen Bestandteilen der alt- und neutestamentlichen Literatur. In dem einen wie in dem andern Betracht hat der unermüdliche Sammelfleiß des Herausgebers wohl den denkbar höchsten Anforderungen Genüge getan. Das Ergebnis seiner kritischen Arbeit (zu welcher außer V. Klouček in Prag auch v. Hartel Erhebliches beigesteuert hat) ist eine Textgestalt der Sibyllinen, die von derjenigen bei Friedlieb und Alexandre wesentlich

abweicht und der ursprünglichen Form dieser religiös-moralischen Dichtungen ohne Zweifel beträchtlich näher kommt.

Über einzelnes läßt sich natürlich rechten. Den Vorwurf glättender Nivellierung, der Herrn R. schwerlich erspart bleiben wird, halten wir zwar im wesentlichen für unbegründet, doch leiht ihm die Behandlung der einen oder der anderen Stelle eine gewisse Scheinbarkeit. Wenn die barbarische Form *περιπτήσασα* I, 245 sich nicht in gelinderer Weise beseitigen läßt, so wird man wohl besser tun, sie nicht anzutasten. [Hierzu eine briefliche Mitteilung August Naucks, $\frac{\text{22. Okt.}}{\text{3. Nov.}}$ 1891: „Für das von Ihnen mit Recht in Schutz genommene *περιπτήσασα* Or. Sib. I, 245 findet sich die entsprechende Form *πτήσαντος* in Ignatii Diaconi Tetrast. 29, 4 p. 23 (Ausgabe von C. Fr. Müller, Kiel 1886)".] I, 201 genügt uns die minder gewaltsame Herstellung des Anonymus Londinensis, und berechtigt uns der Umstand, daß die Kürzung der ersten und die Längung der zweiten Silbe in *Νῶε*, die, wie der Herausgeber nicht leugnet, auch anderwärts wohl bezeugt sind, hier vereinigt vorkommen, wohl schwerlich zu einem so starken Eingriff in die Überlieferung. Die Form *πετεηνός*, welche III, 224 aus dem Dissens der Hss. trefflich gewonnen wird, mußte wohl nicht auch III, 677, wo Alexandres schonendere Restitution ausreicht, und ebensowenig I, 95 eingeführt, oder VII, 79 *πετεινός* als verdächtig bezeichnet werden. In dem Vers I, 193 *πλεύσει γῆ, πλεύσουσιν ὄρη, πλεύσει δὲ καὶ αἰθήρ* das einstimmig überlieferte *πλεύσουσιν* anzufechten, scheint trotz der Variante in VII, 9 kein Grund vorhanden. Die grammatische Inkonzinnität ist Dichtern aller Epochen geläufig, und der Nachdruck der Rede gewinnt nur durch das Asyndeton und die dreimalige Wiederkehr derselben Verbalform. II, 320 und VIII, 210 scheint uns (anders als Rzach Abh. S. 22) die Neubildung *ἐκπρομεριζομένη* bedenklicher als die Annahme, daß *διαμεριζομένη*, welches an erster Stelle in der einen Handschriftenklasse unverhüllt, an zweiter in beiden Klassen in leichter Verhüllung auftritt, das Ursprüngliche und nach Analogie des

Homerischen *διὰ μὲν ἀσπίδος ἦλθε* zu messen sei. Zum Schluß ein paar Besserungsvorschläge. III, 700 möchte ich *ὅ τί κέν μοι ἐνὶ* (statt *μόνον ἐνὶ φρεσὶ θήῃ* schreiben. III, 807 empfehle ich: ***τοῦτο τέλος κόσμοιο*** (statt des handschriftlichen ***πολέμοιο***) *τελεῖ θεὸς οὐρανὸν οἰκῶν* (vgl. z. B. III, 826; IV, 184; V, 186; V, 273). Sollte nicht V, 181 *φωνὴν φθέγξονται ἀμειδῆ* (statt *ἀναιδῆ*) zu schreiben sein? Vgl. Oppian Cyneg. II, 459 *γῆρυν ἀμειδέα.* V, 354 kann die
497 Konjektur *μόσχων τ' αἰγῶν τ' ἐριμύκων* kaum richtig sein, da *ἐριμύκων* kein passendes Beiwort für die *μηκάδες αἶγες* ist. Ich empfehle: *μόσχων τε βοῶν τ' ἐριμύκων.*

Albrecht Dieterich, De hymnis Orphicis capitula quinque.[1]

Marburger Habilitationsschrift. Marburg, Elwert, 1891. 57 S. 8°.

In die neuerlich mit frischem Eifer betriebenen orphischen Studien greift die vorliegende Arbeit des auf diesem Forschungsgebiete heimischen Verfassers kräftig ein. Es werden in ihr Brücken geschlagen zwischen bisher völlig unverbundenen Gebieten der Kulturgeschichte. Aus den Konventikeln der alten Orphiker werden wir auf Wegen, welche teils die Pfade voller Evidenz, teils jene hoher Wahrscheinlichkeit sind, in die Bethäuser und Basiliken altchristlicher Zeit geführt. Die ersten zwei Kapitel behandeln prinzipielle Fragen von großem Belang. Die Untersuchung gipfelt in dem Nachweis, daß die orphischen Hymnen älter als gemeiniglich angenommen wird und ganz eigentliche, zum wirklichen Vortrag in den Konventikeln dieser Sekte bestimmte Kultlieder sind. Ihre Reihenfolge ist keine willkürliche, sondern entspricht genau den Lehren der orphischen Theogonie. Die Redaktion dieses Corpus wird örtlich (kaum mit ausreichenden Gründen) Ägypten oder Kleinasien, zeitlich den zwei letzten vorchristlichen Jahrhunderten zugewiesen — eine Bestimmung, die wir als untere, nicht aber als obere Zeitgrenze akzeptieren. Das kurze dritte Kapitel enthält Konjekturen zu einzelnen Stellen der Hymnen: Kap. 4 bietet wertvolle Beiträge zur Erklärung der Goldtäfelchen von Thurioi und Petelia. Wenn Dieterich von

---

[1] Aus der Deutschen Litteraturzeitung 1892, Nr. 51, Sp. 1644 f. [Die oben besprochene Schrift ist wiederabgedruckt in A. Dieterichs Kleinen Schriften S. 69 ff.]

diesem neuen und hochwichtigen Material bemerkt, es seien „*nunc omnia accuratissime administrata apud Kaibelium*“, so wollen wir dieses Lob nicht im mindesten schmälern, aber um der Sache willen doch nicht verschweigen, daß Kaibel vermöge eines läßlichen Versehens einige Trümmer in sein großartiges Inschriftenwerk aufzunehmen verabsäumt hat, in welchen unter anderen (und dies sei dem Verfasser des „Abraxas“ gesagt) der Name des orphischen Gottes Phanes erscheint, als dessen ältester Gewährsmann bisher der Geschichtschreiber Diodor gegolten hat. [Doch ist die Lesung seither wieder zweifelhaft geworden, vgl. Griech. Denker I^2, 427.] Kap. 5 beschäftigt sich mit der Restituierung verderbter Zauberformeln, — ein Abschnitt, in dem wir nur die herben Äußerungen über Karl Wessely bedauern. Eine 1645 Arbeitskraft, die der gelehrten Forschung in unablässigem, rastlosem Bemühen immer neues, massenhaftes Material zuführt, darf wohl eine freundlichere und achtungsvollere Behandlung auch dort beanspruchen, wo ihre ersten Versuche den Nachfolgern noch manches zu tun übrig lassen. Der Epilog weist die Fäden auf, welche den orphischen Kult mit dem der Gnostiker und mittelbar mit jenem der katholischen Kirche verknüpfen.

Nachträge.

I, 96 Sophocles frgm. 153[2] möchte ich statt *οὔτ' ἀποσπᾶσθαι* jetzt vorziehen ***οὔτ' ἀποστατεῖν.***

Zu II, 194 (n. 874, 8 Kaibel) bemerkt A. Wilhelm, daß W. Kolbe in dem im Druck befindlichen Band V der Inscriptiones Graecae Nr. 599 die Schlußworte *θᾶκον ἐς ἀθανάτων* wahrscheinlich richtig schreibt.

II, 220, Z. 15 v. u. empfiehlt es sich, *ἐξειομένου* zu *ἐξει⟨ρυ⟩ομένου* zu verbessern.

Zu II, 313 ff. Die gleichzeitig mit meinem Aufsatz erschienene neue, von H. Hobein besorgte Ausgabe des Maximos (Leipzig, Teubner, 1910) ist mir erst jetzt bekannt geworden. Ich entnehme ihr das Folgende:

S. 318, Z. 17 v. u. war Reiske vor Dübner zu nennen.

Zu S. 321, Z. 12 merke ich an, daß *τούτοις* von Markland getilgt ward, also doch schon „angefochten" worden ist. Ebendaselbst Z. 15 v. u. erweist sich mein Vorschlag, *ἄωρος* zu lesen, als nicht völlig neu; er war schon von Heinsius vorweggenommen.

Zu 322, Z. 4 v. u. ist zu bemerken, daß die von mir vorgenommene Einschaltung von *⟨ἐπὶ τὰ μέρη⟩* bereits bei Markland als Alternativvorschlag erscheint.





